HANDBUCH FÜR JÄGER: JAGDBERECHTIGTE UND JAGDLIEBHABER

Georg Franz Dietrich aus dem Winckell

GIFT OF
Felix Flügel

Winckell's Handbuch für Jäger

bearbeitet von

J. v. Tschudi.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

FELIX FLÜGEL

Handbuch

für

Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Von

George Franz Dietrich aus dem Winckell.

Dritte Auflage,

bearbeitet und herausgegeben

von

Johann Jacob von Tschudi,

Dr. der Philosophie, Medicin und Chirurgie, Ritter des Rothen Adlerordens 3. Classe, Mitglied der kais. Leopold. Carol. Akademie der Naturforscher, der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien und der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften in München corr. Mitgliede, der Gesellschaft für Erdkunde und der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin auswärtigem Mitgliede, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

SK35
W5
v.1

Gift of Prof. F Vigil

Vorwort zur ersten Auflage.

Unter den ältern, über das Jagdwesen erschienenen Werken kann vorzüglich Döbel's „Jägerpraktik" und, in manchem Betracht, von Flemming's „Deutscher Jäger", als classisch betrachtet werden.

Beide aber sind zu weitläufig; auch herrscht in ihnen eine Darstellung und Sprache, welche in unsern Zeiten mehr zurückschreckend, als anziehend sein muß.

Gelänge es mir, diese Unannehmlichkeiten in gegenwärtigem Handbuche zu vermeiden; dürfte ich hoffen, durch zweckmäßige Anwendung des Bessern, was ich in ältern und neuern Schriften [1]) — selbst in einigen handschriftlichen Quellen zerstreut fand, und durch das Hinzufügen mancher, bei zwanzigjähriger Erfahrung bestätigt gefundener Beobachtungen, Nutzen zu stiften: so würde ich mich für die Bemühung, Alles zu leisten, was in meinen Kräften steht, hinlänglich belohnt fühlen.

Mein Zweck geht dahin, dem Jäger, Jagdberechtigten und Jagdliebhaber über alle ihm zu wissen nöthigen Gegenstände Aufschlüsse zu geben, mich, soweit es mit der Deutlichkeit vereinbar ist, einer möglichst gedrängten Schreibart zu befleißigen, und den Leser da, wo Trockenheit

1) Folgende Werke sind es, welche ich zu Rathe gezogen und benutzt habe: „Jagd- und Forstrecht nach churſächsischen Gesetzen"; C. G. Riccius' „Entwurf von der in Deutschland üblichen Jagdgerechtigkeit"; Stisser's „Forst- und Jagdhistorie der Deutschen"; Krünitz' „Oekonomische Encyklopädie"; Petri's „Esthen und Esthland"; v. Flemming's „Deutscher Jäger"; Döbel's „Jägerpraktik"; Büffon's „Naturgeschichte"; Bechstein's „Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands"; Funk's „Naturgeschichte"; Naumann's „Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands und der angrenzenden Länder"; Georg's „Vollständiges Handbuch für Jäger und Jagdfreunde", herausgegeben von Prof. Leonhardi; v. Wildungen's „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber"; und endlich das von J. M. Bechstein herausgegebene „Handbuch der Jagdwissenschaft", welches ich aber erst dann durch die Güte eines Freundes erhielt, als der erste und zweite Hauptabschnitt des gegenwärtigen Werks ausgearbeitet und reingeschrieben waren.

701566

im Vortrage unvermeidlich ist, durch eingestreute Bemerkungen und Anekdoten einigermaßen zu entschädigen. Ob ich ihn erreichen werde, muß die Zeit lehren.

Der Plan, nach welchem ich gearbeitet habe, wird sich aus der Ansicht der Inhaltsanzeige ergeben. Ich hielt es für gut, Alles, was über jede Wildgattung zu sagen war, in einem Capitel zusammen zu stellen.

Bei der Ueberzeugung, daß ich fehlen kann und fehlen muß, bitte ich competente Richter um Zurechtweisung. Dankbar werde ich sie erkennen und zu seiner Zeit benutzen.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Welchem Vater gewährt es nicht Freude, wenn sein Kind beim Eintritt in die Welt Glück macht? — Man beurtheile hiernach die Empfindungen, welche mich durchdringen mußten, als ich das gegenwärtige Werk nach seinem ersten Erscheinen in kritischen Blättern über alle Erwartung günstig — fast allzu nachsichtig — beurtheilt sah und zugleich wahrnahm, daß diesem Urtheile die Stimme des Publicums, besonders des *sachverständigen*, sich anschloß.

Sehr wohl that es mir — und mußte es das nicht? — wenn meine ältern Freunde Theilnahme an dem Gelungensein meines in mehr als einer Hinsicht gewagten Unternehmens bezeigten; wenn mehrere derselben ernstlich mit dem entstandenen Werke sich beschäftigten, mich auf hier und da in demselben eingeschlichene Mängel und Unrichtigkeiten aufmerksam machten, um bei einer dereinstigen zweiten Ausgabe den erstern abhelfen, die letztern verbessern zu können.

Ueberschwenglich belohnt find' ich mich für das nach besten Kräften Geleistete durch den unschätzbaren Erwerb des Wohlwollens, der Achtung, selbst — ich sage es mit Stolz! — der Freundschaft und Liebe vieler in Rücksicht ihres Herzens ehrwürdiger, in Rücksicht des Wissens und Könnens gefeierter deutscher Männer. Hochgeehrt fühl' ich mich durch die Aufnahme zum Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften, und dies um so mehr, da sie mir durchgängig ungesucht zu Theil ward.

Daß ich diesemnach alle Sorgfalt anwenden, alle zu Gebote stehende Hülfsmittel, alle von Dienstverrichtungen freie Zeit, alle seit dem ersten Erscheinen des Werks von mir selbst, oder von andern glaubwürdigen, des Waidwerks kundigen Männern gemachte, mir bekannt gewordene Erfahrungen, nicht weniger die in öffentlichen Beurtheilungen, oder sonst erhaltenen Winke benutzen werde[1]), um dieser neuen Ausgabe den, insoweit ich es vermag, höchstmöglichen Grad von Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu geben; dafür sei dem Publicum der feste Wille und das regste Ehrgefühl eines rechtlichen Mannes Bürge.

Zur Erreichung dieses Zweckes habe ich es für nöthig gehalten, die Einleitung ganz neu zu bearbeiten. Andere mannichfaltige Berichtigungen und Zusätze, selbst Verbesserungen in Rücksicht der Schreibart, werden Denen nicht entgehen, welche sich die Mühe geben wollen, die zweite Ausgabe mit der ersten zu vergleichen.

Uebrigens sind bei der gegenwärtigen Ausgabe, außer den in der Vorrede zur ersten namhaft gemachten Werken und mehrern Zeit- oder kleinern Schriften, folgende zu Rathe gezogen und benutzt worden: „Annalen und Beiträge der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde"; Bechstein's „Handbuch der Jagdwissenschaft", I und II, erste Ausgabe; dessen „Ornithologisches Taschenbuch", und der „Naturgeschichte Deutschlands" zweite Ausgabe; Burgsdorf's „Forsthandbuch"; Dumeril's „Analytische Zoologie, aus dem Französischen mit Zusätzen, von L. F. Froriep"; Egerer's, J. Ch. J. F., „Grundsätze des Forstrechts", Fischer's, J. C., „Physikalisches Wörterbuch", 7 Theile; Hartig's, G. L., „Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen", 1806 — 1808; desselben „Lehrbuch der Jagdwissenschaft"; desselben „Archiv für Preußen"; Hildebrandt's, F., „Anfangsgründe der dynamischen Naturlehre", 2 Theile; „Die Kunst, sich die zur Jagd und zum Vogelfang nöthigen Netze selbst zu verfertigen", (von einem Ungenannten); Laurop's „Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft", und dessen „Sylvan" (sämmtliche Jahrgänge); Mellin's, Graf von, „Anweisung zur Anlegung ꝛc. der Wildbahn ꝛc."; Meyer's und

1) Vorzüglich die des von mir, sowie von der Jägerwelt überhaupt, hochverehrten Oberforstm. v. Wildungen in der dem Publicum durch die Ankündigung der gegenwärtigen Ausgabe aufs neue in Erinnerung gebrachten Recension, welche in Nr. 13 und 14 des Hartig'schen „Journal für Forst-, Jagd- und Fischereiwesen" von 1806 erschien, und dem Werke zur kräftigsten Empfehlung dienen mußte; dann die, welche in der dem „Wittenbergischen Wochenblatte" vom J. 1805, Nr. 15 und 16 eingerückten Beurtheilung enthalten sind, und von meinem ältesten Jugendfreunde, dem königlich preußischen Gleitsinspector, Hrn. M. Flitner zu Weißenfels, herrühren.

Wolf's „Taſchenbuch der Vögelkunde"; Meyer's, J. C. F., „Forſtdirectionslehre"; Müllenkampf's „Forſtordnungen, nebſt andern handſchriftlichen Mittheilungen des Oberforſtrath Laurop"; „Muſeum der Naturgeſchichte Helvetiens zu Bern"; Oken's „Naturgeſchichte", Th. 3, Zoologie, Abth. 2; Temmink, C. J., „Histoire naturelle générale des pigeons et des Gallinacés" und deſſen „Manuel d'ornithologie d'Europe"; Wildungen's, v., „Taſchenbuch für Forſt- und Jagdfreunde" 1794—1812, auch deſſen „Waidmanns-Feierabende".

Allen Denen, die mich durch ſchriftliche, oder mündliche Mittheilungen in den Stand geſetzt haben, in der erſten Ausgabe eingeſchlichene Irrungen und Fehler zu berichtigen oder zu verbeſſern, ſage ich hiermit den aufrichtigſten Dank; und zwar außer den vorerwähnten Freunden, namentlich dem Herrn Forſtrath Fiſcher und Oberforſtrath Laurop zu Karlsruhe, dem Freiherrn Truchſeß v. Wetzhauſen auf Bettenburg und Bunndorf, und meinem alten lieben Verwandten, dem Kammerherrn v. Wietersheim auf Mensdorf.

Noch muß bemerkt werden, daß am Ende des dritten Theils die ſich bei Entfernung des Druckorts eingeſchlichenen Druckfehler angezeigt werden ſollen.

Zum Schluſſe füge ich noch den Wunſch hinzu, daß es mir gelingen möge, das Wohlwollen, welches durch meine zeitherigen Arbeiten bei einem großen Theile des Publicums mir zu Theil geworden iſt, durch die gegenwärtige noch mehr zu verdienen.

Roßbach, im untern Mainkreiſe des Königreichs Baiern, im Jahr 1819.

Der Verfaſſer.

Vorwort zur dritten Auflage.

George Franz Dietrich aus dem Winckell's „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber", von einem der gewissenhaftesten, gründlichsten und rationellsten Fachmänner seiner Zeit bearbeitet, nimmt, wie nach seinem ersten Erscheinen vor mehr als einem halben Jahrhundert (im Jahre 1804), so auch heute noch eine der ersten Stellen in der betreffenden Literatur ein. In den Jahren 1820—1822 war eine zweite Auflage nöthig geworden, die ebenso große Anerkennung fand, wie die erste; und auch sie wurde gänzlich vergriffen.

Leider war es dem Verfasser nicht vergönnt, eine dritte Auflage persönlich zu besorgen. Er konnte sie nur noch vorbereiten.

Seit vielen Jahren auf das genaueste mit allen Vorzügen und auch Mängeln dieses Werks vertraut, übernahm ich gerne die, freilich nicht leichte Aufgabe, dasselbe seinem gegenwärtigen Zwecke entsprechend zu überarbeiten.

Da schon ein flüchtiger Blick auf die neue Gestalt des Handbuchs, das, statt wie früher in drei dickleibigen Theilen, nun blos in zwei mäßigen Bänden erscheint, Allen, die jene kennen, zeigen wird, daß das Werk mehrfache Veränderungen erlitten hat, so halte ich mich verpflichtet kurz auseinanderzusetzen, worin diese vorzüglich bestehen, und die Gründe anzugeben, die mich bei der Bearbeitung geleitet haben.

Winckell's Handbuch hatte in seinen beiden frühern Auflagen auch einen, seinem Volumen entsprechenden hohen Preis, der dessen Anschaffung dem gering besoldeten Jäger, wenn auch nicht ganz unmöglich machte, doch sehr erschwerte. Da es aber bei seinem reellen Werthe wünschenswerth erschien, dasselbe allgemein zugänglich zu machen, so glaubte ich, in Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung, daß dieser Zweck hauptsächlich dadurch erreicht werden könne, wenn alles Das ausgeschieden würde, was dem Jäger bei seinem Berufe von untergeordneter Bedeutung ist, insbesondere aber der systematisch-zoologische Abschnitt, der durch die seitherige Gestaltung der Verhältnisse in diesem Werke als überflüssig erscheint.

In der „Einleitung" sind daher die „rechtswissenschaftlichen Erörterungen" bis auf einige wenige Paragraphen weggelassen. So wie sie in der zweiten Auflage enthalten sind, bilden sie ohnehin nur ein höchst unvollkommenes Fragment mehrerer, nichts weniger als zweck-

und zeitgemäßer Jagdverordnungen einiger kleiner deutscher Höfe und mögen einst als Material zu einer „Geschichte der Jagd" dienen. Ueberdies hat das traurige Jahr 1848 eine solche Veränderung in den Jagdgesetzen hervorgebracht, daß die dort angeführten Verordnungen für die Gegenwart durchaus ungültig sind. Die neuen Jagdgesetze eines einzelnen Landes aufzunehmen, würde dem Zwecke des Buchs nicht entsprochen, und das Einschalten der definitiven und provisorischen Verordnungen der verschiedenen deutschen Länder die Grenzen des Werkes weit überschritten haben.

Das dritte Capitel, die „Erörterungen aus dem Gebiete der Naturkunde", das in der zweiten Auflage beiläufig 400 Seiten einnimmt, habe ich gänzlich weggelassen. In seiner frühern Form entspricht weder der physiologische, noch der systematische Theil den jetzigen Anforderungen der Wissenschaften. Eine gänzliche Umarbeitung dieses voluminösen Abschnittes hätte aber den vorgesetzten Zweck nicht erfüllt, denn für den weniger gebildeten Jäger, der in dem Buche nur Das sucht, was ihm direct nützlich ist, würde eine solche das Werk sehr bedeutend vertheuert haben; dem wissenschaftlichen Jäger und Jagdliebhaber aber steht gegenwärtig eine solche Auswahl von speciellen naturwissenschaftlichen Werken, zum Theil mit vorzüglichen Abbildungen, die weit mehr nützen, als Beschreibungen, wie sie hier gegeben werden können, zu Gebote, daß er eine zoologische Systematik in einem „Handbuche für Jäger" gewiß nicht vermissen wird [1]).

Der Mangel an guten, leicht zugänglichen naturwissenschaftlichen Werken zu Winckell's Zeiten mag wol den Verfasser bewogen haben, sein Buch mit diesem Capitel zu bereichern. Gegenwärtig hat sich die populäre Literatur vorzüglich den naturwissenschaftlichen Disciplinen zugewendet und dadurch auch dem Jäger es sehr erleichtert, seine zoologischen Kenntnisse, besonders durch bildliche Darstellungen zu erweitern.

Den Paragraphen über die Rehbrunft habe ich, da die Physiologie diese jahrhundertelang streitige Frage nun definitiv gelöst hat, nach unserer gegenwärtigen Kenntniß des richtigen Sachverhaltes abgeändert. Hätte ich den betreffenden Abschnitt aus der zweiten Auflage abdrucken

1) Der systematisch-zoologische Theil ist in allen bisher erschienenen Werken über die Jagd ungemein mangelhaft und deshalb auch ungenügend behandelt. Eine genaue, einigermaßen ausführliche Jagdzoologie, die dem wissenschaftlichen Jäger als sicherer Führer dient, dem weniger gebildeten aber doch auch leicht verständlich ist, überschreitet immer die Grenzen eines Hand- oder Lehrbuches für Jäger und ist weit zweckmäßiger Gegenstand eines eigenen Werkes.

lassen, so hätte ich natürlich auch die entgegengesetzten Beobachtungen bis in die neuere Zeit beifügen müssen, was ich, nach nun gelöster Frage, als eine unfruchtbare Arbeit betrachte.

Es wird mir gewiß keiner der Leser einen Vorwurf daraus machen, daß ich den Abschnitt über das Jagdpferd ebenfalls unterdrückt habe. Er ist für den nicht beritlenen Jäger ganz überflüssig; Dem aber, der in der Lage ist, sich ein Schießpferd zu halten, bietet er nichts, das er nicht schon längst und auch — besser wüßte, da gerade dieses Capitel das schwächste im ganzen Werke war.

Im ersten Anhange zum dritten Theile (der zweiten Auflage) habe ich das Capitel über das Schießgewehr mannichfach gekürzt. Einentheils bedingte dieses Verfahren die gänzlich veränderte Construction der jetzigen Gewehre, anderntheils die Ueberzeugung, daß jeder Jäger oder Jagdliebhaber durch eine Anweisung von einem Büchsenmacher oder einem geschickten Büchsenspanner das Zerlegen, Zusammensetzen, Putzen ꝛc. seiner Flinte viel leichter, sicherer und schneller erlernt, als durch die minutiöseste Beschreibung. Ich habe mich daher darauf beschränkt, das Wichtigste von Winckell's Erfahrungen mitzutheilen.

Der Styl des Werkes war durchgehends ziemlich schwerfällig. Der Grund davon liegt in der Gewissenhaftigkeit des Verfassers, in seiner an Pedanterie grenzenden Aengstlichkeit, jeden, auch den geringfügigsten Umstand zu berühren, und lieber einige Worte zu viel, als auch nur eines zu wenig zu sagen, um nur recht deutlich und klar zu sein. Oft aber bewirkte dieses Bestreben gerade das Gegentheil, indem ein verworrenes Gebäude von eingeschachtelten erläuternden Sätzen entstand, die das Verständniß, statt zu erleichtern, ungemein erschwerten.

Von dem so oft ausgesprochenen Satze: „Der Styl ist der Mensch" ausgehend, habe ich nur in diesen Fällen bedeutendere stylistische Veränderungen vorgenommen, sonst aber habe ich den eigenthümlichen, so sehr charakteristischen Styl des trefflichen Winckell mit geringen Modificationen beibehalten und blos irrige Ausdrücke verbessert [1]).

Dietrich a. d. Winckell hat im vorliegenden Werke auffallenderweise der Jagd auf Steinböcke, Gemsen und Murmelthiere keine Erwähnung gethan, während er z. B. der Naturgeschichte und dem Jagdbetriebe von Säugethieren und Vögeln, die dem deutschen Jäger von

1) Winckell brauchte z. B. das Wort „Habitus" durchgehends ganz irrig für „Lebensweise", während es die „Beschaffenheit einer Sache", die „innere oder äußere Gestalt eines Gegenstandes" in naturwissenschaftlicher Beziehung die „Form", „Körperbildung" bezeichnet.

der untergeordnetsten Bedeutung sind, viele Seiten widmete [1]). Ich kenne die Gründe nicht, die ihn dazu bewogen haben, vermuthe aber, daß sie in seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Jagdbetriebe auf dieses Alpenwild lagen [2]). Ueberhaupt ist eine etwas ungleichmäßige Behandlung des Stoffes ein Vorwurf, der das Werk nicht ganz unverdient trifft. Ich habe gesucht durch Ergänzung von Wesentlichem und durch Auslassen von Unbedeutendem, soweit es ohne eine gänzliche Umarbeitung, zu der ich mich nicht für berechtigt hielt, möglich war, diesen Fehler zu heben.

Nach dem Plane von Winckell sollte eine dritte Auflage noch voluminöser als die beiden frühern werden, die Erweiterung aber vorzüglich den Abschnitt über das Schießgewehr betreffen. In Winckell's hinterlassenen Materialien finden sich zahlreiche Noten, kleinere und größere Abhandlungen über diesen Gegenstand, dem er mit besonderer Vorliebe zugethan war. Aber sowol in seinem Handexemplare der zweiten Auflage, als auch in den andern Papieren sind nur äußerst spärliche Bemerkungen zu den übrigen Abschnitten des Werkes enthalten. Was von denselben zu benutzen war, habe ich im Texte aufgenommen.

Somit glaube ich die vorgenommenen Abänderungen in der neuen, dritten Auflage dieses Werkes hinlänglich motivirt zu haben.

Etwaige Druckfehler dieser neuen Auflage dürften darin eine Entschuldigung finden, daß es mir nicht möglich war selbst die Correctur zu besorgen; denn während sich das Werk unter der Presse befindet, rufen mich wissenschaftliche Forschungen wiederum in das Innere von Süd-Amerika. Hoffentlich wird es mir vergönnt sein meine Erfahrung im edlen Waidwerk auf der westlichen Hemisphäre später einmal mitzutheilen.

Waidmanns Heil!

Jacobshof bei Lichtenegg in Niederösterreich,
den 1. September 1857.

v. Tschudi.

---

1) Ich erwähne hier nur beispielsweise das fliegende Eichhörnchen, das er darum aufnahm, „weil doch vielleicht einmal ein deutscher Jäger eine Anstellung in Rußland finden könnte"; ferner die Pieper, die nie einen Gegenstand des Jagdbetriebes abgeben.

2) Jäger, die sich speciell für das Alpenwild interessiren, finden vorzügliche Schilderungen über dessen Naturgeschichte und Jagd in „Das Thierleben der Alpenwelt von Friedrich von Tschudi".

Inhalt.

Einleitung.

Seite

§. 1. Historische Bemerkungen über die Jagd 1
§. 2. Erforderliche körperliche Eigenschaften, Fähigkeiten und Vorkenntnisse, um ein tüchtiger Jäger zu werden 3
§. 3. Die Gegenstände, in denen der Lehrherr den angehenden Jäger unterrichten muß 4
§. 4. Grundsätze, um eine in gutem Stande befindliche Wildbahn in solchem ohne nachtheiligen Einfluß auf das Gemeindewesen zu erhalten 5
§. 5. Nützlichkeit und Schädlichkeit verschiedener Wildarten; Schonung, Verminderung, Vertilgung 6
§. 6. Allgemeinere Mittel, den Wildschaden zu verhüten oder doch möglichst zu vermindern 7
§. 7. Besondere Mittel dazu für den Winter 10
§. 8. Allgemeinere Regeln für die nachhaltige Benutzung der Wildbahn . . . 13
§. 9. Veranlassung zum Ruin derselben; wie man demselben zuvorkommen oder entgegenwirken kann 14
§. 10. Regeln zum Wiederemporbringen einer heruntergekommenen Wildbahn . 16
§. 11. Wahrung und Sicherstellung der Jagdgrenze 17
§. 12. Eintheilung des Wildes 18
§. 13. Eröffnung und Schluß der Jagd 22
§. 14. Ueber den Wildschaden . . . . . —

Erster Abschnitt.

Hohe Jagd.

Erste Abtheilung.

Haarwild.

Erstes Capitel.

Das Edel- oder Rothwild. Cervus Elaphus *L.*

§. 1. Waidmännische Ausdrücke 25
§. 2. Verbreitung, Färbung, Stärke, Bau, Alter 30
§. 3. Unterschied zwischen Hirsch und Thier 33

Seite

§. 4. Brunft 35
§. 5. Tragezeit 37
§. 6. Aesung des Edelwildes 38
§. 7. Stand und Veränderung nach der Jahreszeit 39
§. 8. Benutzung des Edelwildes 40
§. 9. Mittel das Auswechseln zu verhüten, den Zugang zu befördern 41
§. 10. Ansprechen des Hirsches nach seinen Zeichen 43
§. 11. Eintheilung der Jagd auf Edelwild 48
§. 12–18. Vom Leithunde . . . . . —
§. 19–24. Vom Schweißhunde 57
§. 25. Dänische Blendlinge und deutsche Jagdhunde 60
§. 26. Ueber das Hauptjagen . . . . . —
§. 27–36. Vom bestätigten Jagen 61
§. 37. Andere eingestellte Jagen, besonders das Contrajagen 71
§. 38–39. Eingestelltes Jagen ohne vorhergegangenes Verlappen 73
§. 40. Jagdzeit nach Alter und Geschlecht 74
§. 41. Verschiedene Arten zu bürschen . . . . . —
§. 42. Die Bürschzeichen 78
§. 43. Der Bürschgang oder das Schleichen 83
§. 44. Das Bürschen auf den Ruf in der Brunftzeit 85
§. 45. Anwendung des Bürschwagens und des Bürschpferdes 87
§. 46. Das Zutreiben mit mehrern Jagdleuten und Schützen, oder das Buschiren 88
§. 47. Das Zutreiben vermittelst eines einzelnen Gehülfen 89
§. 48. Anwendung der deutschen Jagdhunde . . . . . —
§. 49. Verfahren wenn das Edelwild erlegt worden 90
§. 50. Bestrafen der Fehler gegen waidmännische Gebräuche durch das Blatt . 92
§. 51. Begriff von der Parforcejagd 93
§. 52. Nothwendige Erfordernisse zu derselben 94
§. 53. Jägerpersonal und Eigenschaften eines Parforcejägers . . . . . —
§. 54. Wie diese erlangt werden können 95
§. 55. Ansprechen des Hirsches 97
§. 56. Ueber den erforderlichen Wildstand . . . . . —
§. 57. Ueber das passende Terrain und die Einrichtungen in den Waldrevieren —
§. 58. Das Parforce-Jagdpferd und das Reiten 98
§. 59. Bemerkungen über die Jagdmeute 99
§. 60. Einrichtung des Jägerhofes 100
§. 61. Oeftere Reinigung der Hunde und der Ställe 101
§. 62. Fütterung und Ausführen der Hunde . . . . . —
§. 63. Zuzucht 102
§. 64. Pflege und Behandlung der jungen Hunde 103
§. 65. Verbesserung der Racen 104
§. 66. Die jährliche Reinigungscur . . . . . —
§. 67. Ausreiten mit der Meute 105
§. 68. Trainjagd 107
§. 69. Vorbereitungen zu der Parforcejagd 109
§. 70. Das Versuchen . . . . . —

Seite
§. 71. Auswahl des Jagdhirsches 109
§. 72. Der Director gibt die Auszeichnungen des Jagdhirsches an. Das Lanciren . . . . . —
§. 73. Ueber den Platz zur Anjagd. Nur ein Hirsch darf an einem Tage gejagt werden. Das Jagen mit Relaishunden 110
§. 74. Das Anlegen auf den lancirten Hirsch und seine Jagd 111
§. 75. Die Curée 114
§. 76. Vertheilung der Ehrenzeichen. Bestrafung begangener Fehler. Das Nachhausefahren 115
§. 77. Bekleidung der Jäger . . . . . —
§. 78. Bemerkungen für Jagdliebhaber 116

Zweites Capitel.

Das Elenwild. Cervus Alces *L.*

§. 1. Waidmännische Ausdrücke 120
§ 2—12. Naturgeschichte . . . . . —
§. 13—14. Fang und deutsche Jagd 127
§. 15. Verbrechen, Aufbrechen u. s. w. 128

Drittes Capitel.

Das Damwild. Cervus Dama *L.*

§. 1. Waidmännische Ausdrücke 128
§. 2—7. Naturgeschichte 129
§. 8. Benutzung 133
§. 9. Verminderung des Auswechsels 134
§. 10. Kennzeichen der Fährte . . . . . —
§. 11. Anwendbare Hunde zur Damwildjagd 135
§. 12. Das eingestellte Jagen . . . . . —
§. 13. Das Bürschen . . . . . —
§. 14. Parforcejagd auf Damwild 136

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Vorerinnerung hinsichtlich der waidmännischen Ausdrücke 137

Erstes Capitel.

Der Schwan. Cygnus olor *Gm. L.*

§. 1—5. Naturgeschichte 137
§. 6. Benutzung 140
§. 7. Jagd 141
§. 8. Aufbrechen . . . . . —

Zweites Capitel.

Der Trappe. Otis Tarda *L.*

Seite
§. 1—7. Naturgeſchichte 141
§. 8. Benutzung 145
§. 9. Jagd . . . . . —

Drittes Capitel.

Der Kranich. Grus cinerea *Bechst.*

§. 1—3. Naturgeſchichte 146
§. 4. Benutzung 149
§. 5. Jagd 150

Viertes Capitel.

Das Auerhuhn. Tetrao Urogallus *L.*

§. 1—8. Naturgeſchichte 151
§. 9. Benutzung 157
§. 10—11. Jagd. Aufbrechen 158

Fünftes Capitel.

Der Faſan. Phasianus Colchicus *L.*

§. 1. Vaterland. Name 161
§. 2—8. Naturgeſchichte 162
§. 9. Mittel die Vermehrung zu befördern. 166
§. 10. Bebrütung der Eier und Aufzucht der jungen Faſanen 167
§. 11. Krankheiten der jungen Faſanen 170
§. 12—13. Die Faſanerie 172
§. 14. Das Einfangen überzähliger Faſanenhähne 174
§. 15. Futter auf der Kirrung . . . . . —
§. 16. Der Rauch . . . . . —
§. 17. Benutzung 175
§. 18. Jagd . . . . . —

Sechſtes Capitel.

Der Focke. Ardea Nycticorax *L.*

§. 1—6. Naturgeſchichte. 176
§. 7. Benutzung 179
§. 8. Jagd . . . . . —

Dritte Abtheilung.

Raubthiere.

Erſtes Capitel.

Der Bär. Ursus Arctos *L.*

§. 1. Waidmänniſche Ausdrücke 180
§. 2—5. Naturgeſchichte. . . . . —

Seite
§. 6. Benutzung 185
§. 7. Die Fährte. . . . . —
§. 8. Zähmung 186
§. 9—16. Jagd und Fang. . . . . —

Zweites Capitel.
Der Luchs. Felis Lynx *L.*

§. 1. Waidmänniſche Ausdrücke. 191
§. 2—7. Naturgeſchichte . . . . . —
§. 8. Benutzung 196
§. 9—11. Jagd und Fang . . . . . —

Zweiter Abſchnitt.
Mitteljagd.

Erſte Abtheilung.
Haarwild.

Erſtes Capitel.
Das Reh. Cervus Capreolus *L.*

§. 1. Waidmänniſche Ausdrücke 198
§. 2—12. Naturgeſchichte. 199
§. 13. Zähmung 212
§. 14. Benutzung 213
§. 15. Unterſcheidung des Bockes von der Ricke 214
§. 16. Die zur Rehjagd anwendbaren Hunde 215
§. 17. Fang mit Netzen. . . . . —
§. 18—20. Andere Arten die Rehe zu fangen und Jagd 216
§. 21. Verbrechen, Aufbrechen 219

Zweites Capitel.
Die wilde Sau (Schwarzwild). Sus scrofa *L.*

§. 1. Waidmänniſche Ausdrücke 220
§. 2—6. Naturgeſchichte 221
§. 7. Benutzung 230
§. 8. Unterſcheidung des Schweines und Keilers von der Bache 231
§. 9. Vom Gebrauch des Leithundes 232
§. 10—18. Vom Hetzhund und vom Hetzen 233
§. 19—21. Vom Finder und ſeiner Abrichtung 243
§. 22. Die Anwendung des Schweißhundes 245
§. 23. Das beſtätigte und unbeſtätigte eingeſtellte Jagen . . . . . —

Seite
§. 24. Die Zeugarten dazu 247
§. 25. Die Scheidung der Sauen von anderm zugleich eingestellten Wilde . . 247
§. 26. Der Lauf beim Abjagen und der Schießschirm 248
§. 27—30. Das Abjagen . . . . . —
§. 31. Das Kesseljagen 249
§. 32. Die Streifhetze . . . . . —
§. 33—34. Das Bürschen 251
§. 35. Das Verbrechen 252
§. 36. Das Aufbrechen 253
§. 37. Das Zerwirken und Zerlegen . . . . . —
§. 38. Die Sauparforcejagd . . . . . —

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Erstes Capitel.

Das Birkhuhn. Tetrao Tetrix *L.*

§. 1. Waidmännische Ausdrücke 254
§. 2—9. Naturgeschichte . . . . . —
§. 10. Benutzung 258
§. 11. Jagd und Fang . . . . . —

Zweites Capitel.

Das Haselhuhn. Tetrao Bonasia *L.*

§. 1. Waidmännische Ausdrücke 261
§. 2—7. Naturgeschichte . . . . . —
§. 8. Benutzung 264
§. 9. Jagd und Fang . . . . . —

Drittes Capitel.

Der lerchengraue Regenpfeifer. Oedicnemus crepitans *Temm.*

§. 1. Benennungen 266
§. 2—7. Naturgeschichte . . . . . —
§. 8. Benutzung 269
§. 9. Jagd und Fang . . . . . —

Viertes Capitel.

Der große Brachvogel. Numenius Arquata *Lath.*

§. 1. Benennungen 270
§. 2—5. Naturgeschichte . . . . . —
§. 6. Benutzung 273
§. 7. Jagd . . . . . —

Dritte Abtheilung.

Raubthiere.

Der Wolf. Canis Lupus *L.*

Seite

§. 1. Waidmännische Ausdrücke 273
§. 2 4. Naturgeschichte 274
§. 5. Vorsichtsmaßregeln um sich gegen ihn zu sichern 279
§. 6. Versuche der Bastardirung mit Hunden 280
§. 7. Benutzung 281
§. 8. Fährte . . . . . —
§. 9. Zur Wolfsjagd anwendbare Hunde . . . . . —
§. 10—11. Eingestellte Jagen . . . . . —
§. 12. Treibjagen ohne Zeug. Andere Jagdarten 286
§. 13. Der Wolfsgarten . . . . . —
§. 14. Die Schießhütte 288
§. 15. Die Wolfsgrube . . . . . —
§. 16. Fang mit Eisen 289
§. 17. Vergiftung 290
§. 18. Das Streifen 291

Dritter Abschnitt.

Niedere Jagd.

Erste Abtheilung.

Haarwild.

Erstes Capitel.

Der Hase. Lepus timidus *L.*

§. 1. Waidmännische Ausdrücke 292
§. 2. Benennungen. Classification 293
§. 3—7. Naturgeschichte 294
§. 8. Benutzung 307
§. 9. Spur 308
§. 10. Unterscheidungszeichen des Rammlers von der Häsin . . . . . —
§. 11. Der Hühnerhund bei der Hasenjagd 309
§. 12. Der eigentliche Jagdhund 310
§. 13. Der Windhund 311
§. 14. Waidmannssprache in Beziehung auf den Windhund 312
§. 15. Arten des Windhundes 314
§. 16. Fortzucht . . . . . —
§. 17. Fütterung 315

Seite
§. 18. Aufbewahrung des Windhundes 315
§. 19—20. Behandlung des Windhundes . . . . . —
§. 21. Hasengarne und Federlappen 318
§. 22. Hasenjagd mit Garnen . . . . . —
§. 23. Verzug nach Hasen 319
§. 24. Das Schießen der Hasen . . . . . —
§. 25. Die Suche 321
§. 26. Behandlung des Hühnerhundes bei derselben 322
§. 27—29. Das Treibjagen 324
§. 30. Vorschlag zu Strafgesetzen beim Treibjagen 326
§. 31—33. Vorbereitungen am Jagdtage 327
§. 34. Verhalten der Flügelführer 330
§. 35. Verhalten der Schützen 331
§. 36. Verhalten der Schützen und Jagdleute nach beendetem Treiben . . . . —
§. 37. Das erlegte Wild 332
§. 38. Mörderisches Jagen 333
§. 39. Das ganze und halbe Kesseltreiben . . . . . —
§. 40. Die Schrotarten bei der Hasenjagd 334
§. 41—47. Hasenjagd mit Wildbodenhunden . . . . . —
§. 48—51. Hasenjagd mit Windhunden 338
§. 52. Hasenparforcejagd 342
§. 53 Das Hasenbugstren 343
§. 54. Das Nicken und Auswerfen 344

Zweites Capitel.

Das Kaninchen. Lepus Cuniculus *L.*

§. 1. Waidmännische Ausdrücke 345
§. 2—10. Naturgeschichte . . . . . —
§. 11—15. Die Kaninchenjagd mit dem Frett 354
§. 16. Kaninchenjagd mit dem Hühnerhund 359
§. 17. Anstand . . . . . —
§. 18. Treiben 360
§. 19. Passende Schrotart bei der Kaninchenjagd 361
§. 20. Behandlung der erlegten Kaninchen . . . . . —

Drittes Capitel.

Der Biber. Castor Fiber *L.*

§. 1. Waidmännische Ausdrücke 361
§. 2—9. Naturgeschichte 362
§. 10. Schaden und Benutzung 376
§. 11. Fährtenauszeichnung 378
§. 12. Der Biberfang im Großen 379
§. 13. Der Biberstich 380
§. 14. Die Biberjagd mit dem Schießgewehr . . . . . —

Seite
§. 15. Fang auf dem Tellereisen 381
§. 16. Verfahren mit dem erlegten Biber . . . . . —

Viertes Capitel.

Der gemeine Eicher oder Eichhorn. Sciurus vulgaris *L.*

§. 1. Waidmännische Ausdrücke 382
§. 2. Benennungen. Classification . . . . . —
§. 3—7. Naturgeschichte . . . . . —
§. 8. Zähmung 389
§. 9. Nutzen und Schaden . . . . . —
§. 10. Spur 390
§. 11. Jagd und Fang 391
§. 12. Bemerkungen über den fliegenden Eicher . . . . . —

Anhang.

Erstes Capitel.

Das zur hohen und Mitteljagd gehörige Jagdzeug.

§. 1. Erklärungen 392
§. 2. Verfertigung der Tücher und ihre Arten . . . . . —
§. 3. Die hohen Tücher . . . . . —
§. 4. Die Mitteltücher 394
§. 5. Die Halbtücher . . . . . —
§. 6. Die Rolltücher 395
§. 7. Ein Fuder Zeug . . . . . —
§. 8. Zubehör . . . . . —
§. 9. Das Stellen der hohen, Mittel- und Halbtücher 397
§. 10. Stellung der Rolltücher und Gebrauch beim Abjagen 399
§. 11. Abheben, Wegschaffen, Trocknen und Ausbessern des Zeuges 400
§. 12. Gebrauch der Netze . . . . . —
§. 13. Das Hirschnetz sammt Zubehör 401
§. 14. Die Prellnetze . . . . . —
§. 15. Die Saunetze 402
§. 16. Die Rehnetze . . . . . —
§. 17. Die Wolfsnetze 403
§. 18. Stellung der sämmtlichen Netze . . . . . —
§. 19. Das Dupliren der Netze 405
§. 20. Knüpfen und Schäften gesprungener Leinen . . . . . —
§. 21. Die Tuchlappen 406
§. 22. Die Federlappen 407

Seite
§. 23. Die Flittern 409
§. 24. Das Zeughaus 410
§. 25. Das Zeuggarn 411
§. 26. Der Wildkasten . . . . . —

Zweites Capitel.

Der Wild- oder Thiergarten.

§. 1. Vorbemerkungen 412
§. 2. Terrain des Wildgartens. Zahl des Wildes für eine bestimmte Bodenfläche 413
§. 3. Vorläufige Einrichtung . . . . . —
§. 4. Die Anschaffung des auszusetzenden Wildes 415
§. 5. Verfahren bei der ersten Einrichtung des Thiergartens in Machern. Das Ariswild . . . . . .
§. 6. Bemerkungen hinsichtlich der Kosten 420
§. 7. Behandlung des Thiergartens . . . . . —
§. 8. Einrichtung und Unterhaltung der Winterfütterung 422
§. 9. Verhältniß der Wildarten nach Alter und Geschlecht 423
§. 10. Die Erhaltung der Fortdauer der Gleichmäßigkeit dieses Verhältnisses . 424
§. 11. Das Bürschen im Thiergarten . . . . . —
§. 12. Das Einfangen 425
§. 13. Obliegenheiten des Thierwärters . . . . . —
§. 14. Das Castriren der Hirsche 427

Drittes Capitel.

Das Schießgewehr und das Schießen.

1. Das Schießgewehr.

§. 1. Anleitung zur Untersuchung der Güte und Brauchbarkeit einer Büchse, Braunmachen und Blauanlaufenlassen der Läufe, Graumachen und Marmoriren des Aeußern des Schlosses 427
§. 2. Die einfache Flinte 434
§. 3. Die Doppelgewehre 437
§. 4. Das An- und Einschießen der Gewehre 449
§. 5. Das Putzen der Gewehre 457
§. 6. Das Pulver 458
§. 7. Die Kugeln 460
§. 8. Die Schrote 461
§. 9. Der Vorschlag 464
§. 10. Das Lademaß 465
§. 11. Die übrigen Schießrequisiten 466
§. 12. Der Büchsen- oder Flintenstrumpf 467
§. 13. Die doppelte Schießtasche . . . . . —
§. 14. Das Laden 468

2. Das Schießen.

Seite

§. 15. Vorbemerkung 470
§. 16. Die Stellung und Haltung des Schützen beim Aufnehmen des Gewehrs und beim Anschlagen . . . . . —
§. 17. Regeln zum Suchen und Finden des reinen und richtigen Abkommens u. s. w. 472
§. 18. Einrichtung eines zu Schießübungen erforderlichen Scheibenstandes . . —
§. 19. Uebung im Schießen mit der Büchse. Normalmäßige Büchsenschußweite. Uebung im Schätzen der Entfernung des Zielpunktes vom Standort des Schützen 474
§. 20. Uebung im Schießen mit der Flinte. Regeln zum Verhalten für Lehrer und Lehrling 479

Viertes Capitel.

Die am öftersten vorkommenden Krankheiten der Hunde und die dagegen anzuwendenden Mittel.

§. 1. Vorbemerkungen 483
§. 2. Häufigkeit der Hundekrankheiten 485
§. 3. Die Hundswuth oder Wasserscheu 486
§. 4. Die Staupe (Hundeseuche) 492
§. 5. Die Raude 498
§. 6. Die Fallsucht 503
§. 7. Die Leibesverstopfung 505
§. 8. Der Durchfall 506
§. 9. Das Erbrechen . . . . . —
§. 10. Fieberanfälle . . . . . —
§. 11. Die Bräune . . . . . —
§. 12. Die Schwämmchen im Rachen 507
§. 13. Der Kopfschmerz . . . . . —
§. 14. Die Blähungen 508
§. 15. Die Harnverhaltung . . . . . —
§. 16. Das unwillkürliche Harnen . . . . . —
§. 17. Die Blutungen . . . . . —
§. 18. Der Husten 509
§. 19. Würmer 510
§. 20. Der Rheumatismus 513
§. 21. Der Verschlag . . . . . —
§. 22. Die Gicht . . . . . —
§. 23. Das Jucken im Mastdarme . . . . . —
§. 24 Krankhafte Zufälle bei läufigen, tragenden, wölfenden und säugenden Hündinnen 514
§. 25. Die Vergiftungen . . . . . —
§. 26 Die Augenkrankheiten . . . . . —
§. 27. Die Ohrenkrankheiten 519
§. 28. Die Nasengeschwüre 524

Seite
§. 29. Die Halskrankheiten 525
§. 30. Warzen, Blutgeschwüre und Flechten 526
§. 31. Die Eitergeschwüre . . . . . —
§. 32. Die Verrenkungen . . . . . —
§. 33. Die Maulverrenkungen . . . . . —
§. 34. Die Sauschläge . . . . . —
§. 35. Die Beinbrüche 527
§. 36. Der Stich giftiger Thiere; Verbrennungen 528
§. 37. Vorschriften für Brechmittel 529
§. 38. Vorschriften für Laxirmittel 530
§. 39. Vorschriften für Klystiere 531

Einleitung.

§. 1. Schon in den ältesten Zeiten beschäftigte sich der Deutsche, wenn er von seinen kriegerischen Unternehmungen heimkehrte, fast ausschließlich mit der Jagd. Sie mußte ihm einen Theil seiner Nahrung und Kleidung liefern, sie schützte seine spärlichen Heerden vor den Angriffen der zahlreichen Raubthiere, sie bot ihm das einzige Vergnügen dar, das seinem kühnen Sinne behagte, denn sie stählte im Frieden die Kraft für die ernste Stunde der Kämpfe. Jeder Freigeborene, der Nichtadelige wie der Adelige, übte sie auf seinem Eigenthum aus [1]).

Bildung, Betriebsamkeit und Ordnung machten ununterbrochene, wenn auch langsame Fortschritte. Andere Einrichtungen wurden daher nothwendig und erfolgten auch. Durch das immer allgemeiner werdende Lehnswesen wurde der frühere, freie Jagdbetrieb bald insofern beschränkt, daß nur der Lehnsmann mit dem Lehnherrn gemeinschaftlich zur Jagdausübung befugt blieb; wahrscheinlich, weil man schon damals zu bemerken Gelegenheit fand, daß die für Jeden freie Jagd zu mancherlei Unordnungen Anlaß geben muß, dem arbeitsamen Bürger aber doppelt nachtheilig ist, indem er dadurch seinen eigentlichen Broterwerb zu vernachlässigen oft bewogen wird.

Alsbald nach der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die schon im 16. entstandene Idee von der Regalität der Jagd als Grundgesetz angenommen.

Aus diesem ging in der Folgezeit das Jagdrecht hervor, bildete sich stufenweise immer mehr aus und hat sich, nach mannichfaltigen, von Ort und Zeit abhängigen Verhältnissen modificirt, bis jetzt erhalten. Vielfältige, zum Theil nützlichere Beschäftigungen machten es in neuern Zeiten unmöglich, daß Jeder, der das Recht zu jagen hatte, es immer persönlich benutzen konnte.

---

1) Den Geistlichen wurde, als nicht vereinbar mit ihrer Würde, die Ausübung der Jagd schon im Jahre 516 auf dem agathensischen Concilium untersagt. Dieses Verbot wurde auf mehrern spätern Concilien erneuert. Vergl. Fel. Spitz, Tract. de clerico venatore, Hal. 1735.

Zunehmende Bevölkerung, vermehrte Bedürfnisse und daraus entstandene Speculationen auf Vergrößerung der Einnahmen führten allmälig auch bessere Einrichtungen in Rücksicht der Forsten und deren Benutzung herbei. Man sah sich jetzt nach Leuten um, denen man die Aufsicht über dieselben und zugleich über die Jagd auftragen konnte.

Durch den Eifer und das Nachdenken dieser Männer bildeten sich sowol beim Forst- als beim Jagdwesen Systeme, an deren Vervollkommnung von jener Zeit an unabläßig gearbeitet worden ist, so daß eins wie das andere durchaus nicht mehr handwerksmäßig erlernt, sondern wissenschaftlich studirt werden — sollte.

In den meisten Staaten ist die Forstverwaltung mit der Jagdverwaltung vereinigt und ich meine, man thut wohl daran, eines von dem andern nicht zu trennen. Dem Forstmanne gewährt die Jagd bei seinen, in unsern Zeiten so mühsamen, Geschäften Erholung; oft ist sie es, die ihn in Gegenden seines Reviers führt, welche er sonst nicht besucht hätte, und gibt ihm dadurch Gelegenheit zu Wahrnehmungen, welche ihm außerdem entgangen sein würden. Der vernünftige Jäger aber, dem zugleich der Schutz und die Bewirthschaftung des Forstes mit übertragen worden, wird es sich seiner Ehre, selbst seines Interesses wegen angelegen sein lassen müssen, den Wald um der Jagd willen nicht zu vernachläßigen.

Bei einer Trennung hingegen ist ein viel stärkeres Dienstpersonal nöthig, welches unter billiger Rücksicht auf die jetzige Theurung der Lebensmittel und aller Bedürfnisse anständig bezahlt werden muß, wenn man die Sünde nicht auf sich laden will, dem sonst redlichen Manne zu Veruntreuungen Anlaß zu geben. Auch sind in gedachtem Falle beständige Uneinigkeiten zwischen dem Forstmanne und Jäger unvermeidlich. Der erste wird immer ein geschworner Feind alles Wildes [1]) sein, der letzte den Wildstand nie stark genug haben können; denn ihm liegt die Erhaltung der Forste nicht am Herzen.

Das Forstwesen wurde seit einigen Jahrzehenden durch vereinte Bemühungen der wackersten Männer auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht; hier und da scheint man sogar nicht weit von Uebertreibung bis zur Gartentändelei entfernt zu sein. Nicht ganz so ist es mit der Jägerei. Sie ist seit den letzten 50 Jahren, was besonders das höhere Fach derselben betrifft, offenbar in Verfall.

Weit entfernt, es zu tadeln, daß die Großen immer mehr davon zurückkommen, der Jagd wegen einen Aufwand zu machen, welcher zum allgemeinen

1) Es ist kaum nöthig zu erwähnen, daß unter dem Worte Wild sämmtliche wilde Thiere verstanden werden.

Wohl zweckmäßiger verwendet werden kann; daß man billige Rücksicht darauf nimmt, wie viel kostbare Zeit dem Landmanne vorher durch die häufigen Jagdfrohnen verloren ging, welche er jetzt, wenn er will, dem bessern Betriebe seiner Wirthschaft widmen kann; daß man fast überall die Wildbahn nur so erhält, daß den Aeckern, Wiesen und Holzungen dadurch gar kein, oder doch ein höchst unbeträchtlicher Schade zugefügt wird: so ist es doch nicht zu leugnen, daß Die, welche allem, was Wild heißt, den Tod und allen Jägern ewigen Haß geschworen zu haben scheinen, in ihrem heiligen Eifer zu weit gehen. Um bei diesen Herren selbst anzufangen, so möchte man sie doch fragen, ob nicht viele von ihnen herzlich gern einen Wildbretsbraten in ihren Schüsseln sehen und ob es ihnen nicht recht unangenehm sein würde, diese Leckerspeise für immer zu entbehren? Sollten sie nicht auch bedenken, daß die Jagd eine der wenigen Vergnügungen ist, welche der Landesherr im Freien genießen kann? daß er durch die Reisen, die er dabei macht, wie bei der Jagd selbst, genauer mit seinem Lande, auch, wenn er will, mit seinen Unterthanen bekannt wird? Soll nun der Landesherr sich mit der Jagd beschäftigen, so kann er dies nicht allein thun. Er muß Leute haben, welche die Sache anzuordnen verstehen, und diese müssen wenigstens auf einen Wildstand halten, welcher jenem die Beschwerde, meilenweit danach zu reisen, lohnt.

Gäbe es daher auch keine andern Gründe, aus welchen die Jagdkunde ein gründliches Studium fordern könnte, so würde doch schon das Gesagte hinreichen müssen, um Jeden, der sein Fortkommen als Jäger finden will, zu einem solchen anzuspornen; denn begreiflicherweise gehören mannichfaltige Kenntnisse, Erfahrungen und Combinationen dazu, um das Vergnügen des Herrn mit dem Interesse des großen Ganzen auf dem bestmöglichsten und sichersten Wege zu vereinigen.

§. 2. Aber nicht allein für Den, welcher auf höhere Jagdbedienungen Anspruch macht, sondern auch für den untern Forstbedienten, wie für den Revierjäger auf Rittergütern und andern größern Besitzungen, sind mancherlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten unentbehrlich. Ich will mich daher bemühen, Jeden, der sich der Jägerei zu widmen gedenkt, auf Das aufmerksam zu machen, was er von der Natur erhalten haben und zu erlernen streben muß, wenn er seinem Fache Ehre und auf eine Anstellung mit Recht Anspruch machen will.

Der Jäger soll eine feste, auch durch anstrengende Strapazen nicht leicht zu erschütternde Gesundheit, ein scharfes Auge und ein feines Gehör, mit einem Worte, eine gute körperliche Constitution besitzen. Mit diesen Eigenschaften müssen sich Redlichkeit und Treue, Thätigkeit und Wachsamkeit, Selbstbeherrschung, Verschwiegenheit, Gegenwart des Geistes, schneller Ueberblick, ein gutes Gedächtniß und reine Sitten vorzugsweise verbinden; an dieses Alles die unentbehrlichen Zweige des Wissens und Könnens sich anschließen.

Bei einem jungen Manne, welchem Vermögen und conventionelle Verhältnisse Aussichten auf höhere Staatsbedienungen eröffnen und der unter diesen Aussichten das Forst- und Jagdwesen in seinem ganzen Umfange recht eigentlich studiren will und muß, darf man mit Grunde voraussetzen und fordern, daß er, im väterlichen Hause mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, auf einem der vorzüglichern Forstlehrinstitute genügende, womöglich ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung zu erhalten streben werde.

In der Natur der Sache liegt es, daß in diesen Lehrinstituten, besonders in Rücksicht der Jagdkunde meist nur theoretische Kenntnisse erworben werden können. Daß aber in keinem Fache des Wissens es nöthiger sei, als in diesem, unter der Leitung eines praktisch erfahrenen, geschickten Lehrers, der in jetzigen Zeiten allerdings nicht leicht zu finden sein wird, sobald als möglich von der Theorie zur Praxis überzugehen, darin stimmt sicher jeder Sachkundige dem Verfasser ebenso unbedingt bei, als darin, daß gerade hierdurch eigenes, eifriges und anhaltendes Studiren im Buche der Natur, welches stets vor Jedem offen da liegt, auch für Den, der es zu benutzen versteht, immer wahr und klar sich ausspricht, mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben werden können, als der beste Lehrer im Hörsaale mitzutheilen vermag.

Den letzterwähnten Weg schlug der Verfasser des gegenwärtigen Werks vorzüglich ein; ihn verfolgend, durfte er sich endlich an die Bearbeitung desselben wagen. Ein schöner, großer Lohn wurde ihm schon für die erste Ausgabe desselben durch den Erwerb der Achtung eines großen und ehrwürdigen Theiles des Publicums, für welches er arbeitete.

Von jenen Individuen hingegen, die in Verhältnissen leben, welche ihnen nicht erlauben sich jene Kenntnisse zu erwerben, die sie berechtigen könnten auf höhere Jagd- und Forstbedienungen Ansprüche zu machen, die sich daher blos zu Revierförstern und Revierjägern qualificiren, werden geringere Vorkenntnisse verlangt; sie sollen nämlich gut und geläufig lesen, schön und richtig schreiben, alle Theile der niedern Rechenkunst und die Anfangsgründe der Meßkunst fest innehaben.

So ausgerüstet betrete und verfolge der junge Mann dieser Classe rücksichtlich des Jagdwesens den hier näher zu bezeichnenden Pfad.

§. 3. Er suche zuvörderst einen tüchtigen Lehrherrn, welcher ihm Anweisung zu geben im Stande ist, sämmtliche Gewehrarten geschickt und zweckmäßig zu gebrauchen, den Werth oder Unwerth derselben gründlich zu beurtheilen, sie gut und nett zu putzen, nöthigenfalls auch kleine Beschädigungen zu repariren.

Ueber die natürlichen Eigenschaften jeder Wildart, wie der zum Jagdbetriebe mittelbar anzuwendenden Thiere, diesen seinen Lehrling zu belehren,

kann der verständige Principal vorzüglich Gelegenheit finden, wenn er mit ihm die Jagd praktisch betreibt; doch muß damit, wenn das Waidwerk nicht zum Handwerk herabsinken soll, Unterricht in der Stube und verständiges Lesen guter Schriften über das Jagdfach verbunden sein. Zu gleicher Zeit wird der Lehrherr, seiner Pflicht gemäß, ihn:

Erstens hirsch- und fährtengerecht machen, d. h. er wird ihm Anweisung geben, jede Wildart an dem Tritte, den sie im Erdboden zurücklässt, und nach der Stellung dieser Tritte bei jeder Bewegungsart zu erkennen, auch die Stärke jedes einzelnen Stückes richtig zu beurtheilen. Dann muß er ihn:

Zweitens anleiten, jagdgerecht zu werden (d. h. ihn lehren, eine Wildbahn zweckmäßig zu behandeln und jede Jagdart gehörig zu betreiben), ihm die Kenntniß und den Gebrauch alles Jagdzeuges beibringen; ihm die Mittel an die Hand geben, dem Wilde anzukommen (d. h. sich, um demselben Abbruch zu thun, unbemerkt zu nähern), auch nicht versäumen, ihm zu der Abrichtung und Behandlung der zum Jagdbetriebe erforderlichen Hunde umfassenden Unterricht zu geben. Nächstdem muß:

Drittens der Lehrling von ihm lernen:

a) bei jeder vorkommenden Gelegenheit in der eingeführten Waidmannssprache sich kunstmäßig, richtig auszudrücken;

b) alles erlegte Wild nach Waidmannsgebrauch aufzubrechen, auszuwerfen oder auszuziehen, aus der Haut zu schlagen, abzuschwarten (zu zerwirken), oder zu streifen, dann die zur hohen und Mitteljagd gehörigen, eßbaren Arten zu zerlegen.

§. 4. In frühern Zeiten, ehe der wirkliche, zum Theil auch nur eingebildete, Holzmangel eintrat, ehe die überall so ansehnliche Zunahme der Menschenzahl es nöthig machte, die Vermehrung des Viehstandes und den Ertrag der Felder und Wiesen auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen, war es eben nicht schwer, eine Wildbahn in gutem Stande zu erhalten. Fand man damals in derselben nur von jeder Wildart eine recht große Quantität, so bestand der Jäger, dessen Aufsicht ein Revier anvertraut war, gewiß mit Ehren.

Jetzt, da so viele Rücksichten täglich nothwendiger werden, hat der Jäger mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn er bewirken will, daß der Wildstand mit dem Flächeninhalte des Reviers und besonders mit dem Holzbestande desselben in gehörigem Verhältnisse stehe, so daß die Jagd dem Grundherrn Nutzen und Vergnügen gewähre, ohne die bürgerliche Gesellschaft auf irgend eine Weise wesentlich zu belästigen. Er vergesse deshalb nie, daß jeder Einzelne ein unbestreitbares Recht auf eine mit dem Gesetze im Einklange stehende, bestmögliche Benutzung seiner Grundstücke hat, daß also, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, dieser Benutzung auf keine Weise Ein-

trag geschehen dürfe, am wenigsten durch die Jagd, die in ökonomischer und merkantilischer Rücksicht nur als eine, an sich nicht einmal ansehnliche Nebennutzung erscheint; als Vergnügungssache angesehen, kaum irgend eine Berücksichtigung zulässig macht; ja selbst als Hülfsmittel zu neuen Entdeckungen im Gebiete der Naturkunde betrachtet, nur dann mit in Anschlag kommen mag, wenn dieser Zweck ohne wesentlichen Nachtheil eines Dritten erreicht werden kann. Befolgt er diesen Grundsatz gewissenhaft, so darf er sich durch das Geschrei, welches jetzt gewöhnlich erhoben wird, sobald man da, wo sonst beträchtlicher Wildschaden, ohne ein Wort zu sagen, ertragen wurde, nur ein Stück Wild bemerkt, nicht weiter irre machen lassen. Entspränge aber ja durch den vorhandenen Wildstand für irgend Jemanden wirklich ein fühlbarer Schade, so sorge der Jäger dafür, daß dasjenige Wild, welches ihn verursachte, weggeschafft, dem Beschädigten aber eine billige Schadloshaltung gewährt werde. Er versäume es daher nie, in dergleichen Fällen seinen Vorgesetzten, oder seinem Herrn unmittelbar, bei Zeiten Vorstellungen zu machen, weil Zuvorkommen von Seiten des Jagdbesitzers selbst den Beschädigten für die Folge zu billigen Forderungen geneigt machen wird.

§. 5. Diejenige Wildart, welche Aeckern und Wiesen den wesentlichsten Schaden zufügen kann, ist unstreitig die wilde Sau. Unter allem zur hohen und Mitteljagd gehörigen Wilde vermehrt sie sich am schnellsten, und durch die Art sich Aesung (Nahrung) zu verschaffen, gibt sie gar leicht zu gerechten Klagen Anlaß. Deshalb darf sie entweder gar nicht, oder nur mit vieler Vorsicht und in Vermachungen gehegt werden.

Das Roth- oder Edelwild ist im Ganzen weit weniger schädlich, wenn der Bestand nicht zu stark ist. Auch kann man es durch Hüten leichter von jungen Gehauen und Aeckern zurückhalten.

Damwild ist vorzüglich dem Walde nachtheilig, weil es die ganz jungen Schläge durch das Verbeißen des Aufschlages, des Anfluges, besonders aber des Stockausschlages ungemein niederhält; in ältern aber, durch das Abschälen der Stämme, der Ziege gleich, an den meisten Holzarten viel Unheil anrichtet. Es sollte also im Freien gar nicht, sondern höchstens in Thiergärten, deren Lage so wäre, daß darin nur Erlenholz wüchse, welches keine Wildart leicht angeht, geduldet werden. Uneingeschränkt lasse man es nirgends überhand nehmen; denn unter allem bei uns einheimischen Haarwilde ist es dasjenige, dem man seiner Scheu wegen am schwersten Abbruch thun kann.

Rehe, im Uebermaß gehegt, sind gleichfalls dem jungen Walde eine Geißel und werden darin so leicht einheimisch, daß sie selbst durch Hüten nicht daraus zu verdrängen sind. Auch ihr Bestand darf aus diesem Grunde nicht zu stark sein.

Alles, was zur Niederjagd gehört, schadet, Raubthiere und Kaninchen ausgenommen, welche zu jeder Zeit und überall verfolgt werden müssen, nicht leicht. Doch können auch Hasen, wenn sie in Menge vorhanden sind, den Feldern, besonders in harten Wintern, jungen Laubholzschlägen überhaupt, vorzüglich aber dem Buchenkernwuchse lästig werden. Gartenbesitzer werden sich durch feste Umzäunungen und durch das Bewinden der jungen Obstbäume mit Stroh leicht schützen.

Fasane fügen, im Uebermaß gehegt, den Gärten und Feldern vielen Schaden zu, weil sie davon auf keine Weise zurückzuhalten sind und fast alle Sämereien und grüne junge Pflanzen zu ihrer Nahrung wählen; auch geben sie, wenn sie in der Nähe einer Stadt zu emsig geschont werden, Gelegenheit zur Vermehrung der Ratten und Mäuse. Denn keine Wildart hat von Natur weniger regen Instinct, sich den Nachstellungen der wilden und zahmen Raubthiere zu entziehen. Diesen muß daher mit allem Fleiße durch den Fang mit Eisen und Fallen nachgestellt werden, wenn die Fasanerie nicht zu Grunde gehen soll. Da nun vorzüglich die Katzen den Fasanen nachgehen, sich aber auch im Eisen sehr leicht fangen, so kann es nicht fehlen daß ihre Zahl sich gar sehr vermindert. Auch finden die, welche ja entgehen, leichter eine leckerere Beute an den Fasanen, als an Ratten und Mäusen. Sie ziehen sich daher aus den Gebäuden weg nach dem Gehege, so daß in einem wie in dem andern Falle die Vermehrung schädlicher Thiere mit der der Fasanerie gleichen Schritt halten muß.

§. 6. Um das zur hohen und Mitteljagd gehörige Wild von den Fluren zurückzuhalten, hat man in verschiedenen Gegenden die Wälder umzäunt. Ich meinestheils würde für dieses Verfahren im Großen nicht leicht stimmen.

Schon die erste Herstellung einer solchen Vermachung ist mit ansehnlichem Holz- und Kostenaufwand verbunden, und dieser wird durch alljährliche Ausbesserung, wie durch die unumgänglich nöthigen Gatterwerke zur besondern Umsetzung der Schonungen, welche ohne diese vom Wilde, weil es sich nicht hinlänglich ausbreiten kann, völlig zu Grunde gerichtet werden würden, beträchtlich vermehrt. Nächstdem müssen die Wiesen, welche in dergleichen großen Thiergärten liegen, der Natur der Sache nach, die Sommeräsung für das Wild größtentheils hergeben; sie können also fast gar nicht für die Viehwirthschaft benutzt werden. Der hierdurch entstehende Schade ist ansehnlich! Lieber zahle man den Grundeigenthümern und ganzen Dorfschaften, deren Felder dem Wildschaden ausgesetzt sind, jährlich so viel an baarem Gelde, als die Unterhaltung der nöthigen Hutleute, welche mit kleinen Hunden das Wild von den Feldmarken zurückdrängen, kosten kann. Räthlicher würde es vielleicht auch sein, im Walde die Schonungswächter abzuschaffen und, wie oben gedacht, die jungen Holzschläge mit leichtem trans-

portabeln Gatterwerk so lange zu umsetzen, bis sie vom Wilde nicht mehr verbissen werden können. Das Verscheuchen des Wildes von den Wiesen, welche in den Wäldern liegen, dürfte aber dann freilich nicht gestattet werden; auch darum nicht, weil sonst das Wild aus Unruhe und Bedürfniß sich nach den Feldern zu drängen nicht aufhören kann. Mir selbst sind Reviere bekannt, wo das Unterlassen der Verscheuchung desselben von den Wiesen den größten Nutzen für die Felder schon seit vielen Jahren äußert. Entfernte man dort die Wächter von den Schonungen und umzäunte diese, so würde das Wild noch mehr Ruhe haben und fast gar nicht in die Felder gehen. Ich muß hier noch einmal erwähnen, daß ich nur von Rothwild und Rehen spreche; denn Schwarz- und Damwild sollte, wie schon gesagt, überall nur in sehr geringer Zahl vorhanden sein.

Ich glaube darüber Rechenschaft schuldig zu sein, warum ich in Rücksicht der von mehrern Seiten gewünschten genauen Bestimmung eines normalen Wildstandes für ein gegebenes Revier, es blos bei dem von §. 5—8 Gesagten bewenden lasse.

Stimmt nämlich jeder in praxi sich bewährte Forstmann der Aeußerung des Pr. F. L. Walther in §. 2. der Einleitung zu dessen Lehrbuche der Forstwissenschaft (zweite Ausgabe), „daß die Forstkunde keine Grundsätze, stets nur generelle Regeln, nie universelle habe", bei: so wird um so weniger der irgend erfahrene Waidmann in Abrede stellen, daß diese Aeußerung noch nähere Beziehung auf die Jagdkunde im Allgemeinen und eine ganz genaue auf den vorliegenden Fall im Besondern habe. Denn unter Berücksichtigung der in diesem Betracht fast von jeder einzelnen Landesstelle so abweichend motivirten und modificirten kameralistischen Maximen, der Verschiedenheit der Waldbewirthschaftungsmethoden, der nothwendigen Beachtung der in einem und demselben Jagdterritorium oft so mannichfaltig veränderten Verhältnisse in Hinsicht auf Klima, auf Boden, auf Lage, auf Waldbestand, auf Servituten und Observanzen, wird es ohne weiteres einleuchtend werden, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört, auch nur generelle Regeln darüber aufzustellen, wie stark der Wildstand rücksichtlich der verschiedenen Wildarten und der Geschlechter jeder Art im Freien sein dürfe und könne, ohne auf Feld-, Wiesen-, Vieh- und Waldwirthschaft wesentlich nachtheilig zu wirken.

Mehrere sehr achtungswerthe Männer haben sich dennoch an der Lösung dieser Aufgabe versucht und die aus derselben hervorgegangenen Resultate bekannt gemacht.

So z. B. sagt

1. der Herr Graf v. Mellin — nach Meyer's Forstdirectionslehre, Bd. 1, §. 84 — in der Beilage A. S. 76. zu Weber's

Abhandlung über die Einführung der Wildsteuer: es könnten auf einer Waldfläche von 1000 magdeburger Morgen ohne besondern Schaden 20 St. Edelwild, 30 St. Damwild, und in einer bruchigen Gegend noch 20 St. Sauen bestehen;

2. v. Burgsdorf in seinem Forsthandbuche (Th. 2, §. 318): auf einer mit dem Weidgange von 230 St. Rindvieh und 1200 Schafen belästigten Waldfläche an 4000 magdeb. Morgen könne — nach Abzug von 666⅔ Morgen für umzäunte Schonungen und, vorausgesetzt, daß 1 St. Edelwild 8 Morgen, 1 St. Damwild 4 Morgen, 1 St. Rehwild 6 Morgen zu seinem Unterhalte bedürfe — ein Stand a) von 152 St. Edelwild, oder b) von 300 St. Damwild, oder c) von 202 St. Rehwild, oder d) 219 St. Edel-, Dam- und Rehwild im Gemenge, unterhalten werden;
3. Meyer in seiner Forstdirectionslehre (Bd. 1, §. 82—84): daß nach den angenommenen Scalen für den Schaden, welcher von verschiedenen Wildgattungen an verschiedenen Holzarten, unter regelmäßiger Anwendung einer oder der andern der jetzt anerkannt pfleglichen Waldbewirthschaftungsmethoden, dem Forste zugefügt werden möchte, auf einer Buchenhochwaldfläche [1]) von 4000 Normalmorgen (1 Normalm. = 40,000 Quadratfuß rhein. nach §. 40. Bd. 2, b.) der Stand auf 100 St. Edelwild, oder auf 109 St. Edel- und Rehwild, ¾ des erstern und ¼ des letztern im Gemenge zu berechnen sein würde.

In einer Waldung von 40,000 (Meyer'schen) Normalmorgen sollen folglich zu unterhalten sein:

nach Nr. 1.

1273 St. Edelwild, 1699 St. Damwild und 1273 St. Sauen neben einander:

nach Nr. 2.

a) 2345 St. Edelwild, oder b) 4629 St. Damwild, oder c) 3117 St. Rehwild, oder d) 3379 St. Edel-, Dam- und Rehwild neben einander;

nach Nr. 3. im Buchenhochwalde

a) 1000 St. Edelwild, oder b) 818 St. Edelwild und 272 St. Rehwild neben einander.

Ohne bei der Untersuchung der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Annahmen, von welchen Burgsdorf und Meyer bei ihren Berechnungen ausgingen, zu verweilen, worüber Vieles gesagt werden könnte und müßte,

---

1) Der Kürze wegen übergeht man die für Eichenhochwald, gemischten und reinen Niederwald aufgestellten Berechnungen.

wenn eine Recension geschrieben werden sollte, will man dem sachverständigen Publicum nur folgende Fragen zur Beherzigung vorlegen:

Wo fand sich im Freien je ein Wildstand von der unter Nr. 1 und 2 angegebenen Stärke in einem Reviere von der gesetzten Größe? und hätte ein solcher stattfinden können, ohne nicht nur den Waldbestand, sondern auch die in- und umliegenden Feld- und Wiesengrundstücke in kurzer Zeit zu ruiniren?

Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß, selbst unter den günstigsten Verhältnissen aller Art, die Unterhaltung eines Wildstandes, wie der unter Nr. 3 berechnete, früher oder später ähnliche Folgen wie die nach dem Vorhergehenden als unvermeidlich vorauszusetzenden nach sich ziehen werde?

Wer, sei er Gutsherr, oder höherer oder niederer Jagdofficiant, dürfte es in unsern Zeiten wagen, irgendwo einen noch um die Hälfte gegen den vorerwähnten verminderten Wildstand herzustellen, ohne von einer Legion unberufener, übermüthiger Schreier und Scribler als Bösewicht, als Unmensch, der sich einer vor Gott und Gemeinwesen unverantwortlichen Sünde schuldig mache, öffentlich angeklagt, von der Forstpolizeibehörde hier einmal über das andere zur Verantwortung, dort, selbst als Diener, zur Strafe gezogen und zu einem Schadenersatze verurtheilt zu werden, der, ausgemittelt zur unrechten Zeit oder von Personen, denen es oft an genüglicher Sachkenntniß, öfter noch an gutem Willen fehlt, der übernommenen Verpflichtung Genüge zu leisten, den wahren Werth der beschädigten Sache um das Doppelte übersteigt?

Wem infolge des Gesagten die Unmöglichkeit, generell anwendbare und ausführbare Regeln zur Bestimmung eines im Freien zu unterhaltenden normalen Wildstandes auf irgend einem Wege auszumitteln, nicht einleuchtet, der stelle deren so viele auf, als er Lust und Zeit dazu hat. Der Verfasser kann sich nicht dazu entschließen, sein Publicum durch unnütze Schreiberei in vergebliche Unkosten zu setzen [1]).

§. 7. Um den Schaden, welcher dem Walde zur Winterzeit durch das Wild zugefügt werden kann, nach Möglichkeit zu mindern, den Wildstand selbst aber zu erhalten, muß man auf die Anlagen der Fütterungen für Edel- und Schwarzwild bei Zeiten bedacht sein.

Für das Edelwild wende man dazu Eicheln an, welche, wenn deren vorhanden sind, im Herbste gelesen werden, auch Roßkastanien, Kartoffeln und Erdäpfel (Helianthus tuberosus). Diesen füge man etwas an Heu bei. Wären die genannten Früchte nicht zu haben, so muß deren Stelle durch

---

1) Herr Hartig stellt in seinem Lehrbuch für Jäger ꝛc. (Bd. 2, S. 33) folgende Regeln für einen in keiner Hinsicht übertriebenen Frühlingswildstand auf:

„Für jedes Tausend Morgen Wald (zu 160 Quadratfuß rhein.) im Durchschnitt genommen, kann derselbe — den jährlichen Zuwachs ungerechnet — sich belaufen:

Hafer erſetzt werden; nie aber würde ich auf ein Stück Rothwild mehr, als bei dem härteſten Winter täglich höchſtens den vierten Theil einer dresdner Metze Hafer oder Eicheln und anderthalb bis zwei Pfund Heu bewilligen.

Zu dieſer Fütterung wähle man einen freien Platz im Holze, laſſe dort ein kleines Häuschen zur Verwahrung des Hafers und eine Heuſcheuer ganz leicht bauen. Von den vorher angefahrenen Vorräthen wird täglich ſo viel Heu, als nöthig iſt, auf errichtete Raufen geſteckt, die Eicheln aber und der Hafer in kleinen, möglichſt vereinzelten Häufchen kreisförmig herumgeſchüttet. Wird das Wild an der Fütterung nicht beunruhigt oder gar beſchoſſen, ſo wird ſich daſſelbe ſehr bald und zu jeder beliebigen Zeit herantreiben oder rufen laſſen.

Auch ſorge man dafür, daß ſämmtliche Nadelholz- und Laubholzhochwaldhauungen ſo zeitig als möglich unternommen werden, damit bei tiefem oder berindetem Schnee das Wild überhaupt, beſonders aber das leckere Reh,

---

1. In großen, zuſammenhängenden Waldungen, wo das Wild die Felder niemals erreicht:
   a) in Laubholzrevieren, die mit Eichen und Buchen vermengt und hinlänglich mit guten Waldwieſen verſehen, oder ſonſt grasreich ſind, auf
      8 St. Edelwild, 8 St. Rehe, 6 Sauen; alſo in 6000 Morgen auf 48 St. E. W. 48 R., 36 S.;
   b) in Nadelholzrevieren auf
      6 St. E. W., 6 R., 3 S.; alſo in 6000 Morg. auf 36 St. E. W., 36 R., 18 S. ohne weſentlichen Nachtheil für den Wald;
2. in Gegenden, wo mehrere Tauſend Morgen zuſammenhängenden Waldes von Feldern begrenzt werden:
   a) im Laubholze, wie oben beſtanden, auf
      4 St. E. W., 8 R., 2 S.; alſo in 6000 Morg. auf 24 St. E. W., 48 R., 12 S.;
   b) im Nadelholze auf
      3 St. E. W., 6 R., 1 S.; alſo in 6000 Morg. auf 18 St. E. W., 36 R., 6 S., ohne weſentlichen Nachtheil für Feld und Wald;
3. in Gegenden, wo einige Hundert Morgen, oder weniger in den Feldern liegen, wird es kaum möglich ſein — bei gänzlicher Verbannung der Sauen —
   a) im Laubholze, wie oben beſtanden,
      2 St. E. W., 8 R.;
   b) im Nadelholze
      2 St. E. W., 6 R., ohne großen Schaden für Feld und Wald zu unterhalten.

„Selbſt bei obigen Anſätzen iſt es immer noch nöthig, das Wild durch tragbare Waldwieſen im Sommer, durch gut und reichlich unterhaltene Fütterungen im Winter von den jüngern Holzſchlägen ſo viel als möglich abzuziehen; auch da, wo es der Aeſung wegen im Frühling, Sommer (und Herbſte) in die Felder wechſelt, durch aufgeſtellte Wildwächter es davon abtreiben zu laſſen."

Der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes kann, ſo ſehr er die Verdienſte des Herrn Staatsrathes Hartig anerkennt und ſo ausrichtig er denſelben verehrt, nicht umhin, zu Vorſtehendem Folgendes zu bemerken:

Zu 1. Auch die ausgedehnteſte, zuſammenhängendſte Waldung wird von Feldern begrenzt. Der leckern Feldäſung wegen wird im Frühlinge, Sommer und Herbſte ſich das Wild immer in die anſtoßenden Vorhölzer ziehen, von da in die Felder wechſeln, der Fall aber durchaus nicht eintreten können, daß dies „niemals" geſchehe. Soll dieſes „niemals" die conditio sine qua non für die Annahme jener Wildſtandsnorm ſein, ſo bedurfte es der Aufſtellung derſelben gar nicht.

Zu 2. Zuwechſel wie Auswechſel kann bei freier Wildbahn nirgends und nie fehlen. Wenn dem ſo iſt, ſo erſcheint jede Berechnung obiger Art als unhaltbar und immer kommt man am Ende wieder auf den einzig wahren Satz hinaus: „Die freie Wildbahn muß, mit ſteter Rückſicht auf örtliche Verhältniſſe und Jahreszeit, ſo behandelt werden, daß das Intereſſe des Waldeigenthümers und Jagdberechtigten, wie das der Feldgrundſtückbeſitzer ſo wenig als möglich gefährtet wird. Aufſtellung genereller Wildſtandsnormen gehört daher im Freien zu den Unmöglichkeiten und muß den Stubenjägern und Papierrechnern, zum Zeitvertreibe, überlaſſen bleiben.

Aesung an den Knospen und an der Schale des gefällten Holzes findet. Sind dann die Schonungen auch nicht umsetzt, so wird denselben das Wild doch um Vieles weniger zur Last fallen.

Sauen werden auf der Fütterung am besten und wohlfeilsten mit Eicheln, Kartoffeln [1]), Malz und wildem Obste unterhalten. Hiervon schüttet man in einer beliebigen Entfernung von 15—20 Schritten mehrere kleine Portionen, einem Wege oder einer Wildbahn entlang, hin, damit sich die Sauen auf dem Futterplatze vertheilen können, und so die Schweine und starken Sauen nicht Alles abnehmen, ohne den schwächern etwas zu überlassen [2]).

Bei der niedern Jagd sind für Hasen die Fütterungen selten nöthig; doch muß bei sehr harten, schneereichen Wintern auch für sie dadurch gesorgt werden, daß man in verschiedenen Feldgegenden Möhren, Kohl und gutes Heu, oder besser, Erbsenstroh herumstreuen läßt. Die Rebhühner aber werden so zeitig als möglich durch schlechten Weizen, welchen man täglich streut, in die Remisen oder Gärten gezogen. Hierdurch vermindert man zugleich den Schaden, welchen sonst Raubvögel verursachen. Vom Einfangen und Aufbewahren der Rebhühner in Zimmern halte ich nicht viel, weil sie leicht zu fett werden und künftiges Jahr aus diesem Grunde gelte bleiben.

Zu 3. Dem Herrn Staatsrath Hartig wird es schon von selbst einleuchtend geworden sein, daß unter den hier angenommenen Localverhältnissen die Erhaltung eines Reh-Standes in den meisten Fällen problematisch, die des Edelwild-Standes in praxi überall ungedenkbar sein muß.

Noch dürften die oben erwähnten schreib- und rechenlustigen Stubenjäger dem Herrn Staatsrathe vielleicht, wie dem Verfasser dieses Werkes einst, den Vorwurf machen, daß er bei Aufstellung obiger Wildstandsscalen eine nähere Bestimmung der Geschlechter bei jeder Wildart nicht beachtet habe. Ueberlassen wir das ihnen!! Zur zweiten Ausgabe.

In der siebenten Auflage des Lehrbuches für Jäger von Dr. G. L. Hartig, bearbeitet von Dr. Th. Hartig sind die obigen Angaben über den zweckmäßigen Frühlingsstand auf je tausend Morgen ungemein modificirt, wie aus folgender kurzen Vergleichung hervorgeht:

Zu 1 a. statt	8	Stück Edelwild	8	Rehe, 6 Sauen
nur	2	»	2	» 1 Stück Schwarzwild.
Zu 1 b. statt	6	»	6	» 3 Sauen
nur	3	»	4	» 1 Saue.
Zu 2 a. statt	4	»	8	» 2 Sauen
nur	1	»	2	» keine Sauen.
Zu 2 b. statt	3	»	6	» 1 Saue
nur	1	»	4	» keine Sauen.
Zu 3 a. statt	2	»	8	»
nur	½	»	2	»
Zu 3 b. statt	2	»	6	»
nur	½	»	3	»

Ein Beweis, wie richtig a. d. Winckell die ersten Ansätze beurtheilt hat.

Anmerkung zur dritten Auflage.

1) Kartoffeln müssen außer in einer Vermachung überall so wenig als möglich gefüttert werden, weil sonst das Wild die neuen und vorjährigen Kartoffelfelder mit doppelter Lüsternheit anfällt.

2) In Rücksicht des hier und im Vorhergehenden erörterten Gegenstandes s. das Ausführlichere in der, Laurop's Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft, Bd. 1. Hft. 4; Bd. 2. Hft. 1—4. eingerückten, sehr instructiven Abhandlung über die Anlegung und Unterhaltung eines Thiergartens.

Von der Unterhaltung der Fasanerie wird an einem andern Orte die Rede sein.

§. 8. Eine nach richtigen Maximen behandelte Wildbahn muß allerdings auch möglichst benutzt werden. Soll aber dies mit Widerhalt geschehen, so darf natürlicherweise der Wildstand durch die Jagd nicht zu stark angegriffen werden. Es ist daher Pflicht des Jägers, sich auf seinem Reviere von der Stärke desselben so genau als möglich zu unterrichten.

Zu diesem Zwecke bediene man sich zu seiner Zeit, besonders da, wo Edelwild Stand und Wechsel hält, des Leithundes zur Vorsuche. Demnächst, besonders aber, wenn, wie jetzt fast überall, der Leithund selbst oder ein Jäger, der ihn und mit ihm zu arbeiten versteht, mangelt, müssen hier und da, vorzüglich an den Grenzen, Wildfuhren angelegt, und diese alljährlich wenigstens viermal umgepflügt werden. Täglich verspüre man diese, d. h. man begehe sie und gebe genau Acht, wie viel Wild jeder Art in der vergangenen Nacht aus- und eingewechselt ist, d. h. wie viel Stücke aus dem Reviere hinaus und in dasselbe aus andern Revieren hereingezogen sind, weil man dadurch in den Stand gesetzt wird, zu berechnen, wie viel durch den Auswechsel zu verlieren und durch den Zugang zu gewinnen sein möchte. Die Fährten vertrete man jedesmal, damit die alten bei trockener Witterung den folgenden Tag nicht wieder mitgezählt werden. Ist der Boden feucht, das Wetter aber gut, so bemerkt man leicht, welche Fährte frisch und welche älter ist, weil die letztere zusammentrocknet. Ebenso verfahre man im Winter, vorzüglich wenn eine Neue, d. h. frischer Schnee, gefallen ist, weil man da am allergenauesten spüren kann. Auch versäume man es nicht, im Sommer den Thauschlag und zu seiner Zeit am frühen Morgen den Reif zum Verspüren zu benutzen.

So oft es andere Geschäfte zulassen, begehe man mit Tagesanbruch und Abends gegen Sonnenuntergang die Saatfelder und Wiesen, welche im oder am Holze liegen; ebenso die jungen Gehaue, wenn solche nicht umsetzt sind; überhaupt aber suche man das Wild so oft zu Gesicht zu bekommen, als es möglich ist.

Man gebe hierbei genau Acht auf die verschiedene Farbe, Körperform und Stärke jedes Stückes; vorzüglich beobachte man bei Hirschen und Rehböcken die Stellung und den Bau der Gehörne. Dies Alles wird dazu beitragen, daß man, bei gehöriger Aufmerksamkeit, den Stand des vorhandenen Wildes ziemlich genau angeben und jedes einzelne Stück von einem andern derselben Art unterscheiden, auch die gesammte Stärke der Wildbahn beiläufig beurtheilen kann.

Nach diesen und ähnlichen Wahrnehmungen wird der erfahrene Jäger zu bestimmen vermögen, wie viel Wild jeder Art und jeden Geschlechtes er

jährlich von seinem Reviere durch die Jagd ohne Schaden wegnehmen darf. Hierbei muß er es sich zum Gesetze machen, nicht mehr zu schießen, als er im künftigen Jahre Zuwachs erwarten kann, vorzüglich aber das Muttergeschlecht jeder Art zu schonen und nur solche Stücke desselben wegzunehmen, welche nicht mehr setzen, d. i. Junge ziehen; denn gewöhnlich setzt ein Thier oder eine Ricke (Rehgeis) nicht wieder, wenn eins oder das andere zwei Jahre hinter einander gelte geblieben ist, d. h. nicht gesetzt hat. Alter oder organische Fehler sind hieran immer schuld. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unberührt lassen, daß viele Jäger lieber ein Schmalthier oder Schmalreh, d. i. ein solches, welches noch gar kein Kalb gezogen hat, schießen, als ein altes Thier oder altes Reh. Ich habe mich erklärt, in welchem Maße ich das Letztere nur zugebe. Schmalwild aber zu bürschen, ist, nach meiner Meinung, gerade Das, was dem Wildstande den meisten Schaden bringt; denn die Jugend und Munterkeit desselben berechtigt zu guten Erwartungen in Rücksicht der Zuzucht. Nie sollte, nach meinem Dafürhalten, irgend ein Stück Wild oder weibliches Reh geschossen werden, von dem man nicht überzeugt ist, es sei nicht tragend.

Der Jäger lasse sich unter keinem Verhältniß eine Schuld gegen die in dem Lande, wo er lebt, oder in Wirksamkeit steht, geltenden Verordnungen, in Betreff des Jagdwesens im Allgemeinen und der Schonzeit im Besondern, zu Schulden kommen; er wache mit Strenge darüber, daß diese Verordnungen auch von jedem Dritten gleich pünktlich befolgt werden; stets mache er es sich und Andern, insoweit, als dies von ihm abhängt, zum Gesetz, beim Jagdbetriebe die Jahreszeit zu berücksichtigen, zu welcher jede einzelne Wildart zum Hausbedarf, wie im Handel, am besten benutzt werden kann.

Auf diesem Wege stellt er sich nicht nur gegen Verantwortlichkeit sicher, sondern es wird ihm, außer der Beruhigung, welche treue Pflichterfüllung gewährt, auch das Recht zu Theil, Das, was er selbst thut, von seinen Grenznachbarn fordern, wenigstens erwarten zu dürfen.

§. 9. Sehr leicht kann der Fall eintreten, daß der Jäger ein Revier unter seine Aufsicht bekommt, in welchem die Wildbahn völlig oder zum Theil zu Grunde gerichtet ist. Ich werde mich daher bemühen, die Veranlassungen des Ruins, einige Mittel, diesem nach Umständen zuvorzukommen und die Art und Weise, wie einer verwahrlosten Wildbahn aufgeholfen werden kann, anzugeben.

Oft sind es 1. in kurzen Zeiträumen nach einander folgende strenge Winter, welche derselben einen auf viele Jahre fühlbaren Schaden zufügen. Werden auch alle im Vorherigen angezeigte Maßregeln angewendet, und wird durch sie dem Verluste, welchen außerdem tiefer Schnee und die dadurch für das Wild entstehende Unmöglichkeit, Aesung zu suchen, veranlaßt, zum Theil

vorgebeugt, so kann doch entweder außerordentlich heftige Kälte verursachen, daß ein großer Theil des vorhandenen Wildes zu Grunde geht — kunstmäßig zu reden, fällt (oft wird man zu solchen Zeiten noch nicht verendetes finden, welches durch beständiges Umhergehen und Drehen in einem Kreise anzeigt, daß es Schaden am Gehirn gelitten hat; dies muß sogleich, doch, wenn es sein kann, ohne Schuß erlegt werden, um das Brauchbare davon nutzen zu können); oder es tritt Thauwetter ein, welches nur einen Theil des Schnees verzehrt; den gelinden Tagen folgt dann ein starker Frost, durch welchen der übrige Schnee mit einer Eisrinde überzogen wird. Bei der erforderlichen Anstrengung, diese harte Rinde mit jedem Tritte zu durchbrechen, kommt schon das Wild sehr herunter; tödtlich aber wird ihm bei anhaltender Kälte die Verwundung, welche das Reiben der Läufe an der Eiskruste verursacht, und es muß sich verkümmern (d. h. durch den Schmerz und Hunger, welchen es leidet, das Leben verlieren), oder der Brand tritt ein, und es fällt (stirbt) an den Folgen desselben.

Gegen diese und ähnliche Unglücksfälle, als Ueberschwemmung und Krankheiten, gibt es freilich kein sicheres Mittel. Es bleibt daher nichts übrig, als unter möglichster Vorsicht das noch vorhandene Wild nie und nirgends zu beunruhigen, das gefallene (verendete) aber aufzusuchen, um doch die Benutzung der Haut nicht zu verlieren.

Andere Veranlassungen des Verfalls der Wildbahn können 2. Krieg oder häufige Durchmärsche, 3. Wilddieberei, 4. die nur zu gewöhnliche, unbegrenzte Jagdleidenschaft eines jungen Gutsbesitzers sein. Unbekümmert um das nöthige Verhältniß zwischen Zu- und Abgang findet ein solcher oft nur daran Vergnügen, recht viel zu erlegen, ohne zu bedenken, daß ein kurzer Zeitraum hinreicht, ihn seines Vergnügens auf mehrere Jahre zu berauben.

Unter 1. sind die völlig unabwendbaren Fälle und deren Folgen schon erörtert.

Bei 2. ist Ruhe, Geduld und Ergebung nöthig; doch kann ein kluges Benehmen des Grundherrn, wie des Jägers, Mittel an die Hand geben, manchen Schaden zu verhüten.

Um diesen Zweck zu erreichen, versuche man es ja nicht, Strenge anzuwenden, oder Klagen zu erheben; vielmehr bemühe man sich, die Befehlshaber durch ein artiges, zuvorkommendes Benehmen zu gewinnen und unter den in der Nähe sich befindenden übrigen Offizieren mit denjenigen, welche aus Liebhaberei, oder Oekonomie, oder aus beiden Gründen zugleich die Jagd betreiben, bekannt zu werden. Den Liebhabern der Jagd verschaffe man so viel Befriedigung ihrer Leidenschaft, als es nur irgend die Umstände gestatten; jedoch nur unter der Bedingung, daß der Grundherr oder der Jäger immer bei den Jagden gegenwärtig ist. Selten wird es fehlen, daß wirkliche und

verſtändige Jagdfreunde ſich damit nicht begnügen ſollten, nur Das zu ſchießen, was ohne merklichen Schaden entbehrt werden kann.

Iſt es Oekonomie oder Bedürfniß an Lebensmitteln, welche dieſen oder jenen verleiten, Jagdexceſſe zu begehen oder zu dulden, ſo ſuche man nicht ganz unbilligen Wünſchen durch freiwillige Lieferung entgegenzukommen.

Finden beide Fälle zugleich ſtatt, ſo wende man auch beide Mittel an: man gebe ſelbſt Gelegenheit zur Jagd und verſorge die Küche. Indem man auf ſolche Art die Befehlenden ſich zu Freunden macht und ſie in ſein Intereſſe zieht, werden dieſe meiſtentheils wieder gefällig ſein, und Die, welche ihnen gehorchen müſſen, im Zaume zu halten ſuchen.

Der unter 3. erwähnten Wilddieberei hingegen iſt Strenge und Wachſamkeit von Seiten des Jägers und gehörige Unterſtützung deſſelben von Seiten der Obrigkeit entgegenzuſetzen.

Am ſchwierigſten iſt freilich die Lage des Jägers, wenn der unter 4. angeführte Fall eintritt. Iſt ſein Herr ein vernünftiger Mann, ſo kann man vorausſetzen, daß er beſcheidenen, mit Gründen unterſtützten Vorſtellungen des redlichen Dieners Gehör geben werde; beim Gegentheile bleibt dieſem nichts übrig, als geduldige Ergebung und Hoffnung, daß wo nicht Fühlbarkeit des bei fortgeſetzter Verfolgung des eingeſchlagenen Weges unvermeidlichen Schadens, doch früheres oder ſpäteres Wahrnehmen des durch eigene Schuld verminderten Jagdvergnügens jenen von ſelbſt zum Schonungsſyſteme zurückführen werde.

§. 10. Ein heruntergekommenes Revier wird durch Schonung des Wildes, beſonders weiblichen Geſchlechts, am ſicherſten wieder in die Höhe gebracht. Waren harte Winter an dem Verfalle ſchuld, ſo iſt dies ein allgemeiner Schade und es tritt dann zuweilen von Seiten des Landesherrn ein Jagdverbot auf beſtimmte Zeit ein, welchem jeder rechtliche Jäger willig Folge leiſten wird. Das Revier muß übrigens in dieſem Falle immer ruhig gehalten werden, damit das etwa noch vorhandene Wild nicht austrete, vielmehr eben der Ruhe wegen ſich einiges von andern Orten heranziehe. Hierzu wird eine ſorgfältige Unterhaltung der Winterfütterungen (ſ. §. 7), auch der Salz- und Theerlecken, das Meiſte beitragen; beſonders aber muß das Herumlaufen der Hunde verhütet werden. An andern Orten Wild einfangen zu laſſen und auszuſetzen, lohnt nur ſelten, in kleinen Revieren gar nicht, die großen, damit verbundenen Koſten. Muß der Jäger aber auf ausdrücklichen Befehl ſeines Herrn dies Mittel zur Vermehrung des Wildſtandes ergreifen, ſo bringe er das eingefangene Wild in ſolche Gegenden ſeines Reviers, wo es die beſte Aeſung, die meiſte Ruhe, und wo möglich einige Stücken ſeiner Art findet. Dabei ſorge er, daß in Rückſicht der Geſchlechter kein Misverhältniß obwalte, weil ſonſt die Fortpflanzung mehr ge-

hindert, als befördert wird. Vollkommen hinreichend ist es, wenn man auf sechs Stück Edel-, Dam- und Rehwild weiblichen Geschlechts ein männliches Stück rechnet. Bei Hasen findet hierbei eine Ausnahme statt. Man kann für diese so viel Rammler als Häsinnen annehmen. Federwild wird paarweise ausgesetzt; bei zunehmender Vermehrung aber müssen, bei Fasanen und Rebhühnern einige Hähne, bei Enten, welchen man die Flügel lähmt, einige Entvögel weggenommen werden. Die Gründe für dieses Verfahren werden sich aus dem Verfolge dieses Werkes ergeben [1]).

§. 11. Der Jagdberechtigte und Revierjäger muß sich vor allem mit den Grenzen desjenigen Bezirkes, welchen er bejagen darf, auf das genaueste

---

1) Durch die unglücklichen Ereignisse des traurigen Jahres 1848 haben die Wildbahnen in ganz Deutschland einen namenlosen, in vielen Gegenden wol nicht mehr zu reparirenden Schaden erlitten. Die seither erlassenen provisorischen und definitiven Jagdgesetze tragen in den meisten Ländern nichts weniger als zur Hebung der fast gänzlich zerstörten Wildbahnen bei. Nichtsdestoweniger kann eine umsichtige und vernünftige Verwaltung und Beaufsichtigung derselben wieder Manches gut machen. Belege dafür finden wir z. B. in Oesterreich, und es dürfte viele der Leser interessiren, einige Beispiele von Jagderträgnissen in ein paar größern österreichischen Revieren nach dem Jahre 1848 kennen zu lernen. Wir führen nur folgende an:

Der „Ausweis des abgeschossenen Wildes in den Revieren des k. k. Obersthof-Jägermeisteramtes im Jagdjahre 1854" zeigt folgendes Resultat. Erlegt wurden in den Forstmeisterämtern Laxenburg, Aubof und Prater:

	Stück.
Rothwild	371 darunter 111 jagdbare Hirsche.
Damwild	88.
Schwarzwild	710.
Rehe	77.
Hasen	19637.
Kaninchen	2159.
Fasanen	6258.
Rebhühner	7077.
Schnepfen	66.
Füchse	75.
Marder	178.
Iltisse	1186.
Wiesel	1264.
Igel	481.
Hunde	1037.
Katzen	1323.
Adler	4.
Geier	1617.
Sperber	393.
Eulen	606.
Krähen und Elstern	8838.

Im Ganzen 54591 Stück Wild!

Zu bemerken ist, daß die Nationalgarde im Jahre 1848 in diesen Revieren so niederträchtig gehaust hat, daß die Gardisten oft Hirsche und anderes Wild mordeten, und es nachher nicht einmal wegführten, sondern an der Stelle, wo sie es getödtet hatten, verfaulen ließen.

Auf den fürstl. Rohan'schen Domänen in Böhmen sind im Jahre 1856 20,165 Stück Wild geschossen worden. In den Revieren des Oberforstamtes Swigan allein wurde die namhafte Zahl von 943 Fasanen, 7601 Hasen, 2235 Rebhühner, bei diesem Forstamte allein 10,779 Stück erlegt, wobei Roth-, Dam-, Sauwild und Rehe, ebenso Enten, Schnepfen, Birkhühner nicht mitgezählt sind.

Auf den fürstl. Lichtenstein'schen Gütern Eisgrub, Feldsberg, Lundenburg und Rabensburg wurden vom 29. August bis Ende December 1856 24,700 Stück Wild erlegt; darunter waren 47 jagdbare Hirsche, 156 Thiere und 131 Kälber vom Damwild, 52 Rehböcke, 13,933 Feldhasen, 5709 Fasanen, 2977 Rebhühner, 42 Wachteln, 857 Wildenten u. s. f. Anmerkung zur dritten Auflage.

bekannt machen; über die Erhaltung der bestehenden Grenzzeichen sorgfältig wachen, auch da, wo solche durch Zeit oder Zufall verschwunden, oder noch gar nicht errichtet sind, auf sichere Constatirung der Grenze selbst durch schwer verrückbare und dauerhafte Markzeichen zu dringen.

Inwiefern und auf welchem Wege dies Alles auf zu Recht beständige Weise bewirkt werden müsse, darüber spricht sich in der Regel das Landesgesetz im Allgemeinen, oder die bestehende Jagdordnung im Besondern aus; für den Revierjäger aber muß hierüber die demselben beim Dienstantritte zugekommene Instruction das Nähere bestimmen.

§. 12. Zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Staaten haben auch verschiedene Eintheilungen der Jagd, d. h. Classenabtheilungen des gesammten in unsern Gegenden vorkommenden Wildes stattgefunden. Am gewöhnlichsten wird sie noch heutzutage eingetheilt 1. in hohe und niedere, das gesammte Wild aber in edles und uneoles, wobei aber bloße Willkür, durchaus kein hinreichender Bestimmungsgrund obzuwalten scheint; oder 2. in hohe, Mittel- und niedere Jagd.

Wo die unter 1. bemerkte Eintheilung gilt, wird gerechnet:

A. zur hohen Jagd

a) an Haarwild

Rothwild { Hirsche, Stücken Wild, Hirschkälber, Wildkälber, } Hochrothwild; Rehböcke, Ricken, Rehkälber, } Niederrothwild } edel.

Damwild. { Damhirsche, Damthiere, Damhirschkälber, Damwildkälber, } edel.

Schwarzwild. { Bären, Wilde Sauen, } Mittelgattungen zwischen edel und unedel.

Raubthiere [1]). { Luchse, Wölfe, } unedel.

---

1) Fast überall ist es in jetzigen Zeiten auch den zur Niederjagd Berechtigten gestattet, Raubthiere und Raubvögel aller Art, auch Trappen, zu jagen.

b) an Federwild

Schwäne,
Trappen,
Kraniche,
Auerhähne,
Auerhennen,
Fasanhähne,
Fasanhennen,
Birkhähne,
Birkhennen,
Haselhähne,
Haselhennen,
Große Brachvögel,
} edel.

Raubvögel. { Die Reiher und alles Federspiel, Gemeine Adler, Schuhu, Fremdling, Blaufuß, Lerchenfalk, Habicht, Sperber, } werden sämmtlich der Jagd und Beize wegen edel genannt.

B. Zur Niederjagd

a) an Haarwild

Hasen,
Biber,
Eichhörner,
} edel.

Raubthiere. { Füchse, Dachse, Fischottern, Wilde Katzen, Marder, Iltiß, Wiesel, } unedel.

b) Federwild

Waldschnepfen,	edel.
Wasserschnepfen,	
Rebhühner,	
Wilde Gänse,	
Wilde Enten,	
Wasserhühner,	
Wilde Tauben,	
Kiebitze,	
Wachteln,	
Schnärren,	
Ziemer,	
Amseln,	
Zippen,	
Drosseln (Weindrosseln),	
Kleine Brachvögel,	
Lerchen und alle kleine Vögel,	

Raubvögel.	Busarde,	unedel.
	Eulen und alle übrige Raubvögel,	
	Raben,	
	Krähen,	
	Elstern,	
	Heher,	

Wo — wie im Königreiche Sachsen, besage Edicts vom 8. November 1717 — die unter 2. bezeichnete Eintheilung stattfindet, gehört

A. zur hohen Jagd

Bär,	Luchse,
Bärin,	Schwäne,
Junge Bären,	Trappen,
Edelhirsche,	Kraniche,
Edelthiere,	Auerhähne.
Edelwildkälber,	Auerhennen,
Damhirsche,	Fasanhähne,
Damthiere,	Fasanhennen,
Damwildkälber,	Focken (?);

B. zur Mitteljagd

Rehböcke,
Rehe (Ricken),
Rehkälber,
Hauende Schweine,
Angehende Schweine,
Keiler,
Bachen,
Frischlinge,
Wölfe,
Birkhähne,
Birkhennen,
Haselhähne,
Haselhennen,
Große Brachvögel;

C. zur Niederjagd

Hasen,
Füchse,
Dachse,
Biber [1]),
Fischottern,
Marder,
Wilde Katzen,
Iltisse,
Eichhörner,
Wiesel,
Hamster,
Waldschnepfen,
Sumpfschnepfen,
Rebhühner,
Wilde Gänse,
Wilde Enten,
Reiher,
Taucher,
Möven,
Wasserhühner,
Wilde Tauben,
Kiebitze,
Wachteln,
Wachtelkönige,
Kleine Brachvögel,
Ziemer,
Schnärrer,
Amseln,
Zippen,
Roth- (Wein-) Drosseln,
Lerchen und andere kleine Vögel, wie sie Namen haben mögen [2]).

Die hier zuletzt stehende Eintheilung ist auch in der koburger Jagdordnung (§. 6) im Allgemeinen beibehalten worden; jedoch hat man den Adler (?) und die Falken (??) zur hohen Jagd, alle übrige Raubvögel aber, mit Ausschluß des Geiers, auch den Focken und zwar mit Recht zur niedern gezählt.

Ferner ist zu erwähnen, a) daß sonst in Rücksicht des nach 1. zur hohen Jagd zu zählenden Wildes an einigen Orten eine Abtheilung in

1) Früher gehörten in Oesterreich Biber und Fischotter zur Fischerei.

2) Da in der vorstehenden Eintheilung kein Raubvogel vorkommt, so scheint hierdurch angedeutet zu werden, daß jeder, auch nur zur niedern Jagd Berechtigte, solche zu allen Zeiten und auf jede Art zu fangen und zu erlegen befugt sei.

rare und gemeine Jagd eingeführt gewesen ist, wonach vom Haarwilde Gemsen, Steinböcke, nebst dem Elenwild, vom Federwilde aber Auerhühner, Fasane und Reiher zur raren, alle übrige zur hohen Jagd gehörige Wildarten hingegen zur gemeinen gezählt wurden; b) daß (sonst wenigstens) in Oesterreich und Baiern Hirsche und Thiere, Bären und Schweine (wilde Sauen) durch Wildbahn, alle übrige Wildgattungen und Arten aber durch Reißgejägd bezeichnet wurden; c) daß endlich im Lauenburgischen bis 1754 nur Hirsche (wahrscheinlich auch Thiere) zur hohen Jagd, alle andere Wildarten hingegen zur niedern gerechnet wurden.

§. 13. In jedem Lande bestimmen eigene Gesetze die Zeit des Anfanges und des Schlusses der Jagd. Es hat sich daher jeder Jagdberechtigte oder Revierförster eine ganz genaue Kenntniß derselben zu verschaffen und sie zur möglichsten Schonung seines Revieres zu beobachten. Wo z. B. die Eröffnung der Jagd in eine Zeit gesetzt ist, die ihm als zu früh für die gute Erhaltung der Wildbahn erscheint, wird er von der gesetzlichen Erlaubniß doch keinen Gebrauch machen, bevor er glaubt, er könne die Jagd ohne Nachtheil für das Revier eröffnen. Es braucht überhaupt kaum noch erwähnt zu werden, daß jeder Jagdberechtigte auf das genaueste alle Jagdgesetze seines Landes kennen muß und sich streng darnach richten soll.

§. 14. Ueber die Bestimmung zweckmäßiger Mittel zur möglichsten Abwendung des Schadens, welcher zur Jagd nicht berechtigten Grundeigenthümern durch das Wild zugefügt werden kann, und des legalen Verfahrens bei Ausmittelung und billigmäßiger Würderung des vom Jagdberechtigten zu ersetzenden, vom Wilde erweislich auf dem Grundeigenthume eines Dritten angerichteten Schadens bemerke ich Folgendes:

Als einzig sicheres, nur aus mancherlei Gründen nicht überall anwendbares Mittel, Wildschaden an Feldfrüchten zu verhüten, erscheint die feste Einschränkung des Hochwildes im Walde.

Wo diese nicht zu bewerkstelligen ist und wo der Wildstand und Wildwechsel seiner Bedeutenheit wegen den nicht zur Jagd berechtigten Grundeigenthümern wesentlich lästig zu werden droht, da dürfte es am räthlichsten sein, dem Jagdberechtigten die Wahl unter folgenden Auskunftsmitteln zu lassen; nämlich

a) mit den dem Wildschaden ausgesetzten Ortschaften Uebereinkunft zu treffen, wegen alljährlicher Darreichung eines Aversionalquantums an Geld, Getreide, Holz oder Waldstreu; wogegen es den Ortschaften überlassen bleibt, ihre Felder und außer dem Walde gelegenen Wiesen

durch unschädliche Scheuchmittel [1]) oder durch Aufstellung eines Wildhüters, welchem gestattet werden dürfte, einen kleinen, mit einem Querknüttel behängten Hund bei sich zu haben, gegen den Andrang des Wildes zu sichern, oder selbiges durch Selbsthüten — ohne Hunde oder Schießgewehr mitzunehmen — von den Grundstücken abzuhalten, ohne dann Anspruch auf weitere Entschädigung machen zu können; oder

b) der Schadenwürderung durch sachverständige, mit der Landesart (dem Naturalertrag des Bodens, nach Maßgabe des Klima, der Lage und des Culturgrades) vertraute unparteiische, vereidete, von beiden Seiten in gleicher Zahl zu stellende Taratoren sich zu unterwerfen, welche, wie bei Pachttarationen, schurzweise durchs Loos zusammengestellt, und jeder Schurz für sich, ihre Schätzung vor Gericht zu Protokoll zu geben haben, wobei jedoch Folgendes zu beobachten sein würde:

aa) Bei jeder dergleichen Schadenwürderung muß die Gerichtsstelle zum Behuf der Vereidigung der Taratoren und der Protokollaufnahme, dann der treffende Officiant wegen Anerkennung, daß der präsumtive Schade wirklich durch Wild — nicht, wie oft der Fall ist, durch zahmes Vieh — geschehen, zugegen sein.

bb) Da, wenn im Herbste und im Frühlinge das Wild der Aesung halber auf die grüne Saat geht, oder über frisch bestelltes Feld wechselt, der Schade oft nur scheinbar ist, so kann und muß zu dieser Zeit zwar Localbesichtigung, die wahre Schätzung aber erst kurz vor der Ernte, infolge Vergleichs der beschädigt sein sollenden Grundstücke mit den nächstliegenden stattfinden. Dies ist wegen möglicher Wetterschäden an den Früchten, welche in Rücksicht des zu leistenden Ersatzes des durch das Wild angerichteten Schadens dem Jagdberechtigten pro rata zu Gute zu rechnen sind, doppelt nöthig. Wenn hingegen zur Reifezeit der Früchte Wildschaden eintritt, so findet natürlich nur eine Taration, und zwar zugleich mit der Localbesichtigung statt.

cc) Uebersteigt die Taxe das Doppelte der Schätzungskosten, so sind selbige vom Jagdberechtigten allein zu tragen, im Gegenfalle für beide Theile zu compensiren; wenn aber die

1) Alte wollene Lappen in eine Auflösung von vier Loth Asa foetida (Teufelsdreck) und vier Loth Schießpulver mit vier bis sechs Pfund Wasser getaucht, dann auf in einer Entfernung von 40 Schritten im Verband fünf Fuß über der Erde stehende Stöcke gehängt, und nach der Wetterseite hin mit einem Brettchen gegen Regen geschützt, halten das Wild mehrere Wochen von Feldern und Wiesen ab.

Schadenwürderung weniger als die Hälfte der Schätzungskosten beträgt, vom Grundeigenthümer — wegen nicht zulänglichen Grundes zur Veranlassung derselben — allein zu entrichten [1]).

dd) Da, wo der Jagdberechtigte zugleich Waldeigenthümer ist, den Grundeigenthümern aber, wie fast allerwärts, durch unentgeldlichen oder heruntergesetzten Holzbezug, durch Waldstreu, Hutung, Gräserei stets Vortheile aus dem Walde zufließen, würde bei Ausmittelung des Schadenersatzes an Gelde derjenige Preis zur Grundlage dienen müssen, nach welchem Frucht- und Futtererzeugnisse aller Art in den Pachtanschlägen für die nächstgelegenen Domänen angesetzt werden. Wo aber den Grundeigenthümern dergleichen Vortheile von Seiten der Jagdberechtigten nicht zufließen, da würde der Schadenersatz nach demjenigen Preise zu leisten sein, in welchem Frucht- und Futtererzeugnisse auf dem nächstgelegenen Marktplatze am Tage Martini stehen.

---

1) Dem Verfasser sind Schätzungsfälle vorgekommen, wo der gewürderte Schadenersatz nicht den sechsten Theil der Taxationskosten betrug.

Erſter Abſchnitt.

Hohe Jagd.

Erſte Abtheilung.

Haarwild.

Erſtes Capitel.

Das Edel- oder Rothwild.

Cervus Elaphus *L.* [1]).

§. 1. Mit vollem Rechte verdient der edelſte Bewohner unſerer heimiſchen Wälder, der Rothhirſch, den für ihn jetzt allgemein gebrauchten Namen Edelhirſch, denn keine andere europäiſche Wildgattung vereinigt in demſelben Maße Körpergröße, majeſtätiſche Haltung, Schnelligkeit und Kraft wie er. Mit ihm beginnen wir daher auch die hohe Jagd.

Wie der Berg- oder Seemann, ſo hat auch der Waidmann eine beſtimmte Kunſtſprache, deren genaue Kenntniß nicht nur jedem Jäger unumgänglich nothwendig, ſondern auch für den bloßen Jagdliebhaber von Wichtigkeit iſt, wenn er beim Umgange mit Waidmännern und als Theilnehmer an ihren Jagden verſtehen und ſich verſtändlich machen will. Ich werde daher bei jeder einzelnen Wildgattung die nöthigen techniſchen Ausdrücke angeben.

Beim Edelwild heißt das männliche Geſchlecht Hirſch, Edelhirſch oder Rothhirſch; das weibliche Thier, Roththier, Stück Wild; die Jungen (Kälber) heißen, nach dem Geſchlechte unterſchieden, Hirſchkalb und Wildkalb.

1) Döbel, Jäger-Praktika, 4. Aufl., I, 1. Hartig, Lehrbuch für Jäger, 7. Aufl., II, 246—280.

Bei einem Trupp Edelwild ſind die Hirſche und Thiere in ziemlich gleicher Zahl vermiſcht; bei einem Trupp Hirſche mehr Hirſche, bei einem Trupp Wild mehr Thiere [1]).

Schalen nennt man die hornigen Theile an den geſpaltenen Klauen; Tritt den Eindruck, den das Edelwild beim Auftreten mit dem Ballen und den Schalen eines Laufes im Boden zurückläßt; Fährte mehrere nach einander folgende Tritte der Vorder- und Hinterläufe; Oberrücken, Geäfter oder Aftern beide über den Ballen ſtehenden hörnernen Spitzen.

Die Füße von allem Haarwild heißen Läufe. Ueber den Vorderläufen ſtehen die Blätter, über den Hinterläufen die Keulen; zwiſchen letztern liegt das Schloß, welches aus den beiden ſogenannten Eisbeinen beſteht. Der ganze Theil über der Kugel von hinten bis zu den Rippen heißt Zimmer oder Ziemer; da wo dieſer aufhört, fängt der Rücken an, der bis zum Anfang des Halsknochenwirbel reicht. Die Dünnungen werden Flanken genannt.

Das Fleiſch von allem Wild heißt Wildpret oder Wildbret, das Blut Schweiß, das Fett Feiſt. Die beiden Streifen Wildbret, die neben der Gurgel an der Wirbelſäule anliegen, heißen Kehlbraten, jene am Rückgrat über den Nieren Mehrbraten.

Die Augen des Edelwildes werden Lichter, die Ohren Gehör, das Fell Haut genannt. Es färbt ſich, wenn es die Winterhaare verliert.

Die edlen Eingeweide, Herz, Lunge und Leber zuſammen, heißen Lunze, Geräuſch oder Gelünge; die Luftröhre Droſſel, der Kehlkopf Droſſelknopf; die vom Netz umſchloſſenen Gedärme Geſcheide, der Magen Wanſt oder Panſen.

Das Waideloch iſt der Ausgang des Maſtdarmes und öffnet ſich unter dem Schwanze, der Blume; durch dieſes entleert das Wild die Excremente, welche Loſung genannt werden; daher ſagt man: es löſet ſich. Näßen oder Brunſten bedeutet ſoviel als Harnen.

Das Edelwild ſteht in einem Reviere, oder hat ſeinen gewiſſen Stand darin, wenn man es eine geraume Zeit hindurch täglich darin antrifft.

Es ſteckt in einem Theile deſſelben, wenn es ſich blos zufällig verweilt, ohne ſeinen Stand darin zu haben; es thut ſich nieder, es legt ſich nicht.

Das Bett iſt der Platz, welchen es ſich im Holze zur Ruhe gewählt und von demſelben das Laub und den Raſen mit den Läufen weggeſchlagen.

---

1) In einigen Gegenden gebraucht man ſtatt Trupp den Ausdruck Rudel, der eigentlich dem Sauwilde zukommt.

hat; iſt dieſer Platz aber auf einer Wieſe und der Raſen nicht weggeſchlagen, ſo ſagt man: das Niederthun.

Den Gang, welchen das Hochwild gewöhnlich nimmt, um Nahrung zu ſuchen, nennt man den Wechſel; Das, was es zu ſeiner Sättigung wählt, Aeſung oder Geäſe. Wenn es aber die Aeſung zu ſich nimmt, ſo ſagt man: es äſet ſich.

Bei guter Aeſung wird es feiſt, nicht fett; bei magerer ſchlecht, nicht mager.

Das Edelwild zieht auf die Aeſung, es geht nicht darnach; es zieht zu Holze, und tritt aus demſelben auf Felder und Wieſen oder Gehaue. Auch ſagt man: es iſt hier oder dort gezogen, wenn man auf der Erde oder im Thaue eine Fährte findet.

Es iſt flüchtig, es rennt nicht; es trollt, wenn es trabend ſich bewegt; es geht vertraut, bei der Bewegung im Schritt. Es flieht oder fällt über Vermachungen und Jagdzeug; es ſpringt nicht darüber. Es fällt ins Garn; es ſpringt oder ſtürzt nicht hinein.

Es iſt verwundet (angeſchweißt), wenn es einen Schuß erhalten hat. Es ſtürzt oder bricht zuſammen, wenn es in Folge einer tödtlichen Verwundung fällt.

Es klagt, wenn es beim Gefühl der Hülfloſigkeit oder des Schmerzes, z. B. beim Genickfangen (Abnicken, Nicken), einen ſchreienden Laut ausgibt.

Es endet oder verendet, wenn der Tod eine Folge der Verwundung iſt; es fällt oder geht ein, wenn dieſer durch Kälte, Hunger oder Krankheit veranlaßt wird.

Wenn es verendet hat, bricht man es auf, indem man Geſcheide und Lunze herausnimmt; wenn dies geſchehen iſt, zerwirkt und zerlegt man es, um es in der Küche zu benutzen.

Das Edelwild brunftet, d. h. es begattet ſich. Die Begattungszeit heißt die Brunftzeit.

In der Brunftzeit vernimmt man ſowol vom Hirſche, als vom Thiere einen Laut, der zu andern Zeiten vom Hirſche gar nicht, vom Thiere nur kurz nach der Setzzeit zuweilen gehört wird. Die Waidmannsſprache bezeichnet den des Hirſches durch Orgeln oder Schreien, den des Thieres durch Mahnen [1]).

Wenn der Hirſch das Wild zu Anfang der Brunftzeit aufſucht, ſo

1) Der Ausdruck mahnen wird ſonſt auch noch vom Jäger gebraucht, um dadurch jedes Zeichen anzudeuten, welches er dem flüchtig ihm ſich nähernden Wilde durch kurz abgebrochenes, leiſes Pfeifen, Hüſteln, Zerknicken eines dünnen Reiſigs u. dgl. gibt, um es für den Moment zum Stutzen (Stehen) zu bringen.

ſagt man: er tritt auf die Brunſt. Die Begattung heißt der Beſchlag. Man ſagt daher auch: der Hirſch beſchlägt das Thier. Hat das Thier während der Brunſt empfangen oder ſich bezogen, ſo iſt es hochbeſchlagen oder tragend.

Das männliche Glied heißt Ruthe, die langen Haare an ſeinem vordern Theile Pinſel, die Hoden Kurzwildbret. Das weibliche Glied wird das Feigenblatt genannt.

Das Geſäuge iſt Das, was beim Rindvieh das Euter genannt wird.

Das Thier ſetzt ein Hirſch- oder Wildkalb; es gebiert nicht. Die Zeit, zu welcher dieſes geſchieht, heißt die Setz- oder Satzzeit.

Das Thier gibt zuweilen, wenn es überraſcht wird oder Gefahr ahnt, vorzüglich ſolange die Kälber noch klein ſind, einen Schreckenslaut von ſich. Man ſagt in dieſem Falle: es meldet ſich.

Das Wildkalb, d. i. das Junge weiblichen Geſchlechts, behält das ganze erſte Jahr ſeines Lebens hindurch dieſen Namen. Im zweiten und ſo lange, bis es brunſtet, welches zuweilen in dieſem, oder doch in dem folgenden Jahre geſchieht, wird es mit der Benennung Schmalthier belegt. Sobald es das erſtemal hochbeſchlagen geht, heißt es ein altes Thier. Iſt das alte Thier nach der Brunftzeit nicht hochbeſchlagen, ſo nennt man es geltes Thier oder Gelt-Thier.

Das Hirſchkalb, d. i. das Junge männlichen Geſchlechts, ſetzt, wenn es das erſte Jahr vollendet hat, zwei Spieße auf und wird dann Spießer genannt. Die Stelle, wo dieſe Spieße auf dem Kopfe aufſtehen, heißt und behält immer den Namen Roſenſtock. Aus dieſem erhebt ſich das Gehörn, welches mit dem Namen Kolben ſo lange belegt wird, bis es vereckt iſt (ſich ausgereckt hat), d. h. ſich völlig ausgebildet hat und bis zu den Spitzen verhärtet iſt. Roſen nennt man den, unten an den Spießen, wie an jedem künftigen Geweih, rund umher vorſtehenden, mit ungleichen kleinen Erhabenheiten beſetzten Theil jeder einzelnen Stange.

Die perlförmigen braunen Erhabenheiten, mit welchen die ganzen Stangen, beſonders aber die Roſen dicht beſetzt ſind, werden ihrer Form wegen Perlen genannt; die an den Roſen heißen auch Steine.

Ehe der Spießer zwei volle Jahr alt wird, wirft er zum erſtenmale ab, d. h. er verliert die Spieße und ſetzt während des nächſten Sommers wieder auf. Der junge Hirſch bekommt dann gewöhnlich an jeder Stange, nicht weit über den Roſen, einen ſpitzig nach den Augen zulaufenden Auswuchs, welchen man die Augenſproſſe nennt; der Hirſch iſt dann ein Gabelhirſch oder Gabler.

Von nun an heißt der ganze, aus poröſem Horn beſtehende Auswuchs auf dem Kopfe, welcher dem Hirſche ſo ſehr zur Zierde gereicht, und von

Jahr zu Jahr ſich erneuert, Geweih; bei ſtarken Hirſchen Gewicht; der Theil deſſelben aber, welchen man vorher Spieße nannte, wird als Stangen bezeichnet.

Oft ereignet ſich der Fall, daß der Hirſch, gleich wenn er das zweite Geweih aufſetzt, an einer oder an beiden Stangen noch ein Ende über den Augenſproſſen bekommt, welches man Eisſproſſe zu nennen pflegt. Im erſten Falle heißt er dann ein Hirſch an ungerade ſechs Enden, im andern, an gerade ſechs Enden [1]).

Jeden ſpitzigen Auswuchs an den Stangen, an welchem das Hornfeſſel oder ein Handſchuh hängen bleibt, — im Allgemeinen auch die Augen- und Eisſproſſe — nennt man ein Ende.

In den nächſtfolgenden Jahren nimmt, wenn nicht beſondere Umſtände eintreten, die Zahl der Enden zu.

Geht der oberſte Theil der Stangen in zwei Enden aus, ſo heißen dieſe zuſammen Gabel; ſind aber mehrere daneben, Krone.

In der Zeit, wann alljährlich das neue Geweih aus dem Roſenſtocke ſich erhebt, iſt es mit einer rauhen, wolligen Bedeckung überzogen, welche Baſt heißt. Dieſen reibt der Hirſch, wenn das Geweih bis an die äußerſten Spitzen reif und hart iſt, an jungen Baumſtämmen ab. Man nennt dies fegen. Die abfallenden Stücken Baſt, welche man aber nur ſelten findet, heißen das Gefege.

Wenn das Geweih ganz vollkommen iſt, ſo bedient man ſich, um dieſes anzuzeigen, des Ausdrucks: der Hirſch hat ſein Geweih vereckt (ausgereckt), und zwar hoch, wenn die Enden lang, kurz, wenn ſie nur kurz ſind.

Ein jagdbarer oder guter Hirſch iſt bei der deutſchen Jagd der, welcher wenigſtens zwölf Enden hat und 300 Pfund wiegt. Mit zehn Enden iſt er nur ſchlecht jagdbar.

Ein ſehr alter, ſtarker und guter Hirſch heißt Capitalhirſch; dieſer hat ein gutes, braves, prächtiges Gewicht oder Geweih, nie ein ſchönes.

Aeußert der Waidmann ſein Urtheil über die Stärke deſſelben, entweder nach der Anſchauung, oder nach der Fährte, ſo ſagt man: er ſpricht den Hirſch an.

Wenn der Hirſch ſehr ſtark und feiſt iſt, ſo ſagt man von ihm: er ſieht gut aus am Leibe, oder er iſt ein guter, auch, nach Verhältniß,

1) Ueberhaupt wird die Zahl der Enden allemal nach der Stange, auf welcher die meiſten gültigen ſichtbar ſind, verdoppelt angeſprochen, nur daß der Zuſatz gerade die gleiche Zahl auf beiden Stangen, ungerade aber die ungleiche beſtimmt. So z. B. wird der Hirſch an 8, 10, 12, 14 Enden angeſprochen, wenn er entweder auf einer, oder auf jeder von beiden Stangen 4, 5, 6, 7 Enden hat. Im erſten Fall kommt das Wort ungerade, im zweiten gerade hinzu. Nie gibt es daher für den Jäger Hirſche an 5, 7, 9, 11 Enden.

ein ſehr guter, ſtarker, braver oder ein Capitalhirſch. Schön, dick und groß iſt er für den Jäger nie.

Nach der Brunſt und nach einem harten Winter iſt er ſchlecht am Leibe, nicht mager.

Wenn der Hirſch feiſt iſt, und auch während der Brunſt, geht er in die Suhle und ſuhlet ſich, d. h. er ſucht Moderlöcher auf und wälzt ſich in denſelben, um ſich abzukühlen.

Kümmerer wird jener Hirſch genannt, der auf irgend eine Weiſe verwundet worden iſt, die Wunde aber ausgeheilt hat. Im engern Begriffe wird auch der ſo genannt, welcher Schaden am Kurzwildbret litt.

Der jagdbare Hirſch wird, wenn er nach dem Schuſſe zuſammenbricht (ſtürzt), oder wenn ihn die Hunde niederziehen, mit dem Hirſchfänger abgefangen, indem man dieſen durch die linke Bruſthöhle bis in die Herzkammer ſtößt; der ſchwächere, das Thier und das Kalb, genickt, indem man den Kopf vorwärts biegt, und den Nickfänger da, wo der Hirnſchädel mit dem erſten Halswirbel verbunden iſt, bis in das Gehirn hineindrückt.

§. 2. Das Edel- oder Rothwild gehört unter die hirſchartigen Wiederkäuer (Ruminantia cervina) und bewohnt in größerer oder geringerer Zahl faſt alle Wälder des gemäßigten Europas und Weſtaſiens. In Afrika und Amerika kommen wol Gattungsverwandte vor, aber nicht, wie ſo oft irrthümlich angenommen wurde, der eigentliche Rothhirſch.

Wie bei den meiſten andern Säugethieren, zeigt die Hautfarbe des Edelwildes je nach ſeinem Wohnorte einige Abänderungen. Die Haut des in Deutſchland und faſt in ganz Europa einheimiſchen iſt im Sommer mit kurzem, dichtſtehendem, bei einigen Racen hellrothbraunem, bei andern dunkelrothbraunem Haar beſetzt, welches nur am Geäſe (Maule) ins Schwärzliche, um das Waideloch herum ins Gelbe fällt. Deshalb wird es auch gemeinhin mit dem Namen Rothwild belegt. Nur die Kälber machen in den erſten Monaten ihres Lebens eine Ausnahme, da zu dieſer Zeit ihre braunröthliche Haut mit kleinen weißen Flecken, die ſich gegen den Herbſt verlieren, gleichſam beſäet iſt.

Gegen den Winter nimmt das Haar des Rothwildes eine gelbbräunlichfahle Farbe an, verlängert ſich merklich und dient nun zum Schutz gegen Froſt und Kälte.

Im Monat Mai färbt es ſich, d. h. es verliert das Winterhaar und erhält die oben erwähnte Sommerbedeckung [1]).

1) Klima, Witterung, Aeſung und nicht vollkommener Geſundheitszuſtand des Wildes tragen dazu bei, daß die Färbezeit oft um mehrere Wochen ſpäter eintritt.

Die Farbe des Haares iſt überall bei den meiſten Hirſchen dunkler, vorzüglich aber am vordern Theil des überhaupt ſtärkern Halſes, als beim Thier. Auffallende Färbungsvarietäten ſind:

a) Der Brandhirſch, welcher nicht ſelten in böhmiſchen Jagdrevieren getroffen wird. Er zeichnet ſich durch langes, ſchwarzes, zottiges Haar am Halſe und durch eine dunkelbraune Bruſt von dem gewöhnlichen Rothhirſch aus; ſetzt aber ein Gehörn auf, deſſen Pracht weniger in der Endenzahl als in der Stärke der Stangen und Roſen beſteht.

b) Das ſilberfarbene Edelwild. Das Haar iſt an einigen Stellen mehr grau, an andern mehr weißlich; für eine große, aber ſeltene Zierde wird es gehalten, wenn ein ſchwarzer oder dunkelbrauner Streif ſich über den Rücken hinabzieht und wenn die Läufe ſchneeweiß ſind. Fand ſich in dem gräfl. Stollbergiſchen Thiergarten zu Wernigerode.

c) Das Bläß-Edelwild hat im Allgemeinen die Farbe des Rothwildes, unterſcheidet ſich von ihm nur durch einen breitern oder ſchmalern weißen Streif, welcher von der Stirn bis zur Naſe herabläuft, und durch weiße Schmitzen, die an dem vorwärts gekehrten Theile der Keule bis zum Kniegelenke heruntergehen. Zuweilen ſoll das Bläßwild im Alter ſilberfarben werden [1]).

Die Stärke (Größe) des Edelwildes iſt je nach dem Stande, der Aeſung und dem Alter verſchieden. Steht es in einer fruchtbaren Gegend, ſo iſt es beträchtlich ſtärker, als an Orten, wo der Boden ihm weniger kräftiges Geäſe liefert. Deshalb iſt es auch unmöglich, ein beſtimmtes Maß oder Gewicht anzugeben.

Nach Verhältniß ſeiner Stärke iſt es ungemein leicht und größtentheils ebenmäßig gebaut. Der Kopf iſt vielleicht etwas zu klein, das eirund zugeſpitzte Gehör aber weder unförmlich lang noch kurz. Eine beſondere Eigenheit bilden die Thränenhöhlen. Sie befinden ſich unter dem Vorderwinkel der großen, braungelben Lichter (Augen), ſind einen Zoll tief, ebenſo lang, acht Linien breit und haben inwendig eine dünne, gefaltete Haut. In denſelben ſammelt ſich aus den abgeſetzten Feuchtigkeiten eine mit Haaren vermiſchte gelbliche, zähe Maſſe, welche nach und nach hart wie Horn, glatt, glänzend, gelblichbraun, ſchwarz geadert und rund wird, anfänglich übelriechend iſt, in der Folge aber eine Art von Wohlgeruch annimmt. Wird ſie nach und nach ſo groß, daß der Hirſch am Sehen gehindert wird, ſo ſucht er ſich davon durch Reiben an Bäumen und Geſträuchen zu

1) v. Wildungen, Taſchenbuch 1808, S. 163; 1809—12, Abbildung.

befreien. Dieſem ſogenannten Hirſchbezoar ſchrieb man ſonſt Heilkräfte zu [1]).

Die Läufe ſcheinen beim erſten Anblick faſt zu ſchwach (dünne) gegen ihre Länge; allein einige Achtſamkeit auf die Stärke und Spannkraft der Sehnen, welche man ſo oft beim Ueberfallen (Springen) über ungemein hohe Vermachungen und breite Gräben zu bewundern Gelegenheit findet, belehrt hinreichend, daß die Natur dadurch den Abgang an Stärke der Knochen reichlich erſetzt hat.

Der Rücken iſt gerade, der Leib nicht zu ſtark, aber ziemlich lang von Flanken; die Bruſt nur ſo breit, daß der Schnelligkeit in den Bewegungen kein Eintrag geſchieht.

Die Länge der Blume reicht hin, um die Theile, welche ſie ſchützen ſoll, zu bedecken, nicht aber zum Abwehren der Fliegen und des andern Ungeziefers. Zu dieſem Zwecke ward dem Edelwild eine außerordentliche Beweglamkeit des Halſes und der Läufe zu Theil.

Wie fein die Sinne der Witterung (des Geruchs), des Aeugens (Geſichts) und des Vernehmens (Gehörs) organiſirt ſind, wird Jeder, der ſich mit Ausübung der Jagd beſchäftigt, oft zu ſeinem Verdruß wahrzunehmen Gelegenheit finden.

Das Edelwild iſt vielleicht nur deshalb furchtſam und ſcheu gegen den Menſchen, weil es in ihm zu allen Zeiten ſeinen mächtigſten und furchtbarſten Feind erblickt. Für dieſe Behauptung ſpricht ſchon die Leichtigkeit, Kälber zu zähmen; auch werde ich bei der Parforcejagd Beiſpiele anführen, welche darthun, daß das Rothwild, wenn es nicht beunruhigt wird, auch im Freien die natürliche Schüchternheit, wenigſtens gegen ſeine Bekannten, faſt ganz verleugnet.

Das Thier iſt weder böſe noch hinterliſtig; der Hirſch iſt klug und zeigt einen hohen Grad von Ueberlegung in Benutzung der Mittel, die ihm, wenn er verfolgt wird, zu ſeiner Rettung zu Gebote ſtehen; bösartig iſt er nur im eingeſchränkten Raume, und beſonders alte und ſtarke Hirſche und zwar faſt zu jeder Jahreszeit auch ohne abſichtliche oder zufällige Anreizung, im Freien aber nur ſelten und nur während der Brunftzeit oder an der Fütterung, doch nie in dem Maße, daß man nicht zu jeder Tageszeit ſeinen Weg in einer Entfernung von 50 Schritten unbeſorgt fortſetzen könnte.

Iſt hingegen der Hirſch verwundet, oder ſehr durch Hunde geängſtigt, ſo widerſetzt er ſich, vorzüglich in der Feiſtzeit, nicht nur ſeinen Verfolgern, ſondern nimmt auch den Menſchen an, d. h. er biegt den Kopf nach

1) Wie weit man vor Zeiten die Narrheit mit dergleichen Heilmitteln trieb, darüber ſ. v. Wildungen, Waidmanns-Feierabende, Hft. 3, S. 63—65.

vorwärts, richtet die Spitzen der Augenſproſſen gerade auf den anzugreifenden Gegenſtand und fährt mit ſolcher Schnelligkeit darauf los, daß nur ſchwer zu entkommen iſt. Doch bemerkt man faſt immer eine Neigung zum Annehmen an einem gewiſſen Zuſammenrümpfen des Obermaules und an der ſtieren Richtung der Lichter [1]).

Das mittlere Alter des Edelwildes dürfte ſich, wenn keine gewaltſame Abkürzung ſeiner Lebenstage ſtattfinden würde, höchſtens auf 25 Jahre erſtrecken [2]).

§. 3. Das männliche Geſchlecht aller Haarwildgattungen iſt ſtärker als das weibliche. Dieſe Wahrnehmung beſtätigt ſich auch beim Hirſche, und zwar ſchon am Spießer, im Vergleich zum Schmalthiere. Die vorzüglichſte Auszeichnung des Hirſches vor dem Thiere, und zugleich ſeine größte Zierde bildet ſein Geweih [3]).

Der Roſenſtock zeigt ſich ſchon durch merkliche Erhabenheiten auf dem Kopfe des Hirſchkalbes [4]), wenn es im ſiebenten Monate ſeines Lebens ſteht.

Der Spießer wirft ſein Gehörn zu Anfang des Monats April, der junge Hirſch im März, der ſehr ſtarke oder eigentliche Capitalhirſch gegen Ende des Februar ab [5]). Wenige Tage darauf erhebt ſich das junge Geweih aus dem Roſenſtocke und vervollkommnet ſich von Tage zu Tage mehr, ſo daß es, nach Maßgabe der guten oder ſchlechten Aeſung, binnen 10 bis 16 Wochen völlig vereckt iſt. Bis dahin bleibt es mit Baſt bedeckt, der ſich nun erſt durch das Fegen verlieren muß. Während des Fegens iſt es weiß und hin und wieder ſchweißig; in kurzer Zeit aber bekommt es eine braune — bei guten Hirſchen faſt ſchwarze — Farbe, bis zu den äußerſten, immer glänzend weiß bleibenden Ecken (Spitzen) der Enden.

Vom dritten Jahre an findet durchaus keine gewiſſe Beſtimmung über die jährliche Verſtärkung des Gehörns ſtatt. Dieſe hängt von der guten

---

1) Iſt man zu Pferde, ſo laſſe man bei ſolchen Gelegenheiten, wenn man Platz zum Weichen hat, den Hirſch bis auf 10 oder 12 Schritte heran, und fahre dann ſchnell auf die Seite; zu Fuße ſpringe man, wenn er ſich nahet, hinter einen Baum oder dicken Strauch. Er iſt zu ſehr in der Hitze, um ſich gleich wenden zu können und flieht gewiß vorüber. Das Verbergen, ehe der Hirſch wirklich annimmt, taugt nichts, weil, wenn er es bemerkt, er ſich auch darnach richtet.

2) Büffon's Annahme, der auch v. Winckell folgt, daß die Säugethiere ſechs- bis ſiebenmal ſo alt werden als ſie Zeit bis zum vollendeten Wachsthum brauchen, hat ſo viele Ausnahmen, daß ſie als Regel nicht gelten kann. Alle Wiederkäuer nutzen ihre Schneidezähne verhältnißmäßig ſehr ſchnell ab, auch haben ſie große Neigung zum Ausfallen, weshalb dieſe Thiere auch unter günſtigen Verhältniſſen ſehr ſelten ein hohes Alter erreichen. Anmerkung zur dritten Auflage.

3) Ein in ſeiner Art ſeltenes Naturſpiel darf ich hier nicht unerwähnt laſſen. Im Jahre 1725 hat nämlich im Anhalt-Deſſauiſchen ein altes Thier Spieße aufgeſetzt. Ob dieſes mehrere Jahre nach einander geſchehen und ob die Beſchaffenheit der Geburtstheile näher unterſucht worden, kann ich nicht beſtimmen.

4) Die fernere Entſtehung und Zunahme des Gehörns iſt ſchon §. 1 dieſes Capitels aus einander geſetzt worden.

5) Das oben Geſagte gründet ſich auf eigene Erfahrungen des Verfaſſers, welche derſelbe im Königreiche Sachſen und im Anhalt-Deſſauiſchen gemacht hat; Klima, Witterung und Aeſung bewirken jedoch auch hierbei Abänderung.

oder ſchlechten Aeſung des Hirſches ab; zum Theil hat aber auch die Race Einfluß darauf.

Die ganze von einem Hirſche, welcher ein prächtiges, oder ſonſt ausgezeichnetes Geweih trug, entſproſſene Generation männlichen Geſchlechts wird mehrentheils ein ſolches bekommen, welches dem des Stammvaters an Form und Stellung gleich oder doch ähnlich iſt.

Steht ein Spießer in fruchtbaren Gegenden, ſo tritt oft der Fall ein, daß er gleich im folgenden Jahre ſechs Enden, im nächſtfolgenden zehn aufſetzt. In ähnlichem Maße kann es ſich von Jahr zu Jahr ſtufenweiſe verſtärken; nach harten Wintern aber, oder nach einer erhaltenen Verwundung kann ſich auch die Zahl der Enden vermindern (man nennt dies zurückſetzen), ſo daß der Hirſch an 18 Enden im folgenden Jahre nur 16 oder 14 bekommt. Bei ſehr alten Hirſchen iſt dieſe Erſcheinung auch in guten Jahren gewöhnlich.

Uebrigens ſetzt jeder geſunde Hirſch das Geweih in eben der Form und Stellung wieder auf, welche es im vergangenen Jahre hatte. Stand es weit oder enge, vor- oder rückwärts, ſo wird es in der Folge wieder eben die Geſtalt bekommen. Hatten die Augen- oder Eisſproſſen, oder ein anderes Ende eine beſondere Biegung, ſo erſcheint dieſe auf gleiche Weiſe beim nächſten Aufſetzen. Ebenſo wenig ändert ſich die Geſtaltung der Krone [1]). Die Veränderung der Geweihe beſteht alſo blos in der Zu- und Abnahme der Enden.

Je älter der Hirſch wird, deſto dichter auf dem Kopfe ſteht die ſich alljährlich mehr verbreitende Roſe; deſto mehr nehmen die Stangen wo nicht an Länge, doch an Stärke zu. Auch die Perlenbeſetzung wird immer dichter und ſtärker.

Gegenwärtig wird man ſelten Hirſche finden, welche bis 24 Enden aufſetzen; in frühern Zeiten hat es unter andern einen gegeben, welcher 66 trug.

Der Kümmerer, welcher Schaden am Kurzwildbret litt, ſetzt, wenn dies zu der Zeit geſchah, wo er kein Gehörn trug, entweder gar keines auf, oder erſetzt es doch nicht vollkommen wieder, ſondern es erheben ſich aus dem Roſenſtocke unförmliche, mit Baſt umgebene Auswüchſe, welche er gewöhnlich für immer behält, zuweilen aber auch (vermuthlich wenn das Kurzwildbret nicht völlig zerſtört wurde) zu unbeſtimmten Zeiten verliert, und immer in anderer Geſtalt wieder bekommt.

---

1) So gab es im Deſſauiſchen eine Hirſchrace, bei welcher ſich durchgängig ein Ende an der Krone hinterwärts in einem ſtumpfen Winkel herunterbog. Mit obiger Bemerkung ſteht auch das in Beziehung, was im Jahrg. 1802 des v. Wildungen'ſchen Taſchenbuchs, S. 97 u. fg. von einer merkwürdigen Race von Einhornhirſchen in den gräfl. Erbachiſchen Forſten geſagt wird.

Im herzogl. Schloſſe zu Anhalt-Deſſau werden verſchiedene ſolche Auswüchſe aufbewahrt, welche ein Kümmerer in kurzer Zeit (ich glaube in einem Jahre) abwarf und aufſetzte.

Eine bekannte Thatſache iſt es, daß, wenn nur die eine Hälfte des Kurzwildbrets (nur ein Hode) verloren gegangen iſt, ähnliche Knollenauswüchſe nur an die Stelle derjenigen Stange treten, welche auf derſelben Seite, wo der Hode zerſtört wurde, ſonſt hätte aufgeſetzt werden müſſen; die andere Stange hingegen reproducirt ſich vollſtändig.

Hirſche, welche bei völlig verecktem, ungefegtem oder gefegtem Geweih des Kurzwildbrets ganz verluſtig werden, werfen ihr ganzes Leben hindurch nie wieder ab, ſondern behalten es ſtets ſo, wie es zur Zeit der Verletzung iſt [1]).

Der Kümmerer durch andere Verwundung wirft, wenn er ſich ausgeheilt hat, mit den übrigen Hirſchen zu gleicher Zeit ab, ſetzt auch vollkommen wieder auf, aber zurück, d. h. er bekommt weniger Enden als zuvor.

Das Gehörn eines alten Hirſches iſt ſehr ſchwer. Im Jahre 1800 fing man bei der Parforcejagd in Deſſau einen an 24 Enden, deſſen Gewicht 32 Pfund wog.

Ich würde der Zeugungstheile, als Auszeichnung des Hirſches, kaum erwähnen, wenn zu der Zeit, wo er abgeworfen hat, der Pinſel an der Brunſtruthe, und ſelbſt das Kurzwildbret nicht dazu beitrüge, ihn bei der Anſchauung vom Thiere zu unterſcheiden [2]).

§. 4. Die Brunſtzeit des Edelwildes fängt mit Eintritt des Monats September an und dauert bis zur Mitte des October [3]).

Schon gegen Ende des Auguſt, wenn die Hirſche am feiſteſten ſind, erwachen in den ſtärkſten die Triebe zur Brunſt. Sie äußern dies durch ihr Schreien — ein Laut, der dem Jäger angenehm, dem muſikaliſchen Ohre aber nichts weniger als ſchmeichelnd iſt — welches macht, daß ihnen gleich anfangs der Hals anſchwillt. Den nämlichen Ort, wo der Hirſch einmal gebrunftet hat, wählt er, ſolange das Holz nicht abgetrieben wird, da, wo er Ruhe hat, in den folgenden Jahren immer wieder. Solche Stellen nennt man Brunftplätze.

---

1) Vergl. Dr. Klett in v. Wildungen. Taſchenb. 1801. S. 176 fg.

2) Einzig in ihrer Art iſt vielleicht die Erſcheinung, mit welcher Herr Staatsrath Hartig uns in ſeinem Lehrbuch für Jäger, I. 84 bekannt macht, indem er a. a. Orte ſagt: „Er ſelbſt habe einen erlegten Hirſch geſehen und unterſucht, an deſſen Kopf nicht die geringſte Andeutung eines Roſenſtocks, vielweniger eines Gehörns bemerkbar, und doch auch nicht die mindeſte Verletzung oder Unvollkommenheit am Kurzwildbret wahrzunehmen, ſondern mehr als eine Anzeige vorhanden war, daß er gebrunftet habe."

3) Da, wo der Verfaſſer jetzt (i. J. 1818) lebt, im untern Mainkreiſe des Königreichs Baiern, beginnt und endet die Hirſchbrunft zwei bis drei Wochen ſpäter, als im Königreiche Sachſen und in den anhaltiſchen Landen.

In der Nachbarſchaft derſelben zieht ſich dann auch das Wild in kleine Trupps zu 6, 8, 10 bis 12 Stück zuſammen, verbirgt ſich aber, vielleicht aus Koketterie, vor dem Brunfthirſche. Dieſer trollt unaufhörlich mit zu Boden geſenkter Naſe umher, um zu wittern, wo es gezogen iſt und ſteht.

Findet er noch ſchwache Hirſche oder Spießer dabei, ſo vertreibt er ſie und bringt ſich in den Beſitz der Alleinherrſchaft, welche er von nun an mit despotiſcher Strenge ausübt. Keine der erwählten Geliebten darf ſich nur auf 30 Schritt weit entfernen; er treibt ſie ſämmtlich auf den gewählten Brunftplatz.

Hier, von ſo viel Reizen umgeben, vermehrt ſich der Begattungstrieb ſtündlich; aber noch immer weigern ſich wenigſtens die jüngern Sprödeu, die Schmalthiere, welche er unausgeſetzt herumjagt, ſo daß der Platz ganz kahl getreten wird.

Abends und Morgens ertönt der Wald vom Geſchrei[1]) der Brunfthirſche, welche ſich jetzt kaum den Genuß des nöthigen Geäſes und nur zuweilen Abkühlung in einer benachbarten Suhle oder Quelle, wohin die Thiere ſie begleiten müſſen, geſtatten.

Andere, weniger glückliche Nebenbuhler beantworten neidiſch das Geſchrei und mit dem Vorſatz, Alles zu wagen, um durch Tapferkeit oder Liſt ſich an die Stelle jener zu ſetzen, nahen ſie ſich. Kaum erblickt der beim Wilde ſtehende Hirſch einen andern, ſo ſtellt er ſich, glühend vor Eiferſucht, ihm entgegen.

Jetzt beginnt ein Kampf, welcher oft einem der Streitenden, nicht ſelten beiden, das Leben koſtet. Wüthend gehen ſie mit geſenktem Gehörn auf einander los, und ſuchen ſich mit bewundernswürdiger Gewandtheit wechſelsweiſe anzugreifen oder zu vertheidigen.

Weit erſchallt im Walde das Zuſammenſchlagen der Geweihe, und wehe dem Theile, welcher aus Altersſchwäche oder zufällig eine Blöße gibt! Sicher benutzt dieſe der Gegner, um ihm mit den ſcharfen Ecken der Augenſproſſen eine Wunde beizubringen.

Man hat Beiſpiele, daß die Gehörne beim Kampfe ſich ſo feſt in einander verſchlungen hatten, daß der Tod beider Hirſche die Folge dieſes Zufalls war, und auch dann vermochte keine menſchliche Kraft, ſie ohne Ver-

1) Das oben erwähnte Geſchrei — eigentlich Schreien — des Hirſches in der Brunftzeit lautet ungefähr ſo, als wenn mit einer ſtarken, ſonoren Baßſtimme und weit geöffnetem Munde, in einen Topf (Hafen) O—A geſchrieen wird. Brunfthirſche ſchreien meiſt nur dann, wenn mehrere in der Nähe beiſammen ſtehen; auch ſtets in kalten Nächten häufiger und ſtärker als in lauen. Dieſes Schreien ſcheint Aufforderung zum Kampfe zu ſein. Auch das Thier, beſonders ſolange es vom Hirſche getrieben wird, gibt in der Brunftzeit mitunter einen kurzabgebrochenen, ſtark näſelnden, wie O—A im Bariton erklingenden Laut aus. Außer der Brunftzeit vernimmt man denſelben nur kurz nach der Setzzeit von alten Thieren, die ihre Kälber dadurch zu ſich rufen. Im erſten Falle ſcheint ſelbiger daher Angſtlaut, im andern Locklaut zu ſein.

letzung der Enden zu trennen. Oft bleibt der Streit ſtundenlang unentſchieden. Nur bei völliger Ermattung zieht ſich der Beſiegte zurück; der Sieger aber findet ſeinen Lohn im unerſättlichen, immer wechſelnden Genuß von Gunſtbezeigungen der Thiere, welche — wer kann es beſtimmen, ob nicht mit getheiltem Intereſſe — dem Kampfe zuſahen.

Während dieſem gelingt es zuweilen ganz jungen Hirſchen, ſich auf kurze Zeit in den Beſitz der Rechte zu ſtellen, um welche jene ſich mit ſo großer Hartnäckigkeit ſtreiten, indem ſie ſich an das Wild heranſchleichen und Das genießen, was ihnen ſonſt erſt drei Wochen ſpäter, wenn die ſtarken, ganz entkräftet, die Brunſtplätze verlaſſen, zu Theil wird.

Zum Beſchlag ſelbſt bedarf der Hirſch nur eines höchſt kurzen Zeitraums.

Das Thier vergilt Gleiches mit Gleichem und ſucht ſich ſo oft als möglich für den Zwang ſchadlos zu halten, welchen ihm die eiferſüchtigen Grillen des Gatten auflegen.

Sonſt ſchrieb man ihm ſo viel Enthaltſamkeit zu, daß man behauptete, es trenne ſich unvermerkt vom Hirſche, ſobald es ſich hochbeſchlagen fühlte; neuere Beobachtungen haben das Gegentheil bewieſen. Wahrſcheinlich empfindet es nur zu gut, daß die letzten Wochen der Brunſt es doppelt für die Mühſeligkeiten der erſten entſchädigen.

§. 5. Das Thier geht *vierzig* bis *ein und vierzig* Wochen tragend und ſetzt, je nachdem es, während der Brunſt, zeitig oder ſpät hochbeſchlagen wurde, zu Ende des *Mai* oder im Monat *Juni ein* Kalb, ſelten *zwei*.

Wenn die Setzzeit herannaht, ſucht es Einſamkeit und Ruhe im dichteſten Holze. Die Kälber ſind in den erſten *drei* Tagen ihres Lebens ſo unbeholfen, daß ſie ſich nicht von der Stelle bewegen, man kann ſie ſogar mit der Hand aufnehmen.

Nur ſelten und auf kurze Zeit verläßt ſie in dieſer Periode die Mutter, und ſelbſt wenn ſie verſcheucht wird, entfernt ſie ſich nur ſo weit, als nöthig iſt, um durch fingirte Flucht die wirkliche oder eingebildete Gefahr abzuwenden. Dieſen Zweck ſucht ſie, vorzüglich wenn ein Hund oder Raubthier ſich naht, mit vieler Schlauheit zu erreichen. Trotz ihrer ſonſtigen Furchtſamkeit, flieht ſie nicht eher und nicht ſchneller, als ſie, um zu entkommen, muß, weil ſie weiß, daß dies das beſte Mittel iſt, die Aufmerkſamkeit des Feindes vom Kalbe ab und auf ſich zu ziehen, und ihn, indem er ihr mit Eifer folgt, irre zu führen. Kaum iſt er gänzlich entfernt, ſo eilt ſie an den Ort zurück, wo ſie ihren Liebling verließ.

Nachdem das Kalb die erſte Woche überlebt hat, würde die Mühe vergeblich ſein, es ohne Netze fangen zu wollen. Ueberall folgt es nun der Mutter und drückt ſich ſogleich im hohen Graſe, wenn dieſe ſich *meldet*,

d. h. einen Laut des Schreckens von ſich gibt; oder mit dem Vorderlaufe ſchnell und ſtark auf den Boden ſtampft. Es beſaugt das Thier bis zur nächſten Brunſtzeit, und wird von dieſem über die Wahl der ihm dienlichen Aeſung von Jugend auf belehrt.

§. 6. Die Aeſung des Edelwildes beſteht im Winter, beim Plattfroſt, in den an warmen Quellen hervorſproſſenden Kräutern und in grüner Saat; fällt tiefer Schnee, ſo begnügt es ſich mit den Knospen, im Nothfall auch mit der Schale des gefällten Holzes, mit Heidekraut (Erica vulgaris) und mit den immer grünen Blättern des Brombeerſtrauches (Rubus fruticosus). Findet es aber Oelſaatbreiten, ſo ſchlägt es den Schnee mit den Läufen weg und nimmt die Blätter als Leckerbiſſen an. Nichts reizt es mehr als die Miſtel (Viscum album), aus welcher bekanntlich der Vogelleim bereitet wird. Sie iſt ein Hülfsmittel, das Rothwild ſtundenweit herauszuziehen, wenn ſie auch nur in geringer Quantität angewendet wird. Ueber die Nothwendigkeit und Einrichtung der Fütterung in dieſer Jahreszeit iſt bereits in der Einleitung geſprochen worden. Bei der erſten Anlage derſelben wird es ſehr vortheilhaft ſein, ſich der Miſtel zur Kirrung zu bedienen.

Auch muß darauf Bedacht genommen werden, daß ſowol für die guten Hirſche, als für die ſchlechten und das Wild, an verſchiedenen Orten eine beſondere Fütterung unterhalten wird.

Im Frühjahr ſorgt die Natur ſchon ſelbſt für Aeſung durch Holzknospen, grünes Getreide, aufſproſſende Grasarten und Kräuter, ſowie ſpäterhin durch die friſchen Triebe und das junge Laub faſt aller Holzarten, die der Erlen ausgenommen [1]). Werden alle dieſe Nahrungsmittel zu alt und bitter, ſo nimmt das Edelwild die Wieſen an. Lieblingsäſung iſt ihm der junge Trieb, das Blatt und die Blüte des wilden Jasmins (Philadelphus coronarius). Durch ihn wird in dieſer Jahreszeit das Edelwild ebenſo ſicher aus weiter Ferne herangezogen, als im Winter durch die Miſtel.

Wenn das Getreide Körner bekommt, ſo äſet es alle Arten derſelben, Gerſte ausgenommen, vorzüglich aber liebt es Hafer, alle Arten Futterkräuter, Leinknoten und Buchweizen.

Da es zu allen andern Zeiten durch kühle Aeſung vor Durſt geſchützt wird, ſo zieht es faſt ausſchließlich nur im Juli, Auguſt und September zur Quelle, um zu trinken.

Nach der Ernte ſucht es auf den Wieſen und im Holze wieder, ſo viel als möglich, grünes Geäſe, und nimmt Kraut und Rüben, Kartoffeln, auch junge Oelſaat an. Späterhin findet es ſeinen reichlichen Unterhalt im Walde

1) Als Eigenheit verdient bemerkt zu werden, daß das Edelwild die Stockloden den jungen Samenpflanzen jeder Laubholzart bei weitem vorzieht.

an den Eicheln, und auf dem Felde an der jungen Winterſaat. Beſonders liebt es die reifen Früchte des nordamerikaniſchen, großen, ſtacheligen Hagedorns (Crataegus coccinea). Durch den Genuß ſo nahrhafter Aeſungsmittel werden bei den Hirſchen die durch die Brunft, bei den Thieren die durch das Säugen der Kälber verlorenen Kräfte größtentheils erſetzt, und beide Geſchlechter können ſo, bei einiger Unterſtützung durch die Fütterung, einen harten Winter und den damit verbundenen Mangel ertragen.

§. 7. Starke Hirſche ſtehen nur in der Brunftzeit bei Thieren, zu jeder andern Zeit in ſtärkern oder ſchwächern Trupps, abgeſondert, beiſammen; Spießer, Hirſche vom zweiten Kopf (die das zweite Gehörn tragen), Thiere und Schmalthiere vereinigen ſich in andern oft zahlreichen Geſellſchaften.

Die Kälber bleiben bis zur Setzzeit des folgenden Jahres bei der Mutter; dann geſellen ſie ſich, nun als Spießer und Schmalthiere, zu den ältern Schmalthieren und ſchlechten Hirſchen. Sobald das Kalb dem Thiere folgen kann, formiren ſich wieder gemiſchte Trupps, und dieſe halten ſich bis zur Brunftzeit zuſammen.

Zahlreiche, blos aus ſtarken Hirſchen beſtehende Trupps ziehen ſich mit Eintritt des Winters in die Nachbarſchaft der jungen und neuangelegten Gehaue, oder in ſolche Waldgegenden, wo die Heide (Erica vulgaris) häufig ſich findet. Ebenſo die gemiſchten Wildgeſellſchaften, nur von jenen abgeſondert.

Fällt Schnee ein, ſo ſucht jeder Trupp die für ihn beſtimmte Fütterung auf, entfernt ſich auch den Tag über nicht weit davon. Nur bei einbrechender Nacht ziehen in der Regel Hirſche und Wild überhaupt auf die Aeſung.

Wenn die Hirſche abgeworfen haben, vermeiden ſie Dickungen und alle ſolche Orte, wo ſie mit dem jungen Gehörn anſtoßen müßten, weil ihnen dies ſchmerzhafte Empfindungen verurſacht.

Im Frühjahr ziehen ſich die verſchiedenen Trupps in die Vorhölzer und an Orte, wo ſie zu der Zeit Geäſe finden. Im April, während des Färbens, verbirgt ſich das Edelwild den ganzen Tag über im dichteſten Holze und geht nur zur Nachtzeit auf die Aeſung. Im Mai erſcheint es in ſeinem leichtern und ſchönern Sommergewand, öfter und früher in der Nähe der Felder, Wieſen und jungen Gehaue, entfernt ſich auch ſelten weit davon, wenn es nicht beunruhigt wird. Den nun gewählten Sommerſtand [1]) behält es gewöhnlich bis zur Brunftzeit.

1) In Revieren, wo das Edelwild nicht immer, ſondern nur im Sommer Stand oder auch nur Wechſel hält, wird man es gemeiniglich dann zuerſt und forthin ſpüren, wenn an der Ebereſche (dem Vogelbeerſtamme, Sorbus aucuparia) die Knospen ſich öffnen.

Während dieſer Jahreszeit wird es von Bremſen und Stechfliegen nicht wenig geplagt. Um ſich dagegen ſo viel als möglich zu ſchützen, thut es ſich den Tag über im Dickicht, im hohen Graſe oder im Getreide nieder; tritt auch bei heißem Wetter, gegen Mittag, wo es Gelegenheit dazu findet, ſo tief ins Waſſer, als es, ohne ſchwimmen zu müſſen, geſchehen kann. Gegen Abend, wenn es auf die Aeſung, und Morgens frühe, wenn es zu Holze zieht, kühlt es ſich in den Suhlen ab, welche es auf ſeinem Wechſel findet.

Gegen Ende des Auguſt vertheilen ſich die ſtarken Hirſche auf die Brunftplätze, wenn ſie ſich mit einigen alten Thieren, die ihre Kälber bei ſich behalten, und mit Schmalthieren vereinigt haben. Spießer und geringe Hirſche müſſen jetzt das Feld räumen, bis die ſtarken von der Brunft abtreten; doch halten ſie ſich gern in der Nähe der Brunftplätze auf. Nach der Brunft vereinigt ſich Alles, wie vorher, truppweiſe, und wählt ſeinen Stand in den Vorhölzern, welche den mit Herbſtfrüchten und grünem Wintergetreide beſetzten Feldern nahe ſind. Auch trifft man jetzt das Rothwild häufig da, wo es Eichelmaſt findet.

§. 8. Unter allen Wildgattungen gewährt das Edelwild auf mannichfaltige Weiſe beträchtlichen Nutzen. So wird

1. das Wildbret ſeines, vorzüglich in der Feiſtzeit, vortrefflichen Geſchmacks wegen, ſelbſt von Denen ungemein geſchätzt, welche, ſolange ſie aus ökonomiſchen Rückſichten, oder unter andern Verhältniſſen, den Genuß deſſelben auf ihren Tafeln entbehren müſſen, abgeſagte Feinde alles Deſſen ſind, was dieſen Namen führt.
2. Die Lunze, und
3. das Geſcheide, wenn ſie gut und vorſichtig gereinigt ſind, geben eine ſchmack- und nahrhafte Koſt.
4. Das Kurzwildbret hält man, bei guter Zubereitung, für ein wohlſchmeckendes Gericht; mit minderm Rechte für ein Kräfte verleihendes Mittel.
5. Die Kolben und das Maul werden, als Salat, für lecker gehalten.
6. Aus dem Geweih wird eine kräftige Gallerte bereitet, die in auszehrenden Krankheiten von großem Nutzen ſein ſoll. Auch wird es unter dem Namen Hirſchhorn in Apotheken (meiſtens geraſpelt) zu mehrern Zwecken verwendet, und von Horndrehern, Schwertfegern und Büchſenſchäftern zu mancherlei Arbeiten geſucht.

   Nicht nur die Geweihe der erlegten Hirſche ſind hierzu brauchbar, ſondern auch die abgeworfenen. Man ſetzt deshalb in der Regel einen beſtimmten Preis für jedes Ende der Stange zur Belohnung für Den aus, welcher ſie findet und abliefert.

7. Das Unſchlitt dient zur Heilung leichter Hautverletzungen, auch verhindert es dieſe, wenn bei heftigen Strapazen zu Fuß und zu Pferde die der Reibung ausgeſetzten Theile öfters damit beſtrichen werden.
8. Die Haut wird, wenn ſie gar gemacht iſt, von den Beutlern, Riemern und Schuhmachern verarbeitet und macht deshalb einen nicht unbedeutenden Handelszweig aus.

Den Hirſch benutzt man von der Mitte des Monats Juni bis zur Mitte des September am zweckmäßigſten, weil dann Wildbret und Haut am beſten iſt. Die eigentliche Feiſtzeit fällt erſt in den Monat Auguſt. Bei voller Aeſung muß der gute Hirſch dann 400, der Capitalhirſch gegen 600 Pfund wiegen und 2 bis 4 Zoll hoch Feiſt aufgelegt haben.

Im Winter Edelwild überhaupt und beſonders ſtarke Hirſche zu ſchießen, würde in jedem gut unterhaltenen, geſchloſſenen Reviere unſtatthaft ſein, da dann beides, Wildbret und Haut, ſchlecht, die letztere beſonders auch durch die Engerlinge [1]) verletzt iſt.

Der Kümmerer, der kein förmliches Geweih wieder aufſetzt, iſt das ganze Jahr hindurch gut am Leibe, im Auguſt aber außerordentlich feiſt. Die Haut verſchlechtert und verbeſſert ſich bei Kümmerern ebenfalls mit der Jahreszeit, wie bei andern Hirſchen. Dies geſchieht auch beim Thiere und Kalbe. Erſteres iſt im Herbſte, beſonders im November, nicht nur gut am Wildbret, ſondern auch oft ſehr feiſt. Kälber, Spießer und Schmalthiere ſind nie feiſt, im Sommer jedoch gut am Wildbret und dann vorzüglich brauchbar.

§. 9. In der Einleitung habe ich bereits im Allgemeinen über die zweckmäßigen Mittel, ein mit Wild verhältnißmäßig gut beſetztes Revier in gutem Stande zu erhalten, auch einem heruntergekommenen wieder aufzuhelfen, geſprochen; es mögen hier nun noch diejenigen Maßregeln angeführt werden, durch welche dem zu ſtarken Auswechſel des Edelwildes möglichſt vorgebeugt, der Zugang deſſelben aber befördert werden kann.

Erhaltung der Ruhe im Walde, inſoweit örtliche und andere Verhältniſſe es geſtatten, zu jeder Jahreszeit muß, begreiflicherweiſe, hierzu das Meiſte beitragen. Nächſtdem ſei man beſonders darauf bedacht, alle Arten von Raubzeug, durch fortgeſetzte Anwendung der erlaubten Aus-

1) Mit der Verlängerung des Winterhaars wird zugleich die Haut dünne. Zwiſchen derſelben und dem Wildbret entwickeln ſich die Engerlinge aus den Eiern der Bremſe (Oestrus bovis L.), welche dieſe zur Sommerszeit in die Haut alles wiederkäuenden Wildes legt. Man findet dieſe Maden im Februar ſchon häufig, aber erſt im März fangen ſie an, ſich unter der Haut zu bewegen, dieſe zu durchlöchern und ſo faſt ganz unbrauchbar zu machen. Die Bewegung der Engerlinge verurſacht dem Wilde ein empfindliches Jucken und Brennen, welches es zum Kratzen und Reiben, ja ſelbſt zum Aufbeißen der leidenden Theile reizt. Bei dieſer Gelegenheit verſchluckt es eine Menge dieſer Geſchöpfe, wirft ſie aber durch öfteres Huſten, welches durch das Anhängen derſelben im Schlunde erregt wird, wieder aus. Im April ſind ſie faſt ganz aus der Haut verſchwunden. Während des Färbens verharrſchen die Löcher in derſelben, die Narben verſchwinden, und ſie verſtärkt und verbeſſert ſich von Tage zu Tage mehr.

rottungsmittel, bis zur höchſtmöglichen Unſchädlichkeit, zu vermindern. Ferner ſorge man für zweckdienliche Unterhaltung der Winterfütterungen, verändere auch den dazu einmal beſtimmten Ort, ohne Nothwendigkeit, nicht.

Das Nämliche gilt für die mildern Jahreszeiten von den Salzlecken. Deshalb muß deren Errichtung, wenn ſolche durch Landesgeſetze nicht unterſagt iſt, an ruhigen Stellen zu rechter Zeit ſtattfinden.

Man verfährt dabei auf folgende Weiſe:

Im Monat März läßt man $1^1/_2$ Fuß hohe und 4 Fuß im Quadrat haltende Kaſten von eichenen Pfoſten auf den Hauptwechſeln und in der Nähe einer Suhle befeſtigen. Dieſe werden mit feiner, von Steinen und Wurzeln gereinigter, trockener, ſtark mit Salz vermiſchter Leimerde[1]) nicht nur vollgeſchlagen, ſondern auch ein rundlich abgeſtumpfter, kegelförmiger Haufen, in deſſen Mitte ein Stock ſteht, feſt darauf gedrückt. Geht Viehtrift in die Nähe der Lecken, ſo umgibt man ſie mit einer etwa 10 Fuß vom Kaſten abſtehenden 3 Fuß hohen Vermachung.

Das Edelwild liebt die Salzlecken ſo ſehr, daß es ſolche oft in kurzer Zeit ausſchlägt (ausleert). Dann füllt man ſie auf die nämliche Art wieder an.

Nicht weniger reizend, für den Edelhirſch beſonders, ſcheint reiner, ſtrengflüſſiger Theer zu ſein. Verſuche, welche der Verfaſſer im Spätſommer und Frühherbſte des Jahres 1817 anſtellte, als derſelbe durch eine diesfallſige Anzeige im Meyer'ſchen Journal f. d. Forſt- und Jagdweſen im Königr. Baiern, Jahrg. 1816, hierauf aufmerkſam gemacht worden war, berechtigen ihn zu dieſer Aeußerung, ohne jedoch für jetzt noch die Sicherheit des Erfolgs verbürgen zu können, indem die diesjährigen Proben durch eine ziemlich lange Abweſenheit von der Heimat unterbrochen worden ſind.

Man beobachtete folgendes Verfahren:

Auf bekannten guten Wechſeln wurden iſolirt ſtehende, glattrindige Baumſtämme von beliebiger Art und Stärke, in einer Höhe von 3 bis 4 Schuh über der Erde, ringsum mit Theer ſtark beſtrichen, nachdem man den Boden um den Stamm her, bis auf 3 Schuh Breite, gehörig hatte auflockern laſſen.

Nach Verfluß weniger Tage, vorzüglich beim Herannahen der Brunftzeit und während derſelben, fand man anfänglich weniger oder mehr abgeriebenes Haar und Zeichen des Leckens, ſpäterhin auch häufige Rindenver-

1) Einen geringen Zuſatz von zerſtoßenem Anis oder Aniſöl habe ich bei der Fertigung der Salzlecken ebenſo zweckmäßig gefunden, als zum Behuf der Anfriſchung das Beträufeln mit einem Gemiſch von Salzwaſſer und einigen Tropfen Aniſöl.

letzungen mit dem Geweih an den beſtrichenen Stellen der Bäume, am Boden aber reine Tritte der Hirſche, nie die eines Thieres.

Fortgeſetzte Verſuche müſſen beſtätigen, ob dieſe Theer-Lecke ſtets gute Dienſte leiſtet.

§. 10. Eine eigene Kunde des Jägers iſt das richtige Anſprechen des Edelwildes und jeder andern Wildart.

Man ſpricht das Edelwild entweder infolge der Anſchauung, oder nach der Fährte an. Das Erſtere hat weiter keine Schwierigkeit, weder in Rückſicht der Unterſcheidung des Geſchlechts, noch der Gattung und Art.

Der Hirſch zeichnet ſich auf den erſten Blick ſchon hinlänglich vor dem Thiere aus. Die Stärke des Wildes am Leibe gibt den Maßſtab, nach welchem man das Alter deſſelben, bei einiger Erfahrung, bald beurtheilen lernt.

Welcher Hirſch als jagdbar, ſchlecht jagdbar, und wie er der Zahl der Enden nach anzuſprechen ſei, iſt ſchon oben angegeben, ebenſo daß die Stärke der Stangen, Roſen und Perlen ꝛc. das höhere oder geringere Alter deſſelben beſtimme. Hier folgen daher nur noch einige nicht erwähnte Kennzeichen ſehr alter Hirſche. Die Schalen an den Läufen nämlich ſind ſtumpf und breit, die vordern Zähne wackelnd und gelb, in der Mitte der Seitenzähne aber braune Flecken ſichtbar; die Roſen ſtehen dicht auf dem Stirnbeine.

Das Edelwild der Fährte nach richtig anzuſprechen, hat in hartem Boden ſchon bedeutende Schwierigkeiten; aber ſehr viel gehört beſonders dazu, die Fährte des Hirſches nicht nur von der einer jeden andern Wildart, ſondern auch von der des Thieres zu unterſcheiden, und die Stärke deſſelben, auch die muthmaßliche Endenzahl darnach zu beſtimmen. Ueberhaupt aber beſchränkt ſich beim Anſprechen des Hirſches nach der Endenzahl aus der Fährte Alles darauf, richtig anzugeben, wie viele Enden das Geweih deſſelben im Verhältniß zu ſeiner Stärke am Leibe eigentlich haben ſollte oder könnte. Außerdem gibt es noch andere Merkmale, auf die man bei ähnlichen Unterſuchungen, beſonders an Orten Acht haben muß, wo die Fährte nicht ſichtbar iſt.

Alle dieſe Eigenheiten an der Fährte des Hirſches, nebſt den andern erwähnten Merkmalen werden Zeichen genannt, und nur der Jäger wird für hirſchgerecht zu erklären ſein, welcher ſich durch genaue Kenntniß und fortgeſetzte Beobachtung derſelben die Geſchicklichkeit erworben hat, beſtimmt darnach anzuſprechen.

Es iſt daher ein wichtiges Geſchäft für jeden jungen Waidmann, ſich mit dieſen Zeichen vertraut zu machen. Zwar kann man nicht in Abrede ſtellen, daß kaum ein einziges für ſich allein, ohne Vergleichung mit mehrern, untrüglich iſt, weil dabei ſogar viel auf den Boden, in welchem der

Hirſch die Fährte macht, auf die Jahreszeit und auf andere Zufälligkeiten ankommt. Geht man aber, bei der Beobachtung ſo vieler Zeichen, als nur immer bemerkbar ſind, genau und vorſichtig zu Werke, ſo wird man, beſonders mit Hülfe eines guten Leithundes, nicht leicht fehlen.

Gern gebe ich es zu, daß ich bei aller Anſtrengung nicht im Stande ſein kann, dem jungen Jäger hier Alles deutlich zu machen. Dieſer ſoll und darf aber dies Werk vorzüglich nur zur Wiederholung Deſſen gebrauchen, wozu ihm ein erfahrener Lehrherr Anleitung geben muß. Auch glaube ich zu meiner Beruhigung vorausſetzen zu können, daß keiner von den Schriftſtellern, welche mir vorgearbeitet haben, mehr in dieſer Rückſicht geleiſtet hat und leiſten konnte, als hier geſchehen ſoll.

Es iſt übrigens ſonderbar, daß auch der Waidmann, welcher nach der genauen Anſicht einiger völlig ausgedruckten Fährten gewiß den Hirſch allemal richtig anſprechen würde, es doch nicht vermag, den abgelöſten Lauf eines *jungen* Hirſches von dem eines *alten* Thieres zu unterſcheiden; da doch erſterer, ſchon als Spießer, ſich auf ſo mannichfache Weiſe in der Fährte vor letzterm auszeichnet.

Die alten Jäger gaben 72 Kennzeichen des Hirſches an. Unter dieſer Menge ſind viele entbehrlich. Ich werde mich daher nur auf die einſchränken, welche *gerecht* ſind, d. h. jene die nie, oder doch nur ſelten trügen, und höchſtens 3 bis 4 Tritte hinter einander den Jäger zweifelhaft machen können. Aber eben deshalb hüte man ſich auch, gleich auf den erſten Anblick einer Fährte anſprechen zu wollen.

1. Der *Schrank* oder das *Schränken* beſteht darin, daß, wenn der Hirſch feiſt iſt, oder im Schnee, Sande und Moder fortzieht, die Tritte des rechten und linken Laufes nie gerade hinter, ſondern neben einander kommen. An der Weite des Schranks erkennt man zugleich die Schwere und Breite des Hirſches. Das tragende Thier ſchränkt auch zuweilen, doch gewiß nicht in drei bis vier Schritten nach einander, der Hirſch hingegen ununterbrochen, auch ſchränkt in der Regel nur das *tragende* Thier.

2. Der Hirſch ſchreitet ſchon in einem Alter von vier Jahren weiter aus, als das älteſte Thier. Dies Zeichen heißt der *Schritt*. Es iſt zu allen Zeiten und in jedem Boden, auch beim tiefſten Schnee und im Flugſande, bemerkbar und durchaus gerecht. Schreitet er $2\frac{1}{2}$ Schuh weit [1]), ſo kann er füglich ein Gehörn an 10 Enden tragen. Ich rathe dem jungen Jäger, jedesmal, wenn er einen Hirſch an 8, 10 und 12 oder mehr Enden einzeln ziehen ſieht, die Fährte deſſelben aufzuſuchen, und die Weite des

1) Hierbei iſt zu merken, daß eine von den zwei hinter einander folgenden Fährten mit zum Schuhmaße gerechnet wird.

Schritts mit dem Zollſtabe zu meſſen, Die Nützlichkeit dieſes Verfahrens leuchtet von ſelbſt ein.

3. Der Zwang oder das Zwängen entſteht dadurch, daß der Hirſch die im Tritte zuſammengepreßte Erde zum Theil mit den Schalen feſt an ſich und rückwärts zieht.

4. Der Burgſtall oder das Grimmen ſtellt ſich in der Mitte des Trittes als eine kleine, gewölbte, der Länge nach ausgedehnte Erhabenheit dar, welche durch das feſte Ein- und Vorwärtsdrücken des Ballens gebildet wird. Im feuchten Lehm- und Sandboden iſt dieſes Zeichen deutlich wahrnehmbar und dann ſehr gerecht.

5. Den Beitritt macht der Hirſch, indem er mit dem Hinterlauf etwa einen Finger breit neben den vordern tritt. Dies Zeichen würde nicht zu den ſicherſten gehören, weil man es, obwol nicht fortgeſetzt, auch beim tragenden Thiere bemerkt, wenn es nicht beſonders und immer dem Feiſthirſche eigen wäre; alſo zu einer Jahreszeit, wo keine Irrung mit dem tragenden Thiere möglich iſt.

6. Wenn die durch die vordern Schalen gebildeten Tritte von den Tritten der hintern Schalen gleichſam geſpalten, ſonach kreuzförmig erſcheinen und in dieſen Doppeltritten drei Ballen ſichtbar werden, ſo nennt man dies den Kreuztritt. Er wird beim Thiere nie bemerkt.

7. Das Zurückbleiben oder Hinterlaſſen entſteht, wenn die Tritte der hintern Schalen zwei bis drei Finger breit gerade hinter den vordern in den Boden ſich eingedrückt haben. Nur alte, feiſte Hirſche machen dies Zeichen wegen mangelnder Dehnkraft der Sehnen. Das alte tragende Thier bleibt auch zurück; aber man wird bemerken, daß dann die Hinterfährte immer etwas ſeitwärts gegen die vordere ſteht.

8. Das Zeichen der Uebereilung findet man nur bei jungen und ſchlechten Hirſchen, und es wird dadurch bemerkbar, daß der Hintertritt ganz gerade vor den vordern geſtellt iſt. Zugleich mit dieſem erſcheint oft

9. das der vier Ballen, indem ſich die Ballen in allen vier Tritten ausdrücken. Möchte beſſer das Ballenzeichen zu nennen ſein, weil nicht immer alle vier Ballen ſichtbar ſind.

10. Der Hirſch ſetzt die Schalen auswärts. Hieran erkennt man, welches die rechte oder linke Fährte iſt. Man gebe hierauf beſonders Acht, wenn man das Schränken ausmachen will.

11. Beim Blenden tritt der ſchlechte Hirſch mit der hintern Schale ſo gerade in die vordere Fährte, daß dieſe dadurch etwas länger und breiter wird. Die, bei dem Anſprechen des Hirſches nach dieſem Zeichen mögliche Verwechſelung des geringen Hirſches mit einem Capitalhirſche wird vermieden,

wenn man darauf achtet, ob in der Fährte zwei oder vier Tritte ſich darſtellen. Der erſte Fall tritt beim Blenden ein.

12. Eins der ſicherſten Zeichen iſt das im guten Boden eingedrückte Geäfter oder die Oberrücken. Beim Hirſch iſt der Eindruck faſt ſo ſtark wie ein Mannsdaumen, beim Thiere ſpitz und ſchmal. Beim Hirſche erſcheinen die Eindrücke des Geäſters in die Breite, beim Thiere in die Länge geſtellt; bei erſterm ſteht es — beim ruhigen Gange, wie bei der Flucht — $2^1/_2$ bis 3 Zoll, beim Thiere kaum 2 Zoll vom Ballen entfernt.

13. Die Schalen des Hirſches ſind durch das ſtete Zwängen und durch die Schwere ſeines Leibes vorn ſtumpfer, als die ſpitzig bleibenden des Thieres. Dies Zeichen heißt die Stümpfe.

14. Durch den ſtets beſchloſſenen Gang und durch das daher rührende, unter 13. ſchon erwähnte Zwängen mit den Schalen wird beim Zuge des Hirſches auf gutem, zuſammenhaltendem Boden bewirkt, daß in der Mitte des Trittes ein kleiner, ſchmaler, erhabener, oben zugeſchärfter Längsſtrich ſich darſtellt. Das hierdurch ſich bildende Zeichen heißt das Fädlein. Beim Thiere bleibt viel Erde zwiſchen dem Abdruck der Schalen.

15. Wenn nach langer Dürre ein kurzer, aber ſtarker Regen gefallen iſt und der Hirſch in fettem Boden vom Felde zu Holze zieht, ſo behält er ganze Stücken Erde in und an den Schalen, welche oft faſt ſo groß wie ein Teller ſind. Da, wo er zuerſt auf Raſen tritt, fällt das Stück im Ganzen ab. Dies iſt ein ſehr gerechtes Zeichen und heißt das Inſiegel. Ebenſo ſicher iſt

16. das, welches man den Abtritt nennt. Der Hirſch ſchneidet nämlich mit ſeinen Schalen das grüne Getreide oder junge Gras ſcharf ab, wenn er auf Feldern und Wieſen herumzieht. Man findet die abgeſchnittenen Grashalmen in den Fährten. Hält man ſie gegen die Sonne und ſie ſind noch grün, ſo iſt der Abtritt friſch, ſind ſie ſchon etwas gewelkt, Tags zuvor gemacht. Das Thier quetſcht das Grüne nur in der Fährte zuſammen, tritt es aber nicht ab.

17. Oft behält beim Abtritt der Hirſch Getreide oder Gras in den Schalen. Da, wo er über einen harten Weg zieht, bleibt es in der Fährte liegen. Dies untrügliche Merkmal wird der Einſchlag genannt.

18. Die Fährte des Hirſches bleibt im naſſen Sande gemeiniglich ganz ausgedruckt ſtehen, und auf dieſe Art macht er die reine Fährte; die des Thieres fällt leichter zu, weil es nicht ſo beſchloſſen geht.

19. Wenn der Hirſch über ſenkige Wieſen oder Bruch zieht, ſo hebt er den Koth über den Schalen mit heraus und läßt ihn umgekehrt liegen. Dieſes Zeichen heißt das hohe Inſiegel.

20. Wenn ſich der Hirſch aus dem Bette erhebt, macht er mitten in demſelben einen Tritt, den ſogenannten Schloßtritt.

21. Der Hirſch macht oft den Wiedergang, wenn er zu Holze zieht; indem er vor demſelben umkehrt, etwas zurückzieht und dann einen Bogen nimmt. Beim genauen Verſpüren, vorzüglich aber beim Vorſuchen mit dem Leithunde hat man hierauf beſondere Rückſicht zu nehmen und den Wiedergang auszumachen oder vorzugreifen, um nicht mehr Hirſche anzugeben, als in der That gewechſelt haben [1]).

22. Naſſen und weichen, an den Schalen kleben bleibenden Schnee hebt und wirft der Hirſch in Klumpen heraus. In dieſen Schneeballen findet man mehrere der vorher angeführten Zeichen; z. B. den Burgſtall, das Fädlein ꝛc.

23. Der Hirſch brunſtet oder näſſet zwiſchen die Fährte; das Thier mit in dieſelbe hinein.

24. Er kehrt und ſchiebt das Moos und Heidekraut beim Darüberziehen ſo um, daß die Wurzeln in die Höhe ſtehen. Dies Zeichen heißt der Umſchlag.

25. Das Schlagen oder Fegen — ſonſt auch die Himmelsſpur genannt — iſt gleichfalls ein untrügliches Zeichen des Hirſches und man muß darauf vorzüglich in hartem Boden, wo man die Fährten nicht finden kann, Acht haben. Je ſtärker der Hirſch iſt, an deſto ſtärkern Holzſtangen fegt er und deſto höher hinauf erſcheinen dieſe von der Rinde entblößt.

26. Das Wenden oder Himmelszeichen macht der Hirſch, wenn er durch junge Laubhölzer zieht, indem er die Aeſtchen, an welche er mit dem Geweih ſtreicht, abgeknickt umwendet, ſo daß die obere Seite des Laubes nach unten gekehrt hängen bleibt.

27. Die Loſung des Hirſches iſt zu allen Jahreszeiten von der des Thieres merklich verſchieden; ſie verändert ſich aber auch von Zeit zu Zeit, und dieſe Veränderung hängt wieder ſehr von der Fruchtbarkeit der Gegend ab, in welcher er ſeinen Stand hat. Der Jäger muß ſich daher durch fortgeſetzte Beobachtung der Loſung in den Stand ſetzen, darnach richtig anſprechen zu können.

Im Winter iſt die Loſung des Hirſches, in kleinen, dünnen Stücken, rund geformt. Eins dieſer Stückchen hat ein Zäpfchen, welches in die Hohlung des andern paßt. Die des Thieres fällt in ungleicher Form, faſt wie bei den Schafen..

Im Frühjahr wird die Loſung des Hirſches feiſter, die Knoten dicker,

1) Ueber die Hirſchfährten ſiehe: Dröbel, Paul, Oberjägermeiſter. Die Fährte des Hirſches in 81 Abbildungen. Nach den Originalzeichnungen von 1750. qu. Fol. (9 Steintafeln und 9 Bl. mit deutſchem, engl. und franz. Texte), Halle 1854.

sie drückt sich breiter, fällt haufenweise und hängt, fast wie bei den Sauen, in einander. Nach und nach fängt sie an, sich mehr zu formen und härter zu werden; bei den Thieren hingegen fällt sie einzeln und klein wie bei den Ziegen.

Im Sommer wird sie länglichrund, bekommt Zäpfchen und ist bis in den August mit Schleim überzogen; dann sieht sie ganz feist aus, ist aber hart und fällt traubenförmig zusammenhängend.

Im Anfang des September ist sie zwar noch gezäpft, wird aber von Tage zu Tage dünner.

Im October und November sieht die der Thiere, welche nun schleimig und zusammenhängend wird, besser aus, als die der Hirsche, doch ist sie nicht so gleichgeformt wie jene im Sommer. Dies ist die Zeit, wo der Waidmann besonders vorsichtig sein muß, um nach der Losung ein Thier nicht für einen Hirsch anzusprechen; denn auch die des Hirsches verbessert sich dann oft merklich, indem dieser durch gute Herbstäsung sich sehr erholt.

§. 11. Ich werde hier nun zuerst die deutsche Jagd auf Rothwild, hernach die französische oder Parforcejagd behandeln.

A. Deutsche Jagd.

Zur deutschen Rothwildsjagd werden folgende vier Racen von Hunden vorzüglich gebraucht:

1. Der Leithund,
2. Der Schweißhund,
3. Der dänische Blendling und
4. Der deutsche Jagdhund.

§. 12. Mit Recht darf man von jedem Jäger verlangen, daß er auf dem seiner Aufsicht anvertrauten Revier jeden Hirsch und den jedesmaligen Stand des Rothwildes überhaupt kenne, und so möchte man wol glauben, daß es nicht nöthig wäre, genau mit dem Gebrauch und der Behandlung des Leithundes sich bekannt zu machen. Nichts desto weniger können Fälle eintreten, welche die Anwendung desselben nothwendig machen. Es ist daher Pflicht für jeden rechtlichen Waidmann, sich die dazu erforderlichen Kenntnisse umfassend zu erwerben.

Dem Versuche hierzu schriftliche Anleitung zu geben muß die Bemerkung vorangehen, daß dieselbe nur dann von wesentlichem Nutzen sein wird, wenn praktischer Unterricht eines erfahrenen Lehrers dem eigenen Fleiße des Lernenden freundlich zu Hülfe kommt. An meiner Bemühung, Alles so deutlich als möglich vorzutragen, soll es indeß nicht fehlen. Um diesen Zweck desto leichter erreichen zu können, will ich die Erklärung der gewöhnlichsten Ausdrücke, welche von den Jägern auf den Leithund angewendet werden, hier folgen lassen.

Der Leithund hat wahrſcheinlich ſeinen Namen daher, daß er beſtändig geleitet oder geführt wird; vielleicht auch, weil er dazu beſtimmt iſt, den Jäger auf die Fährte zu leiten.

Den Leithund arbeiten heißt, ihn abrichten und auf dieſe Weiſe zu ſeiner Beſtimmung geſchickt machen. Mit dem Leithunde arbeiten heißt, den abgerichteten zweckmäßig gebrauchen und zu dem Ende ihn zur gehörigen Zeit fortwährend üben.

Das Behängen iſt die Zeit, zu welcher derſelbe abgerichtet, gebraucht und geübt wird.

Die Halſung iſt das lederne, mit einem Ringe, durch den eine, zur Hälfte aus Hanf und Bockshaaren verfertigte fingersdicke Leine, das Hängeſeil genannt, gezogen wird, verſehene Halsband.

Der Jäger zieht mit dem Leithunde aus, er geht nicht mit ihm aus. Er faſſet ihn zu dieſem Ende an das Hängeſeil, d. h. er zieht dieſes durch den Ring an der Halſung, um ihn daran zu führen.

Der Leithund hat eine gute Naſe, wenn der Sinn des Geruchs recht ſtark und fein bei ihm iſt. Er fällt auf oder fällt die Fährte an, wenn er vermöge des Geruchsſinnes die Fährte des Rothwildes bemerkt und die Naſe gleichſam hineinſteckt. Er übergeht nicht, wenn er jede Fährte anfällt. Er zeichnet, indem er auf der Fährte ſtehen bleibt und mit der Naſe gerade darauf oder hinein zeigt.

Es iſt ihm gerecht, wenn er mit Munterkeit und Begierde die Fährte anfällt; es iſt ihm nicht gerecht, wenn er nicht freudig darauf fortſucht.

Mit dem Hunde nachhängen heißt, der Fährte, auf welcher er gezeichnet hat, mit ihm folgen, um nach deren Beobachtung anſprechen zu können. Er wird abgetragen, indem man ihn von einer Hirſchfährte abnimmt und, unter den Arm genommen, wegträgt.

Vorſuchen heißt, einen Theil des Waldes mit dem Leithunde umziehen, um mit Hülfe deſſelben beſtimmt angeben zu können, wie viel Rothwild hinein- oder herausgezogen iſt. Man richtet zu Holze, indem beim Vorſuchen alle gerechte Fährten verbrochen werden.

Verbrechen heißt, ein abgebrochenes Aeſtchen auf eine Fährte werfen. Hierbei iſt folgender Unterſchied zu bemerken: will man eine Hirſchfährte verbrechen, ſo muß das abgebrochene Ende des Aeſtchens auf derſelben dahin zeigen, wohin der Hirſch gezogen; bei der Fährte eines Thieres das laubige Ende. Der Bruch iſt der grüne Aſt, mit welchem 1. der Hund, wenn er richtig gezeichnet hat, geliebelt (geſtrichen) und 2. die Fährte bezeichnet wird.

Es iſt beſtätigt, wenn man vorgeſucht und zu Holze gerichtet hat, und alſo im Stande iſt anzuzeigen, daß und wie viele Hirſche in einem gewiſſen Bezirk des Waldes ſtehen.

Erneuern oder verneuern heißt, das Vorſuchen mehrere Morgen hinter einander, oder an einem öfter als einmal wiederholen. Der letztere Fall tritt beſonders ein, wenn ein beſtätigtes Jagen eingerichtet werden ſoll. Man greift vor, entweder wenn man, um genauer angeben zu können, wo die Hirſche ſtehen, die Vorſuche abkürzt; oder an einem andern Orte die ſchon einmal beobachtete Fährte wieder zu finden ſich bemüht.

Man läßt den Hund ſchießen, indem man ihn während der Arbeit auf der Fährte am Hängeſeile weiter fortläßt.

Der Hund iſt führig, wenn er ein Jahr alt iſt, und ſo zur Arbeit tüchtig wird.

Er iſt gut behangen, wenn er lange und ſehr breite Ohren und an beiden Seiten herunterhangende Lefzen hat. Beim Leithunde und bei allen Hunden ſagt man Ruthe ſtatt Schwanz, Läufe ſtatt Füße, Schweiß ſtatt Blut.

Die Hündinnen ſind läufiſch oder läufig in der Zeit der Begattungsluſtigkeit; ſie binden ſich (hängen) mit dem Hunde bei Vollführung des Begattungsactes; ſie wölfen, ſie gebären nicht.

§. 13. Die Eigenſchaft des Leithundes beſteht darin, daß er jede Rothwildsfährte anfällt, und vorzüglich auf jeder Hirſchfährte zeichnet, d. h. wie ſchon im vorhergehenden Paragraphen geſagt worden, er ſtutzt auf derſelben, hält die Naſe genau hinein und blickt nach dem Jäger auf. Der völlig gearbeitete trägt alſo viel dazu bei, einen jungen Waidmann hirſchgerecht zu machen; der hirſchgerechte Jäger aber iſt allein im Stande, einen jungen Leithund zu arbeiten, weil dieſem nur dann Recht gegeben werden darf, wenn er Hirſch- oder wenigſtens Rothwildsfährten anfällt.

Es gibt auch ſolche, welche entweder blos auf Sauen, oder auf Rothwild und Sauen zugleich gearbeitet ſind; von dieſen wird bei der Saujagd die Rede ſein.

Die gewöhnliche Farbe dieſer Hunde-Race iſt roth, wolfsgrau oder ſchwarz; die untern Theile der Läufe, welche bei allen Hunden Extremitäten genannt werden, ſind faſt immer gelb. Das Ausgezeichnete ihres Körperbaues iſt: eine breite Bruſt; nicht gar hohe, aber ſtarke Läufe; ein ſtarker, doch nicht zu kurzer Kopf; guter Behang; dichtes Haar.

§. 14. Will man gute, junge Leithunde zuziehen, ſo nehme man zu einer guten alten Hündin einen jungen, raſchen Hund von reiner Race, der ſchon gezeigt hat, daß er Luſt zur Arbeit hat. Eine junge, muntere Hündin belege man hingegen mit einem alten ausgearbeiteten Hunde.

Solange die Hündin tragend iſt, darf ſie nicht angelegt werden: aber ſehr vortheilhaft iſt es, in dieſer Periode mit ihr, wenn es die Jahreszeit irgend geſtattet, zuweilen, doch nicht bis zur Ermüdung, zu arbeiten.

Hat ſie gewölft, ſo läßt man alle junge Hunde etwa 24 Stunden bei ihr liegen; dann ſucht man drei oder vier (ſo viel kann die Mutter ſäugen) davon aus, an welchen die im vorigen Paragraph angegebenen Eigenheiten am meiſten ſichtbar ſind, die übrigen ſchafft man auf die Seite.

Fünf bis ſechs Wochen müſſen ſie ſäugen; gegen das Ende dieſer Zeit aber gewöhne man ſie nach und nach gekrümtes Brot mit Milch zu freſſen.

Sind ſie von der Mutter abgeſperrt, ſo erziehe man ſie ferner bei einem, abwechſelnd aus warmer Milch und Mehlſuppen mit geſchnittenem, gut ausgebackenem Brote vermiſcht, beſtehenden Futter. So zeitig als möglich, längſtens wenn ſie ein Jahr alt ſind, gewöhne man ſie an die Kette. Die Erziehung auf dem Lande hat deshalb Vorzüge, weil ſie da mehr Gegenſtände ſehen und an das Vieh gewöhnt werden.

Nie darf der junge Leithund geſchlagen oder geſtoßen werden, ſonſt iſt er für immer verdorben. Selbſt der alte Hund dieſer Gattung ſoll an der Kette liegen. Hat man indeß einen guten Zwinger, ſo iſt es beſſer, ſie im Winter darin herumgehen zu laſſen.

Die beſte Fütterung erwachſener Leithunde wird auf folgende Art zubereitet: Man brühe feines Schrot von gutem Hafer, mit ſiedendem Waſſer, in einem zugedeckten Gefäß auf; thue dazu etwas Salz, Butter oder Rinds- und Schafstalg, zuweilen auch Brühe aus Schafsknochen bereitet. Iſt das Schrot hinlänglich gequollen, ſo menge man gut ausgebackenes Brot, welches zur Hälfte aus Roggen-, zur Hälfte aus Gerſtenmehl beſtehen kann, darunter, und gebe, wenn Alles gehörig verkühlt iſt, jedem Hunde allein, Mittags dieſe Suppe. Im Sommer aber füttere man einen Tag um den andern Milch und Brot. Abends iſt trockenes Brot hinreichend. Brühſuppen, wie man ſie gewöhnlich auf den Tiſch bringt, ſind wegen des Gewürzes, welches dazu genommen wird, ſchädlich.

Ganz alter, weicher Käſe, Majoran in ungeſalzener Butter gebraten, auch Krebsſchalen ſind, von Zeit zu Zeit einmal gegeben, zweckmäßige Mittel; die erſtern zu Erhaltung einer guten Naſe, das letzte zur Abkühlung und gelinden Oeffnung. Friſches Waſſer zum Getränk darf nie fehlen.

Man ſorge dafür, daß der Hund ſtets vom Ungeziefer rein gehalten werde und daß er immer eine reinliche, trockene Lagerſtätte habe.

§. 15. Die Zeit des Behängens, oder die ſchicklichſte zur Arbeit mit dem Leithunde auf Hirſche fängt im Monat Mai an, wenn das Edelwild völlig ausgefärbt hat, und endigt mit Ausgang des Juni, bei nicht zu großer Hitze auch wol erſt im Juli. Selbſt in dieſer Periode muß man, wenigſtens mit jungen Hunden, bei windigem, regneriſchem Wetter ausſetzen; ſonſt aber ohne Noth die Arbeit keinen Morgen unterbrechen.

Der Gebrauch des jungen Hundes in früherer Jahreszeit iſt deshalb

nachtheilig, weil während des Färbens zu viel Haare vom Rothwild an dem Gesträuche hängen bleiben, und der Hund dadurch die Nase hoch zu tragen sich gewöhnt, welche er doch immer auf und in die Fährten halten soll und muß. Späterhin, als oben gesagt worden, darf man wieder nicht mit ihm arbeiten, weil die Sonne dann zu zeitig den Thau abtrocknet. Mit alten ausgearbeiteten Hunden kann vorgesucht und bestätigt werden bis zum Eintritt der Herbstfärbezeit.

§. 16. Wenn im Anfange des Monats Mai der junge Hund sein erstes Jahr vollendet hat, und also führig wird, so ist es Zeit ihn zu arbeiten oder abzurichten.

Man wählt zu diesem Zweck einen heitern, windstillen Morgen, an welchem es zwar etwas, doch nicht zu stark gethauet hat; faßt ihn, ungefähr eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang, an das Hängeseil und zieht mit ihm aus. Um nun den Hund aufzumuntern und dahin zu bringen, daß er am Hängeseile rasch aus der Hand gehe, muß man ihm von Zeit zu Zeit zureden. Dies kann mit den hergebrachten Worten: Hin! hin! Voraus! Soso! Vorhin! geschehen; zuweilen wird er auch dazu beim Namen genannt. Alles aber muß sanft und in Güte gesagt werden. Ueberhaupt ist es eine Hauptregel bei jeder Art von Hundedressur, oft mit dem Hunde zu sprechen. Beim Leithunde darf sie noch weniger als bei irgend einem andern vernachlässigt werden. Man hat dazu drei Gründe: entweder ihn feuriger zu machen, oder ihm Recht zu geben, wenn er thut, was er soll; oder endlich ihn durch Worte merken zu lassen, daß er gefehlt hat, wenn er eine falsche Fährte anfällt. Indeß versteht es sich von selbst, daß man nicht unaufhörlich mit ihm reden muß; man würde sonst machen, daß der Hund mehr auf die Worte, als auf die Fährte Acht hätte und am Ende ebenso lässig suchen würde, als das Pferd, auf das der Knecht immer losschreit, im Zuge faul werden muß. Noch viel weniger darf man bei der Arbeit laut schreien, weil der ohnedies weiche und schüchterne Leithund furchtsam, das Wild aber, welches bestätigt werden soll, rege und flüchtig gemacht werden würde.

Sehr vortheilhaft ist es für den jungen Hund, wenn in den ersten Tagen ein anderer Jäger mit einem alten guten Leithunde voraus, oder wenn ersterer sehr hitzig wäre, nur nebenher zieht. Desto leichter wird er sich gewöhnen, das Hängeseil immer straff anzuziehen, und desto geschwinder wird er an dem alten Hunde gewahr werden, was er eigentlich thun soll.

Das Hängeseil wird in der linken Hand etwas hoch geführt, um es immer mit der rechten anziehen zu können, wenn ja der Hund etwas zurückbliebe, wodurch er sich gar leicht in demselben verwickeln könnte; oder wenn er durch zu starkes Eilen sich und den Jäger ermüdete.

Der linke Arm muß feſt am Leibe liegen, der rechte aber nicht zu ſehr ausgeſtreckt werden, damit man den Hund nicht bei jedem Schritte ruckt; denn auch hierdurch wird er furchtſam und von der Fährte, wenn ſie ihm nicht ganz gerecht iſt, leicht abgebracht.

Auch darf man nicht zugeben, daß er auf der Straße Alles anrieche und ebenſo wenig, daß er ſich an den Waſſerpfützen aufhalte oder gar hineinlege. Nur wenn er ſich leicht machen, d. h. ſeine Nothdurft auf eine oder die andere Art verrichten will, darf und muß man mit ihm ſtehen bleiben.

Ebenſo wenig geſtatte man das Herüber- und Hinüberſchwärmen auf den Wegen; denn immer muß er gerade vor der rechten Hand des Jägers herziehen.

Es iſt gut, den jungen Hund an gewiſſe Ausdrücke zu gewöhnen, wenn er ſich rechts oder links wenden ſoll. Im erſten Falle ſagt man gewöhnlich: Dahin! im andern: Daher!

Stets muß man die Augen auf ihn gerichtet und auf alle ſeine Bewegungen Acht haben, denn fiele beim Vorſuchen der Hund auf einer Fährte an, die ihm nicht ganz gerecht wäre, ohne daß man es bemerkte, ſo würde ihm dadurch, daß man ihn noch dazu von derſelben abzöge, das Uebergehen der Fährten angewöhnt werden.

Harte Strafen, beſonders Schläge, verträgt der Leithund nie. Die einzige, welche, aber auch höchſt vorſichtig, angewendet werden darf, beſteht, wenn Worte gar nicht fruchten wollen, in einem mäßigen Ruck mit der rechten Hand an dem Hängeſeile.

§. 17. Die beſte, aber auch ſchwierigſte Art, den Leithund zu arbeiten, iſt die, auf den Ab- oder Wiederſprung.

Zum Anfang wählt man gern ſolche Gegenden, wo einzelne Hirſche wechſeln. Hier ſucht man, ſo weit als möglich vom Holze entfernt, auf eine friſche und reine, d. i. deutlich ausgedrückte Fährte zu kommen. Fällt der Hund darauf an, ſo ruft man ihm leiſe zu: Hoho! was witterſt du? Was zog daher? Hirſch? Hirſch? laß ſehen! — Zugleich faßt man das Hängeſeil kurz und läßt den Hund ſo einigen Fährten nachziehen. Dann hält man ihn an, und zwar ſo, daß er die Naſe gerade in die Fährte hält, ruft ihm dabei zu: Fährte! oder: Nun, laß ſehen! und eilt während dieſer Zuſprache, das Hängeſeil immer kürzer faſſend, an ihn heran, bis man mit beiden Füßen über ihm ſteht. In dieſer Stellung gibt man ihm Recht mit dem Zuruf: Haſt Recht! haſt Recht! Söllmann (oder wie ſonſt der Hund heißt); läßt ihn ununterbrochen die Naſe recht in die Fährte halten und liebelt ihn, d. h. man ſtreicht ihn mit einem Bruch, welchen man zu dieſem Behuf in der rechten Hand hat, ſchmeichelnd über Kopf und Rücken,

Hierauf läßt man ihn ungefähr drei Schritte weit auf der Fährte fortſchießen, unter dem Zuruf: Recht, nach der Fährt'! hängt ſo etwa 20 bis 30 Schritte weit nach, hält ihn dann mit dem Worte: Fährte! abermals zum Zeichnen an und nimmt ihn wie vorher zwiſchen die Füße, damit er nicht anfange zu ſchwärmen.

Iſt der Hund ſehr hitzig, ſo muß man ihn während des Nachhängens immer zwiſchen den Füßen behalten, um ihn nicht von der Fährte weichen zu laſſen und deſto leichter zum Zeichnen zu bringen.

In den erſten Tagen der Arbeit hüte man ſich ſorgfältig, den Hund zu ſtark anzugreifen. Hat er zwei- bis dreimal gezeichnet, ſo höre man auf, trage ihn ab und übe ihn an den folgenden Morgen zunehmend immer länger. Bis der Hund ganz zuverläſſig iſt, welches man vor dem Ende des dritten Behängens nicht füglich fordern kann, arbeite man nie mit ihm im niedern, dichten Geſträuche, weil er ſonſt daran zu viel Witterung vom Wilde bekommt, und deshalb die Naſe hoch tragen lernt.

Iſt man durch fortgeſetzte Uebung ſo weit gekommen, daß er von ſelbſt alle gerechten Fährten anfällt, und darauf, anfänglich nur kurze Zeit, zeichnet, ſo halte man ihn von Tage zu Tage zum längern Zeichnen an, damit der Jäger beim künftigen Gebrauch des Hundes ſich zur genauen Unterſuchung der Fährten Zeit nehmen könne.

Darf man erſt etwas mehr verlangen, ſo geht man, wenn der Hund auf der Hinfährte zeichnet, an ihn heran, gibt ihm Recht und zieht ihn an dem ziemlich kurz gefaßten Hängeſeile mit gehöriger Vorſicht, daß ihm die Halſung keinen Ruck gebe, um ſich herum nach der Rückfährte zu; ruft ihn dabei mit den Worten an: Wieder, wieder nach der Fährt'; läßt ihn hier zeichnen, dann noch ein paarmal ſchießen; hierauf den Wiederſprung bei den Worten: Recht! hin nach der Fährt'! noch einmal machen, auch auf der Hinfährte zeichnen. Endlich, wenn man ihm Recht gegeben und ihn geliebelt hat, trägt man ihn ab.

Anfänglich wird dieſe Arbeit auf dem Felde vorgenommen, und zwar ehe das Getreide zu hoch wird. Auf ganz friſch beſtelltem Felde aber, wo dem Hunde die Fährten zu ſehr in die Augen fallen, darf man ſich gar nicht aufhalten, ſondern muß raſch darüber hinziehen und erſt im nächſten Stück Getreide, oder auf einer Wieſe ihn zeichnen laſſen.

Weiter als bis dicht vor das Holz mit einem jungen Hunde nachzuhängen, iſt deshalb nicht rathſam, weil er ſonſt leicht, ehe es der Jäger bemerken könnte, Wild irgend einer Gattung in die Augen bekommen möchte. Erblickt man aber während der Arbeit ja etwas dergleichen, ſo muß man dem Hunde ſo lange die Augen bedecken, bis es ihm aus dem Geſicht iſt. Selbſt das Auffliegen der Vögel macht oft, daß der Hund den Kopf in die

Höhe wirft. Sobald man das gewahr wird, muß man ihn deſto mehr anhalten raſch auf der Fährte fortzuarbeiten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Hund nie wiederſpringen darf, wenn man nicht ganz ſicher iſt, ob er eine Hirſch- oder wenigſtens Rothwilds-Fährte angefallen hat. Es geſchieht gar oft, daß der junge Hund Damhirſch- oder andere Fährten aufnimmt. Der Jäger gebe alſo ſelbſt genau auf dieſe Acht und rufe ihm in dieſem Falle gleich zu: Pfui! wahre dich! und ziehe ihn ſo ſchnell als möglich, doch ohne heftiges Reißen, einige Schritte davon ab. Nie aber trage man ihn bei einer ſolchen Gelegenheit ab; denn dies muß ihm, wie das Liebeln, jedesmal beweiſen, daß er Recht hat.

Schläge und heftiges Rucken am Hängeſeile verderben den Leithund auf immer. Hat man ihn aber bei richtiger Behandlung auf gutem Boden und an mehrern günſtigen Morgen ſo weit, daß er jede gerechte Fährte anfällt, darin zeichnet, gehörig auf ihr fortarbeitet und den Wiederſprung auf den bloßen Zuruf thut, ſo wähle man zur fernern Arbeit ſolche Gegenden mitunter, wo er ſich mehr Mühe geben muß, z. B. kahle Wieſen, Anger, Lehden. Thut er auch da ſeine Schuldigkeit, ſo ſuche man ihm auf felſigem oder mit Heidekraut bewachſenem Boden Uebung zu verſchaffen. Auch bringe man ihn auf kältere Fährten und verfahre hierbei ſo: man ziehe nach Verlauf einer Stunde wieder an den Ort, wo man ſchon vorher zu Holze gerichtet hat; hier laſſe man ihm alles Das noch einigemal wiederholen, was im Vorhergehenden geſagt worden.

Ein für allemal ſei es geſagt, daß der Hund, ſo oft man auf einer Fährte bis vors Holz nachgehangen, er aber hier gezeichnet, auch den Wiederſprung gehörig gemacht hat, und ſo oft die Arbeit beendigt iſt, abgetragen werden muß.

Sehr windiges Wetter iſt eigentlich zur Leithundsarbeit durchaus nicht günſtig. Da indeſſen Fälle eintreten können, wo man einen beſſern Morgen zur Vorſuche nicht abwarten kann, ſo muß man auch an weniger guten die Uebung der alten Hunde nicht ganz vernachläſſigen.

Bei ſtarkem Winde hüte man ſich, unter dem Winde zu ziehen, wähle nur ſolchen Boden, wo die Fährte ſelbſt genau zu beobachten iſt, und arbeite, das Hängeſeil kurz gefaßt, genau auf derſelben fort. Bemerkt man aber je, daß der Hund blos im Winde und nicht auf der Fährte ſucht, ſo zieht man gleich mit ihm über Wind, greift dort vor, bringt ihn auf die rechte Fährte, läßt ihn im Freien nur ein- oder zweimal zeichnen, beſchließt dann hier auf die vorgeſchriebene Art und wendet ſich auf breite, gebahnte, durchs Holz gehende Straßen oder auf Alleen und Stellflügel. Fällt hier der Hund eine gerechte Fährte an, ſo bleibt man ſtehen, läßt ihm das Hängeſeil nach und ſpricht: Was witterſt du? Sobald er zeichnet, reicht

das bloße Wort: Wieder! hin, den ſchon geübten Hund zum Abſprunge und durch den Zuruf: Fährte! auf der Wiederfährte zum Zeichnen zu bringen. Hat er dann den Abſprung wieder auf die Hinfährte gemacht und auch da gezeichnet, ſo wird er abgetragen.

§. 18. Beim dritten Behängen muß, wie ſchon geſagt, bei richtigem Verfahren der Leithund zuverläſſig ſein. Mit einem ſolchen zu arbeiten, iſt für den geübten Jäger allerdings ein viel angenehmeres Geſchäft, als das Abrichten oder Arbeiten mit einem jungen. Was man von einem tüchtigen Leithunde mit Recht fordern kann, und wie man ihn in der Folge zur Uebung zu behandeln habe, ergibt ſich größtentheils aus dem vorher Geſagten.

Hier mögen noch einige allgemeine Bemerkungen ihren Platz finden.

Es wurde ſchon oben erwähnt, daß die Bearbeitung des Leithundes auf den Wiederſprung weſentliche Vortheile gewähre. Geſetzt, der ferme Hund zeichnet beim Vorgreifen auf verraſetem oder hartem Boden, wo es nicht möglich iſt, die Fährte genau zu erkennen, ſo kann eben der Ab- und Wiederſprung hierzu Gelegenheit verſchaffen, indem man von drei oder vier Fährten doch vielleicht eine deutlich genug ausgetreten findet, um darnach anſprechen zu können, und das iſt ſchon ein großer Gewinn, beſonders wenn man vielleicht gerade zwiſchen zwei Dickungen arbeitet, wo es nicht möglich iſt, weiter zu folgen. Auch zum leichtern Ausmachen der Wiedergänge und Kreuzwechſel trägt es ſehr viel bei; es iſt aber in der That nicht wohl möglich, hierüber ſchriftlich Anleitung zu geben. Uebung, mit eigenem Nachdenken und unnachläſſiger Mühſamkeit verbunden, muß hierbei das Meiſte thun.

Um den Hund beharrlich zu machen, verlängere man das Vorſuchen von Tage zu Tage mehr; mit einem ſehr hitzigen vermeide man die Sonnenhitze am wenigſten, denn je mehr er da arbeiten muß, deſto eher dämpft ſich das übermäßige Feuer.

Ueberhaupt verzärtle man den ausgearbeiteten nicht durch allzugroße Vorſicht in der Wahl der Morgen, des Bodens und der Jahreszeit zum Vorſuchen. Der gute Leithund muß von der Zeit an, wo das Rothwild abgefärbt hat, bis zur Brunftzeit, gleich brauchbar ſein, die Witterung ſei wie ſie wolle, ſonſt wäre die ganze Arbeit Spielerei, da alles Jagen auf Hirſche doch erſt in der Feiſtzeit gemacht wird. Selbſt im zeitigen Frühjahre kann man den alten Hund ſchon üben, wenn nur Strauchhölzer vermieden werden.

Abſichtlich ſuche man an einem Tage bald in Laub-, bald in Nadelhölzern, und ſo oft als möglich in verſchiedenem Boden vor. Geſchähe dies nicht, ſo würde man ſelbſt auf den Hund, welcher an einem Orte mit Recht für zuverläſſig zu halten wäre, an dem andern nicht rechnen können.

Mit jungen Hunden, welche in den erſten acht Tagen der Arbeit keine

Fährte, ſelbſt die warme nicht, anfallen wollen, iſt allenfalls noch folgender Verſuch zu machen: Man ſuche einem Hirſche ſo nahe zu kommen, daß man ihn dem Hunde zeigen kann. Geht der Hirſch dann fort, ſo ziehe man gleich auf die nächſte Fährte; will auch da der Hund nicht anfallen, ſo iſt alle weitere Mühe und Arbeit verloren.

Uebrigens arbeiten viele Jäger den Leithund nicht auf den Abſprung. Auch kann es in ſolchem Boden, wo die Fährten ſich rein austreten, unterbleiben; aber gerade an jenen Orten, wo ſich der Jäger ſelbſt forthelfen kann, iſt auch der Leithund am erſten entbehrlich. Will man der letztgedachten Methode, welche allerdings weit weniger mühſam iſt, folgen, ſo bleibt Alles, was im Vorhergehenden über den Abſprung geſagt worden, bei der Abrichtung des Hundes weg.

§. 19. Die zweite Art von Hunden, welche zur deutſchen Hirſchjagd angewendet wird, iſt der Schweißhund; eine für den Jäger, bei Ausübung der hohen und Mitteljagd auf Haarwild, ganz unentbehrliche Hülfe.

Auch der beſte Schütze kann dafür nicht bürgen, daß er nicht mitunter einen ſchlechten Schuß macht. Nach manchem, ſelbſt gutem Schuſſe ſchweißt das verwundete Wild, beſonders in der Feiſtzeit, nur ſehr wenig; auf manchem Boden iſt der Schweiß, vorzüglich wenn er trocken wird, faſt gar nicht ſichtbar; wie viel Wild würde daher ohne Schweißhund verloren gehen! Auch wäre es wahrhaft unbarmherzig, ein verwundetes Stück länger ſich quälen zu laſſen, als es unumgänglich nöthig iſt.

§. 20. Faſt unter jeder Art von Hunden findet man ſolche, die von Natur gern auf den Schweiß arbeiten. Die beſten aber werden von einem ſchon geübten, jungen und raſchen Schweißhunde, und von einer alten, ruhigen und ſichern Hündin, beſonders wenn dieſe, während ſie tragend iſt, in Uebung gehalten werden kann, gezogen.

Die Farbe kann ſein wie ſie will; auf die Größe hingegen iſt Rückſicht zu nehmen. Zu große Hunde verlaſſen ſich zu ſehr auf ihre Stärke, packen deshalb zu ſchnell und leiden dadurch gar leicht Schaden; auch ſtellt ſich vor ihnen das verwundete Wild nicht gern, weil es ihre Ueberlegenheit an Kraft kennt. Vor kleinen, z. B. Dachshunden, ſtellt ſich zwar alles Verwundete bis auf das Reh herab, aber theils können dergleichen Hunde im Schnee und Moraſt nicht gut fort, theils iſt ihnen ſelten das Lautwerden auf der Fährte abzugewöhnen. Nie darf aber der Schweißhund die Witterung der Fährte achten, ſondern muß blos dem Schweiße folgen, und nie eher laut werden, bis er verwundetes Wild im Geſicht hat, oder wenn dieſes ſich vor ihm ſtellt.

Eine der beſten Eigenſchaften des guten Schweißhundes iſt die, wenn er todt verbellt, d. h. wenn er laut wird, wo das Wild geſtürzt iſt und verendet hat. Beſitzt er ſie nicht von Natur, ſo iſt ſie ihm auch nicht bei-

zubringen, und in diesem Falle kann man einige kleine helltönende Schellen an das Halsband befestigen lassen, um dem Geklimper zu folgen. Doch ist auch hierbei ein Nachtheil nicht zu verkennen, nämlich der, daß das nicht ganz kranke Wild durch das Geklimper rege gemacht wird und weiter fortgeht, als es sonst geschehen sein würde. Es ist also immer das Sicherste, die Schellen nicht zu gebrauchen, und mit einem Hunde, der nicht todt verbellt, immer an der Leine zu arbeiten, bis man das angeschossene Wild sieht; dann erst ihn zu lösen.

Einige Dressur ist dem Schweißhunde allerdings nothwendig, das heißt, er muß auf das Pfeifen hören, sich gut an der Fangeleine führen lassen, und auf das Wort Zurück! hinter dem Jäger bleiben; auch auf dem Anstande, selbst wenn Wild im Anzuge ist, unbeweglich neben ihm liegen. Dies kann man ihn wie den Hühnerhund lehren, zu dessen Abrichtung später die nöthige Anweisung gegeben werden wird.

§. 21. Hat der Jäger Gründe zu vermuthen, daß das Wild, wonach geschossen wurde, verwundet ist, so übereile er sich nicht mit dem Nachziehen, sondern untersuche, nachdem er seine Büchse frisch geladen, den Ort genau, wo das Wild stand, als er darauf schoß. Findet er auf demselben zerschossenes Haar, oder bei den nächsten Fährten Schweiß, so lege er einen Bruch darauf, und lasse dem verwundeten Wild eine Viertel- oder halbe Stunde Ruhe, damit es sich niederthue und krank werde. Nach Verfluß dieser Zeit setze er den Schweißhund am Riemen darauf. Hat er weder Haar noch Schweiß vorher bemerkt, so lasse er den Hund ganz ruhig kurz an der Leine fortarbeiten; sobald dieser aber sehr eifrig wird und Schweiß da ist, ermuntere er ihn durch den halblaut auszusprechenden Zuruf: Verwundet! recht! verwundet! lasse ihn schießen, soweit der Riemen reicht und folge immer behutsam nach. Vermehrt sich der Schweiß, so fahre man mit dem vorher erwähnten Zuruf fort. Ueberschießt aber zufällig der Hund den Schweiß, so darf er ja nicht gleich an der Leine herumgerissen, sondern es muß vorgegriffen und der Hund so wieder auf den Schweiß gebracht werden. Fällt er denselben wieder an, so animire man ihn aufs neue, und arbeite ihn am Riemen fort, bis man das Wild niedergethan erblickt, oder was öfter der Fall ist, wo man es frisch bekommt, d. h. wo man das noch warme Niederthun oder Bett wahrnimmt, indem man mit der bloßen Hand hineinfühlt; woraus hervorgeht, daß das Wild bei der Annäherung des Hundes eben erst rege geworden ist. Im Niederthun oder Bett findet man gewöhnlich Schweiß, aus dessen Farbe auf die mehr oder minder schwere Verwundung geschlossen werden kann. Erst dann wird der Hund gelöst.

Dem rege gewordenen Wilde muß dann der Hund, wenn er es im Gesichte hat, laut, sobald er es aber nicht mehr sieht, stumm folgen, bis es

ſich vor ihm ſtellt. Der Jäger wird Letzteres ſogleich bemerken, weil der Laut des Hundes dann auf einer Stelle bleibt, weit regelmäßiger iſt und gewöhnlich in einem tiefern Tone erſchallt als beim Jagen. Dann eile man, beſonders wenn das verwundete Stück ein Hirſch oder Keiler wäre, ſo ſchnell als möglich, jedoch mit Behutſamkeit, hinzu und ſuche das Wild durch einen zweiten Schuß zu fällen [1]).

Nur bei gänzlicher Unmöglichkeit, dem Hunde zu folgen, iſt es Sitte und recht den Hund früher zu löſen, als man das Wild erblickt oder es friſch hat; und in ſolchen Fällen möchte das Schellenhalsband anwendbar ſein, um nachkommen zu können, weil, wie ſchon geſagt, der Schweißhund nicht eher laut werden darf, bis er das verwundete Wild zu Geſicht bekommt.

Sobald es gefällt iſt, wird es aufgebrochen und der Hund erhält etwas Schweiß, um ihn immer mehr genoſſen zu machen, aber nie gebe man ihm Wildbret oder Geſcheide, wenn man nicht wagen will, ihm die größte aller Untugenden, das Anſchneiden — ſo ſagen viele Jäger ſtatt Anfreſſen — anzugewöhnen.

§. 22. Wenn die §. 20 erwähnte vorläufige Dreſſur des jungen Schweißhundes beendet iſt, ſo richtet man ihn am leichteſten ab, wenn man Gelegenheit hat, ihn zugleich mit einem alten, guten Hunde zu brauchen. Nur darf er in keinem Falle, bis er zuverläſſig wird, anders als an einem Fangſtricke, welcher zum Theil aus Haaren geflochten iſt, damit er ihn nicht zerfrißt, wenn man ihn irgendwo anbinden muß, arbeiten. Auch vermeide man es ſo viel als möglich, den jungen Hund an einen angeſchoſſenen Hirſch oder Keiler zu bringen, damit er nicht geſpießt oder geſchlagen und auf dieſe Art furchtſam gemacht werde.

Wollte er ſich aber das Packen angewöhnen, ſo iſt es im Gegentheil räthlich, ihn an Wild zu bringen, welches ſich ihm widerſetzt, ſollte er auch bei einer ſolchen Gelegenheit geſpießt oder geſchlagen werden; deſto mehr wird er ſich in der Folge in Acht nehmen lernen.

Den jungen Hund übe man ſo oft als möglich und laſſe ihn ſelbſt dann, wenn man das Wild ſtürzen ſieht, vom Anſchuſſe an bis zu einer kurzen Entfernung von dem Orte, wo es liegt, am Riemen arbeiten. Hier animire und löſe man ihn, wenn es thunlich iſt, in einer Gegend, wo er das verendete Stück nicht liegen ſieht. Durch das letztere Verfahren erreicht man oft den Zweck, daß er todt verbellen lernt.

§. 23. Träfe es ſich, daß man in ſechs bis acht Wochen keine Gelegenheit fände, den Schweißhund zu gebrauchen, ſo muß man ſich freilich

1) Roth- und alles andere Wild, bei dem es auf möglichſte Schonung der Haut ankommt, wird bei dieſer Gelegenheit auf den Kopf, die Sau aber, an welcher der Kopf ſehr geſchätzt wird, hinters Blatt geſchoſſen.

entſchließen, mit Vorſatz einen nicht guten Schuß zu machen, um ihn in Arbeit zu bringen. Uebrigens verabſcheue ich die an mehrern Orten übliche Gewohnheit, Alles der Schweißhundsjagd wegen ſchlecht zu ſchießen, von ganzem Herzen; einmal, weil es unmenſchlich iſt, das Wild des eingebildeten Vergnügens wegen zu martern, und dann, weil auf dieſe Art meiſtens ein Theil des Wildbrets unbrauchbar wird.

§. 24. Aus Allem, was über den Gebrauch des Schweißhundes geſagt worden iſt, ergibt ſich, daß der tüchtige Jäger nie bürſchen [1]) gehen ſollte, ohne den Schweißhund bei ſich zu führen. Jungen Leuten hingegen ſollte es ſchlechterdings vom Lehrherrn nicht geſtattet werden, ihn anders als unter ſeinen Augen zu gebrauchen. Sie verlaſſen ſich ſonſt zu ſehr auf den Hund und ſchießen ins Gelag hinein. Von einem einigermaßen geübten Büchſenſchützen kann man mit Recht neun gute Schüſſe gegen einen ſchlechten verlangen. Kommen die letztern häufiger vor, ſo iſt's ein Zeichen von Nachläſſigkeit und Faſelei. Lieber ſehe ich ſechs reinen Fehlern als einem ſchlechten Schuſſe nach. Noch jetzt danke ich es meinem braven Lehrherrn, dem verſtorbenen Wildmeiſter Hähnel in Sizerode, daß er in dieſem Falle ſtreng gegen mich war. Die Bedingung, daß ich jedes ſchlecht geſchoſſene Stück, wär's auch nur waidewund, nach der Taxe bezahlen mußte, machte mich vorſichtig.

§. 25. Zur deutſchen Jagd auf Rothwild wendet man endlich auch däniſche Blendlinge und deutſche Jagdhunde an. Beide Racen werden vorzüglich beim eingeſtellten Jagen, letztere aber auch in bergigen Gegenden beim Bürſchen im Freien gebraucht. Auf welche Art dieſes geſchieht, werde ich ſpäter zeigen; über ihre Fütterung, Erziehung, Behandlung und deren ſonſtige Anwendung aber weiter unten, in den dem Bär und den wilden Sauen gewidmeten Capiteln ſprechen.

§. 26. Unter den verſchiedenen Jagdbetriebsarten auf Edelwild ſollte hier auch das Hauptjagen einen Platz finden.

Flemming, Döbel und andere ältere Schriftſteller im Fach der Jagdkunde haben davon, als von dem Höchſten des waidmänniſchen Wiſſens und Könnens, mit ungemeiner Ausführlichkeit gehandelt.

Ich begnüge mich, den Wißbegierigen beſonders auf Döbel's Jäger-Praktik zu verweiſen, weil

1. mir, während meines 36jährigen Waidmannslebens, keine einzige Gelegenheit ſich darbot, an der Einrichtung eines Hauptjagens mit zu arbeiten, oder auch nur der Abhaltung deſſelben beizuwohnen, ich alſo beim Mangel eigener Erfahrung den Nachſchreiber machen und ſo nur etwas höchſt Unvollkommenes liefern würde; weil

1) Man braucht dieſen Ausdruck von der Ausübung der hohen und Mitteljagd mit der Büchſe.

2. ich den Vorwurf nicht verdienen mag, durch weitläufigen Wortkram, zu deſſen möglicher Erläuterung Zeichner und Kupferſtecher mitwirken müßten, das gegenwärtige Werk zwecklos zu vertheuern, indem wir, Gott ſei Dank! in Zeiten leben, wo dem Jagdweſen überhaupt engere Schranken geſetzt, und auf dieſe Art dem thätigen Landmann die Früchte ſeines Fleißes durch viel weniger beſchränkte Benutzung ſeiner Fluren und der ihm ſo koſtbaren Zeit geſichert ſind; in Zeiten, wo zum Vergnügen der Großen, oder zur Verminderung eines übertrieben ſtarken Wildſtandes Metzeleien ſolcher Art weder nothwendig noch möglich ſind, und höchſtwahrſcheinlich es auch nie wieder ſein werden.

Den Ausdruck Metzelei wird man vielleicht ſtark finden; aber ſollte er nicht aufhören in dieſem Lichte zu erſcheinen, wenn man bedenkt, daß zu einem Hauptjagen das ganze Wild aus einem Bezirk von vier, fünf Quadratmeilen zuſammengetrieben, mit hohen Tüchern eingeſtellt und dann in einem Tage todtgeſchoſſen wird?

Bringt man dabei in Anſchlag den Zeitverluſt von mehr als tauſend Treibeleuten, welche großentheils ihre eigene Arbeit wochenlang verſäumen müſſen, um bei der Einrichtung und Abhaltung des Jagens zu frohnen; die Vernachläſſigung der Reviere des ganzen Forſtperſonals, welches dazu verſchrieben werden muß; den höchſt beträchtlichen Koſtenaufwand, den das Anſchaffen und die Erhaltung des dazu nöthigen Jagdzeugs verurſacht, welcher durch die mannichfaltig zu gewährenden Auslöſungen noch gar ſehr vermehrt wird; überlegt man, wie groß der Schade ſein muß, welcher bei einem Wildſtande, der ein Jagen dieſer Art zuläſſig macht, an Aeckern und Wieſen unvermeidlich iſt: ſo wird jeder billig Denkende zugeſtehen, daß alles Dies zuſammen genommen, ein zu großes Opfer wäre, würde es auch dem Vergnügen eines Halbgottes gebracht.

§. 27. Eine andere, für jetzige Zeiten anwendbarere, obgleich auch nicht ſehr gewöhnliche Art, mit Zeug auf Rothwild zu jagen, iſt das beſtätigte Jagen, d. i. ein ſolches, bei deſſen Einrichtung, durch Anwendung des Leithundes, ſchon im Voraus beſtimmt angegeben werden kann, wie viel Stücken Rothwild überhaupt, beſonders aber, wie viel jagdbare und wie viel geringere Hirſche ſich in demſelben befinden.

Auch zu dieſem Jagen wird ein beträchtlicher Zeugvorrath, und zwar von verſchiedenen Gattungen, erfordert, nämlich: 1. Feder- oder Tuchlappen. Jedes Bund derſelben ſtellt gewöhnlich 80 Doppel- oder 160 einfache Schritte[1]). 2. Hohe Tücher. Ein Tuch ſtellt ebenſo weit als ein Bund Lappen. Vier Tücher machen ein Fuder Zeug. 3. Mitteltücher

1) Den Doppelſchritt zu 5 Schuh, den einfachen Schritt zu 2½ Schuh (rheiniſch) gerechnet.

oder däniſches Zeug. Auch dieſe haben dieſelbe Länge, aber etwas weniger Höhe; weshalb auf das Fuder ein Tuch mehr gerechnet wird. Gewöhnlich wendet man dieſe nur zur Stallung im Weiten, und auch dann nur an, wenn die hohen Tücher nicht zureichen, oder wenn das Zeug getragen werden muß, als z. B. in Brüchen (Sümpfen), auf ſchmalen Wegen und in Gebirgen.

Die Gründe, weshalb jetzt wol nirgends leicht ein beſtätigtes Jagen veranſtaltet werden wird, möchte ich in ſolche eintheilen, welche den großen Herren, für welche Jagen der Art allein ſich eignen, zur Ehre, und in andere, die den heutigen Waidmännern nicht zum Ruhme gereichen.

Mit Dankbarkeit ſollte es allerdings erkannt werden, wenn der Landesherr bei der Wahl ſeiner Vergnügungen, welche doch immer gegen die mit der Regierung verbundenen Beſchwerden in ſehr geringem Verhältniſſe ſtehen, die verſchmäht, welche große Koſten verurſachen, den Unterthanen ſehr läſtig und dem gemeinen Weſen auf dieſe oder jene Art nachtheilig werden könnten.

Dies Alles findet beim beſtätigten Jagen zwar nicht in ſo hohem Grade ſtatt, wie bei dem Hauptjagen, aber doch immer noch in einem nicht unbeträchtlichen.

Jeden rechtlichen Waidmann ſollte aber die Bemerkung ſchmerzen, daß unter Denen, welche auf dieſe Benennung Anſpruch machen, jetzt gewiß nur eine geringe Anzahl ſich findet, die mit den allerunentbehrlichſten Vorkenntniſſen ausgerüſtet ſind, irgend ein Jagen im Zeuge, geſchweige denn ein beſtätigtes, einzurichten. Zum Theil kann dies wol daher kommen, daß in Ländern, wo der Waidmann noch etwas gelten ſoll, Verhältniſſe eintreten, welche es der niedern Claſſe der Jäger unmöglich, der höhern aber, welche ihres Fortkommens wegen unbeſorgt ſein kann, ziemlich unnöthig machen, viel in ihrer gewählten Laufbahn zu leiſten; zum Theil aber auch daher, daß entweder gar keine Behängen (welche doch dazu beſtimmt ſind, den jungen Leuten Anweiſung zur Leithundsarbeit, zur Einrichtung der Jagen und zur gehörigen Anwendung des Zeuges zu geben), oder doch nicht mit dem gehörigen Eifer gehalten werden.

Soweit es ſchriftlich möglich iſt, will ich Alles deutlich zu machen ſuchen, was zur Veranſtaltung eines beſtätigten Jagens nothwendig iſt. Vielleicht werde ich hier und da etwas weitläufig ſein müſſen; aber ich hoffe dadurch den Zweck zu erreichen, in der Folge bei der Abhandlung der übrigen Jagen mit Zeuge mich deſto kürzer faſſen und auf das hier Folgende beziehen zu können.

§. 28. Eine ſehr zweckmäßige Einrichtung, die Forſt- und Jagdbedienten aufmerkſam auf den in ihren Revieren ſich befindenden Wildſtand zu machen, iſt die, wenn ſie angehalten werden, monatlich oder vierteljährlich getreue Liſten darüber bei der oberſten Jagdbehörde einzureichen.

Dieſe wählt, wenn ein beſtätigtes Jagen in der Feiſtzeit eingerichtet werden ſoll, dasjenige Revier, welches ſich vermöge ſeiner Lage und des daſelbſt befindlichen Wildſtandes am meiſten dazu eignet. Hier wird zuvörderſt der Ort beſtimmt, wo die Stallung und das Jagen, ohne dem Waldbeſtande durch Holzfällung weſentlich zu ſchaden, am füglichſten anzubringen iſt.

Bei der Wahl des Orts, wo das Abjagen ſtattfinden ſoll, hat man beſonders dahin zu ſehen, daß vor einer nicht unbeträchtlichen Dickung, in welcher ſelbſt und in deren Nachbarſchaft das Wild in der Feiſtzeit ſeinen Stand oder doch Wechſel hat, eine große Wieſe gelegen iſt, an der ſich auf der entgegengeſetzten Seite wieder Holz anſchließt.

In das zur Einrichtung des Jagens beſtimmte Revier ſchickt dann Der, unter deſſen Oberbefehl die ganze Jägerei ſteht, drei Jäger, auf welche er ſich in Rückſicht der Leithundsarbeit vollkommen verlaſſen kann, und dieſe heißen Beſuchjäger.

Einige Morgen nach einander umziehen zwei von ihnen das ganze zur Einrichtung des Jagens beſtimmte Revier mit den Leithunden und berichten täglich an die Behörde, was ſie zu Holze gerichtet haben[1]). Sie fangen gewöhnlich an einem und demſelben Orte ihre Arbeit an, indem ſich der eine rechts, der andere links wendet. Jeder zählt und verbricht die Hirſch- und Rothwildsfährten, welche er auf ſeinem Zuge mit Hülfe des Leithundes nach dem Holze zu, oder aus demſelben heraus ſpürt. Beide treffen auf der entgegengeſetzten Seite an einem beſtimmten Orte wieder zuſammen, und können ſo nach einer gegenſeitigen Anzeige der bemerkten Fährten genau angeben, wie viel Hirſche und Wild in dem umzogenen Diſtricte ſtehen müſſen. Iſt die Zahl der Ein- und Ausgänge ungleich, ſo iſt man ſeiner Sache bald gewiß. Denn haben z. B. die Hirſche dreimal heraus und zweimal hinein gewechſelt, ſo ſtehen ſie beſtimmt nicht darin, und ſo umgekehrt. Mehr Schwierigkeiten ſind zu überwinden bei gleicher Zahl von ein- und ausgewechſelten Hirſchen. In dieſem Fall muß ſogleich das Vorſuchen erneuert, und bei dieſer Gelegenheit darauf Acht gegeben werden, welche Fährten der Hund am feurigſten anfällt. Dieſe ſind die friſcheſten und wo dieſe hinzeigen, dahin iſt auch das Wild zuletzt gezogen. Kann man auch auf dieſem Wege ſeiner Sache noch nicht ganz gewiß werden, ſo muß man in den Fluren, wo das Wild geäſet hat, ſo weit vorgreifen, als es nöthig zu ſein ſcheint, um dort beſtimmtere Auskunft zu erhalten, und darf in dieſer Bemühung nicht nachlaſſen, bis man ganz ins Reine über die zweifelhaften Wechſel kommt.

Daſſelbe Verfahren findet auch an dem Morgen ſtatt, an welchem der

1) D. h. was für friſche Eingangsfährten die Leithunde angefallen, demnächſt die Beſuchjäger als Hirſchfährten erkannt und verbrochen (mit Brüchen belegt) haben.

Anfang mit der eigentlichen Einrichtung des Jagens gemacht werden ſoll, nur daß an dieſem auch der dritte Beſuchjäger mit auszieht, um auf einem Stellflügel oder auf einem breiten gebahnten Wege den ganzen Diſtrict, welcher von den andern Beiden bisher und auch an dieſem Tage beſucht wird, zu durchſchneiden. Auch er richtet, ſo wie jene, alles mit höchſter Genauigkeit zu Holze, zählt ebenfalls alle über den Weg herüber und hinüber geſpürte Rothwildsfährten. Alle drei Beſuchjäger kommen, wenn ſie die Vorſuche beendigt haben, an dem beſtimmten Verſammlungsorte zuſammen. Jeder ſagt dem andern pünktlich, wie viel und was für Fährten er zu Holze gerichtet hat. Nachdem dies aufgeſchrieben worden iſt, verwechſeln alle Drei ihre Züge ſo, daß jeder einen andern bekommt und erneuern das Vorſuchen noch einmal. Bei dieſer Gelegenheit zählen ſie zugleich ſelbſt, oder ein anderer, jedem zugeordneter Jäger, die Schritte, um nach beendigtem und völlig berichtigtem Geſchäft des Vorſuchens angeben zu können, wie viel Bund Lappen zur weiteſten und erſten Umſtellung gebraucht werden.

Wenn ſie ſämmtlich ihre Züge vollendet haben, und das Reſultat derſelben nach der Erneuerung nicht von dem abweicht, welches ſich nach dem erſten Vorſuchen ergab, ſo iſt das Jagen beſtätigt und nun wird ein Forſtbedienter abgeſchickt, um in möglichſter Stille und Geſchwindigkeit die erforderlichen Lappen ſowol, als die Tücher herbeizuholen.

Daß man ſich ſchon vorher bemühen müſſe, den zu verlappenden Diſtrict, durch Verkürzung des Vorſuchens an Orten, wo man nicht fürchten darf, das Wild rege zu machen, ſoweit als es die Umſtände erlauben, ins Enge zu faſſen, verſteht ſich von ſelbſt, damit nicht unnöthigerweiſe die ganze Arbeit und der Aufwand vermehrt werde.

Uebrigens muß natürlich auch auf den zu Gebote ſtehenden Vorrath an Lappen und Zeug Rückſicht genommen werden.

§. 29. Sobald die Lappen angekommen ſind, wird mit dieſen, indem einer der Beſuchjäger mit dem Leithunde den gewöhnlichen Zug links, der andere rechts erneuert, hinterdrein gleich zugeſtellt; dies geſchieht durch die Zeugknechte, Jagdleute und durch die ihnen zugeordneten Forſtbediente in möglichſter Stille und Schnelligkeit.

Die Federlappen ſind ſo leicht zu transportiren, daß ein Mann füglich ſechs bis acht Bund auf den Rücken nehmen kann. Es iſt daher begreiflich, daß, wenn es darauf ankommt, die Lappſtadt ſchnell einzurichten, Federlappen am beſten anwendbar ſind, um ſo mehr, da das Wild ſolche auch ſehr reſpectirt, ſobald ſie nur frei hängen und durch Bauern, welche hier und da angeſtellt ſein müſſen, von Zeit zu Zeit bewegt werden.

Das Verlappen iſt deshalb beſonders nöthig und nützlich, weil einestheils dadurch das Wild verhindert wird, tiefer, als man es wünſcht, zu

Holze zu ziehen, wenn man nämlich auf der Seite damit zeitig genug anfangen kann, wohin es ſeinen Wechſel hat, und weil anderntheils bei der Unmöglichkeit, das Poltern der Zeugwagen und das Lärmen, welches mit dem Einſchlagen der Heftel und mit dem Vorſtoßen der Forkeln beim Zeugſtellen verbunden iſt, zu vermeiden, das Wild, welches unruhig wird und ſich wegziehen will, dadurch in dem Theile des Reviers ſo lange aufgehalten wird, wo das Jagen eingerichtet werden ſoll, bis es in Tüchern ſteht.

§. 30. Nachdem nun die Lappſtadt vollendet und der erforderliche Zeugbedarf herbeigeſchafft worden iſt, ſchreitet man zum Umſtellen mit Tüchern an eben der Stelle, wo die Lappen ſtehen. Auch werden dieſe nicht eher abgeworfen, bis das Zeug geſtellt iſt.

So weit als die hohen Tücher reichen, wendet man dieſe an; ſind deren nicht genug vorhanden, ſo nimmt man, ſolange das Jagen im Weiten ſteht, d. h. eine große Fläche einnimmt, Mitteltücher, vorzüglich im lichten Holze oder auf dem Freien: wären auch dieſe nicht hinlänglich, ſo bedient man ſich der Tuchlappen, welche in dieſem Falle aber zweimal über einander geſtellt werden. Der Gebrauch der letztern gewährt auch große Vortheile da, wo man mit den Zeugwagen nicht fort kann.

Ehe mit dem Zuſtellen der Anfang gemacht wird, übernimmt Derjenige, welcher den Oberbefehl bei der Einrichtuug des Jagens führt, die Beſorgung aller Anordnungen auf dem rechten Flügel, und Der, welcher ihm im Range folgt, auf dem linken. Auf jedem Flügel vertheilt man an fünf Jäger Nummern, durch welche ihnen zugleich ihre Geſchäfte angewieſen werden. Als:

Nr. I. bindet vor,
Nr. II. bindet nach und knebelt ein,
Nr. III. ſtellt nach,
Nr. IV. bindet die Windleinen an,
Nr. V. verhaket und verfeſtigt das Jagen.

Dieſen Jägern werden auf jedem Flügel, wo die Zeugwagen fahren können, 40 bis 50 Bauern untergeordnet und zwar dadurch, daß die, welche unter dem Jäger Nr. I. ſtehen, dieſelbe Nummer erhalten ꝛc.

Die Vertheilung der Jagdleute kann auf folgende Art eingerichtet werden:

2 Mann mit Schlegeln, um zum Vorbinden der Oberleinen, wo es nöthig iſt, ſtarke Heftel einzutreiben; Nr. I.
2 Mann knebeln ein; Nr. II.
2 Mann tragen die Pfahleiſen, zum Vorſtoßen der Löcher zu den Stellſtangen; Nr. III.
6 Mann tragen die Stellſtangen; Nr. III.
8 Mann bekommen die Hebegabeln, um das Zeug auf die Stellſtangen zu heben; Nr. III.

1 Mann führt einen Schlegel, um die Heftel zu den Windleinen einzuſchlagen; Nr. IV.

2 Mann binden dieſe an; Nr. IV.

4 Mann tragen die Haken und Heftel; Nr. V.

Die noch übrigen Jagdleute ſchlagen die Tücher aus, wenn ſie vom Wagen ablaufen, wobei Der, welcher die Aufſicht führt, genau Acht haben muß, daß die Tücher ſich nicht überſchlagen, wodurch die Unterleinen über die Oberleinen kommen würden; auch daß das Tuch oft angezogen werde, damit es ganz glatt, nicht faltig oder ſackförmig ſtelle.

Die Einknebler knebeln gleich den obern und untern Knebel ein, dann kann der Wagen immer fortrücken. Die übrigen werden nachher eingehangen, wenn das Zeug gehoben wird, und wenn man die Hauptleinen anbindet.

Sobald das letzte Tuch vom Wagen abgelaufen iſt, rückt dieſer hinter das Zeug, und bleibt am Wechſel[1]) ſeines Tuches halten.

An Orten, wo die Zeugwagen nicht fahren können, muß freilich die Zahl der zum Stellen nöthigen Bauern wol bis auf 100 vermehrt werden, um das Zeug durch ſie tragen zu laſſen; zur Aufſicht ſtellt man noch einige Jäger an[2]).

§. 31. Auch beim Stellen der Tücher ziehen die Beſuchjäger wieder mit den Leithunden voraus, um die Beſtätigung nochmals zu verſichern.

Sobald nun das Jagen im Ganzen, d. h. völlig zugeſtellt iſt, ſchickt der Befehlshaber Jemanden vom Jagdperſonale an den Herrn ab, um den Tag zu beſtimmen, wenn das Abjagen vor ſich gehen kann.

Ob dies am dritten oder vierten Tage möglich ſei, muß danach beurtheilt werden, ob man beim Beſtätigen das Jagen ins Enge, oder ſehr weitläufig faſſen konnte; ob in demſelben viel und große Dickungen vorhanden ſind, welche in der Folge ſehr kurze Treiben nöthig machen.

Haben die Beſuchjäger ihre Schuldigkeit gethan und ſind die Leithunde zuverläſſig, ſo kann nun ſchon mit Gewißheit angezeigt werden, wie viel und was für Hirſche, auch wie viel Stücken Wild in dem Jagen ſein werden. Dieſe angegebene Zahl muß ſich nachher auch beim Abjagen beſtätigen; nur ein durch keine menſchliche Vorſicht abzuwendender Zufall, als z. B. ein Orkan, durch welchen das Zeug umgeworfen worden wäre, kann zur Entſchuldigung dienen, wenn daran etwas fehlt.

Um nun das Wild nicht unruhig zu machen und es dadurch nicht zum Ueberfallen zu reizen, bleibt das Jagen an dieſem Tage unberegt. Die darauf folgende Nacht hindurch wird es durch eine hinlängliche Anzahl Jäger und

1) Das Ende des einen Tuchs wird mit dem Anfange des künftigen zuſammengeknebelt und der Ort, wo dieſes geſchieht, heißt der Wechſel.

2) Das Stellen wird immer da am ſchnellſten und beſten von ſtatten gehen, wo, wie in Sachſen, eigene Zeugknechte, welche alle Handgriffe inne haben und jeder ſein Geſchäft kennt, dazu gebraucht werden.

Jagdleute bewacht; auch dahin ſtrenge geſehen, daß das ganze Perſonal ſich ruhig und ſtill verhält. Doch kann das Feueranmachen unter Anwendung möglichſter Vorſicht, daß dadurch dem Zeuge oder gar dem Walde nicht Schade geſchehe, geſtattet werden.

Sollte Regenwetter einfallen, ſo müſſen alle Leinen von Zeit zu Zeit etwas nachgelaſſen werden, damit ſie nicht ſpringen; hätte man aber in der Näſſe geſtellt, und der Himmel klärt ſich auf, ſo muß man ſie anziehen.

§. 32. Der hierher gehörige, dem erſten Bande angefügte Grundriß hat den Zweck, Das, was in der Folge über das beſtätigte Jagen noch geſagt wird, deutlicher zu machen.

Ich habe dabei angenommen, daß die Lappſtadt und alſo auch die erſte Stallung auf dem Flügel T fort, bis zur und durch die Allee IV, dann längs dem Holzrande N bis auf die Allee ⊙ und durch dieſe bis wieder zu T angebracht und vorbeſchriebenermaßen vollendet iſt.

Man würde zu ſelbiger verwendet haben:

38 Bund Lappen, und nachher

$9\frac{1}{2}$ Fuder Zeug,

indem der Umfang des ganzen Bezirks 6080 einfache Schritte beträgt.

An dem Morgen, wo die Verengerung des Jagens unternommen werden ſoll, verſammelt ſich die Jägerei nebſt den Stell- und Treibeleuten, zu einer feſtgeſetzten Stunde, an einem in der Nähe der Stallung beſtimmten Orte, nachdem Tags zuvor jeder Forſtbediente eine ſchriftliche Inſtruction über Alles erhalten hat, was er bei dem Treiben thun ſoll. Beſonders muß dieſe für Diejenigen genau abgefaßt ſein, welche die Flügel und das Mittel führen.

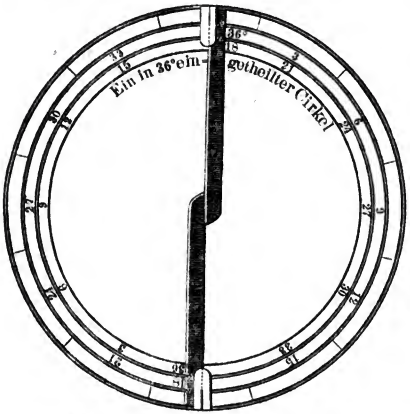
Am erſten beſchäftigt man ſich mit dem Abſtecken des Laufes A, und mit dem Abräumen der Stellflügel zur Kammer B und zum Zwangtreiben C (zu denen aber hier die Alleen P und Q dienen, und alſo nur Stellwege von k bis h und von l bis i durchzuhauen ſein würden); dann wird von h bis i, als an dem Orte, wohin in der Folge das Rolltuch kommen ſoll, eine gerade Linie von allem darauf ſtehenden Holze geſäubert, und wenn dicht hinter derſelben nach dem Jagen zu, in der zur Kammer beſtimmten Dickung lichte Plätze vorhanden wären, ſolche mit hohem Geſträuch ſo dicht beſetzt, daß das Wild beim Abjagen nicht zu früh auf den Lauf ſehen kann.

Auch beſorgt man, daß zur künftigen Einrichtung der Jagensrundung hinter der Kammer B, oder hinter dem Zwangtreiben C, oder, wenn es ohne große Holzverwüſtung geſchehen kann, hinter beiden das im Wege ſtehende Geſträuch abgehauen und weggeſchafft wird.

§. 33. Das Abſtecken des Laufs bewerkſtelligt man leicht auf folgende Weiſe:

Auf der Mitte der geraden Linie h i, welche 160 einfache Schritte lang

iſt, wird bei H ein in 36 gleiche, numerirte Grade eingetheiltes Scheibeninſtrument, wie ſolches hier abgebildet iſt, ſo aufgeſtellt, daß man von 9 über 27 nach dem bei h eingeſteckten Stabe und von 27 über 9 nach dem bei i ſtehenden viſiren kann. Dann tritt man ſo hinter das Inſtrument, daß man von 36 über 18 ſieht und läßt in einer geraden Linie von 375 Schritten wieder einen Stab bei f einſtoßen. Ein Gleiches geſchieht bei M, welches von H 125 Schritte entfernt iſt.



Scheibeninſtrument zum Abſtecken des Laufs.

Nun verſetzt man das Inſtrument dahin, wo der Stab bei M geſtanden; ſo daß man von 36 über 18 nach f, und von der andern Seite nach H viſiren kann. Hierauf ſehe man von 3 über 21 und laſſe in einer geraden Entfernung von 175 Schritten bei e einen Stab ſetzen; ebenſo, wenn man von 33 über 15 viſirt, bei g. Ferner ſehe man über 30 nach 12 und laſſe in einer geradlinigen Weite von 75 Schritten bei b, und wenn man hierauf über 12 nach 30 viſirt hat, in einer gleichen Entfernung bei c Stäbe errichten. Auf gleiche Art verfährt man, indem man über 6 nach 24 und dann über 24 nach 6 ſieht, ſo daß die Stäbe d und a von M gleichfalls 75 Schritte entfernt ſind, und alſo die Linie c b 150 Schritte und ebenſo viel die Linie a d beträgt. An die Stellen der Stäbe werden Krummruthen eingegraben, welche dem Zeuge beim Stellen die gehörige Richtung und Feſtigkeit geben müſſen.

Zugleich will ich hier bemerken, daß alle Krummruthen an den Orten, wo ſich das Zeug, wenn es geſtellt wird, nach dem Jagen hineinwärts zu wenden anfängt, an der innern Seite deſſelben, da aber, wo es anfängt ſich nach außen zu wenden, an der äußern ſtehen müſſen.

Um aber beim Umſtellen des Laufs die Rundung am Ende deſſelben gut und richtig herauszubringen, könnte man bei y einen Pfahl einſtoßen, an demſelben eine Leine befeſtigen, welche bis e reichte, mit dieſer dann von e über f nach g einen halben Zirkel beſchreiben und in einer Weite von

10 bis 15 Schritten Stäbe einſetzen, hinter welchen hernach beim Stellen das Zeug gleich ausgeſchlagen und gehoben würde.

§. 34. Nachdem auch das im vorigen Paragraph beſchriebene Geſchäft vollendet worden, fängt man an, die Stellung allmälig durch Treiben zu verengern. Um dieſen Zweck zu erreichen, wird das erſte ſo angelegt, daß der rechte Flügel da anfängt, wo der Weg ⊙ den Holzrand N durchſchneidet. Längs dem ⊙ werden die Treiber in gleichen Entfernungen von einander angeſtellt und Forſtbediente, der ihnen ertheilten Inſtruction gemäß, zur Aufſicht zwiſchen dieſelben vertheilt, ſo daß der linke Flügel ſich an den Jagdflügel T anlehnt.

Derjenige Forſtbediente, welcher den rechten Flügel führt, bläſt, nach erhaltenem Auftrag des Befehlshabers, mit dem Flügelhorne das Treiben ab; ihm antwortet der auf dem linken, und dieſem der, welcher das Mittel führt.

Hierauf geht das Treiben in gerader Linie fort bis auf die Querallee I. Würde es aber etwa noch von einem Wege der Breite nach durchſchnitten, ſo wird auf dieſem ganz gemacht, d. h. die Treibeleute werden angehalten und wieder in gerade Linie geſtellt. Alsdann ſetzt man das Treiben fort [1]).

Iſt es endlich ganz auf der Allee I angelangt, ſo wird vom rechten Flügel nach dem linken zu gefragt, ob etwas an Hirſchen oder Rothwild zurückgegangen ſei. In dieſem Fall nimmt man das Treiben noch einmal; außerdem aber bleiben die Treibeleute ſo lange ſtehen, ohne irgendwo eine große Lücke zu machen, bis mit zwei Fudern Zeug, welche da, wo I den Flügel T durchſchneidet, bereit ſtehen müſſen, in möglichſter Geſchwindigkeit längs der I durchgeſtellt worden, bis zum rechten Zeugflügel [2]). Während des folgenden Treibens wird das Zeug an dem abgetriebenen Theil der Stallung gehoben, um es in der Folge wieder anwenden zu können.

Das zweite Treiben könnte man auf dem Holzrande N zwiſchen I und IV anlegen und es bis P fortführen. Sobald es da angekommen und nichts zurück iſt, wird auf der Allee P mit zwei Fuder Zeug durchgeſtellt.

Das dritte Treiben würde man längs der Allee IV von einem Zeugflügel zum andern anlegen und bis zur III fortführen. Während nun auch

---

1) Alle Treiben geben ſtill, ohne Schreien und Juchzen, auch ſelbſt dann, wenn Wild auf die Treiber zurückkäme. Iſt es von einer Gattung, welche man nicht im Jagen zu haben wünſcht, ſo ziehen ſich da, wo es durch will, aufs Geheiß der Forſtbedienten die Treibeleute aus einander und laſſen es zurück; wäre es aber Rothwild oder doch ſolches, worauf mit gejagt werden ſoll, ſo wird es viel eher umkehren, wenn die Treiber ruhig ſtehen bleiben und nur ganz unbefangen mit einander ſprechen, Feuer anſchlagen und dergl., als wenn ſie anfangen zu ſchreien.

2) Reichte vielleicht die Zahl der Treibeleute nicht hin, das erſte Treiben auf einmal zu nehmen, ſo könnte dieſes dadurch getheilt werden, daß man vorher von ⊙ bis I auf R allenfalls nur verlappte, dann erſt die eine Hälfte von N bis R abtriebe und hierauf längs I durchſtellte, hernach aber mit der zweiten Hälfte auf gleiche Weiſe verführe.

hier das Zeug geſtellt und verfeſtigt wird, könnte man auch gleich auf dem Stellwege h k durchſtellen. $1\frac{1}{2}$ Fuder Zeug wäre zu dieſem Allen hinreichend.

Das vierte Treiben lehnt ſich auf T, mit dem rechten Flügel an I, mit dem linken aber an III an, und geht, da hier dichtes Holz vorausgeſetzt wird, nur bis S. Fünf Tücher ſind hier hinlänglich.

Vier Tücher aber ſind erforderlich, um nach vollendetem fünften Treiben, welches zwiſchen P S von I bis II geführt wird, auf der letztgenannten Querallee durchzuſtellen.

Das ſechſte Treiben würde dann auf der Allee S zwiſchen II und III angelegt und nur bis R getrieben werden können, weil man nun ſchon das Wild mit Vorſicht behandeln muß, um es nicht zum Ueberfallen zu reizen. Sobald hier das Zeug ſteht, kann man das ſiebente und letzte von R bis Q führen, den linken Flügel aber gleich von l an, bis zur Stellſchneiſe l i vorziehen.

Auf dieſe Weiſe wäre nun, wenn auch hier das Zeug ſteht, das geſammte Wild in dem zum eigentlichen Jagen beſtimmten Bezirke eingeſchloſſen. Es bliebe alſo für jetzt nichts zu thun übrig, als die Jagensrundung hinter dem Zwangtreiben von r bis p und q einzurichten und zuzuſtellen; dafür zu ſorgen, daß das Zeug gehörig verfeſtigt und daß rings um das Jagen — doch außerhalb des Zeuges — Wach- und Wehrfeuer angezündet, auch die ganze folgende Nacht hindurch unterhalten, und daß das Ganze unter Aufſicht verſtändiger Forſtbedienten mit hinlänglicher Mannſchaft bewacht werde.

§. 35. Mit Anbruch des Morgens, an welchem das Abjagen gehalten werden ſoll, ſtellt man den Lauf und errichtet auf demſelben den Schießſchirm.

Man fängt damit an, daß an der Krummruthe f zwei Tücher zuſammengeknebelt und nach beiden Flügeln deſſelben, längs der abgezeichneten Rundung ausgeſchlagen werden und fährt fort, den linken Flügel des Laufs bis h, den rechten aber bis i mit möglichſter Genauigkeit zu ſtellen.

Könnte man ſich nicht ganz auf die Feſtigkeit des Zeugs verlaſſen, ſo muß man es lieber um das ganze Jagen herum auf der auswendigen Seite dupliren, d. h. Netze herumziehen; vorzüglich wenn Hunde zum Abjagen gebraucht werden.

Das ganze Jagen beſteht aus drei Hauptabtheilungen:

1. Aus dem Laufe A, welcher völlig frei von Holze und planirt ſein muß. Auf dieſem wird das Wild herausgetrieben oder durch Jagdhunde herausgejagt, und aus dem bei M errichteten Schießſchirme geſchoſſen.
2. Aus der Kammer B, welche ſich von h bis D und von i bis E erſtreckt. In dieſe wird an dem zum Ausſchießen des Jagens beſtimmten Morgen das Wild auch
3. aus dem Zwangtreiben C hineingetrieben und von o bis m und n

die Rundung der Kammer geſtellt [1]). Doch bleibt auch das Zeug am Zwangtreiben ſtehen.

Endlich zieht man das Rolltuch von h bis i vor und läßt das vorher an deſſen Stelle geſtandene Zeug heben und wegſchaffen.

Auch werden, um Unglück zu verhüten, ſtarke Brüche (grüne Zweige) bei den Krummruthen a, b, c und d an beiden Seiten des Zeuges aufgehängt, über welche hinaus nicht geſchoſſen wird, denen ſich aber auch von außen Niemand nähern darf.

§. 36. Wenn die Herrſchaft beim Jagen anlangt, wird das Zeug dem Schirme gegenüber niedergelegt, bis die Wagen wieder hinausgefahren und auf die Seite gerückt worden ſind.

Sobald der Lauf wieder hergeſtellt iſt, zieht die Jägerei zu Holze, um das Wild entweder durch Treiber oder durch deutſche Jagdhunde auf den Lauf zu bringen. Im letztern Falle wird das Rolltuch für immer weggezogen, im erſtern aber nur ſo lange, bis ein Trupp Wild auf den Lauf heraus iſt. Hier wird es denn durch einige Reiter wieder aus dem hintern Theile des Laufes hervorgetrieben.

Wird ein Hirſch oder Thier durch einen nicht gleich tödtlichen Schuß verwundet, ſo hetzt man drei bis vier von den in den Hundeſchirmen hinter dem Schießſchirme ſtehenden Blendlingen darauf und eilt, ſobald dieſe das angeſchoſſene Stück fangen, hinan, um es, dem eingeführten Gebrauch nach, zu nicken oder abzufangen.

Alles erlegte Wild wird auf der rechten Seite des Schirmes zuſammengetragen und, mit den Köpfen nach demſelben hin gerichtet, in folgender Ordnung der Stärke nach geſtreckt:

in der erſten Reihe alle Edelhirſche,
in der zweiten Reihe die Thiere,
in der dritten Reihe die Damhirſche,
in der vierten Reihe die Damthiere,
in der fünften und ſechsten Reihe Rehböcke und Ricken.

§. 37. Es würde zu weitläufig, auch unnöthig ſein, von jeder Art der eingeſtellten Jagen ebenſo ausführlich zu handeln, als es beim beſtätigten geſchehen iſt; da im Vorhergehenden ſchon Vieles vorkommt, was auch auf die übrigen Jagen mit Zeug anwendbar iſt.

So verhält es ſich z. B. mit der Einrichtung des Contrajagens, welche, was das Ins-Enge-Bringen betrifft, ſich in nichts vom vorigen unterſcheidet. Alle Treiben werden nach der Kammer B und dem Zwangtreiben

1) Die Rundungen ſind deshalb ſehr nützlich, weil ſie das Ueberfallen des Wildes verhindern, indem es ſich nicht in die ſonſt entſtehenden Ecken ziehen kann, wo man es nur mit Mühe herausbringen würde.

C zugenommen. Der Lauf wird auf einer Wieſe angebracht, an welche ſich auf der andern Seite wieder dichtes Holz anſchließt, in welchem, gerade der Kammer B gegenüber, noch eine ähnliche, wenn auch etwas kleinere, eingerichtet wird. Zwiſchen beide kommt der Lauf, welcher ſich im Mittel ſo weit verengert, daß die größte durch die Krummruthen a, b, c, d bezeichnete Schußweite höchſtens vom Schirme aus 80 Schritte beträgt, nach der zweiten Kammer zu ſich aber wieder erweitert.

Wäre der Wildſtand eines Reviers nicht ſtark genug, um vorausſetzen zu können, daß in einem zur Beſtätigung ſich eignenden Bezirk eine hinlängliche Anzahl Wild ſich befände, um ein Jagen darauf einzurichten, oder will es ſich die Herrſchaft gefallen laſſen zu jagen, ohne vorher genau zu wiſſen, was ſie ſich verſprechen darf, ſo läßt man verlorene Treiben von allen Seiten nach dem Theile des Reviers zu machen, wo das Jagen eingerichtet werden ſoll. Hier wird dann das zuſammengetriebene Wild entweder mit Zeug oder mit doppelten Tuchlappen im Weiten eingeſtellt.

Um nicht zu viel Zeug anwenden und hernach bei der Verengerung zu viele Treiben machen zu müſſen, würde man zur weiteſten Stallung doch auf keine Weiſe mehr als 10 bis 12 Fuder Zeug oder 80 bis 96 Bund Lappen verwenden dürfen.

Schon zu dieſer Anlage gehört ein ſtarker Zeugvorrath, da man doch immer noch fünf bis ſechs Fuder in Bereitſchaft haben muß, um damit das Jagen ins Enge zu bringen. Wenn nun das Zwangtreiben, beide Kammern und zwiſchen dieſen der Lauf vollkommen eingerichtet ſind, ſo wird das Wild zum Theil in die Kammer diesſeits, zum Theil in die jenſeits des Laufes getrieben und vor jede ein Rolltuch gezogen. Beim Abjagen wird dann abwechſelnd aus beiden ein Theil des Wildes auf den Lauf gejagt und da erlegt.

Erhielte ich den Auftrag, ein Contrajagen einzurichten, ſo würde ich alles Wild in die Kammer vor dem Zwangtreiben bringen und blos vor dieſe ein Rolltuch ziehen, die gegenüberſtehende aber offen laſſen.

Beim Abjagen würde ich am Ende beider Kammern Treiber anlegen, zuerſt das Wild aus der zugeſtellten Kammer über den Lauf treiben und, wenn es ſich in die zweite gezogen hätte, daſſelbe von da wieder über den Lauf nach der erſten zurückjagen laſſen [1]). So würde ich fortfahren, bis alles eingeſtellte Wild erlegt wäre.

Ich möchte wohl behaupten, daß das Contrajagen ſchon deshalb mehr Vergnügen gewähren muß, als ein eingeſtelltes mit dem freien Lauf ohne

1) Auch zum Zurückgehen der Treibeleute wird auf beiden Flügeln das Zeichen durchs Flügelhorn gegeben. Die Treiber ziehen ſich dann aus der Mitte nach beiden Flügeln, und gehen hinter den ſie führenden Forſtbedienten her bis ans Ende der Kammer, wo ſie ſich wieder anlegen.

die zweite Kammer, weil bei jenem die Herrſchaft das Wild doch nicht immer vor Augen hat und alſo in ſteter Erwartung bleibt. Auch kann das Contrajagen, wo das Wild die Lappen reſpectirt, füglich mit doppelter Lappſtadt [1]) allein, ohne Tücher, gemacht und dadurch viel an Zeit und Aufwand erſpart werden.

Einige Stunden läßt das Wild ſich auch hier hin- und hertreiben; wird es aber zu ſtark oder zu anhaltend preſſirt, ſo macht es beim Zeuge ſo gut wie bei der Lappſtadt Verſuche, ſich zu befreien.

§. 38. Wenn es nun vollends darauf nicht abgeſehen iſt, alles vorhandene Wild auf einen gewiſſen Bezirk zuſammenzubringen; wenn man über 1500 bis 2000 Treibeleute und über ein verhältnißmäßig ſtarkes Jägerperſonal gebieten kann, ſo iſt es auch nicht einmal nothwendig, eine Stallung im Weiten zu machen. Man läßt in dieſem Falle zuerſt die entlegenſten Vorhölzer *rege machen*, d. h. aus ihnen das Wild nach dem zum Jagen beſtimmten Waldbezirke hintreiben; doch nur bis in die Gegend, wo in der Nacht vor dem zum Abjagen beſtimmten Tage die Treiben von allen Seiten her angelegt werden. Nur muß man dahin ſehen, daß die Treiben, welche am weiteſten heranzuholen ſind, verhältnißmäßig früher abgehen, als die kürzern, ſo daß alle von allen Seiten möglichſt zugleich da ankommen, wo das Jagen eingerichtet werden ſoll.

Sämmtliche Anführer der Treiber müſſen genaue, ſchriftliche Inſtructionen erhalten und, je näher ſie dem zum Anhalten des Treibens beſtimmten Orte kommen, deſto aufmerkſamer müſſen ſie, vorzüglich beim Ganzmachen, auf die Entfernung der Treiber ſein, welche ihnen am nächſten gehen. Man wird deshalb Urſache haben, unter den Forſtbedienten diejenigen zu Anführern zu wählen, welche auf den Revieren am meiſten bekannt ſind, damit ſie ſich in der Nacht nicht irren. Auch kann man jedem Flügelführer einen zuverläſſigen und inſtruirten Ortseinwohner beigeſellen.

Die Flügelhörner ſind das beſte und faſt einzige Signalement, wodurch man in den Stand geſetzt wird, in der Entfernung den Gang der Treiben zu beurtheilen, da Geſchrei oder anderes Getöſe nicht geduldet werden darf.

Wäre durch Zufall ein Treiben zurückgeblieben, ſo müſſen die übrigen, wenigſtens beim *vorletzten Ganzmachen*, ſo lange anhalten, bis zu vermuthen iſt, daß ſie alle faſt zugleich auf den Stellwegen eintreffen.

Auf dieſen müſſen ſchon Tags vorher Haufen von dürrem Holz, von 50 zu 50 Schritt von einander entfernt, um den ganzen zum Jagen beſtimmten Bezirk herum, zu *Wehrfeuern* zuſammengebracht werden, welche,

1) Um einen Bezirk doppelt verlappen zu können, müſſen an den Stellſtangen zwei Haken ſo angebracht ſein, daß die oberſte Reihe Lappen gerade bis an die untere reicht.

ſobald ſämmtliche Treiben angelangt ſind, alle ſo ſchnell als möglich angezündet (doch die zuletzt, von welchen der Wind in das Jagen geht) und ſo lange unterhalten werden, bis die ganze Lappſtadt fertig iſt.

§. 39. Oft wird auch ein Jagen dieſer Art ſo eingerichtet, daß mehrere Schießſchirme auf einem Gehau oder Jagdflügel in gerader Linie und in beſtimmten Entfernungen von einander gemacht werden.

Hierbei muß man vorzüglich für die Sicherheit der Schützen unter einander und für die der Treiber beſorgt ſein. Daß nie in die Richtung geſchoſſen werden darf, wo die andern Schirme ſtehen und ebenſo wenig nach den Treibern hin, verſteht ſich von ſelbſt.

§. 40. Indem wir nun die großen, geräuſchvollen deutſchen Jagden verlaſſen, gehen wir zum Bürſchen, d. h. zur Einzeljagd mit der Büchſe über.

Starke Hirſche werden gewöhnlich in der Feiſt- oder guten Zeit, alſo vom Ende des Monats Juli an, den ganzen Auguſt hindurch und höchſtens bis zur Mitte des September mit wahrem Vortheil, alte Thiere nur ſo lange, bis ſie hochbeſchlagen ſind und nicht eher, bis ſich die Kälber ſelbſt forthelfen können, alſo nie vor dem Auguſt und nicht leicht nach der Brunſtzeit geſchoſſen. Hiervon kann jedoch in ſtark beſtandenen Wildbahnen eine Ausnahme gemacht und ſpäterhin, auch wol bis zum Januar, etwas weggenommen werden.

Spießer, Schmalthiere und Kälber bürſcht man in den landesherrlichen Jagdrevieren Jahr aus Jahr ein. Doch wird jeder rechtliche Waidmann ſie nicht zur Ungebühr angreifen, um der Jagd für die Folge keinen Schaden zu thun.

Es iſt freilich nichts dagegen zu ſagen, wenn Jagdberechtigte auf Privat- und Koppeljagd-Revieren Alles, was ihnen zukommt und vorzüglich Wechſelwild zu jeder Zeit ſchießen, wo die Geſetze es erlauben. Doch wiederhole ich für Die, welchen die Erhaltung ihrer Jagd am Herzen liegt, die Warnung, wenigſtens in geſchloſſenen Revieren vor Anfang des Monats Auguſt kein altes Thier vom Kalbe wegzunehmen, weil das letztere außerdem faſt immer fällt, oder doch gewiß ſchwach und ſchlecht am Leibe bleibt.

§. 41. Die gewöhnlichſten Arten, das Bürſchen auf Rothwild zu betreiben, ſind folgende:

a) der Anſtand;
b) das Schleichen (der Bürſchgang);
c) der Gebrauch des Schießpferdes und des Bürſchwagens;
d) das Zutreiben vermittelſt mehrerer Jagdleute (das Buſchiren);
e) eben dieſes durch einen einzelnen Gehülfen;
f) vermittelſt deutſcher Jagdhunde.

Der Anſtand iſt ein ſehr ſicheres und zweckmäßiges Mittel, das Roth-

wild zum Schuß zu bekommen, da daſſelbe überhaupt (beſonders aber der Hirſch) Abends, wenn es auf die Aeſung, und Morgens, wenn es zu Holze zieht, in der Regel genau Wechſel hält, d. h. es nimmt einen Tag wie den andern denſelben Weg, ſo daß es zuweilen wieder in die Fährten tritt, welche es vorher gemacht hat.

Oft wechſelt es jedoch zur erſt erwähnten Tageszeit an andern Orten, als zur letzten. Mitten in den Waldungen ſucht es nach Maßgabe des mit der Jahreszeit veränderten Standes die alten gewohnten Wechſel wieder auf.

Hat man ſich nun durch genaues und tägliches Verſpüren der Wildbahnen, oder, in Ermangelung derſelben, der gebahnteſten, nicht zu harten Wege, welche an den Holzrändern, an jungen Gehauen und an den Grenzen hinlaufen, der zunächſt an den Standort grenzenden Felder und Wieſen, auf welchen letztern man nur des Morgens im Thauſchlage die Fährten gewahr wird, wo das Rothwild Aeſung ſucht, mit dem Wechſel hinlänglich bekannt gemacht, ſo errichtet man in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten von demſelben aus grünen Zweigen verdeckte Schirme auf der Erde oder, wo es möglich iſt, Sitze auf ſtarken Bäumen, Kanzeln genannt, oder man gräbt Löcher mit Sitzen in die Erde, in und auf welchen man vor dem äußerſt ſcharfen Geſicht und Gehör hinlänglich geſichert zu ſein hoffen kann [1]).

Abends, wenigſtens eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang (nach einem warmen Regen etwas früher), Morgens vor Anbruch des Tages ſchleicht ſich der Jäger bei gutem Winde oder doch bei gutem Seitenwinde [2]) behutſam und ohne Geräuſch auf ſeinen Anſtandsort; es ſei ein Schirm, oder ein Erdſitz, oder eine Kanzel. Die letztere gewährt den Vortheil, daß das Wild nicht ſo leicht Wind bekommen kann, wenn er auch nicht ganz gut iſt, weil ſie höher ſteht und man alſo immer im Ueberwinde bleibt.

Hat der junge Waidmann Luſt und Liebe zu ſeinem Berufe, ſo wird ihm ſchon deshalb hier die Zeit nicht lange werden. Auch müßte es ihm ſehr an Geiſtesbildung fehlen, wenn er ſich nicht einige Zeit, ſelbſt einige Stunden mit ſich ſelbſt und mit der ihn umgebenden ſchönen Natur unterhalten könnte.

Wahr iſt's, daß die genaue Abwartung dieſer Jagdart nicht gemeine Thätigkeit, Munterkeit und Beſonnenheit erfordert und daß mit dieſen Eigenſchaften Kaltblütigkeit oder doch Mäßigung und ſtets geſpannte Aufmerkſamkeit

---

1) Es iſt wol kaum zu erwähnen nöthig, daß dieſe Schirme, Kanzeln und Sitze ſo eingerichtet ſein müſſen, daß ſie den Jäger nach der Seite zu verbergen, wo das Wild herkommt.

2) Der Wind iſt gut, wenn er aus der Gegend, wo das Wild herkommt, gerade von vorn auf den Schützen zukommt. Der Seitenwind iſt gut, wenn er bei dem Heraustreten des Wildes von dieſem auf die eine Seite des Jägers zuſtößt. Im umgekehrten Falle iſt der Wind überhaupt, und ſo auch der Seitenwind ſchlecht.

auf Alles, was ſich in der Nachbarſchaft regt und bewegt, verbunden ſein muß. Auch darf man ſich nicht das geringſte Geräuſch, ja nicht einmal eine merkliche Bewegung irgend eines Gliedes erlauben; nur die Augen müſſen überall vorwärts und nach den Seiten hin ſich richten, ohne dabei den Kopf zu verwenden.

Iſt nun der Jäger vielleicht drei oder vier Tage von früh ein Uhr bis Abends zehn Uhr auf den Füßen geweſen, was wol jedem guten, thätigen Jäger zuweilen vorkommt, ſo iſt freilich der Kampf mit drückender Müdigkeit hart, und doch ſoll und muß er mit Ausdauer ſo lange beſtanden werden, als die Kräfte der menſchlichen Natur hinreichen. Der Verfaſſer bekennt es willig und rechnet es ſich unter den Umſtänden, wie ſie waren, nicht zur Schande, einmal, aber wahrhaftig nicht öfter, bei einer ähnlichen Gelegenheit vom Schlafe übermannt worden zu ſein.

Hier die kurze Geſchichte!

Schon vier oder fünf Nächte hatte ich nicht länger als von elf Uhr Abends bis ein Uhr Morgens Ruhe genießen können; während der ganzen übrigen Zeit mußte ich — ſo forderte es meine damalige Lage — dringende Geſchäfte abwarten. Ein neues Tagewerk begann um die nämliche Stunde mit dem Anſtande auf Feiſthirſche. Schon fingen die Füße an, ihre Dienſte zu verſagen; ich konnte, in einem Alter von 20 Jahren, der Sehnſucht nach augenblicklicher Ruhe nicht länger widerſtehen. Mit dem feſten Vorſatze, nicht zu ſchlafen, ſetzte ich mich am Stamme einer Eiche, an welcher ich auf dem Wechſel ſtand. Kaum hatte ich mich mit dem Rücken angelehnt und die Büchſe quer über die Füße gelegt, ſo fielen mir unwillkürlich die Augen zu. Lange mochte ich ſo wol nicht geſeſſen haben, als ich durch einen, mir gerade nicht fremden, aber für dieſen Augenblick doch unerwarteten Ton geweckt ward.

Es war das Grunzen eines hauenden Schweines, welches nicht fünf Schritte von mir entfernt ſtand. Wahrſcheinlich kam es in der Morgendämmerung außer dem Winde heran und ſtutzte, als es eine Figur erblickte, welche ihm verdächtig ſchien. Eine natürliche Folge des Schrecks über das Kopfnicken des ſchlummernden Nimrods war das Grunzen. Dieſes veranlaßte ein zufälliges Zuſammenfahren des beſchämten Schläfers, welcher ſeinen Wecker nur noch flüchtig erkannte und ſich herzlich freute, daß die Sonne ſich noch nicht über den Geſichtskreis erhoben hatte. Nach einer kleinen halben Stunde ward mir das Vergnügen zu Theil, einen Hirſch von 14 Enden zu erlegen, welcher mir ohne dies ſonderbare Ereigniß wahrſcheinlich entgangen wäre. —

Auf der andern Seite gewährt der Anſtand dem Waidmann zu der Zeit, wo er auf Hirſche betrieben wird, oft Genüſſe, durch welche er hin-

länglich für ſeine Anſtrengung belohnt wird, wenn er nur irgend Sinn und Gefühl für die Natur und ihre Schönheiten hat.

Erquickt durch die mit dem ſinkenden Tage ſich verbreitende Kühle, freut er ſich des Gezwitſchers der kleinern gefiederten Waldbewohner; ſieht, wie Rehe und Haarwild anderer Gattungen in ſeiner Nachbarſchaft ruhig, man möchte ſogar ſagen, mit feiner Auswahl ihre Aeſung ſuchen und mit innigem Wohlbehagen das Gefundene benutzen; wie die Kälber ſcherzend um die, ſie mit zärtlicher Sorgfalt beobachtenden, Mütter herumhüpfen; wie dieſe ihnen hier mit wahrer Reſignation das leckerſte Geäſe abtreten, dort das von nahrhafter Milch ſtrotzende Geſäuge darreichen, um durch dieſen kräftigen Genuß das Wachsthum und Gedeihen ihrer Nachkommenſchaft zu befördern.

Früh vor Tage, wenn in der Natur noch Alles ſchläft und ruht, geht der Waidmann hin an den Ort, wo er das zu Holze ziehende Wild zu erwarten gedenkt. Mit anbrechendem Morgen erwacht Alles. Majeſtätiſch erhebt ſich die Sonne über den Geſichtskreis und drückt die Dünſte zu Boden. Zitternd glänzt an jedem Grashalm das kryſtallhelle Thautröpfchen und im friſchern Grün prangt Wald und Wieſe um ihn her. Solche oder ähnliche Wahrnehmungen und die daraus entſpringenden Gefühle vermögen gewiß auch in ähnlichen, Vielen unthätig hingebracht ſcheinenden Stunden, die Langeweile zu verſcheuchen. Sie ſtimmen zugleich das Herz zu edlen und frommen Empfindungen, welche, wahrlich! auch dem Jäger zur Ehre gereichen und ihn zum ſittlich guten Menſchen bilden.

Möge dieſe kleine Abſchweifung nicht falſch gedeutet werden, ſondern ſo, wie ich es wünſche, als Anleitung zum weitern Nachdenken für junge Leute, die ſich dem Forſt- und Jagdweſen widmen!

Der junge Jäger laſſe ſich dadurch nicht irre machen, wenn er etwa gegen Abend das Wild *eilig* nach dem Holzrande zuziehen ſieht. Da es ſich nach der Aeſung ſehnt, iſt dies faſt immer der Fall. Mit dem erſten Schritt ins Freie wird es ſtutzen und überall umherblicken, *ſichern*. Iſt der Jäger ſchußfertig und in Ruhe, ſteht der Hirſch oder das Thier, welches er ſchießen ſoll, völlig breit und in der gehörigen Schußweite, kurz, hat er *gutes Abkommen*, ſo kann er gleich ſchießen.

Doch rathe ich mehr zu folgendem Verfahren:

Man laſſe erſt das den meiſten, vorzüglich jungen, Jägern eigene Herzklopfen vorübergehen. Während dieſer Zeit wird das Wild ruhig werden und die Aeſung annehmen. Steht es nun in einer Entfernung von höchſtens 90 Schritten in der oben angegebenen Richtung, nicht gebückt, ſondern aufgerichtet (im erſtern Falle ſchweißt es nicht gut, wenn es verwundet wird), ſo wähle man ſich vor allen Dingen einen Gegenſtand, dicht beim Wild, um, wenn es nach dem Schuſſe flüchtig wird, den *Ausriß* und das *Bürſch-*

zeichen [1]) leichter finden zu können; nehme dann, ohne Geräuſch und überhaupt behutſam, die ſchon vorher aufgezogene Büchſe an den Backen, ſteche, ziehe von unten herauf, bis man etwa zwei bis drei Finger breit Wildbret dicht hinter dem Blatte auf dem Korne hat, und drücke dann ohne weitern Verzug.

Faſt immer, vorzüglich bei ſtillem, heiterm Wetter, und wenn der Wind dem Schützen den Rauch nicht ins Geſicht treibt, wird er ſchon nach dem Zeichnen beurtheilen können, wie und wo die Kugel ſitzen müſſe. Nur behalte er das Stück, worauf er ſchoß, ſo lange als möglich im Auge.

Sieht er, daß es in einiger Entfernung vom Anſchuſſe ſtürzt, ſo kann er ſicher ſogleich hinangehen, den Leib bei heißem Wetter gleich eine Hand breit, ohne das Geſcheide zu verletzen, mit dem Nickfänger aufſchärfen, das Wild dann verbrechen [2]) und ſobald als möglich für das Nachhauſeſchaffen ſorgen.

Hätte aber das verwundete Stück bei einem Trupp geſtanden und ginge daſſelbe nach dem Schuſſe noch mit dieſem fort, ſo habe er genau darauf Acht, wo es ſich von demſelben abſondert (abthut) und wohin es ſich wendet.

Bemerkt er, daß das verwundete Wild ſich niederthut, ſo gehe er, vorzüglich wenn er fürchten müßte, zu hoch oder zu kurz, oder waidewund geſchoſſen zu haben, am Abend gar nicht, am Morgen aber erſt nach Verlauf einer halben Stunde, nach Befinden auch noch ſpäter hinan, damit es nicht rege werde; denn in dieſem Falle geht es gewiß ſo weit fort, als es nur immer kann.

Stürzt es nicht oder thut es ſich nicht nieder im Geſichtskreiſe des Schützen, ſo gehe er auf den Anſchuß [3]), ſuche dort den Ausriß oder das Bürſchzeichen auf der Fährte zu finden, verbreche dieſen auf die bei der Leithundsarbeit vorgeſchriebene Art und hole den Schweißhund, um mit ihm nachzuſuchen. Abends muß auch dies bis zum nächſten Morgen verſchoben, Morgens aber dem verwundeten Stücke vorher gehörig Ruhe gelaſſen werden.

§. 42. Hier dürfte der zweckmäßigſte Ort ſein, um die nöthigen Aus-

---

1) Ausriß — der Eingriff im Boden mit den Schalen bei der erſten Flucht (Sprung) nach dem Schuß. Bürſchzeichen — zerſchoſſenes Haar, zerſplitterte Knochen, Schweiß, wenn man Eins oder das Andere beim Ausriß wahrnimmt.

2) Dies geſchieht, indem man einen Bruch, d. i. ein grünes abgebrochenes Reis, beim Hirſche mit dem abgebrochenen Ende nach dem Geweih zu, beim Thiere aber, nach dem Geſäuge hin gerichtet, darauf wirft. Dies geſchieht deshalb, um Jedem, der das erlegte Stück etwa früher fände, als man es abzuholen im Stande iſt, ein Zeichen zu geben, daß der Jäger ſchon dabei geweſen iſt und es alſo als Eigenthum betrachtet.

3) d. h. die Stelle, auf welcher das Wild, nach welchem geſchoſſen wurde, ſtand.

drücke anzugeben, durch welche beim Haarwilde der hohen und mittlern Jagd die wirklichen oder muthmaßlichen Verwundungen des Wildes waidmänniſch richtig angeſprochen werden, ferner die Merkzeichen der Verwundung nach Maßgabe der körperlichen Bewegung des Wildes nach dem Schuſſe und endlich die genauen Kennzeichen wirklicher Verwundung durch den Schuß.

Das Kunſtwort Anſchuß bezeichnet: a) den Ort, wo das Wild ſtand, als danach geſchoſſen wurde; b) die Stelle am Leibe (Körper) deſſelben, auf welcher die Kugel eindrang. Durchdrang dieſe das Wild, ſo wird die Stelle, wo ſie hinausfuhr, durch Ausſchuß bezeichnet. Den Grund zur nähern Bezeichnung der dem angeſchoſſenen ſowie auch dem erlegten Wilde beigebrachten Wunde nimmt man her theils von den äußern Körpertheilen, auf welchen, waidmänniſch zu reden, die Kugel ſitzt, oder welche ſie nur berührte, theils von den innern, welche ſie durchdrang, theils von der Richtung, in welcher das Wild ſtand, zog oder flüchtig war, als es von der Kugel getroffen wurde.

Demnach wird die Verwundung bezeichnet:

durch Kopf-, Hals-, Rücken-, Blatt-, Keulen-, Rippen- (Flanken-) Schuß, wenn die Kugel auf einem dieſer Körpertheile ſitzt;

durch Lauf-Schuß, wenn ſie einen Lauf zerſchmetterte;

durch Krell-Schuß, wenn ſie den nach oben gekehrten Theil des Halswirbelknochens nur leicht und oberflächlich berührte;

durch Feder-Schuß, wenn eine ähnliche Berührung, wie die vorgedachte, an der ſogenannten Feder oder Dornfortſatz eines Rückenwirbelknochens ſtattfand;

durch Streif-Schuß, wenn die Kugel von irgend einem äußern Theile Haar, Haut oder in geringer Vertiefung Wildbret wegriß;

durch Herz-, Herzkammer-, Lungen-, Leber-, Milz-, Nieren-Schuß, wenn von der Kugel einer dieſer innern Theile, mit oder ohne gleichzeitige Zerreißung des Geſcheides, durchdrungen wurde;

durch Waidewund-Schuß, wenn, ohne Verletzung eines der eben genannten Theile, Zerreißung am großen oder kleinen Geſcheide ſtattfand;

durch Breit-Schuß, wenn die Kugel das Wild von einer Flanke (Seite) nach der andern in meiſt gerader Richtung durchdrang;

durch Schräg-Schuß, wenn ſie von einer Seite nach der andern eine mehr diagonale als gerade Richtung nahm;

durch Spitz- (Schmal-) Schuß, wenn die Verwundung gerade von hinten oder von vorn her erfolgte. Im letzterwähnten Falle iſt jedoch der Ausdruck Schuß auf den Stich mehr üblich.

Als Regel, mit ſehr ſeltenen Ausnahmen, kann gelten,

daß alles und jedes Wild im Moment, wo es durch den Schuß verwundet wird, eine eigenthümliche Bewegung macht, nach welcher, wo nicht mit voller Gewißheit, doch mit hoher Wahrſcheinlichkeit, auf eine oder die andere der vorerwähnten Verwundungsarten und auf die ſchnellere oder mindere Tödtlichkeit derſelben geſchloſſen werden kann.

In der Waidmannsſprache wird dieſe ominöſe Bewegung durch zeichnen, oder ein Zeichen machen, ausgedrückt.

Die deutungsvollſten Zeichen, welche das Wild beim Empfang der Schußwunde macht, ſind folgende:

Beim Blatt-, Herz-, Lungen- und Leber-Schuß ſcheint das Wild nach vorn zu im Feuer hinſtürzen zu wollen; fährt mit der Naſe eine kurze Strecke auf der Erde hin; rafft ſich ſchnell wieder auf; rennt in größter Flucht gegen Stangen und Geſträuche gewaltig an; bricht in der Regel ſehr bald zuſammen und verendet dann auf der Stelle.

Beim Schuß auf den Stich und in Folge der dabei ſtattfindenden Herz- und Lungen-Verletzung pflegt Edel- und Damwild ſich, wie ein bäumendes Roß, auf den Hinterläufen zu erheben, beim Niederlaſſen gewöhnlich noch eine Strecke fortzufliehen, zuweilen aber auch auf der Stelle ſich zu überſchlagen und ſofort zu enden.

In Folge des erhaltenen Waidewund-Schuſſes ſchlägt in den meiſten Fällen alles Hochwild mit den Hinterläufen aus; geht in den Flanken ſehr geſtreckt (gedehnt) nicht weit flüchtig fort; zieht dann mit gekrümmtem Rücken noch eine Strecke langſam fort und thut ſich bald nieder. Das Verenden erfolgt erſt dann, wenn Brand eingetreten iſt; man muß daher die Nachſuche auf den Schweiß nicht übereilen.

Beim Keulen-, wie beim Spitzſchuß von hinten (beide Verwundungsarten wird der gute Schütze ſich nicht oft zu Schulden kommen laſſen) ſtürzt das Wild hinten nieder; macht ſich jedoch gleich wieder auf; kann aber weder weit noch ſchnell mehr fort.

Beim Vorderlauf-Schuß pflegt das Wild wie beim Blatt-Schuß, beim Hinterlauf-Schuß wie beim Keulen-Schuß zu zeichnen. In beiden Fällen hört man in gewöhnlicher Büchſenſchußweite von 80 bis 100 Schritten die Kugel einſchlagen. Im erſten laſſe man dem Wilde mehrere Stunden lang Ruhe; außerdem wird man auf eine mühſame Schweißhundjagd gefaßt ſein müſſen, auch wol eine Fehlhetze zu fürchten haben, wenn der Hund nicht vorzüglich ſchnell iſt.

Beim Krell- und Feder-Schuß ſtürzt das Wild auf der Stelle nieder; im letzten Falle pflegt es, auf dem Rücken liegend, die Läufe in die Höhe zu kehren. Bei der Wahrnahme dieſes Zeichens beeile man ſich möglichſt, mit der Zwillingsbüchſe verſehen, einen zweiten und beſſern Schuß

anzubringen, oder, in deren Ermangelung, heranzuſpringen und den Fang zu geben. Denn kommt gekrelltes oder gefedertes Wild wieder auf die Läufe und zum Ausreißen, ſo iſt alle Hoffnung zur Habhaftwerdung verloren; wenn auch ganze Büſchel Haare und mehr oder weniger Schweiß, als Bürſchzeichen, auf dem Anſchuſſe befindlich wäre.

Sicherer als nach ſämmtlichen, im Vorherigen erwähnten Merkmalen der Verwundung, deren Wahrnahme noch dazu entweder durch den Pulverdampf oder durch Dämmerung oft unmöglich wird, kann nach den Bürſchzeichen, deren wenigſtens eins auf dem Anſchuſſe oder auf der Fährte zunächſt deſſelben ſich finden muß, wenn, beſonders bei nicht wahrgenommenem Zeichnen, es nicht ſehr zweifelhaft werden ſoll, ob der Schuß ein Treffer geweſen ſei, im voraus beurtheilt werden, auf welcher Stelle am Leibe des Wildes die Kugel ſitzen, auch ob die Verwundung überhaupt tödtlich ſein und ob in dieſem Falle das Erkranken und Verenden früher oder ſpäter erfolgen wird.

Da auf der richtigen Beurtheilung des Anſchuſſes aus dem Bürſchzeichen das Ergreifen zweckmäßiger Maßregeln beruht, um des verwundeten Wildes ſicher und möglichſt bald habhaft zu werden, ſo iſt eine ausführliche Darſtellung alles hierher Gehörigen nothwendig.

Gerechte (ſichere) Bürſchzeichen ſind folgende:

1. Abgeſchoſſenes Haar. Geziemende Bekanntſchaft mit der natürlichen Länge und Farbe des Haares bei den verſchiedenen Hochwildarten, an den verſchiedenen Körpertheilen derſelben und zu verſchiedenen Jahreszeiten, gibt den Maßſtab zur Beurtheilung an die Hand, ob und inwiefern die Schußverletzung, auf welche nach dieſem Bürſchzeichen geſchloſſen werden kann, tödtlich ſei oder nicht, je nachdem die Berührung eines oder des andern äußern Körpertheils ſich beſtimmen läßt. Die Bekanntſchaft muß durch Vergleichung guter Beſchreibungen der Wildarten mit zu verſchiedenen Jahreszeiten erlegten Exemplaren erworben werden. Hier nur die gemeingültige Regel: Zerſchoſſenes Haar deutet auf weſentliche Verletzung desjenigen Körpertheils, welchen die Kugel berührt hat; an und mit der Wurzel durch die Kugel vom Körper in ſeiner ganzen normalen Länge losgeriſſenes läßt einen Krell-, Feder- oder Streif-Schuß, und demnach Nichterlangung des Wildes mit Beſtimmtheit vorausſetzen, ſo daß, beſonders wenn das Haar büſchelweiſe auf dem Anſchuſſe und weit umher zerſtreut liegt, auch zerſchoſſenes darunter ſich nicht findet, das weitere Nachſuchen unnöthig wird.

2. Kleinere oder größere Knochenſtücken, deren Form, Farbe und Textur, bei genügender Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Skelettheilen, mit einiger Sicherheit den verletzten Körpertheil anzeigen, finden ſich meiſt auf der

Ausſchußſeite, dicht neben der Fährte, und deuten, wenn ſie flachründlich an der Außenſeite geſtaltet und weiß von Farbe ſind, auf hohen Lauf-Schuß; ganz flach und ſcherbenartig geformt, bräunlich gefärbt, auf Blatt- (Schaufel-) Schuß; ſtark abgerundet, lang geſplittert und weiß gefärbt, auf kurzen Lauf- (Röhrenknochen-) Schuß. Dergleichen Röhrenknochenſplitter pflegen in der Fährte zu liegen.

3. Schweiß (Blut) auf oder neben der Fährte, unter allen das untrüglichſte Bürſchzeichen in Hinſicht ſowol auf Verwundung im Allgemeinen [1]) durch ſein Daſein, als auf die Verwundungsart im Beſondern, durch die Verſchiedenheit ſeiner Farbe. Um aber als gerechtes Bürſchzeichen zu dienen, muß er friſch, d. h. kurz vorher verloren ſein.

Es iſt nämlich vorauszuſetzen:

a) Hals-Schuß, wenn der vor den Vorderlauf-Tritten liegende Schweiß die gewöhnliche, zwiſchen hell und dunkel ſchwebende Blutröthe hat. Bei Schlagaderverletzungen ſpritzt derſelbe weit ſeithalben und erſcheint mehr hell- als dunkelroth; den Venen (Blutadern) entquollen, fällt er in ſtarken Tropfen, mehr dunkel- als hellroth gefärbt, nahe neben den Tritt. Bloße Wildbretsverletzung (Fleiſchwunde) kündigt ſich hier und überall durch beſondere Dünnflüſſigkeit, hellrothe Farbe und bald aufhörenden Schweißverluſt an; in den andern vorerwähnten Fällen bleibt er anhaltend.

b) Blatt-Schuß, wenn der Schweiß meiſt gerade zur Seite des Vorderlauftritts; Herzkammer-Schuß, wenn er dicht hinter, aber auch ſeithalben des gedachten Tritts gefunden wird. Der Schweiß ſelbſt erſcheint ſehr hellroth, ſchäumig und an der rechten Seite der Fährte liegend, wenn Lungenverletzung ſtattfindet; in der gewöhnlichen blutrothen Farbe, ohne Schaum und zur linken Seite der Fährte bei Herz- und Herzkammerverletzungen. In beiden Fällen verliert das Wild anhaltend vielen Schweiß, welcher in der Flucht umherſpritzt, im Trollen und im Zuge klumpenweiſe herunterfällt; auch ſucht es das Bergklimmen zu vermeiden. Eine ſichere Andeutung des Lungen-Schuſſes iſt öfteres kurzes Huſten, welches gewöhnlich beim Niederthun oder beim Stehen des durch ihn verwundeten Wildes vernommen wird.

c) Waidwund-Schuß, wenn der, beſonders in der Feiſtzeit, weder häufig noch anhaltend, in der Flucht in kleinen Tröpfchen umherſpritzende, im Stehen in einzelnen großen Tropfen zur Seite und im Mittel der Fährte, oder mehr nach hinten zu, heruntergefallene Schweiß eine etwas mehr dunkle Farbe hat als die, welche man gemeinhin durch blutroth

1) Vergl. Hartig's Journal f. d. Forſt-, Jagd- und Fiſchereiweſen, Jahrg. 1806. Hft. 3, S. 484 fg. u. Jahrg. 1807, Hft. 1, S. 115 u. 116.

zu bezeichnen pflegt, und wenn demſelben in Folge der Zerreißung des kleinen oder großen Geſcheides mehr oder weniger grünlich, bräunlich oder gelblich gefärbtes Geäſe grieſig beigemengt iſt. Waidewund geſchoſſenes Wild thut ſich, wenn es nicht durch übereilte Verfolgung beunruhigt wird, bald nieder und erkrankt dann, beſonders bei Zerreißung des kleinen Geſcheides, ſehr. Zu früh aufgeſprengt aber geht es oft ſtundenweit über Berg und Thal fort, ruht dann wol zuweilen, verliert jedoch ſelten Schweiß, thut ſich erſt mit Eintritt des Brandes wieder nieder und verendet dann.

d) Leber-, Milz- oder Nieren-Schuß, wenn der anhaltend und ziemlich häufig an der Seite der Fährte herabgeträufelte Schweiß ausgezeichnet dunkelroth, eigentlich ſchwarzbraunroth gefärbt erſcheint.

e) Keulen-Schuß, wenn der gewöhnlich blutroth gefärbte Schweiß ziemlich anhaltend, aber nicht häufig in oder dicht neben dem Tritte des Hinterlaufs ſich findet.

f) Lauf-Schuß, wenn der Schweiß aa) beim hohen, durch welchen das Auftreten nicht ganz verhindert wird, in den Tritt; bb) beim kürzern, wegen des Umherſchleuderns der zerſchmetterten Knochenröhre, in der Gegend des Tritts umherſpritzt, und in beiden Fällen eine der gewöhnlichen blutrothen nahe kommende, doch etwas hellere Farbe hat.

g) Schuß auf den Stich, wenn, in die rechte Bruſthöhle eingedrungen, Lungenſchweiß, in die linke gegangen, Herz- und Herzkammerſchweiß, vor der Fährte umhergeſpritzt, ſich darſtellt.

h) Spitz-Schuß von hinten, wenn Keulenſchußſchweiß hinter der Fährte klumpenweiſe ſich findet.

Noch eine durch vielfältige eigene Erfahrung beſtätigte Beobachtung kann ich dem Leſer nicht vorenthalten. Nämlich: alles, ſei es mit der Kugel oder mit Schrot, geſchoſſene Haarwild wird man, wenn es nach der Verwundung auch nur einen Schritt noch zu thun vermochte und dann zuſammenbrechend oder im Niederthun geendet hat, auf der Seite liegend finden, von welcher es die tödtliche Verwundung erhielt. Es ſind mir ſogar Fälle vorgekommen, wo zwei Schützen von den entgegengeſetzten Seiten auf ein Stück ſchoſſen. Der eine hatte es auf dem Blatte, der andere in den Flanken verwundet, und doch fiel es auf die Seite des tödtlichern Anſchuſſes [1]).

§. 43. Unterhaltender als der Anſtand und ſehr anwendbar an Orten, wo das Rothwild immer Stand hat und nicht ſtark beſchoſſen wird, iſt allerdings das Schleichen, auch Bürſchgang genannt.

Indem man gegen Abend und früh, wenn es Tag wird, an den Feld-

1) Alles in dieſem Paragraph Geſagte iſt auf jede zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwildart anwendbar. Nur die Sau geht nie in die Höhe, wenn ſie auch von vorn geſchoſſen wird.

und Wieſenrändern, an den jungen Gehauen, in den Vorhölzern, durch welche das Wild zu wechſeln pflegt, auch auf Wegen und im Holze ſelbſt, wenn da nicht zu viel trockenes Holz und Laub liegt, vorſichtig herumgeht, erblickt man ſo manchen andern Gegenſtand, welcher eine erfreuliche Anſicht gewährt. Nur glaube man nicht, daß es ſo gar leicht iſt, auf dieſe Art dem Wilde Abbruch zu thun. Ueberall müſſen bei dieſer Gelegenheit die Augen umherſchweifen, um jedes Stück Wild eher zu ſehen, als man von ihm geſehen wird.

Erblickt man an einem Orte einen Hirſch oder ein Thier, ſo drücke man ſich hinter den erſten beſten Strauch oder Baum und erſpähe erſt genau, ob auch in der Gegend rund umher kein Wild derſelben oder anderer Art ſtehe. Iſt man ſicher, durch keinen fremdartigen Gegenſtand behindert zu werden, ſo lege man den Hut ab, an welchem wahrſcheinlich der Farbe wegen das Wild den Menſchen am früheſten erkennt, und ſchleiche bis auf die gehörige Schußweite mit gutem Winde von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. Kann man dies, durch einen Holzhaufen oder eine Klafter gedeckt, bewerkſtelligen, deſto beſſer.

Man richte abwechſelnd die Augen auf den Boden, um auf kein trockenes Aeſtchen zu treten und jedes Geräuſch zu verhüten [1]) (denn das geringſte Verſehen dieſer Art macht unfehlbar das zu beſchleichende Stück flüchtig), dann wieder auf das Wild, um auch die geringſte Bewegung deſſelben nicht zu überſehen. Sichert es, ſo bleibe man unbeweglich, ſelbſt in der unbequemſten Stellung, bis das Wild wieder ruhig äſet. Hierbei traue man dem erſten Anſcheine nicht; oft bückt es ſich blos und ſchielt gleichſam nach dem ihm verdächtigen Gegenſtande; oft biegt es Hals und Kopf wol gar auf die vom Jäger abwärts gekehrte Seite und ſcheint ſich ganz gemächlich mit dem Hinterlaufe am Gehör zu kratzen, da es doch eigentlich unter ſeinem eigenen Leibe weg dahin blickt, wo es etwas Befremdendes wahrnahm.

Doch iſt im Holze immer noch leichter fortzukommen, als auf einem freien Platze, deſſen Breite die normale Bürſchbüchſenſchußweite überſteigt. Am beſten thut man, unter ſolchen Umſtänden den Heranzug des Wildes auf dem Wechſel, oder, wenn man den nicht kennt, da, wo man ſich bei gutem Winde an dem Holzrande befindet, hinter einem Baume oder Strauche mit Beharrlichkeit zu erwarten. Den Nothfall ausgenommen, daß, bei einem geringen Wildſtande oder an der Grenze, Wild in die Küche geſchafft werden ſoll und muß, rathe ich zu keinem Annäherungsverſuche, welcher Art er ſei; denn das Herankriechen auf allen Vieren in einem ſeichten Graben, im hohen

1) Oft genug wird man in die Nothwendigkeit verſetzt ſein, die Stiefeln oder Schuhe des geräuſchloſern Auftritts wegen auszuziehen.

Graſe, hinter einem Aufwurfe oder großen Feldſteine mislingt unter zehn malen gewiß neunmal. Daß dadurch das Wild für die Folge unruhig und ſchüchtern gemacht wird, iſt begreiflich.

Einem ganzen Trupp, ſelbſt wenn er auf der Aeſung iſt, durchs Schleichen genügend nahe zu kommen, wird nur hinter einer guten Bedeckung möglich, weil faſt in jedem Augenblick ein Stück oder mehrere ſichern. Und doch wird ſelten der Zeitaufwand durch glücklichen Erfolg belohnt!

Steht der Trupp vielleicht gar auf einer Lehde oder im Stangenholze, ohne ſich zu äſen, ſo wird man beſſer thun, ſeinen Weg unbefangen, leiſe trällernd oder pfeifend, in dem Maße fortzuſetzen, daß man ſich nur nach und nach näher heranzieht. Alles Wild liebt Muſik. Die eben vorgeſchlagene möchte wol ſchwerlich für andere Zuhörer Reiz haben; aber dieſen gefällt ſie doch gerade genug, um ſich dadurch täuſchen zu laſſen. Nur muß man in gehöriger Schußweite auch ſchußfertig ſein, um faſt in demſelben Moment, wo man ſtehen bleibt, abdrücken zu können.

Hat der Schütze noch einen Begleiter, ſo wird das Wild am ſicherſten zu ſein glauben, wenn beide im Gehen ihr Geſpräch ruhig, aber nicht zu laut fortſetzen. In einer Entfernung von 80—100 Schritten bleibt dann der eine hinter einem Baume ſtehen, der andere ſetzt ſeinen Weg ſprechend fort, bis der Schuß gefallen iſt.

Bei der Ausübung dieſer Jagdart werden freilich immer noch häufig Fälle ſich ereignen, auf welche dieſe Vorſchriften nicht anwendbar und berechnet ſind. Erfindungsgeiſt muß dann das hier Fehlende erſetzen. Ueberhaupt aber gewährt der *Bürſchgang* den großen Vortheil, daß der Jäger mit dem Stand und Wechſel des Wildes jeder Art immer genauer bekannt, das Revier auch beſſer als bei andern Jagdbetriebsmethoden geſchützt wird.

§. 44. Während der *Brunftzeit* kann der Jäger den Edelhirſch auch *auf den Ruf bürſchen*. Auf dieſe Jagdmethode wirkt die Nachahmung des *Schreiens* und *Mahnens* als Reiz- (Anlockungs-) Mittel begünſtigend ein, indem erfahrungsmäßig in beiden Fällen der Hirſch, wenn er den Ruf vernimmt und vorher durch Zufall oder durch falſchen Ruf noch nicht verſchüchtert worden iſt, dem Schützen meiſt *ſchleichend* und dabei oft *ſichernd*, nicht ſelten *trollend*, zuweilen auch *in voller Flucht* ſich, oft nur zu ſehr, zu nähern pflegt. Iſt dann der Jäger *bei gutem Winde gut verborgen*, auch, *ehe ihn der Hirſch wahrnimmt*, *ſchußfertig* und, was er ſein ſoll, *ein geübter Schütze*; ſo wird der Moment, wo der Hirſch ihm zu Geſichte kommt, zum Anbringen eines *möglichſt guten* Schuſſes benutzt werden können.

Soll eine wie die andere Methode, den Hirſch zu rufen, in der Anwendung als erfolgvoll ſich bewähren, ſo muß man vor allem, ſowol den des

Schreiens als den des Mahnens geſchickt, d. h. genau, nachzuahmen verſtehen. Zur Nachahmung des Schreilautes bedient man ſich gewöhnlich eines bei den nürnberger, auch bei vielen andern Kunſtdrechslern, unter der Benennung Hirſchruf, verkäuflichen Inſtruments. Auf welche Weiſe vermittelſt deſſelben jener Laut hervorzubringen iſt, das kann nicht wohl vorgeſchrieben, ſondern muß unter der Anleitung eines Kunſterfahrenen erlernt werden. Hätte übrigens der Jäger eine Stimme, wie ſie nach §. 4 ſein muß, um vermittelſt derſelben den Schreilaut, unter den erforderlichen Modificationen in Rückſicht der Tiefe und Höhe der Töne, hervorbringen zu können, ſo dürfte er, in Ermangelung jenes Inſtruments, nur ſeine beiden Hände vor dem Munde in dem Maße hohl zuſammenlegen, daß ſie denſelben faſt umſchließen, und dann in dieſe Hohlung die ihm, wenn er vorher nur einige Hirſche ſchreien gehört, bekannten Töne hineinſchreien. Was nun die fernere Anwendung dieſes Hülfsmittels zum beabſichtigten Zweck anlangt, ſo ſind hierbei folgende Regeln zu beobachten:

1. Man bediene ſich des Schreirufs nur da, wo man den Hirſch in bedeutender Entfernung früh Morgens oder gegen Abend kurz vorher ſchreien hörte, und zwar mehr als Aufmunterung zum öftern Schreien, inſofern er etwa ſtille bleiben zu wollen ſcheint, um hiernach den dermaligen Standort deſſelben beurtheilen und, auf Seiten des Jägers, Maßregeln zur Annäherung ergreifen zu können, als zum Reizmittel, durch welches Annäherung auf Seiten des Hirſches bewirkt werden ſoll. Immer aber, beſonders wenn bei obwaltender Unmöglichkeit, dem Hirſche näher zu kommen, derſelbe durch dieſen Ruf herbeigelockt werden ſoll, laſſe man den Schreilaut in höhern Tönen erſchallen, als die waren, welche der Hirſch ausgab. Im Gegenfalle würde derſelbe, aus Furcht vor einem ſtärkern Gegner, nicht nur ſtumm bleiben, ſondern eher ſich entfernen, als näher kommen.

2. Man rufe nicht zu oft, höchſtens zwei- bis dreimal nach einander und wiederhole den Ruf nach Verlauf einiger Minuten in eben dem Maße, wenn der Hirſch nicht antwortet. Antwortet er, ſo gebe man genau Acht, ob er auf ſeinem vorigen Standorte geblieben oder ob er näher gerückt iſt. Letztern Falls, beſonders wenn man den Gang des Hirſches im Laube rauſchend, oder deſſen Anſtreichen im Holze vernähme, ſetze man den Schreiruf aus und gehe, wenn nach geraumer Zeit Alles ſtill und ruhig geblieben iſt, zum mahnenden über.

Dieſer letztere, begründet auf Nachahmung des Lautes, welchen das vom Hirſche getriebene Thier ausgibt, kann vermittelſt eines äußern Werkzeuges meines Wiſſens nicht, ſondern einzig vermittelſt der Naſe des Jägers genau und richtig ertönen. In dieſem Falle aber und wenn ein Brunſthirſch in geziemender Nähe des dieſes Rufes ſich bedienenden Jägers

ſich befindet, wird durch ſelbigen die Annäherung des Hirſches, ſelbſt wenn er beim Wilde ſteht, bei weitem ſicherer und in den meiſten Fällen unfehlbar bewirkt, inſofern ſonſt alles Das pünktlich beachtet wird, wozu die oben beim Schreiruf unter 2. aufgeſtellte Regel in Rückſicht auf das Verhalten des Jägers Vorſchrift gibt. Ganz leicht iſt es übrigens nicht, den mahnenden Ruf durch die Naſe treffend hervorzubringen, ſelbſt dann nicht, wenn man, mit dem mahnenden Laute des Thieres im voraus bekannt, durch einen Dritten in der Nachahmung deſſelben praktiſch unterrichtet wird. Noch bei weitem ſchwieriger muß es begreiflicherweiſe ſein, hierzu eine irgend befriedigende Anleitung ſchriftlich zu geben. Hiernach bitte ich den folgenden dieſfallſigen Verſuch zu beurtheilen.

Man denke ſich den Naſenlaut, wie ihn pedantiſche, deutſch-franzöſiſche Sprachlehrer vor Zeiten ihren Schülern bei der Anweiſung zur Ausſprache der Wörter un, bien und anderer ähnlicher, die Naſe entweder mit Schnupftabak vollgepfropft oder die Naſenlöcher durch Zuſammenziehung möglichſt verengt, herauszuzwängen ſtrebten, ſo hat man eine ungefähre Vorſtellung von dem näſelnden Tone, welcher das Mahnen im Allgemeinen charakteriſirt.

Zieht man die Naſenlöcher oder drückt man ſie im Nothfall mit dem Spitzfinger und Daumen möglichſt gegen die Naſenwand zuſammen, thut man einen etwa ſecundenlang aushaltenden Stoßſeufzer auf ä im Bariton, bei deſſen Schluß die Naſenlöcher ſchnell wieder erweitert werden, ſo wird man etwas dem Mahnlaut Aehnelndes hervorbringen, das durch anhaltende Uebung naturgetreu werden wird.

§. 45. Zum Anreiten und Anfahren gehören durchaus ſchußbändige Pferde. Das Schießpferd und der Bürſchwagen ſind allerdings vortreffliche Hülfsmittel, überall, wo damit fortzukommen iſt und zu allen Zeiten dem Wilde anzukommen, beſonders aber dann, wenn es zu laut zum Schleichen iſt, z. B. bei großer Trockenheit, beim Plattfroſte, oder wenn der Schnee mit einer Eisrinde überzogen iſt.

Nähert man ſich bei gutem Winde reitend oder fahrend, nur gemächlich, allenfalls durch Kreiſen, läßt man die Bewegung des Pferdes von der Zeit an, zu welcher man das Wild ins Auge faßt, weder ſchneller noch langſamer werden, ſo wird auch das durch öftere Beunruhigung ſcheu gemachte und ſtark beſchoſſene mehrentheils aushalten.

Erblickt der Jäger ſelbiges früher, als es ihn bemerkt, ſo thut er am beſten, gleich abzuſteigen und das Pferd oder den Wagen zwiſchen ſich und dem Wilde gehen oder fahren zu laſſen; im entgegengeſetzten Falle ſteige er, wo er nur irgend einen Moment vor den Blicken deſſelben geſichert iſt, ohne dabei anzuhalten, ab, laſſe, wenn etwa noch ein Reiter bei ihm iſt, dieſem

sein Pferd an die Hand nehmen, oder den Bürschwagen neben sich hinfahren und nicht eher halten, bis er geschossen hat.

Ist der Schütze zu Pferde allein, so bleibe er, wenn er schießen will, neben dem Pferde stehen und nütze allenfalls den Sattel, um die Büchse aufzulegen. Besser aber ist es, wenn das Pferd so gewöhnt ist, daß es entweder ganz frei oder an einem langen Beizügel langsam fortgeht.

§. 46. Das Treiben auf Rothwild mit mehrern Jagdleuten — das Buschiren — ist nur dann gewöhnlich, wenn mehrere Schützen an der Jagd theilnehmen sollen. Diese werden dann außer dem Winde vor einem Walddistrict, in welchem man Wild dieser Art anzutreffen vermuthet, auf einem breiten Wege, an einem freien Platze, oder in hohem Holze hinter Bäumen in gleichen Entfernungen von 100 bis 150 Schritten angestellt und ihnen zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht, den angewiesenen Stand während des Treibens nicht zu verlassen; weniger noch in das Treiben oder auf die Linie, wo die übrigen Schützen angelegt sind, zu schießen. Nur durch diese Maßregeln wird man sich vor Unglücksfällen gesichert halten können [1]).

Auf der den Schützen gegenüberstehenden Seite des Triebes legt ein Jäger, oder ein anderer mit der Sache und dem Orte bekannter Mann, die Treiber gleichweit von einander entfernt an, geht aber mit ihnen nicht eher los, bis ein verabredetes Zeichen gegeben ist, oder bis er sonst versichert sein kann, daß alle Schützen auf ihren Plätzen stehen.

Im Treiben darf weder geschrien, noch sonst viel Lärm gemacht, und nur ein von Zeit zu Zeit wiederholtes, nicht zu starkes Pfeifen den Jagdleuten gestattet werden, um bemerken zu können, ob sie in gleicher Richtung sind.

Bricht vor einem Treiber Wild, welches geschossen werden soll, los, so benachrichtigt dieser seine Kameraden und die Schützen davon durch den Zuruf: Habt Acht! Macht es Miene, zurückgehen zu wollen, so wird dieses durch Schreien und Zusammenlaufen der Treiber selten verhindert. Besser ist es, wenn sie so lange still stehen bleiben, bis das Wild stutzt, dann sich durch gemächliches Hin- und Herbewegen demselben sehen lassen, auch allenfalls mit dem Stocke an einen Baum schlagen. Geht es auf diese Art nicht wieder vorwärts, so lasse man es lieber durch, damit es nicht zu sehr beunruhigt werde; dann hat man doch noch Hoffnung, es in der Folge an einem andern benachbarten Orte wieder anzutreffen. Kehrt es sich aber auf die

1) Und doch wird man immer noch Ursache haben, die Witterung und die Lage des Ortes in Betracht zu ziehen. Beim Plattfrost oder an felsigen Orten prallt die Kugel oft in unzuberechnenden Richtungen ab. Kann man ganz im Freien schießen, wenn das Wild nur 30 Schritte aus der Linie ist, so muß man es in den angegebenen Fällen wenigstens 60 hinauslassen.

Schützen zu, ſo müſſen ſich die Treiber ganz ſtill und langſam vorwärts ziehen, um es nicht flüchtig zu machen.

Nie übereile ſich beim Herausbrechen des Wildes der Jäger mit dem Schuß in der Flucht. Nur wenige Büchſenſchützen ſind geübt genug dazu. Lieber mache man einen Verſuch, es zu mahnen, d. h. durch leiſes Huſten oder Pfeifen es zum Stutzen zu bringen. Iſt das Wild im Treiben nicht forcirt worden, ſo mislingt er gewiß nur ſelten; geſchähe es aber doch, ſo ſchieße man, wenn der Fall nicht dringend oder die Grenze ganz in der Nähe iſt, gar nicht [1]).

§. 47. Alles zur hohen und Mitteljagd gehörige Haarwild iſt durch das Zutreiben vermittelſt eines einzelnen Gehülfen gut zum Schuſſe zu bringen, wenn beide, der Schütze und der Treiber, die Sache gehörig angreifen und ſich verſtehen.

Hat man im Winter bei einer Neue [2]) eine Abtheilung des Waldes rundum verſpürt und in derſelben einen Trupp Rothwild eingekreiſt, ſo ſtellt ſich der Schütze in gutem Winde auf dem ihm bekannten Wechſel an. Da wo das Wild hineingezogen iſt, geht der Gehülfe vorſichtig der Fährte nach, bis er es anſichtig wird und bemüht ſich, ihm unbemerkt ſo nahe als möglich zu kommen. Iſt er auch ein Jäger, ſo wird er oft bei dieſer Gelegenheit zum Schuſſe kommen; doch muß er weniger hierauf Rückſicht nehmen, als darauf, daß er ſich von der Seite heranſchleiche, von welcher er es auf den Vorſtehenden zutreiben kann. Wird es rege und nimmt die verlangte Richtung, ſo folgt er immer langſam und ſtill; wendet es ſich nach einer andern Seite, ſo greift er in gehöriger Entfernung trällernd und pfeifend vor, ſucht es erſt dadurch ruhig zu machen und dann nach dem Schützen zuzuwenden. Uebereilt er ſich und das Wild nicht, ſo wird er ſeinen Zweck mehrentheils erreichen.

Zu jeder andern Jahreszeit wählt man Waldgegenden, wo das Wild gewöhnlich ſteht, zu dieſer Jagd. Auch dann ſtellt ſich der, welcher ſchießen ſoll, auf den Wechſel, der Gehülfe aber ſchleicht von der entgegengeſetzten Seite in dem abzutreibenden Bezirk behutſam ſo lange herum, bis er etwas ins Auge faßt. Von dieſem Moment an leidet das vorher angezeigte Verfahren keine Veränderung.

§. 48. In ſehr bergigen Gegenden wendet man nicht ohne Nutzen die deutſchen Jagdhunde zum Herausjagen des Rothwildes an. Die Schützen ſtellen ſich auf die Wechſel; ein Jäger löſt die Hunde da, wo ſie guten

1) Soll und muß aber in der Flucht geſchoſſen werden, ſo ziehe man mit der Büchſe ſo lange ruhig fort, bis man den vordern Theil des Blattes auf dem Korne hat und drücke nur dann, wenn das Wild im Niederſprunge iſt.

2) d. h. bei friſch gefallenem Schnee.

Wind haben, und wirft ſich auf den Wegen und unbeſetzten Wechſeln vor, wenn ſie jagen.

§. 49. Ich faſſe hier nun Das zuſammen, was der Jäger zu thun und zu beobachten hat, wenn er einen Hirſch, ein Thier, oder überhaupt Rothwild erlegt und verbrochen hat [1]).

Um das Rothwild auf den Wagen zu bringen, faßt er, wenn er grüne, wo möglich eichene Brüche (Zweige) untergelegt hat, den Hirſch an beiden Stangen, dicht unter der Krone, das Thier bei beiden Gehören, ſteigt auf den Wagen, zieht zuerſt den Kopf hinauf und läßt die übrigen Gehülfen nachheben. Dann verbricht er es wieder.

Der Platz, wo, wenn es auf die eben vorgeſchriebene Art vom Wagen gehoben worden, das Aufbrechen vorgenommen werden ſoll, muß gleichfalls mit friſchen Brüchen belegt werden. Nie darf bei dieſen und den folgenden Verrichtungen der Waidmann den Rock ausziehen, noch weniger die Hemdenärmel aufſtreifen. Will er ſich recht reinlich halten, ſo muß er grüne oder dunkelgraue Leinwandärmel über den Rock ziehen und über dem Ellenbogen am Arme feſtbinden.

Auf den Brüchen wird nun der Hirſch auf den Rücken gezogen und das Gehörn ſo unterwärts gedrückt, daß die obern Theile der Blätter auf demſelben ruhen.

Vor dem Kopfe ſtehend, nicht kniend, ſchärft er nun die Haut und das Wildbret von dem Unterkiefer an bis zum Ende des Halſes auf, löſt die Droſſel aus und den Schlund von derſelben ab. Dann ſchärft er in dieſen, zwei Zoll vom vordern Ende deſſelben, eine Oeffnung, ſchlingt den obern Theil drei- bis viermal durch, damit die Aeſung nicht herausdringen kann, und ſchiebt nun mit der rechten Hand den ganzen Schlund nach der Herzkammer hinein.

Indem er an den hintern Theil des Hirſches zwiſchen die Läufe tritt, drückt er dieſe etwas aus einander, ſchärft, ſo daß der eine Theil des Kurzwildbrets (der eine Hode) auf der rechten, der andere auf der linken Seite bleibt, zwiſchen den Keulen nach dem Waideloch zu, bis auf das Schloß hinab; dann über die Ruthe bis zu dem Bruſtkern hinan, blos die Haut auf und löſt die Ruthe nebſt den Samengefäßen aus, läßt aber das Kurzwildbret zu beiden Seiten in der Haut. Hierauf ſchärft er vom Kurzwildbret bis zum Schloſſe mit Vorſicht das Wildbret auf, ſchlägt die Verbindung des Schloſſes durch und drückt die Keulen vollends aus einander. Nun ſetzt er die zwei erſten Finger der linken Hand an den Anfang der entſtandenen

1) Alles was dieſer Paragraph enthält, iſt anwendbar auf ſämmtliche zur hohen und Mittelſagd gehörige Haarwildarten und wird in der Folge nicht wiederholt. Einzelne Abweichungen ſollen am gehörigen Orte angezeigt werden.

Oeffnung, hebt das Wildbret etwas vom Geſcheide auf, ſetzt zwiſchen den Fingern den Nickfänger an, und ſchärft auch das Wildbret, mit der linken Hand nachdrückend, bis zum Bruſtkern auf.

Hiernächſt wird das Netz herausgenommen, dann zwiſchen den Wanſt und das Zwerchfell hineingegriffen, um den Schlund zu erlangen. Nun wird das ganze Geſcheide, welches man, um es nicht zu zerreißen, in der Gegend der Nieren mit der andern Hand untergreifen muß, nach hinten zu herausgezogen, auch der Maſtdarm völlig ausgelöſt.

Wenn das Geſcheide auf die Seite gebracht worden, nimmt man, jedoch ohne ein ſchneidendes Werkzeug anzuwenden, das Unſchlitt heraus. Nachdem vorn der Droſſelknopf abgelöſt worden, geſchieht ein Gleiches an den Rippen herum mit dem Zwerchfell. Dann greift man in der Herzkammer nach der Droſſel und zieht dieſe nebſt der ganzen Lunze auch nach hinten zu heraus. Endlich werden auch die Mehrbraten, welche nebſt der Lunze dem Jäger als Jägerrecht zukommen, ausgelöſt.

Wenn nun der Hirſch vorn etwas gehoben worden, um den etwa zurückgebliebenen Schweiß herauszulaſſen, wird er an einen kühlen Ort gebracht und gut verwahrt.

Das Zerwirken fängt man beim Hirſch mit dem Ausſchlagen des Gehörns an, welches in der Regel vermittelſt eines Waidemeſſers, auch Blatt genannt, geſchehen ſoll. Hierauf ſchärft man, von vorn an, die Haut längs der Bruſt, ſoweit es noch nicht geſchehen iſt, vollends auf. Dann trennt man drei Zoll über dem Oberrücken des rechten Laufes durch einen Einſchnitt rund um denſelben die Haut, ſetzt gerade vom Geäfter hinauf in dem Einſchnitte den Nickfänger an und ſchärft gerade fort bis zur Mitte der Bruſt. Ebenſo verfährt man mit dem linken Vorder- und endlich mit dem rechten und linken Hinterlauf. An den beiden letztern ſchärft man ſo auf, daß an der inwendigen Seite der Keule, unfern der Blume, der Einſchnitt aufhört.

Vermittelſt aller dieſer Einſchnitte wird nun von vorn nach hinten zu die ganze Haut erſt auf der rechten, dann auf der linken Seite abgelöſt. Nur dann, wenn die Haut ſich mit dem Daumen der rechten Hand nicht vom Wildbret abſtoßen läßt, wendet man das Meſſer an, führt es aber ſtets flach und vorſichtig, um der Haut keinen Schaden zuzufügen.

An der Blume, welche am Zimmer, und an dem Gehör, das, vom Kopf abgelöſt, an der Haut gelaſſen wird, ſowie an einem ſchmalen Streif über dem Ober- und Untermaule bleibt die Haut.

Beim nun folgenden Zerlegen bleibt die Haut unter dem Wildbret ausgebreitet.

Zuerſt wird das rechte, dann das linke Blatt nach ſeiner natürlichen Geſtalt abgelöſt. Dann ſchärft man die Flanken [1]) von da, wo ſie ſich an die Keulen anſchließen, erſt auf der rechten, dann auf der linken Seite bis an die Rippen durch, greift, wenn dem Jäger das ganze Jägerrecht zukommt [2]), hinein, zählt die drei erſten Rippen ab, trennt dieſe mit dem Nickfänger von den übrigen, ſchlägt mit dem Blatt den Rückgrat durch und legt ſie mit dem Halſe auf die Seite.

Nun macht man auf der rechten und linken auswendigen Seite mitten über die übrigen Rippen einen Einſchnitt, ſchlägt ſie an der bezeichneten Stelle mit dem Waidemeſſer durch und legt ſie ungetrennt auf die andere Seite. Hiernächſt ſchärft man auf der äußern Seite der Eisbeine bis an die Kugel fort, löſt dieſe aus, dann erſt die rechte, dann die linke Keule vom Zimmer ab und bringt ſie zu dem übrigen Wildbret. Endlich trennt man auch den Rückgrat da, wo, dem eingeführten Gebrauch nach, der Rücken und Zimmer ſich ſcheiden ſollen.

Noch iſt zu bemerken, daß alle hier erwähnten Geſchäfte ſtehend verrichtet werden müſſen, und daß man das Meſſer oder Blatt jedesmal bei Seite legt, wenn man ſeiner nicht bedarf.

In Gegenwart großer Herren und bei großen Jagden wird das Aufbrechen und Zerwirken im vollen Jägerzeuge verrichtet.

§. 50. Jeder Fehler bei der Jagd, beim Aufbrechen und Zerwirken, beſtände er auch nur im Gebrauch eines nicht gerechten Ausdrucks, wird, dem Herkommen gemäß, mit dem Blatte oder Waidemeſſer beſtraft, und zwar auf folgende Art:

Der eines Verſtoßes Ueberführte muß ſeinen Hirſchfänger ab=, ſich ſelbſt quer über einen geſchoſſenen Hirſch, von welchem der Bruch heruntergenommen wird, legen, und erhält von einem andern Waidmanne höhern Ranges drei Streiche, welche in der Jägerſprache Pfund genannt werden, mit dem Blatt ad posteriora; wobei der, welcher das Blatt gibt, ſich folgender Worte bedient:

beim erſten Pfund: Das iſt für meinen Fürſten und Herrn;
beim zweiten Pfund: Das iſt für Ritter, Reiter und Knecht; und
beim dritten Pfund: Das iſt das edle Jägerrecht!

Während des ganzen Acts bläſt die umſtehende Jägerei und mit einem allgemeinen Jägergeſchrei wird er beſchloſſen. Der Beſtrafte muß ſich bedanken.

An den meiſten Orten iſt es eingeführt, daß jeder von den Zuſchauern,

---

1) Einige Jäger löſen erſt die Keulen aus.

2) Dies beſteht im Kopf und Hals, in den daranſtoßenden drei erſten Rippen, und in dem ganzen Aufbruch nebſt den Mehrbraten. Auch iſt es geſtattet, alles Feiſt, was ohne Beihülfe des Meſſers beim Aufbrechen erlangt werden kann, zu nehmen.

der einen Hirſchfänger trägt, ſolchen lüften, d. h. etwa zwei Zoll breit aus der Scheide ziehen muß.

Nicht nur der Jäger von Fach iſt dieſer Strafe unterworfen, ſondern Jeder, der an der Jagd theilgenommen hat, oder beim Aufbrechen und Zerwirken gegenwärtig iſt.

Ob es in ältern Zeiten ernſtlich mit dieſer quasi-Strafe gemeint geweſen war, läßt ſich wol nicht beſtimmen; aber Schande hat ſie, ſelbſt den älteſten Jagdgeſetzen zufolge, nie gemacht. In unſern Zeiten, wo wichtigere Dinge ſpaßhaft betrieben werden, wäre es lächerlich, aus einer bloßen Ceremonie Ernſt machen zu wollen.

Darf ich wol hoffen, über die Erwähnung dieſes Gegenſtandes nachſichtig beurtheilt zu werden? Ich dächte doch! Wer weiß, wenn und wo es ſelbſt dem ſtrengen Kritiker einmal zu Gute kommen kann, über dieſen Gegenſtand etwas geleſen zu haben! Lachen Sie immer, meine Herren, ſo lange Sie ſagen können: „Weit vom Knall, iſt gut für den Schuß!" Sollten Sie je einem Jagen beiwohnen und dennoch gegen die Jägerregel ſündigen, ſo rettet auch Sie nichts; dann heißt's: „Was unter der Heerde iſt, ſchont der Wolf nicht!"

B. Die franzöſiſche oder Parforcejagd [1]) auf Edelhirſche.

§. 51. Die Parforcejagd beſteht darin, daß man einem Hirſche mit einer beträchtlichen Anzahl Jagdhunde, welche weniger ſchnell als er ſind, ſo lange auf der Fährte folgt, bis er durch die Flucht ermüdet, nicht mehr von der Stelle weicht, ſondern ſich ſo lange gegen die Hunde vertheidigt, bis dieſe ihn niederziehen, oder bis er von den Jägern auf eine dem Local, wo er ſich ſtellt, angemeſſene Art erlegt wird.

Dieſer Erklärung zufolge iſt der Ausdruck: Hirſchhetze, welchen man von Unkundigen ſo oft hört, auf dieſe Jagd nicht anwendbar [2]). Denn man

1) Der Verfaſſer bekennt, daß er zwar mehrere Jahre nach einander der Parforcejagd als Zuſchauer in Deſſau beigewohnt, aber des großen Aufwandes wegen, welcher mit der Unterhaltung von vier guten Pferden verbunden geweſen ſein würde, dennoch nicht Gelegenheit gehabt hat, alles Das gründlich zu ſtudiren, was der Parforcejäger von Metier wiſſen muß. Indeſſen hofft er dem Liebhaber und ſelbſt Denen, welche ſich der franzöſiſchen Jagd widmen wollen, durch die Mittheilung ſeiner an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen um ſo eher einen Dienſt zu leiſten, da er das ihm Fehlende aus Döbel's Jägerpraktik zu erſetzen ſich bemühte. Da man ſowol in Rückſicht des Ausdrucks als der Grundſätze in der nachſtehenden Abhandlung große Aehnlichkeit mit einem in Nr. 33, 34, 41, 42 und 43 der Zeitung für die elegante Welt vom Jahre 1801 abgedruckten Aufſatze finden wird, ſo glaubt er, um dem Verdachte auszuweichen, ſich an fremdem Gute vergriffen zu haben, erklären zu müſſen, daß auch dieſer aus ſeiner Feder gefloſſen iſt.

2) Ebenſo wenig der Ausdruck Rennjagd; der Verfaſſer ſchlägt daher, wenn der ausländiſche nicht mehr gelten ſoll, den ihm paſſender ſcheinenden: Ermüdungsjagd vor.

hetzt nur dann das Wild, wenn man daſſelbe im Geſicht ſolcher Hunde, welche ſchneller als jenes ſind, verfolgt, bis dieſe das fliehende Wild einholen und feſthalten.

§. 52. Nothwendige Erforderniſſe zur Parforcejagd ſind:

1. Jäger, welche ſich in Allem, was auf dieſelbe Bezug hat, die nöthigen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erworben haben;
2. ein auf Widerhalt zur Parforcejagd berechneter Edelwildſtand;
3. Terrain, welches ſich zur Unterhaltung deſſelben und zu dieſer Jagdart beſonders eignet;
4. ſichere, ſchnelle, dauerhafte und gewandte Pferde für die Jäger;
5. eine Meute, d. i. eine willkürliche Anzahl Jagdhunde, welche ausſchließlich nur auf der Fährte des angelegten Hirſches vermittelſt ihrer guten Naſe fortarbeiten und ununterbrochen laut ſind.

§. 53. Bei der Anſtellung des nöthigen Jägerperſonals kommt es mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Männer an, welchen die Beſorgung alles Deſſen übertragen wird, was auf dieſe Jagd, die Pferdewartung ausgeſchloſſen, Bezug hat.

Die Befolgung dieſes Grundſatzes macht, daß man an einigen Orten mit Wenigem Viel ausrichtete. So beſtand in Deſſau (nach der Verfaſſung von 1800) das zur Parforcejagd nöthige Perſonal außer dem Director und dem Oberjäger nur aus zwei Piqueurs und drei Jägern. Hierzu kommen noch ſechs Jagdpfeifer, die, ſoweit es mit einem Pferde und zufolge der durch fortgeſetzte Uebung erlangten Erfahrung möglich iſt, auch bei der Jagd Dienſte thun, ein Hundearzt und, wenn ich in der Zahl nicht irre, vier Hundewärter.

Jeder Parforcejäger muß

a) vollkommen hirſch- und fährtengerecht ſein; auch alle auf den zur Jagd beſtimmten Revieren befindlichen Hirſche, vorzüglich die ſtärkern, nach den beſondern Auszeichnungen am Geweih und ihren Stand zu jeder Jahreszeit kennen; dieſe der Stärke nach richtig anzuſprechen und jeden aus andern Gegenden zuwechſelnden, bei der erſten genauen Anſicht von den übrigen ſtandhaltenden zu unterſcheiden wiſſen; überhaupt aber ein geübtes und ſcharfes Auge haben, um in beträchtlicher Ferne, ſelbſt im Holze, auch den nur einmal genau geſehenen Hirſch, ſogar wenn er flüchtig iſt, beſonders bei der Jagd, mit andern nicht zu verwechſeln. Er ſoll

b) in allen Theilen der eigenen Reviere ſo genau Beſcheid wiſſen, daß er auch den kleinſten ihm beſtimmten Ort ſogleich zu finden vermag, und von der benachbarten Gegend wenigſtens ſo viel Localkenntniß haben, daß er ſich überall forthelfen und zurecht finden kann;

c) jeden Hund bei der Meute nicht nur dem Namen, ſondern auch der

Folgſamkeit und Zuverläſſigkeit nach kennen und danach ihn bei der Jagd zu beurtheilen und zu behandeln verſtehen;

d) ein guter Reiter ſein, d. h. er muß ſein Pferd vollkommen in der Gewalt haben und die Kräfte deſſelben möglichſt ſchonen, für ſeine Perſon aber ſo wenig beſorgt ſein, daß er die Möglichkeit eines Sturzes kaum zu ahnen ſcheint und überhaupt Alles von der Natur erhalten und erlernt haben, was vom tüchtigen deutſchen Jäger gefordert wird.

Dieſe Eigenſchaften muß der Director ſowol, als der Oberjäger in vorzüglichem Grade beſitzen; auch muß bei jedem andern Jäger das Beſtreben ſichtbar ſein, ſeinem Beruf treu, unverdroſſen und mit Leidenſchaft Genüge zu leiſten.

§. 54. Um die im vorigen Paragraph unter a angegebenen Fertigkeiten zu erlangen, muß ſich der junge Jäger nicht nur mit Allem, was ſchon früher über das Entſtehen und den Bau des Gehörns geſagt worden, ſondern auch mit dem richtigen Anſprechen des Edelwildes praktiſch bekannt zu machen ſuchen. Beim Letztern wird ihm die Arbeit mit dem Leithunde unter Anleitung eines ſachverſtändigen Principals ſehr weſentlichen Nutzen ſchaffen.

Zum Erwerbe der Hirſcherkenntniß nach der Auszeichnung am Geweih und nach dem Körperbau gibt es kein ſicheres Mittel, als tägliche Beobachtung und Anſchauung mehrerer Hirſche und damit verbundene Aufmerkſamkeit auf die abweichende Stellung der Gehörne im Ganzen und der einzelnen Theile derſelben, der Enden. An gut und zweckmäßig unterhaltenen Winterfütterungen [1]) findet man hierzu die beſte Gelegenheit. Durch vieljährige Uebung hatte der verſtorbene Director der Parforcejagd in Deſſau, der Forſtmeiſter Krüger, es ſo weit gebracht, daß er viele der ſtärkern Hirſche ſelbſt dann erkannte, wenn ſie das Gehörn abgeworfen hatten.

Um von der Zahl der Standhirſche unterrichtet zu ſein, wird an jeder Fütterung eine Liſte darüber aufgenommen; und damit es an einem Hülfsmittel nicht fehle, in derſelben einen Hirſch von dem andern zu unterſcheiden, erhält jeder, ſobald er am Gehörn ſich auszuzeichnen anfängt, einen beſondern Namen, und heißt dann Namenhirſch. Außer dem Namen wird das Alter, nach der im folgenden Paragraph anzuzeigenden Art anzuſprechen,

---

1) In Deſſau ſtanden an jeder der beiden Fütterungen 70, 80 und mehrere Hirſche. Hatten ſie ſich, um andere Aeſung zu ſuchen, davon entfernt, ſo konnte ſie der Jäger mit dem Pferde gemächlich näher treiben. Hatte er dann Heu auf die Raufen geſteckt und Hafer oder Eicheln in kleinen Häufchen auf dem Erdboden herumgeſtreut, ſo kamen ſie, dem wiederholten Rufe: Komm Hirſch! zufolge, heran und waren ſo ruhig bei der Aeſung, daß der ihnen bekannte Jäger unter denſelben herumreiten, auch zuweilen einige mit den Händen berühren konnte. Dies Schauſpiel, an welchem mehrere Zuſchauer ganz in der Nähe theilnehmen durften, gewährte jedem Jagdliebhaber ein hohes Vergnügen. Noch zahmer waren bis 1848 die im Prater bei Wien gehaltenen Hirſche. Einzelne von dieſen miſchten ſich zuweilen unter die Gäſte in den Praterhütten, und einer von ihnen beſuchte einigemal die Jägerzeil, die belebteſte Straße der an den Prater ſtoßenden Vorſtadt Leopoldſtadt.

die Zahl der Enden auf jeder Stange, auch wo möglich die Auszeichnung an irgend einem Theile des Geweihes in der Liſte aufgeführt.

Da dieſe Auszeichnung dem Hirſche bei jedem nachmaligen Aufſetzen eigen bleibt, und da es wol nicht leicht zwei Hirſche gibt, welche ein ganz gleich gebautes und geſtelltes Gehörn trügen, ſo erkennt man den einmal benamten an dem bekannten ausgezeichneten Theile wieder und trägt, wenn er im Sommer völlig vereckt hat, die Ab- oder Zunahme der Enden, und wenn im letztern Falle ein neues Unterſcheidungszeichen ſichtbar würde, auch dieſes in der Liſte ein.

Sie könnte etwa nach folgendem Schema eingerichtet werden:

Liſte der Namenhirſche im Jahre 1802.

Name.	Stärke und Endenzahl.	Endenzahl auf der rechten Stange.	Endenzahl auf der linken Stange.	Auszeichnung.
1. Der Fromme.	Vom dritten Kopf jagdbar, an ungerade 16 Enden.	8	7	Die Krone der linken Stange hat hinten eine Quergabel, deren längſtes auswärts ſtehendes Ende ſcharf nach unten zu gebogen iſt.
2. Hubertus.	Vom vierten Kopf, an gerade 12 Enden.	6	6	Lange Augenſproſſen; die an der rechten Stange wendet ſich nach außen und iſt an der Ecke ſcharf oberwärts gekrümmt.

u. ſ. w.

Abänderung der Liſte im Jahre 1803.

1. Der Fromme.	Vom vierten Kopf jagdbar, an gerade 14 Enden.	7 denn er hat auf dieſer Stange zurückgeſetzt.	7	Wie im vorigen Jahre.
2. Hubertus.	Schlecht jagdbar an gerade 14 Enden.	7	7	Wie im vorigen Jahre und iſt an der Krone der linken Stange durch das neuentſtandene Ende eine Seitengabel, deren vorderes Ende einwärts gebogen iſt, zum Vorſchein gekommen.

u. ſ. w.

§. 55. Vom dritten Lebensjahre des Hirſches an weicht bei der Parforcejagd das Anſprechen deſſelben ganz von dem bei der deutſchen üblichen ab. Denn, ſobald er dann das zweite Gehörn aufſetzt, ſagt man: er iſt ein Hirſch vom zweiten Kopf, im vierten Jahre wird er ein Hirſch vom dritten, im fünften vom vierten Kopf. Wenn er im folgenden ſechsten Jahre zum fünftenmale ſein Gehörn erneuert, wird er ſchlecht-jagdbar; im nächſten ſiebenten Jahre jagdbar, im achten vom zweiten Kopf jagdbar, im neunten vom dritten Kopf jagdbar, ꝛc.

Bei dieſer Methode anzuſprechen kommt nie die Zahl der Enden in Betracht. Kennt der Jäger, wie er ſoll, ſeine Standhirſche, ſo iſt ſie unſtreitig ſicherer und beſtimmter, als die bei der deutſchen Jagd eingeführte, bei Wechſelhirſchen aber allerdings weniger beſtimmt, als bei dieſer; denn wenn der deutſche Jäger zwar jeden Hirſch, der der Fährte nach über zwölf Enden tragen kann, als jagdbar angibt, ſo fügt er doch allemal, inſofern er den Hirſch geſehen hat, die Zahl derſelben bei; der franzöſiſche hingegen achtet nur auf die Stärke und Perlbeſetzung der Stangen und Roſen, und zugleich darauf, ob die letztern dicht auf dem Roſenſtocke ſtehen oder nicht. Hiernach ſpricht er muthmaßlich das Alter an, welches Alles ſich aber aus der Fährte noch viel weniger beſtimmt angeben läßt. Auch hierbei iſt der deutſche Jäger beſſer daran; denn ob der Hirſch nach ſeiner Anſprache jagdbar iſt, muß er ſchon dem Schritte nach beurtheilen können.

§. 56. Daß der Edelwildſtand in ſolchen Revieren, wo alle Jahre Parforcejagd ſtattfinden ſoll, ſehr ſtark ſein müſſe, ergibt ſich ſchon daraus, daß vom Auguſt bis zum November, um Hunde und Pferde in Athem zu erhalten, wöchentlich dreimal gejagt wird, und daß dadurch jährlich 36 bis 40 Hirſche, oder wenn man, wie billig, einige Fehljagden vorausſetzt, doch 30 bis 34 in Abgang kommen. Da nun unter dieſen Umſtänden höchſtens nur ein oder zwei Feiſthirſche für die herrſchaftliche Tafel gebürſcht, von den gejagten Hirſchen vor und zu Anfang der Brunftzeit nur der Zimmer, ſpäterhin aber gar nichts für dieſelbe benutzt werden kann, und alſo zu dieſem Behuf blos alte und Schmalthiere geſchoſſen werden; ſo läßt ſich leicht der Schluß machen, daß wenigſtens 300 Stück Wild, Schmalthiere und Spießer erforderlich ſind, um die Küchenconſumtion zu beſtreiten und den Hirſchſtand, welcher doch aus nicht weniger als 150 Stück beſtehen kann, vollzählig zu erhalten.

§. 57. Vorzüglich eignen ſich zur Parforcejagd ebene Reviere, deren nicht zu ſehr zuſammenhängende Holzmarken, durch Wieſen und Lehden unterbrochen und begrenzt ſind. Dieſe Holzmarken, vorzüglich aber große Nadelholzwaldungen müſſen mit ſchnurgeraden, ſich kreuzenden, immer von überhangenden Aeſten gereinigten und planirten Wegen und Wildfuhren in

mäßigen Entfernungen durchſchnitten ſein, um die Beobachtung des Hirſches und der Jagd im Ganzen zu erleichtern.

Jeder Eingang derſelben, jede mit Sand befahrene Brücke und jede Durchfahrt, welche über Graben führt, jeder Ort, wo ein Fluß oder ſtilles Waſſer ohne Gefahr mit dem Pferde paſſirt werden kann, iſt mit ſtarken, auf Stangen geſteckten Strohwiſchen, und der Weg im Waſſer auf beiden Seiten mit eingeſteckten Stäben, jeder Fuchs- und Dachsbau und jedes nicht ganz in die Augen fallende Loch mit breiten weißen Ringen an den umſtehenden Bäumen, und, wo dieſe fehlen, durch eingegrabene roth oder ſchwarz geringelte Säulen zu bezeichnen.

Sind die Flüſſe zu tief und reißend, oder iſt der Grund in denſelben zu unſicher, ſo werden während der Jagd auf den gewöhnlichen Wechſeln kleine, mit Fiſchern beſetzte Fähren oder doch Kähne angeſtellt, um einige Jäger ſogleich überſetzen zu können. Pflicht und Menſchlichkeit gebieten alle dieſe Maßregeln, um den Jäger bei einer bloßen Vergnügungsſache der Lebensgefahr ſo wenig als möglich auszuſetzen.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß es ſonſt möglich gemacht wurde, in bergigen, ſelbſt felſigen Gegenden die Parforcejagd zu betreiben: aber gewiß nie iſt ſie da ſo regelmäßig gegangen und mit ſo vielen Annehmlichkeiten für den Zuſchauer verbunden geweſen, wie in Deſſau, wo alle oben angeführten Localverhältniſſe und Einrichtungen ſtattfinden.

§. 58. Hat das Jagdpferd die oben angeführten Eigenſchaften und iſt es nicht zu hitzigen Temperaments, denn ſelbſt das faule wird bei der Parforcejagd lebhaft, ſo iſt es ganz gleich, von welcher Race es herſtammt. Keines ſollte unter fünf Jahre alt ſein, wenn es zur Jagd gebraucht wird.

Ein Jagdpferd muß zwar nie hartmäulig ſein, aber doch immer feſt am Zügel ſtehen; denn wäre es zu empfindlich im Maule, ſo würde es ſchnelle, gewaltſame Wendungen nicht ruhig ertragen.

Immer, beſonders einen Monat vor und während der Jagdzeit muß es reichlich mit Hafer ohne Hechſel, aber nur höchſtens mit ſechs Pfund Heu täglich gefüttert werden: denn es ſoll Kräfte und Athem haben, aber nie fett ſein. Bei übermäßiger Anſtrengung wird man wohl thun, es mit Gerſtenſchrotſaufen zu unterſtützen.

Im Frühjahre iſt ihm vierwöchentliche Graſung ohne trockenes Futter ſehr dienlich. Dem ſteifgerittenen kann man vorher mit einem Fontanell auf der Bruſt zu Hülfe kommen. Im Sommer und ſelbſt in der Jagdzeit, nur die Jagdtage ausgenommen, hat das kalte Flußbad, und nach harten Jagden das Frottiren und Waſchen der Blätter und Füße mit warmem Wein oder Branntweinſpülig großen Nutzen. Nie darf ein Jagdpferd warm in den Stall kommen und nicht eher Futter und noch weniger Saufen erhalten,

bis es innerlich und äußerlich völlig abgekühlt iſt. In dieſer Beziehung müſſen die Stallleute unter ſtrenger Aufſicht ſtehen.

Der Jäger kann und darf, ſobald er abſteigt, nichts mehr mit dem Pferde zu thun haben; aber immer wird er doch, um ſein ſelbſt willen, den Stallknecht, welcher es wartet, beobachten, und wenn er Fehler bemerkt, ſie dem Stallvorgeſetzten anzeigen. Der Director muß über fünf, ihm ein für allemal zugetheilte Pferde in Allem, was den Dienſt betrifft, disponiren können; über ebenſo viel der Oberjäger und die zwei Vorſuchenden. Von dieſen reiten die genannten Perſonen bei der Jagd ein Pferd zum Vorſuchen und Lanciren, eins zur Anjagd und zwei kommen auf relais.

Jeder der übrigen Jäger hat vier Pferde; eins davon wird zum Lanciren und zur Anjagd geritten und zwei gehen auf relais. Ein Pferd bleibt bei allen übercomplet und zu Hauſe.

Auch außer der Jagdzeit darf und muß der Jäger ſeine Pferde gebrauchen, aber ohne Noth nicht über die Futterzeit ausbleiben. Jeder Jagdpfeifer erhielt in Deſſau nur ein Pferd.

Mit Recht fordert man von Jedem, der bei der Parforcejagd Dienſte thut, daß er ein guter Reiter ſei. Sobald die jungen Pferde in der Bahn nur ſo weit gebracht ſind, daß ſie den Reiter tragen und einigermaßen den Zaum annehmen, muß daher der Jäger das ihm zugetheilte ſelbſt, erſt unter den Augen des Bereiters und nachher im Freien allein, behandeln können und dürfen.

Verſteht er die Kunſt, es mit dem Vorder- und Hintertheile im Gleichgewicht zu erhalten, oder die ſchwächere Partie zu ſchonen; vermeidet er, ſo viel er kann, heftige Paraden und gewaltſames Herumwerfen; weiß er die Kräfte deſſelben für den Nothfall zu ſparen: ſo iſt es kaum zu glauben, wie lange es Dienſte thun kann. Es ſind mir Fälle in Deſſau bekannt, daß einige Pferde zwölf, dreizehn, mehrere ſieben, acht Jahre ausgehalten haben. Und gewiß, der Vortheil iſt ſehr groß, zur Jagd gewöhnte Pferde zu reiten! Deshalb wird auch der bedachtſame Jäger ſein Pferd, um eines kleinen Fehlers willen, nicht abgeben und für untauglich erklären.

§. 59. Die Meute kann aus Jagdhunden, entweder von engliſcher oder franzöſiſcher Race zuſammengeſetzt ſein. In Deſſau beſteht ſie gewöhnlich aus 80 bis 90 von der erſten Art.

Je ſtarkzähliger ſie iſt, deſto voller und helltönender iſt auch der Laut; denn kein Parforcehund ſoll ſtumm jagen. Iſt ſie aber auch geringzähliger, ſo geht gerade deshalb die Jagd oft am beſten, weil die Hunde leichter zu überſehen und zuſammenzuhalten ſind.

Nie darf eine Hirſchmeute auf irgend eine andere Wildart, und nicht einmal auf Thiere jagen.

§. 60. Die Unterhaltung und Behandlung der Meute fordert große Aufmerksamkeit, nicht allein von Seiten der Jäger, sondern auch der Wärter. Deshalb muß bei Einrichtung des Jägerhofs (so wird der zur Aufbewahrung der Hunde bestimmte Ort genannt) darauf Bedacht genommen werden, daß die Wohnung der Wärter ganz in der Nähe der Ställe und Zwinger ihren Platz findet, damit sie aus derselben beides übersehen können. Sämmtliche Wärter müssen zur Futterzeit gegenwärtig sein und in der Aufsicht außer derselben je zwei und zwei wochen- oder tageweise abwechseln. Die Wache haltenden dürfen sich auch nicht eine Minute entfernen, um immer bei der Hand zu sein, wenn etwa Unordnungen durch Beißen der Hunde unter einander u. dgl., welche scharf mit der Peitsche zu bestrafen sind, entstünden.

Die Oberaufsicht im Jägerhofe führt der älteste Piqueur, welcher auch seine Wohnung in dem Bezirk desselben hat.

Alle Hundeställe müssen eine gesunde, trockene Lage haben und so angelegt sein, daß vermittelst der auf beiden Seiten geöffneten Fenster immer frische Luft durchstreichen kann. Keinen Tag darf die Reinigung derselben ausgesetzt bleiben.

In dem größten derselben liegt die eigentliche Meute; ein zweiter ist für läufische Hündinnen bestimmt und ein dritter für junge ausgewachsene Hunde, durch welche der Abgang alter ersetzt werden soll. Zunächst an diese muß der Fütterungszwinger grenzen, und aus diesem ein Eingang zum größern, in welchem sich die Hunde Bewegung machen können, führen. Zur Beförderung der Reinlichkeit wird der Boden des erstern ganz, der des letztern, in welchem aber auch ein Rasenplatz, und hin und wieder ein Schatten gewährender Baum nicht ohne Nutzen ist, zum Theil mit feinem Sande befahren, das Ganze aber jedesmal, wenn die Hunde wieder in die Ställe gebracht worden, gesäubert. Ist es möglich, einen Bach durchzuleiten, so mache man ja von diesem glücklichen Verhältnisse Gebrauch. Außerdem muß vorzüglich darauf gehalten werden, daß sämmtliche Hunde oft und immer frisches Saufen durch Anwendung möglichst leichter Mittel erhalten. Die Zwinger werden am füglichsten mit starkem Lattenwerk, welches unten herum mit drei über einander liegenden Brettern vernagelt ist, umsetzt.

Noch muß auf kleinere Stallbehältnisse, um in denselben die läufischen Hündinnen mit den ihnen bestimmten Hunden paarweise zusammenzusperren, ingleichen auf eine zunächst bei der Wärterwohnung anzubringende allgemeine, außerdem aber auf eine andere, aus der Nachbarschaft aller andern Hunde zu entfernende, für solche Patienten, die an ansteckenden Krankheiten, z. B. an der Raude oder sogenannten Seuche leiden, bestimmte Krankenstube Bedacht genommen werden. Beide müssen mit Oefen und guten Lagern versehen sein.

§. 61. Fleißige und oft wiederholte Reinigung der Hunde, durch Kämmen, Waſchen und Baden wird das Gedeihen derſelben befördern; Nachläſſigkeit in dieſem Falle aber immer üble Folgen haben.

§. 62. Die beſte Fütterung beſteht aus Haferſchrot, altbackenem Brot, aus halb Roggen-, halb Gerſtenmehl, und Schöpſen- oder Rindfleiſch [1]). Das zu einer Mahlzeit — die Hunde erhalten deren täglich zwei — nöthige Schrot und Brot wird jedes in ein beſonderes, mit einem Deckel verſehenes Faß gethan, das gehackte Fleiſch nebſt den zerſchlagenen Knochen aber mit Waſſer in einem Keſſel geraume Zeit tüchtig gekocht.

Dann ſchöpft man die Brühe ab, verdünnt ſie mit ſiedendem Waſſer, gießt ſo viel davon auf das Schrot als nöthig iſt, unter beſtändigem Rühren eine breiartige Maſſe daraus zu machen, und deckt den Kübel zu. Hierauf ſetzt man im Keſſel wieder Waſſer zu, läßt das Fleiſch damit ſo lange kochen, bis es völlig weich iſt, gießt nun die zweite Brühe auf das Brot, und deckt auch dieſes Faß zu.

Wenn nun Schrot und Brot hinlänglich durchbrüht und aufgequellt iſt, wird es nebſt dem Fleiſche in die im Fütterungszwinger befindlichen Tröge gethan, dort gut gemengt, Fleiſch und Brot klein gezupft und gedrückt, und jeder Trog mit einer dünnen Brettdecke ſo lange belegt, bis das Ganze bis zum Lauwarmen verkühlt iſt.

Sobald ſämmtliche Jäger und Wärter, mit Hetzpeitſchen verſehen, zur Fütterung beiſammen ſind, öffnet ein Wärter die Thüre des Stalles, in welchem die Meute liegt. Vor derſelben halten die Jäger ſolche unter dem Zuruf: Derrière, durch Peitſchenſchwenken zurück, bis die übrigen Wärter die Decken von den Trögen gehoben haben. Dann treten die Jäger aus einander und geben durch: Soupez, soupez! das Zeichen zum ſehr bald beendigten Schmauſe.

Nach eingenommener Mahlzeit darf mäßige Bewegung nicht fehlen; deshalb, und um zu bemerken, ob einem oder dem andern Hunde etwas zugeſtoßen ſei, um zugleich auch alle im Gehorſam zu erhalten, und jeden einzelnen, dem Namen und der Abzeichnung nach, kennen zu lernen, wird die Meute etwa eine halbe Stunde aus dem Stalle und dann wieder zurückgeführt.

Beim Ausführen geht ein Wärter vor derſelben, die Jäger ſchließen ſich an den Seiten an und zwei Wärter beſchließen den Zug. Alle Hunde müſſen dicht gedrängt gehen, und keiner darf auf der Seite oder vorn herausbrechen. Der bloße Verſuch wird vorn unter dem Zuruf: Derrière, an den

1) Auch die neuerfundene, überall ſo gerühmte Knochenbrühe würde wenigſtens zur Abwechſelung mit Nutzen angewendet werden können.

Seiten unter dem: A la meute, mit Peitſchenhieben beſtraft. Die aber, welche, um ſich zu löſen, zurückbleiben, muß einer der hinterſten Wärter beobachten, und ſobald ſie ſich expedirt haben, A la meute rufend, nachbringen.

Ein zurückgelaſſener Wärter richtet während der Abweſenheit der Meute für die läufiſchen und tragenden Hündinnen an, welche, wenn jene eingethan iſt, freſſen und ausgeführt werden.

Auch die zum Vollzähligmachen der Meute beſtimmten jungen Hunde werden allein gefüttert, und kommen dann in den zur freien Bewegung eingerichteten großen Zwinger.

Jeder ſäugenden Hündin wird Freſſen und Saufen bei ihren Jungen gereicht.

§. 63. Zur Zuzucht bringe man, wenn eine gute Hündin läufiſch iſt, ſolche mit einem der vorzüglichſten Hunde, unter gehöriger Rückſicht auf beider Temperament, Bau und Alter, in einem kleinen Stalle, oder, noch beſſer, im Zwinger, wo ſie beobachtet werden können, allein zuſammen, und trenne ſie nicht unter drei Tagen, oder wenigſtens nicht eher, bis ſie dreimal ſich gebunden (gehangen) haben. Dann kommt der Hund wieder zur Meute, die Hündin aber bleibt, bis die gewöhnlich neun Tage dauernde Periode des Laufens vorüber iſt, in der für ſie ſchicklichen Geſellſchaft ihres Gleichen.

Die Monate Januar, Februar und März ſind die beſten zum Belegen. Späterhin läßt man die Hündinnen nicht gern zu, weil ſie ſonſt zur nächſten Jagdzeit, die Jungen aber zu der des folgenden Jahres nicht brauchbar ſein würden. Der Nothfall, wenn nämlich eine abgeſperrte, läufiſche Hündin traurig ſich bezeigte oder das Futter verſagte, und deshalb der Ausbruch der Tollwuth zu beſorgen wäre, macht hierbei eine Ausnahme von der Regel.

Der Zeitpunkt der Begattung wird genau aufgezeichnet, um die Periode des Wölfens, welche in der Regel nach neun Wochen und zwei Tagen erfolgt, berechnen zu können. Wenn dieſe eintritt, bringt man die Hündin in die für ſie beſtimmte, immer in mäßiger Wärme zu erhaltende Stube, wo ſchon für ein gutes, weiches Lager in Körben oder Kaſten geſorgt ſein muß, und gibt wohl Acht, ob beim Geſchäft des Wölfens Hülfe nöthig iſt, welche dann der Hundearzt leiſtet.

Mehr als zwei bis drei Junge darf die Mutter nicht ſäugen. Da aber vorzüglich die von franzöſiſcher Race weichlich ſind, und überhaupt einiger Abgang unvermeidlich iſt, ſo dürfen die übrigen nie weggeworfen werden, ſondern man muß einige Bauerhündinnen zu Ammen in Bereitſchaft halten. Damit dieſe ihre Dienſte willig verſehen, nimmt man ihnen ihre eigenen Jungen weg bis auf eins, und wäſcht dieſes wie die künftigen Milchgeſchwiſter,

ehe man ſie unterlegt, mit Branntwein. Nie darf die rechte Mutter mit der Amme in einer Kammer liegen, dieſe und das Lager muß immer reinlich ſein, auch die rechte oder Pflegemutter nebſt den Jungen ſo viel möglich vom Ungeziefer frei gehalten werden, gutes Futter und friſches Saufen bekommen, und von Zeit zu Zeit einige Bewegung im Zwinger haben.

§. 64. Wenn die jungen Hunde vier bis fünf Wochen alt ſind, gibt man ihnen, während die Mutter abweſend iſt, etwas lauwarme Milch, mit altem, aus Mittelmehl gebackenem, gekrümeltem Brote vermiſcht, zu freſſen; aber nie darf dies beihülfliche Nahrungsmittel ſo lange ſtehen, daß es ſauer werden könnte. Sobald die Jungen Futter annehmen, entfernt man die Alte von ihnen, und bringt ſie wurfweiſe [1]) in vier Fuß lange und breite und ebenſo hohe, täglich mit friſchem Stroh oder Heu auszufütternde Kaſten, welche man gern in die Stube der Hundewärter ſetzt, damit die liebe Jugend immer unter Aufſicht iſt; denn dies iſt der Zeitpunkt, wo junge Jagdhunde ſorgfältig gepflegt, reinlich gehalten und beſonders genau beobachtet werden müſſen, weil ſie oft am Durchfall und an andern Uebeln leiden, die, ohne augenblickliche Anwendung zweckmäßiger, vom Hundearzt verordneter Heilmittel, faſt immer tödtliche Folgen haben.

Nach und nach entwöhnt man ſie von der oben angezeigten Fütterung und erſetzt dieſe durch Fleiſchbrühe, welche auf Brot gegoſſen und mit etwas kleinwürfelig geſchnittenem Fleiſche vermengt wird. Das aufgeweichte Brot zerdrückt man völlig.

Nicht immer dürfen ſie im Kaſten liegen, ſondern müſſen oft aus demſelben auf die Erde, bei ſchönen Tagen aber an die freie Luft gebracht werden, damit ſie ſich Bewegung und Zeitvertreib machen können.

Bis zur achten Woche beſteht das Saufen in friſcher Milch, nachher bekommen ſie oft friſches Waſſer.

Am beſten iſt es, wenn ſie in einem Alter von drei Monaten aufs Land verlegt und bis ſie ein Jahr und etwas drüber alt ſind, in völliger Freiheit bei gutem Futter dort erzogen werden können; aber nie dürfen ſie eingeſperrt ſein, an der Kette liegen, oder gar Schläge bekommen.

Von Zeit zu Zeit muß ſie ein Jäger oder der Hundearzt beſuchen und nach dem Rechte, in Rückſicht der Pflege, ſehen.

Erlauben beſondere Verhältniſſe dieſe Erziehungsart nicht, ſo bringt man alle drei Monate alt gewordene Hunde zuſammen in einen beſondern Stall, füttert ſie auf eben die Art wie die Meute, und ſorgt nun dafür, daß ſie in einem geräumigen Zwinger immer friſches Waſſer und viel Bewegung haben.

---

1) Alle von einer Hündin auf einmal geworfne Junge begreift man unter dem Ausdruck Wurf.

Weder die auf dem Lande aufgewachſenen und im Frühjahre in den Jägerhof gebrachten, noch die hier erzogenen kommen eher zur Meute, bis ſie auf den ihnen beigelegten Namen hören und dem Zuruf: Derrière und A la meute, und überhaupt gehorchen lernen. Sind ſie ſo weit, ſo koppelt man jeden beim Ausführen der Meute mit einem alten Hunde von einem andern Geſchlechte, als er ſelbſt iſt, bis alle ſich zur Ordnung und Folgſamkeit gewöhnt haben.

Von nun an bleiben ſie mit der Meute vereinigt.

§. 65. Soll die Meute immer in recht gutem Stande bleiben, ſo wird es zuweilen nothwendig, durch Ankauf echt engliſcher oder franzöſiſcher, vorzüglich zum Belegen beſtimmter Jagdhunde, friſches Blut in die Race zu bringen. Letztere, die franzöſiſchen, waren, in frühern Zeiten wenigſtens, ſchon in ihrem Vaterlande, welches auch das der Parforcejagd iſt, zum Gehorſam gewöhnt, und auf Hirſche vorzüglich eingejagt; erſtere hingegen haben zwar in Rückſicht der Dauer ſowol, als der Naſe Vorzüge, jagen aber anfänglich auf jeder Wildfährte, beſonders aber auf der des Fuchſes lieber als auf der des Hirſches, weil ſie in ihrer eigentlichen Heimat auf Hirſche ſelten, auf Füchſe immer Uebung haben.

Auch mag man ſich in England wol nicht viel Mühe geben, ſie folgſam zu machen; denn das Geſchäft, ſie zum Gehorſam und zur Meute zu gewöhnen, und nur auf die Hirſchfährte einzujagen, fordert, da faſt nie ein junger Hund dieſer Art nach Deutſchland gebracht wird, lange Zeit und viele Mühe. Deshalb muß auch darauf geſehen werden, daß ein ſolcher Transport friſcher Hunde im Frühjahr ankomme, um ſie zugleich mit den jungen Hunden auszuarbeiten. Langten ſie aber erſt kurz vor, oder gar erſt in der Jagdzeit an, ſo müſſen ſie im erſtern Falle beim Ausführen und Ausreiten anfänglich mit alten einheimiſchen Hunden gekoppelt, im letztern aber bis zur Anjagd gleichfalls gekoppelt, und jedesmal nur einige derſelben mitgenommen werden.

Gleichwol kann man ſich ſelten eher als im zweiten Jahre einigermaßen auf ſie verlaſſen.

Ueberhaupt beſteht der Vortheil, welcher aus der Veränderung der Race entſpringt, beſonders darin, daß ſich das den engliſchen Hunden eigene Feuer der Meute, und ihre vortreffliche Naſe den von ihnen fallenden jungen Hunden mittheilt.

§. 66. Bei der Jagd erhitzen und erkälten ſich die Parforcehunde ſo oft, und es häufen ſich aus dieſen und andern Gründen bei ihnen ſo viele Unreinigkeiten an, daß eine gewiſſe Anlage zur Raude, oder doch zu Ausſchlägen, welche in Raude übergehen können, vorauszuſetzen iſt.

Um nun dem Ausbruche dieſer und anderer Krankheiten zuvorzukommen,

thut man wohl, der ganzen Meute im Mai oder Juni eine Reinigungscur brauchen zu laſſen. Zuvörderſt gibt man ihr nachſtehendes Abführungsmittel:

Es werden ſo viel Schafe geſchlachtet, daß auf 18 bis 20 Hunde eins kommt. Alles Fleiſch, ſelbſt die vorher gereinigten Kaldaunen, das wollige Fell und die Knochen läßt man klein hacken und in einem Keſſel lange und ſtark kochen. Die Brühe wird dann auf das Schrot und Brot gegoſſen, beides, wenn es eine Weile geſtanden hat, in die Futtertröge gethan und endlich Alles aus dem Keſſel dazu gemiſcht. Wenn dieſe Suppe noch heiß iſt, rührt man auf 100 Hunde zwölf Pfund Butter, fünf Pfund kleingeſtoßenen Schwefel, ſechs Pfund Lorbeern und zwei Pfund Alaun hinein. Nachdem Alles gehörig verkühlt iſt, erhält es die Meute zum Morgenfutter. Am dritten Tage darauf läßt man allen, oder doch den Hunden, bei welchen ſich beſondere Merkmale von Schärfe äußern, am Halſe Ader.

Dann gibt man ihnen wieder drei Tage Zeit zur Erholung, um folgende Salbe anwenden zu können:

Man nimmt auf 100 Hunde

67	Pfund	Leinöl,
8	=	Eſſig,
$10\frac{1}{2}$	=	Schwefel,
$4\frac{1}{2}$	=	Kupferwaſſer,
4	=	Gallus,
$1\frac{1}{3}$	=	Lorbeern.

Wenn das Leinöl in einem Keſſel heiß gemacht worden, thut man den Eſſig hinzu, und läßt beides eine Weile über dem Feuer ſtehen. Dann werden die übrigen Species klein geſtoßen hinzugemiſcht. Unter beſtändigem Rühren muß nun die ganze Maſſe über gelindem Feuer, ohne überzulaufen, recht gut durchkochen. Nachdem ſie bis zu dem Grade von Wärme verkühlt iſt, daß man den Finger hineinhalten kann, ohne ſich zu verbrennen, wäſcht man die Hunde über und über, jedoch ſo, daß nichts in die Augen kommt, damit, und thut jeden, ſobald er geſchmiert iſt, in einen engen, gut mit Stroh ausgeſtreuten Stall, wo die ganze Meute fünf Tage beiſammen liegen bleibt, auch da gefüttert und immer mit friſchem Waſſer verſorgt wird. Von nun an läßt man täglich friſch einſtreuen.

Wenn ſechs Tage verfloſſen ſind, können die Hunde bei ſchönem warmem Wetter im Zwinger gefüttert werden und ſo lange herumlaufen, bis der Stall gereinigt und mit neuer Streu verſehen worden iſt.

Nach Verlauf von 14 Tagen werden ſie ſämmtlich mit Seife und warmem Waſſer gewaſchen, und hiermit iſt die Cur vollendet.

§. 67. Wenn alle jungen oder zugekauften Hunde im Zwinger, beim Futter und beim Ausführen zum unverbrüchlichſten Gehorſam gewöhnt ſind,

nimmt im Monat Juli das tägliche Ausreiten ſeinen Anfang, um ſie und die Jagdpferde in Athem zu ſetzen.

Zu dieſem Ende verſammelt ſich das ganze zur Parforcejagd gehörige Perſonal in den kühlen Morgenſtunden vor dem Jägerhofe und empfängt die ihm von den Hundewärtern zugeführte Meute. Der älteſte Piqueur reitet dicht vor derſelben her und feuert ſie durch den oft wiederholten Zuruf: Hay, hay! zur Nachfolge an. Vorn an der rechten Seite ſchließt ſich der Director, an der linken der Oberjäger, und hinter jedem von dieſen ein Theil der Jägerei und der Jagdpfeifer an, um die Hunde enge zuſammenzuhalten. Die vorderſten Reiter rufen gleichfalls Hay, hay! die übrigen: A la meute! Das Auseinanderdrängen und Durchbrechen wird, wie beim Ausführen zu Fuß, beſtraft.

Dem jüngſten Jäger liegt das Geſchäft ob, zurückbleibende Hunde zu beobachten und durch die Worte: A la meute! nöthigenfalls auch durch Peitſchenhiebe, nachzubringen.

So geht der Zug während der erſten 14 Tage langſam in einem eingeſchloſſenen Diſtrict, oder in den Straßen der Stadt herum. Späterhin wird mit der Meute einige Tage, etwa eine Stunde weit ins Freie, im Schritt geritten, aber jeder Ort ſorgfältig vermieden, wo Wild ſteht oder kurz vorher gewechſelt haben könnte. Von nun an folgen die Reitknechte mit den übrigen Jagdpferden der Meute.

In der Folge wechſelt Trab mit Schritt ab, auch macht man längere Wege. Nach einigen Tagen wird mitunter galoppirt und die ſchnelle Bewegung täglich vermehrt. Endlich dehnt man die Tour bis auf eine, auch wol auf $1\frac{1}{2}$ Meile aus, und läßt auf kurze Diſtanzen den Galopp in Carriere übergehen. Von dieſer Zeit an ſchickt man einen Theil der Pferde auf dem halben Wege voraus, um wechſeln zu können.

Bei allen ſchnellen Bewegungen wird die Meute durch Juchen angefeuert, und von Zeit zu Zeit geſtoppt, d. h. dadurch aufgehalten, daß der vorreitende Piqueur von den an den Seiten zunächſt folgenden Jägern unterſtützt, den Kopfhund [1]) beim Namen nennt und vor ihm die Peitſche ſchwenkend, nicht klatſchend, Derrière ruft. Sobald dieſer ſteht, iſt es leicht, alle übrigen Hunde anzuhalten. Unfolgſamkeit einzelner beſtraft man anfänglich, unter dem Namenzurufe, mit einem Peitſchenhiebe, bei öfterm Vergehen aber ſteigt ein Jäger ab, hebt den Ungehorſamen bei der Ruthe auf und zählt ihm einige tüchtige Hiebe, den Namen und das Wort Derrière wiederholend, auf.

---

1) Den vorderſten Hund nennt man den Kopfhund, den vordern Theil der Meute Kopf, den hintern Schwanz.

Nie, weder beim Ausreiten, noch bei der Jagd, darf die Meute geſtoppt werden, wenn auch nur ein einziger Hund voraus iſt.

Das Stoppen geſchieht, theils um den Schwanz nachzubringen, wobei dem Jäger ein Paar Jagdpfeifer helfen, theils um der Meute und den Pferden Erholung zu verſchaffen. Auch iſt es deshalb nothwendig, weil dadurch das übermäßige Feuer der Hunde gemildert wird, und weil in der Folge der regelmäßige Gang der Jagd von dem Beiſammenbleiben der Meute vorzüglich abhängt.

Während der letzten halben Stunde des Nachhauſewegs reitet man nur Schritt, um Pferde und Hunde verkühlen zu laſſen. Das Galoppiren darf weder an einem Tage zu oft, noch an zu vielen hinter einander wiederholt werden, weil ſonſt die Meute wegen der Ermüdung und weil ſie gewahr wird, daß ſie ſich ohne Zweck anſtrengt, ſchwer fortzubringen iſt.

§. 68. Zur fernern Uebung der Hunde und um beobachten zu können, welche unter ihnen die ſchnellſten, folgſamſten und zuverläſſigſten ſind, wird alljährlich, ungefähr in der Mitte des Auguſt, binnen drei Tagen zweimal trainirt oder Train gejagt.

Zu dieſem Ende werden für jeden Jäger auf einen großen freien, oder doch nur mit lichtem Holze beſtandenen Diſtrict des Reviers, wo gewöhnlich kein Edelwild ſteht oder wechſelt, zwei Relaispferde vorausgeſchickt, und jedes Relais ſo geſtellt, daß eins nicht viel weiter laufen darf als das andere.

Mit den Relais zugleich geht ein gut berittener, hinlänglich unterrichteter Jäger oder Reitknecht ab, welcher alle vier über dem Oberrücken abgelöſte, einige Stunden in warmes Waſſer eingeweichte Läufe eines einige Tage früher erlegten Hirſches an einer langen Leine befeſtigt, bei ſich führt.

Dieſe Läufe läßt er, wenn die Jäger, welche von nun an das Parforcehorn führen, mit der Meute bis auf 800 oder 1000 Schritte an den zur Anjagd beſtimmten Ort heran ſind, fallen, bezeichnet den Platz, wo es geſchehen iſt, mit einem Bruche und reitet dann, anfänglich im Trabe, auf der vorgeſchriebenen Tour fort.

Sobald die Meute etwa noch 30 bis 40 Schritte vom Bruche entfernt iſt, fangen die Jagdpfeifer und Jäger an, die Anjagd-Fanfare (Nr. 1)[1]) zu blaſen, fahren damit fort, wenn ſie auf den Platz kommen, wo der Bruch das Anlegen bezeichnet, halten da die Hunde etwa zwei Minuten an, um ihnen die Witterung der Hirſchläufe recht bemerkbar zu machen und feuern ſie durch lautes Jucheu noch mehr an.

---

1) Der Verfaſſer hielt den Abdruck der gewöhnlichen Fanfaren deshalb für nöthig, weil die Bekanntſchaft mit denſelben dem Liebhaber die Ueberſicht des Ganges einer Parforcejagd erleichtert.

Auf ein vom Director gegebenes Zeichen — welches in Deſſau in den Worten: Töch, töch! (Such, ſuch!) beſteht — theilen ſich die vor dem Kopfe der Meute haltenden Jäger, und in dem Augenblicke jagt ſie faſt mit eben dem hellen Laut, als hätte ſie eine Hirſchfährte vor ſich, auf dem Zuge fort, welchen der Jäger oder Reitknecht mit den Läufen gemacht hat.

Von Zeit zu Zeit wird geſtoppt, indem die Jäger dem Kopfhunde zuvoreilen und wie beim Ausreiten verfahren, ſowol aus den oben angegebenen Gründen, als um dem Traineur, welcher nun ſehr raſch reiten muß, Zeit zum Vorkommen zu laſſen. Bei dieſer Gelegenheit ertönt die Fanfare Nr. 4 und abwechſelnd juchen die Jäger.

Vorzüglich muß man nahe bei den Relais ſtoppen laſſen, damit die Pferde gewechſelt werden können. Nur von der einen Hälfte der Jäger geſchieht dies auf einmal, die andere hält ſo lange die Meute auf, bis ſie, von den friſch berittenen abgelöſt, Zeit bekommt, ein Gleiches zu thun.

Der Zeitpunkt des Weiterjagens wird durch eben das Zeichen, wie bei der Anjagd beſtimmt.

Während die Hunde raſch und richtig auf dem Train fortjagen, muß die Jägerei nicht aufhören, ſie durch Juchen und durch Blaſen der Fanfare: Gute Jagd (Nr. 3) aufzumuntern.

Nothwendig iſt es auch, daß der Traineur, wie es der Hirſch oft thut, Retouren macht, d. h. er zieht auf oder dicht neben dem genommenen Wege ein Stück zurück, macht einen Bogen, und ſetzt dann ſeine Tour fort. Sobald die Meute, wie es gewöhnlich geſchieht, die Retour überſchießt, herumſchwärmt und ſtille wird, reiten die Jäger vor, rufen ihr Hourvari! zu und bringen ſie, die Fanfare Nr. 2 blaſend, wieder dahin, wo ſie aufhörte zu jagen. Sobald ſie die Retour aufnimmt, wird Töch, töch! gerufen, gejucht und Gute Jagd geblaſen. Nicht ohne Noth greift man kreiſend vor, ſondern läßt die Retour völlig ausjagen; denn Erſteres macht die Hunde ungewiß, Letzteres aber vorſichtig und feſt.

So geht die Jagd fort, bis man auf den Platz kommt, wo der Traineur die Läufe in die Höhe gezogen und ſich entfernt hat. Natürlich verliert ſich hier die Witterung. In dem Augenblicke hört die Meute auf, laut zu ſein, und bleibt nach einem kurzen Verſuch, ſie wieder zu finden, ſtehen.

Dies iſt das Ende der Trainjagd und nun wird langſam mit den Hunden nach Hauſe gezogen.

Außer dem Nutzen, welchen dieſe Uebung den Hunden verſchafft, gewährt ſie dem Zuſchauer auch großes Vergnügen, vorzüglich wenn er, als Jagdliebhaber, auf den Gang der Jagd, auf die Hunde und auf die Bemühung der Jäger, die Schnelligkeit ihrer Pferde bemerkbar zu machen, Acht hat, und ſelbſt raſcher Reiter iſt.

§. 69. Am dritten Tage nach der letzten Trainjagd wird zum erſtenmale, und dann, wie oben geſagt, bis zum November dreimal wöchentlich parforce gejagt. Abends zuvor gibt der Director Nachricht in den Reitſtall, in welchem Forſt gejagt werden ſoll, zu welcher Stunde er nebſt den zum Vorſuchen beſtimmten Jägern wegreiten will, wenn die Meute nebſt dem ganzen übrigen zur Parforcejagd gehörigen Jäger-, und an derſelben theilnehmenden Dilettantenperſonal abgehen, wo das Rendezvous ſein wird, und wohin er die Relais zu ſtellen für nöthig hält. Hiernach verfertigt ein Bereiter die Liſte, in welcher die Jäger anmerken, welche von ihren Pferden ſie reiten wollen und zu welchem Relais ſie jedes beſtimmen.

Hierbei wird in der Folge vorzüglich dahin geſehen, daß das bei den vorherigen Jagden am meiſten angegriffene Pferd entweder ganz ruht, oder doch nur da gebraucht wird, wo es muthmaßlich am wenigſten laufen muß. Auch gibt man den Forſtbedienten des Reviers, wo gejagt werden ſoll, Nachricht, wo und zu welcher Stunde die vorſuchenden Jäger ſie am folgenden Morgen treffen wollen.

§. 70. Noch vor Anbruch des Tages reitet der Director und der Oberjäger nebſt den andern Vorſuchjägern, wozu die beſten Hirſchkenner zu wählen ſind, auf das den Forſtbedienten beſtimmte Rendezvous. Von hier aus vertheilen ſich dieſe Perſonen im Reviere, um die Hirſche beim Zuholzeziehen zu beobachten, und wenn es die Umſtände erlauben, den Waldbezirk, in welchen ein zur Jagd ſchicklicher Hirſch gezogen iſt, zu umlegen.

Geſtattete das Terrain es nicht, dieſe Einrichtung zu treffen, ſo würde man ſich freilich des Leithundes zum Vorſuchen und zum Beſtätigen bedienen müſſen.

Wenn nun auf eine oder die andere Art ein Jagdhirſch beſtätigt iſt, bleiben die Forſtbedienten auf den Wechſeln halten, der Director nebſt den übrigen Vorſuchjägern hingegen begibt ſich zur angeſetzten Stunde auf das von der Herrſchaft beſtimmte Rendezvous.

§. 71. In der Feiſtzeit wählt man zur Jagd gern jagdbare, und unter dieſen die ſtärkſten Hirſche, jedoch ſo, daß einer oder ein paar der älteſten in jedem Reviere übrig bleiben, weil dieſe gegen den Winter die ſchwachen zur Fütterung und auf den Winterſtand führen.

Während und nach der Brunſt jagt man aber lieber ſchwächere Hirſche und überhaupt ſo ſpät als möglich ſolche, welche auf der Brunft ſtehen, weil die Meute, wenn ſie auf Brunfthirſche gejagt hat, nicht gern die Fährte anderer aufnimmt.

§. 72. Wenn die Herrſchaft, die Meute und die Vorſuchjäger auf dem Rendezvous eingetroffen ſind, gibt oder ſpricht der Director den beſtätigten Hirſch, wenn er von den Vorſuchenden genau geſehen worden iſt, dem Namen,

oder wenn es kein Namenhirſch wäre, der Stärke nach an, und ſagt, wodurch er ſich am Geweih, oder ſonſt von andern unterſcheidet, damit er von den Jägern, zufolge der erſten Anſicht, gleich erkannt werden möge. Dann wählt er vier oder ſechs der zuverläſſigſten Hunde aus der Meute zum Lanciren, läßt ſie vom jüngſten Jäger paarweiſe koppeln und etwa 50 bis 60 Schritte von derſelben wegführen. Dort werden die Koppeln gelöſt und nun ziehen die beſtimmten Jäger nebſt allen Jagdtheilnehmern, welche mit lanciren wollen, an den Ort, wo die Fährte des Jagdhirſches beim Vorſuchen verbrochen worden iſt. Hier werden die Lancirhunde ſo lange geſtoppt, bis der Bezirk, in welchem der Hirſch ſtecken ſoll, ſo mit Reitern umlegt iſt, daß dieſer, ohne geſehen zu werden, nicht herausgehen kann.

Wenn dies geſchehen iſt, laſſen die Jäger, welche bei den Lancirhunden blieben, dieſe auf der Fährte nachjagen, vertheilen ſich im Walde und animiren die Hunde durch den Zuruf: Töch, töch! Sobald ein Hirſch vor den Hunden oder den Durchreitenden losbricht, ohne von den letztern genau geſehen zu werden, ſignaliſiren ſie dies durch den Ausdruck: Habt Acht! Wer aber den zur Jagd beſtimmten Hirſch erblickt, gibt dies durch Juchen zu erkennen, und nun läßt man die Lancirhunde ſo lange nachjagen, bis ſich der Jagdhirſch von andern bei ihm befindlichen und vom Wilde abgeſondert hat, oder durch die Reiter auf einem freien Platze davon ſeparirt worden iſt. Noch immer ſetzt man das Lanciren fort, bis der Hirſch vom Freien in ein Dickicht geht.

Hier ſtoppt man die Lancirhunde, und läßt die Meute durch einen abgeſchickten Jäger ſo ſchnell als möglich heranholen. Mußte man ſich beim Lanciren zu weit von dem Orte entfernen, wo ſie hält, ſo wird ihr ein anderer, wo ſie zum Anlegen bald bei der Hand iſt, durch einen abgeſendeten Jäger beſtimmt. Bemerken hingegen die bei ihr haltenden Perſonen, daß das Lanciren zu nahe kommt, und daß die Meute auf den Laut der jagenden Hunde aufmerkſam wird, ſo müſſen ſie ſelbige in einer Vertiefung oder hinter dichtem Geſträuche verbergen, ſcharf zuſammenhalten und durch Singen und Pfeifen ihr den Laut der Lancirhunde unhörbar machen. Auch iſt es räthlich, daß ein Jäger vorhält, um, wenn ein Hirſch, wäre es auch der zur Jagd beſtimmte, oder anderes Wild auf die Meute zukommt, durch Schwenken des Schnupftuches oder durch andere Mittel, nur ohne Lärm, Alles zu entfernen, was ihr Anlaß zum Durchbrechen geben könnte

§. 73. Zum Anlegen oder zur Anjagd wählt man deshalb einen freien Platz vor dichtem Holze, damit die Hunde gleich anfänglich vorſichtig auf der Fährte arbeiten müſſen, und ſich im erſten Feuer nicht ſo leicht übereilen können.

Vielleicht möchte man glauben, es wäre gut, zu Anfang der Jagdzeit an Orten zu jagen, wo wenig Change (d. h. andere Hirſche und Wild) ſteht, weil da die Meute weniger Gelegenheit findet, ſie anzunehmen. Die Erfahrung lehrt aber, daß die Hunde durch die wenige Anſtrengung, welche es ihnen unter den erwähnten Umſtänden koſtet, auf der rechten Fährte zu bleiben, leicht für die ganze Jagdzeit faſelig werden. Zweckmäßiger iſt es daher, gleich da anzulegen, wo ſie Change treffen; doch aber einen recht feiſten und kennbaren Hirſch zu nehmen und von Seiten der Jäger ihn genau beobachten zu laſſen.

Gänzlicher Ruin der Meute würde unvermeidlich ſein, wenn man ſie an einen angeſchoſſenen Hirſch brächte, denn ſie würde fernerhin immer nur auf Schweiß und nicht auf der Fährte jagen wollen.

Nachtheilig für die Zuverläſſigkeit der Hunde iſt es gleichfalls, an einem Tage zwei Hirſche mit einer Meute zu forciren; denn durch die veränderte Witterung beim zweiten werden ſie für die Folge deſto leichter dahin gebracht, Change anzunehmen. Auch leiden ſie, wie die Pferde, zu ſehr dabei.

An vielen Orten ſtellte man ſonſt auch Hunde auf Relais; in Deſſau hingegen iſt man zufolge der Bemerkung, daß dadurch oft die Jagd verdorben und gar kein Vortheil erreicht wird, davon abgegangen, und deshalb läßt man die Meute, wie ſie bei der Anjagd war.

§. 74. Beim Anlegen auf den Hirſch wird ebenſo wie bei der Trainjagd (ſ. §. 68) verfahren; nur muß man ſich hüten, die Meute unter dem Winde heranzuführen, weil ſie ſonſt, wenigſtens bei den erſten Jagden, leicht früher jagt, als ſie ſoll, und dies wirkt höchſt nachtheilig auf den Gehorſam.

In dem Augenblick, wo man die Meute ſchießen läßt, ſprengen die Jäger aus einander, um durch Vorgreifen auf allen Seiten den angejagten Hirſch, ſo oft es nur immer ſein kann, zu Geſicht zu bekommen. Dies hat jederzeit großen Nutzen, vorzüglich aber dann, wenn der Hirſch viel Retouren [1]) und Wiedergänge macht.

Beim jedesmaligen Anblick deſſelben ertönt der Ausruf: Taïaut! und vorzüglich wenn die Meute gleich folgend ihn im Auge hat, die Fanfare: A la vue (Nr. 5).

So oft als möglich, beſonders wenn der Hirſch nicht weit vor iſt und nicht durchs Waſſer geht, muß man ſtoppen; denn dadurch werden die Hunde

---

1) Die Bemerkung iſt ſonderbar, aber wahr, daß der Hirſch faſt bei allen Retouren ſich auf eine und dieſelbe Seite wendet. Geht er bei der erſten rechts oder links herum, ſo thut er es meiſt auch bei allen folgenden.

im Gehorſam gehalten und lernen auf weniger warmen, ſelbſt kalten Fährten jagen. Auch hier muß in der Nähe der Relais geſtoppt werden.

Wenn nach dem Stoppen beim Weiterjagen die Meute gleich auf der Fährte eifrig fortgeht, wird ihr durch Juchen Recht gegeben und Gute Jagd geblaſen. (S. Nr. 3.) Es kann nicht fehlen, daß die Hunde, vorzüglich junge, bei einer Retour oder einem Wiedergange die Fährte überſchießen. Sobald der Jäger eins oder das andere wahrnimmt, oder die Fährte findet, reitet er an die Hunde heran, bringt ſie durch den Zuruf: Hourvari, hourvari, und durch Blaſen der Fanfare Nr. 2 wieder aufs Rechte (auf die rechte Fährte) und feuert ſie durch Juchen, Töch, töch! rufen und Gute Jagd blaſen, zum eifrigen Jagen.

Nicht ſelten ereignet ſich auch zu Anfang der Jagdzeit der Fall, daß junge Hunde, welchen auch zuweilen die ganze Meute folgt, Change annehmen. Auch geht wol ein Theil der Meute mit dem rechten Hirſch fort, während ein anderer der Change folgt.

Dies iſt der einzige Zeitpunkt, wo die Jäger, welche dem Falſchen folgen, die Peitſche zum Klatſchen brauchen und nicht eher ruhen dürfen, bis ſie die falſchjagenden Hunde geſtoppt, abgenommen und unter dem Zuruf: Hay, hay! wieder, wenn es ein Theil der Meute war, zu dem rechtjagenden, war ſie es aber ganz, dahin gebracht haben, wo ſie vom Jagdhirſch abging. Dann geht die Jagd wie zuvor fort.

Iſt aber die Fährte vor dem Wiederfinden zu kalt geworden, oder treten andere Umſtände ein, welche machen, daß die Hunde nicht weiter jagen, ſo muß die Meute abgenommen, von da an, wo man den Hirſch zuletzt ſah, wie vor dem Anlegen lancirt, und da wieder angelegt werden, wo man ihn findet und allein hat.

Wenn ſich die Meute getheilt hat, ſo werden die Hunde, welche auf der rechten Fährte jagen, oft geſtoppt, bis die übrigen wieder, wie oben geſagt, dazu gebracht worden.

Geht der Hirſch während der Jagd durch einen Fluß, welches durch den Zuruf: Il bat l'eau und durch die Waſſer-Fanfare (Nr. 7) bezeichnet wird, oder ſonſt durch ein tiefes Gewäſſer, das nicht mit dem Pferde zu paſſiren iſt, ſo muß der Jäger, welcher ihn auf der andern Seite ausſteigen ſieht, den Ort, wo dieſes geſchieht, genau merken. Wo möglich, ſtoppt man am diesſeitigen Ufer, hebt einige zuverläſſige Hunde aus und läßt ſie nebſt ein Paar Jägern, welche, wenn eine Fähre in der Nähe iſt, ihre Pferde mitnehmen, wenn aber blos ein Kahn gegenwärtig iſt, auf der andern Seite zu Fuß folgen müſſen, ſobald als möglich überſetzen.

Auf der Ausſtiegsfährte werden dann die übergeſetzten Hunde angelegt und jagen dort ſo lange fort, bis der Hirſch wieder durchs Waſſer zurückkommt.

Iſt es nicht thunlich, diesſeits zu ſtoppen, ſo muß wenigſtens ein Jäger ſo ſchnell als möglich übergeſetzt werden, um da, wo der Hirſch ausſtieg, ſo lange ſtoppen zu können, bis die meiſten Hunde nachgekommen ſind.

Der Theil der Meute, welcher auf der Seite bleibt, wo der Hirſch ins Waſſer ging, bleibt in einiger Entfernung unter der Aufſicht der Jagdpfeifer, alle Jäger aber, die nicht mit übergeſetzt werden, vertheilen ſich längs dem Ufer, um zu beobachten, wo der Hirſch wieder zurückkommt denn dies iſt gewöhnlich der Fall. Sobald ihn einer wieder darin erblickt, ruft er wie zuvor: Il bat l'eau und bläſt die Waſſerfanfare. Alle Jäger und die Meute eilen nun heran. Steigt der Hirſch diesſeits aus, ſo wird ſie ſo lange angehalten, bis die Hunde von jener Seite herüber und geſtoppt ſind, dann läßt man ſie alle wieder fortjagen. Bleibt aber der Hirſch im Waſſer und iſt es nicht zu kalt, ſo läßt man die diesſeitigen Hunde auch heran, um den Fang brillanter zu machen.

Sehr gut iſt es, wenn beſonders zu Anfang der Jagdzeit zwei der beſten Jäger und Reiter den Auftrag erhalten, den Hirſch zu beobachten (obſerviren). Dieſe werfen ſich denn, wo es gar nicht möglich iſt, ihm zu folgen, auf den Wechſeln vor, juchen, rufen: Taïaut! blaſen à la vue, wenn ſie ihn erblicken und begleiten ihn in einiger Entfernung auf beiden Seiten bis dahin, wo Vorwerfen wieder nöthig wird.

Solange ſie hören, daß ihnen die Meute folgt, können ſie zuweilen juchen; bemerken ſie aber, daß ſie abgekommen iſt, ſo reitet einer ſtille mit dem Hirſche ſo weit fort, als er ihn im Auge behalten kann, verbricht da die Fährte und wirft ſich auf dem Wechſel vor. Der andere hingegen bleibt zurück und auf der Fährte halten, jucht und bläſt den Jägerruf (Nr. 6).

Sobald dies die bei der Meute befindlichen Jäger hören und wenn die Hunde wirklich verloren haben, nimmt man ſie zuſammen, bringt ſie dorthin, wo der zurückgebliebene Beobachter (Obſervateur) hält, und legt da wieder an, oder lancirt erſt, wenn die Fährte zu kalt iſt, ſo lange, bis der Hirſch geſehen worden iſt. Nur hüte man ſich, die Hunde im Ausmachen der Retouren und Wiedergänge zu ſtören, übereile ſich auch nicht im Vorgreifen mit der Meute; denn ſonſt gibt ſie ſich in Zukunft keine Mühe, die Fährte ſelbſt zu finden.

Während der ganzen Jagd muß der jüngſte Jäger ſich bemühen, dem Schwanze der Meute zu folgen und ihn nachzubringen; einige andere Jäger aber bleiben, ſoweit es möglich iſt, bei oder doch dicht hinter der Meute, während die übrigen ſich auf den Wechſeln vorwerfen.

Unter mannichfachen Abwechſelungen wird ſo die Jagd fortgeſetzt, bis ſich entweder der Hirſch auf dem Lande vor der Meute ſtellt, oder nicht wieder aus dem Waſſer, in welchem er Abkühlung und Rettung ſucht, herausgeht.

In beiden Fällen ſuchen die verſammelten Jäger und blaſen im erſten die Fanfare á la vue, im letzten aber die Waſſerfanfare ſo lange, bis die Herrſchaft heran iſt.

Um das Land-Halali (den wirklichen Fang) zu befördern und um zu vermeiden, daß der nun zur Wuth gereizte Hirſch nicht zu viele Hunde, oder gar Menſchen und Pferde, durch Spießen mit dem Geweih beſchädige, ſteigen zwei Jäger vom Pferde, legen ihr Horn ab, ſchleichen ſich, während die übrigen reitend vorn den Hirſch beſchäftigen, hinterwärts, von Bäumen oder Sträuchern gedeckt, mit Vorſicht hinten heran und ſchlagen ihm die Heſſen (die ſtarken Sehnen über dem Knie der Hinterläufe) mit einem ſcharfen Hirſchfänger ab, wofür ihnen gewöhnlich fünf Thaler geſchenkt werden. Sogleich bemerken die Hunde das Hintenniederſtürzen des Hirſches, fallen über ihn her und ziehen ihn nieder. Nun eilt man, ihn beim Gehörn zu faſſen und niederzudrücken, bis der Herr oder einer der Theilnehmenden, welchem die Herrſchaft Vergünſtigung dazu ertheilt, ihm den Fang gibt.

Dies geſchieht, indem die Spitze des Hirſchfängers durch die linke Bruſthöhle bis ins Herz geſtoßen wird. Dieſer Moment wird durch den Ausruf: Halali! und durch die Fanfare Nr. 8 bezeichnet.

Geht der Hirſch beim Ende der Jagd ins Waſſer, ſo ſchießt ihn der Herr entweder auf den Kopf, oder die in der Nähe befindlichen Kähne eilen heran, nehmen einen Jäger auf, fahren, wenn die Meute den Hirſch nicht untertaucht, an ihn heran, werfen ihm einen Haken ans Gehörn und drücken ihn unters Waſſer, wo er augenblicklich endet. Auch dieſen Schluß der Jagd zeigt der Ausruf: Halali! und die Halali-Fanfare an.

Sobald beides erſchallt, iſt es Sitte, daß jeder Jäger und Jagdtheilnehmer ſeinen Hirſchfänger lüftet und den Handſchuh von der rechten Hand abzieht.

Der im Waſſer gefangene Hirſch wird gleich ans Land gebracht und erhält dann von einem Jäger den Fang.

§. 75. Nun folgt die Curée, d. h. der Hirſch wird auf der Stelle zerwirkt. Hierbei verfährt man wie bei der deutſchen Jagd, außer daß zuerſt alle vier Läufe im Gelenk über dem Geäfter abgelöſt werden; die Haut aber bleibt bis zum Kniegelenk daran, wird dann getheilt, aufgeſchlitzt und durchſchlungen. Den ganzen Kopf nebſt dem Geweih löſt man gleichfalls ab. Der Zimmer kommt zur herrſchaftlichen Küche, der Aufbruch aber und das beſſere Wildbret wird an die Jägerei vertheilt. Alles Uebrige, ſelbſt das vom Geäſe gereinigte Geſcheide ſchneidet die Jägerei in kleine Stücken, bedeckt Alles mit der Haut und ſtellt den Kopf nebſt dem Geweih an das Halsende derſelben.

Nun führt man die Meute heran. Nachdem ſie unter Juchen und

Blaſen einige Zeit aufgehalten worden, ergreift ein Piqueur den Kopf, geht mit den vorwärts gekehrten Augenſproſſen des Geweihs auf die Hunde los und dreht ſelbiges hin und her, ſo daß die Hunde zurückweichen müſſen. Hierdurch werden ſie vorſichtig und feurig.

Wenn ſie wieder eine kurze Zeit haben warten müſſen und recht eifrig laut ſind, zieht ein anderer Jäger die Haut weg und der Ausruf: Halali, gibt den Hunden das Zeichen zum Schmauſe, den ſie ſehr ſchnell beenden.

Während Alles zur Curée vorbereitet wird, kommen gewöhnlich die alten und andere zurückgebliebene Hunde nach. Der Director führt jedesmal eine Liſte über die Hunde, welche mitjagen, bei ſich; nach dieſer revidirt er die Meute und fertigt, inſofern noch Hunde fehlen, die beiden jüngſten Jäger ab, um ſie aufzuſuchen [1]).

§. 76. Den zuerſt abgelöſten *rechten* Lauf erhält der Herr, die übrigen werden, auf Befehl, an die vornehmſten fremden Anweſenden als Ehrenzeichen überreicht. Die Jägerei erhält dafür ein Geſchenk, welches nicht wohl weniger als einen Dukaten betragen kann. Auch werden an die vornehmern Theilnehmer im Nadelholze kieferne, im Laubholze eichene Brüche vertheilt, welche die übrigen Anweſenden ſich ſelbſt nehmen.

Wer einen Lauf empfängt, hängt denſelben an das Hirſchfängergefäß; der Bruch wird auf den Hut geſteckt und den ganzen Jagdtag über getragen. Wer bei der Jagd oder bei der Curée Fehler begeht, wird im erſten Falle bei dieſer, im andern bei der künftigen Jagd mit dem Blatte beſtraft.

Endlich, wenn alles eben Erzählte beendigt iſt, zieht die Meute, von den Jägern und Jagdpfeifern begleitet, vorweg, die Jagdliebhaber hinterdrein, nach Hauſe. Sobald der Zug in der Stadt ankommt, blaſen die Jäger und Jagdpfeifer abwechſelnd Fanfaren; hat man aber *eine Fehljagd gemacht*, d. h. den Hirſch nicht gefangen, ſo wird ſtill heimgezogen.

§. 77. Die Kleidung der Parforcejäger iſt eine Sache, auf welche mehr ankommt als man glauben ſollte. Gleichgültig iſt es, wie die Staatsuniform und der Oberrock eingerichtet wird, aber bei der Jagd ſelbſt muß der Jäger knapp und leicht, etwa in einem Collet von *heller* Farbe gekleidet ſein, weil er ſich muß frei bewegen können, ohne hängen zu bleiben, und weil ein gelbes Jäckchen z. B. ſchon von weitem in die Augen fällt, wenn man abgekommen iſt, oder wenn ein Jäger durch einen unglücklichen Sturz Schaden genommen hätte.

Lange, dicht anliegende Stolpenſtiefeln und große Stolpenhandſchuhe

---

1) Da an der Erhaltung guter Hunde viel liegt, ſo muß man es nicht vernachläſſigen, den Landleuten, welche einen von der Meute abgekommenen aufgefangen haben und wiederbringen, den Weg gut zu bezahlen.

haben ihren Nutzen dadurch, daß beim Durchreiten durch einen Strauch oder ein Dickicht, die Aeſte ſich nicht ſo leicht hineindrängen.

§. 78. Hier mögen zum Schluß noch einige Bemerkungen ſtattfinden, die vorzüglich für Diejenigen von Nutzen ſein können, welche als Liebhaber einer Parforcejagd beiwohnen wollen.

Nur ruhige, gewandte, dauerhafte und ſchnelle Pferde ſind dazu anwendbar; gar nicht zu dulden ſolche, die nach Hunden ſchlagen.

Wer auch dem Lanciren beiwohnen will, muß, wenn er eigene Pferde reitet, wenigſtens drei haben, um Relais ſtellen zu können. Mit zwei guten Miethpferden hingegen kann Der, welcher ſie nur einigermaßen zu ſchonen weiß, Alles beobachten. Wer noch gar nicht mit der Jagd oder in dem Forſt, wo gejagt wird, Beſcheid weiß, thut wohl, an einen Jäger oder an einen andern erfahrenen Theilnehmer ſich anzuſchließen.

Wer nicht gar ſehr ſcharf reiten will, bleibe bei den Jagdpfeifern, welche ihre Pferde ſchonen, und doch, ſolange die Jagd nicht zu weit und zu raſch fortgeht, bei jedem Stoppen ſein müſſen. Oft ſieht man bei ihnen mehr als bei den Jägern.

Es iſt nicht gut, wenn zu viele Reiter einem Führer folgen; theils weil, wenn der Hirſch über den Weg gegangen iſt, welchen ſie nehmen, die Fährte und die Witterung für die Meute verloren geht, theils weil man nicht immer hören kann, wohin ſich die Jagd wendet und endlich, weil, beſonders kurz vor dem Halali, der Hirſch böſe iſt und man in einen Haufen eingezwängt, ihm, wenn er, die Reiter annehmend, gefahren kommt, nicht ſchnell genug ausweichen kann.

Man hüte ſich, beim Anblick eines Hirſches: Taïaut! zu rufen und zu juchen, wenn man den Jagdhirſch nicht ganz beſtimmt erkennt. Wer hierin nicht feſt iſt und ſein kann, ſchweige, wenn er die Jagd nicht verderben will. Nie klatſche man mit der Peitſche, wenn man nicht zuverläſſig weiß, daß die Hunde falſch jagen; denn dadurch werden ſie völlig irre.

Endlich hüte man ſich, über die Fährte des Jagdhirſches zu reiten, bis die Meute voraus iſt.

Zu ſchnelles Reiten ohne Zweck macht, daß man bei jeder Retour des Hirſches oft weiter zurückeilen muß, als man mit aller Anſtrengung vorwärts zu kommen trachtete. Man bekommt in der Regel den Jagdhirſch öfter zu Geſicht, wenn man ſich nicht übereilt, weil er, beſonders im Laub- und dichten Holze, häufig umkehrt.

Die Parforcejagd hat allerdings viel Reizendes. Bei einiger Bekanntſchaft mit dem Gange derſelben und mit den Hunden wird dem ruhigern Beobachter die Vorſichtigkeit und der Gehorſam der Meute viel Vergnügen gewähren. So wird er z. B. oft ſehen, daß ſie auch dann die Fährte des

angelegten Hirſches nicht verläßt, wenn er eine beträchtliche Strecke mit 50 bis 60 Stücken Wild und Hirſchen fortging und dann ſich erſt wieder davon trennte. Bliebe in dieſem Falle auch das ganze übrige Rudel, bei der deutſchen Jagd Trupp genannt, im Geſichte der Hunde ſtehen, ſo wird doch ſchwerlich, wenn die Hunde gut eingejagt ſind, einer es zu bemerken ſcheinen.

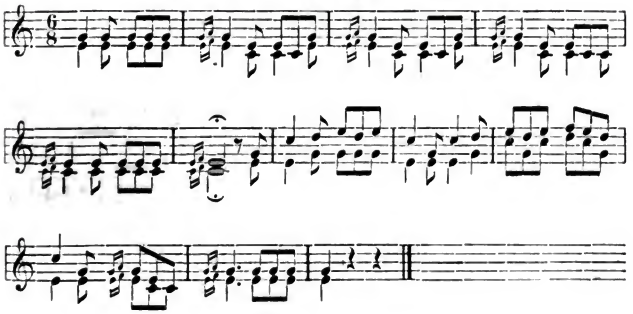
Auch macht der Uebergang der ganzen Jagd über einen großen freien Platz ein gar ſchönes Bild.

Der Laut der Meute, das Juchen und Blaſen, alles trägt dazu bei, Menſchen und Pferde in Feuer zu ſetzen. Selbſt Greiſe habe ich oft gleichſam verjüngt geſehen. —

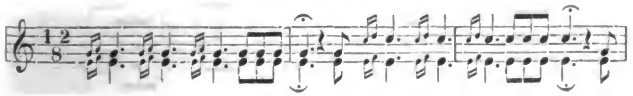
Mag es immer wahr ſein, daß die Parforcejagd den Vorwurf der Grauſamkeit, nicht nur in Beziehung auf den Jagdhirſch, ſondern auch in Rückſicht der Pferde verdient, auch den eines allzugroßen Koſtenaufwandes nicht von ſich abwenden kann; muß es ferner zugeſtanden werden, daß ſie, wegen des nöthigen ſtarken Wildſtandes nachtheilig auf Feld- und Waldwirthſchaft einwirkt, ſo iſt's doch auch gewiß, daß während der Jagd an alles Dies nicht leicht einer der Theilnehmer denkt.

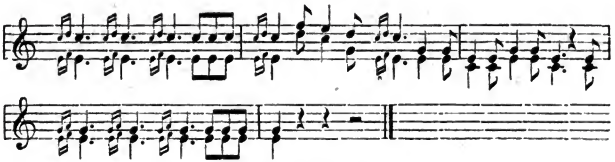
A due Corni.

Nr. 1. Anjagd.

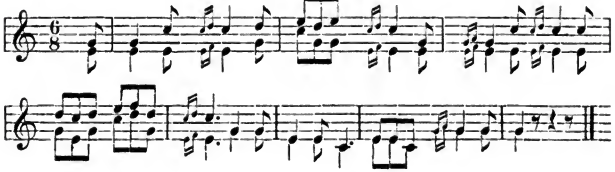


Nr. 2. Hourvari.

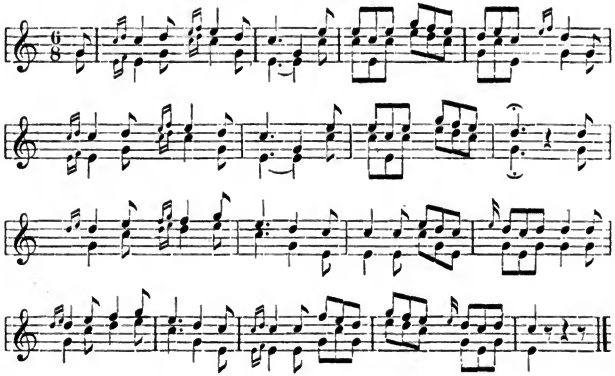




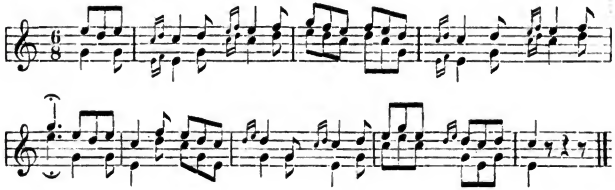
Nr. 3. Gute Jagd.



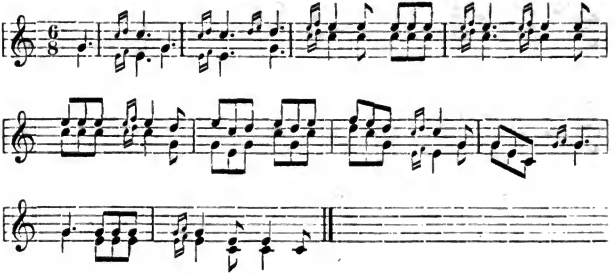
Nr. 4. Stoppen.



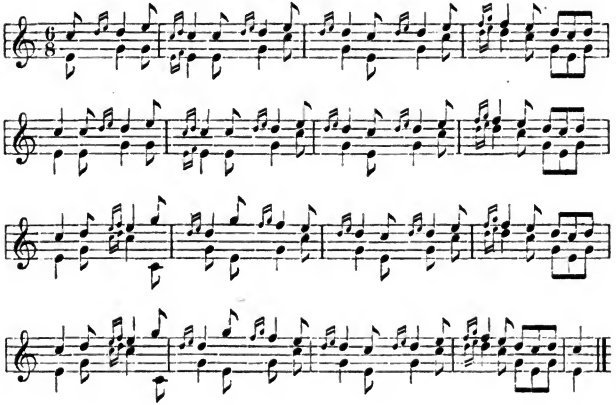
Nr. 5. La vue.



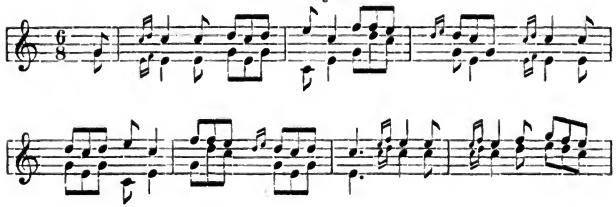
Nr. 6. Der Jäger-Ruf.

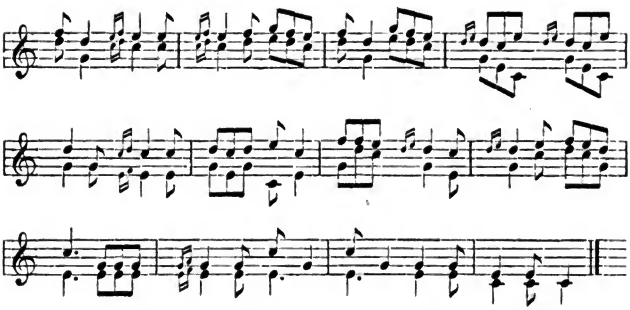


Nr. 7. Waſſer-Fanfare.



Nr. 8. Halali.





Zweites Capitel.

Das Elenwild.

Cervus Alces *L.* [1]).

§. 1. Die für das Edelwild gebräuchlichen waidmänniſchen Ausdrücke gelten auch für das Elenwild, nur werden die nach oben handförmig ſich ausbreitenden Stangen am Gewicht des Hirſches Schaufeln genannt. Ein eigenthümliches, bis jetzt nur beim Elenwild und Rennthier beobachtetes Knaken, welches vielleicht durch Anſchlagen der Oberrücken (Afterklauen) an die Ballen, hervorgebracht wird, heißt Schellen.

§. 2. Das Elech, Elk, Elen oder Elendthier war in frühern Jahrhunderten faſt über ganz Deutſchland verbreitet; im Jahre 1746 fand es ſich noch in Sachſen; im Anfange unſers Jahrhunderts wild noch in Preußen [2]). In Rußland iſt es gegenwärtig noch häufig und findet ſich in den polniſchen Gouvernements, in Kur-, Lief-, Ingermanland, Finnland, im Ural, Sibirien bis zum arctiſchen Landſtriche; vom Kaukaſus bis zum Weißen Meere, vom Altai, den Sojaniſchen und Baikuliſchen Gebirgen bis gegen Indien zu. Sehr häufig und von außerordentlicher Größe iſt das Elenwild in den Wäldern bei Tagilsk am Ural [3]). In Nordamerika, wo es unter dem Namen

1) v. Wildungen, Taſchenb. v. J. 1805. Bechſtein, Handb. d. Jagdwiſſenſch., Th. I, Bd. I, S. 110 fg. Döbel, Jäger-Praktika, 4. Aufl., I, 19.

2) Gegenwärtig wird es in einigen Forſten Oſtpreußens noch in geringer Zahl gehegt. Es ſollen ſich dort im Ganzen noch 450 Stück befinden. (Bujack, Naturgeſch. des Eichwildes, S. 13.)
Anmerk. zur dritten Auflage.

3) Ermann, Reiſe-Hiſt., Ber. I, 1, 354.

Moose-Deu oder Original (in Canada) bekannt iſt, hat es eine weite Verbreitung und findet ſich in ſo großer Menge, daß die Häute einen ſehr wichtigen Ausfuhrartikel bilden.

Das Elen iſt das ſtärkſte und größte der hirſchartigen Wiederkäuer.

§. 3. Auch den Elenhirſch ziert auszeichnungsweiſe vor dem Thiere ein Gewicht, deſſen Stangen ſich, gleich vom Stocke (Stamme) an, nach den Seiten und ſanft unterwärts biegen; dann, ohne Roſen, Augenſproſſen und Eisſproſſen, weitbauchig ſich erheben und in handförmig geſtalteten, hinterwärts, je nach dem Alter, mit weniger oder mehr endenartigen Fortſätzen beſetzten Schaufeln ſich ausbreiten.

Dieſes Gewicht, welches, wie beim Edelhirſche, alljährlich abgeworfen und aufgeſetzt wird, entſteht und reproducirt ſich auf folgende Weiſe:

Im erſten Lebensjahre, und zwar früher als beim Edel-Hirſch-Kalbe, werden an den Stellen des Kopfes, an welchen künftighin die Stangen ſich erheben, buckelige Erhabenheiten, die im September einen Zoll Höhe erreichen, bemerkbar. Im Frühling des zweiten Jahres treten die erſten wirklichen Kolben hervor, welche ſich zu 7 bis 8″ langen Spießen ausbilden. Dieſe, wie jedes künftige Geweih, ſind mit ſchwarzgrauem Baſt überzogen und werden, nachdem ſie im September ſich vereckt haben, gefegt.

Zu Ende des Aprils oder zu Anfang des Mai im nächſten Jahre erfolgt das erſte Abwerfen und ſodann das Wiederaufſetzen in zwei längern und ſtärkern Spießen oder in Gabelſtangen, die im Auguſt vereckt, bald darnach gefegt werden. Infolge der bemerkten diesmaligen Gehörnbildung wird nun der junge Hirſch entweder, wie der zweijährige, Spießer oder Gabler benannt.

Im vierten Jahre reproducirt ſich das Anfangs April abgeworfene Geweih entweder in ſtärkern Gabeln, oder mit ſechs (drei an jeder Stange) kurzen, oben mehr breiten als runden, ſtumpfen Enden bis zur Mitte des Auguſt vollkommen und wird ſofort gefegt; der Hirſch aber als geringer Hirſch angeſprochen.

Im fünften Jahre tritt im März das Abwerfen ein; das Verecken und Fegen des nunmehr in Schaufel-Andeutungen ſich verbreitenden Geweihs zu Anfang des Auguſt. Dann wird der Hirſch geringer Schaufler benamt.

Im ſechsten Jahre erfolgt das Abwerfen im Februar; das Verecken und Fegen des Schaufelgehörns mit vier bis ſechs endenartigen Fortſätzen an jeder Schaufel im Julius. Nun wird der Hirſch als guter Schaufler, bei höherm Alter, davon abhängiger zunehmender Leibesſtärke, Schaufelverbreitung und ungeregelter Vermehrung der endenartigen Fortſätze an jeder Schaufel aber als Capital-Schaufler angeſprochen. Dieſe werfen oft ſchon gegen das Ende des December oder doch zu Anfang des Januar ab;

die vollſtändige Reproduction und das Fegen des dann 30 bis 40 und mehr Pfunde haltenden Gewichts erfolgt bis zum Junius.

Das gefegte Geweih der jüngern Hirſche iſt hellbraun, das der ältern je mehr und mehr dunkelbraun gefärbt.

Außer dem Geweih zeichnet der Elenhirſch durch den oben auf dem Halſe befindlichen, aus $7\frac{1}{2}$″ langen, ſtarren Haaren beſtehenden Schopf vor dem Thiere ſich ſtandhaft aus.

Vom dritten Lebensjahre an tritt ſtets bei ihm, unterhalb der Droſſel (Gurgel) ein warziger Beutel hervor. Er dehnt ſich bei zunehmendem Alter je mehr und mehr, bis zu $7\frac{1}{2}$″ der Länge nach aus und erſcheint mit gegen einander gerichteten 6″ langen, ſtarren Barthaaren beſetzt.

Beim Elenhirſche ſind die Schalen an den Läufen kürzer und breiter, die Ballen ſtärker, die Oberrücken mehr auswärts ſtehend als beim Thiere.

Von den im erſten Capitel angegebenen Fährtenzeichen finden die meiſten auch hier Anwendung; beſonders Schränken und Hinterlaſſen (in der Feiſtzeit), Schritt, Beitritt, Ballenzeichen, auch das Himmelszeichen.

Dem Elenthiere mangelt, wie oben geſagt, Geweih und Schopf; vom Kehlbeutel zeigt ſich bei ihm im hohen Alter bisweilen eine Andeutung. Es iſt ſtets minder ſtark am Leibe, daher auch in jedem Alter minder gewichtig als der Hirſch. In Rückſicht der Fährtenunterſcheidungszeichen gilt alles Cap. 1, §. 10 in dieſer Beziehung Erörterte.

Ueber Größe und Gewicht beider Geſchlechter ſind in Litthauen folgende Erfahrnngen gemacht worden:

Beim ausgewachſenen (ſechs- bis ſiebenjährigen) Hirſch beträgt die Länge des Kopfes bis zum Genick 2′ 6″, des Halſes 1′ 11″ 6‴, des Leibes, vom Stich (Bruſtkern) bis zum Ende der abgeſtumpften, 6″ 3‴ langen Blume (des Wedels), in gerader Linie gemeſſen, 6′ 4″, die Höhe vom Ballen am Vorderlaufe über das Blatt mit dem Schopf gemeſſen 6′ 2″, vom Ballen am Hinterlaufe über die Keule bis zur Mitte des Zimmers 6′. Ein Hirſch vom angezeigten Alter und Maße wiegt zur Feiſtzeit — im Julius und Auguſt — mit Lunze, Geſcheide und Schweiß 650 Pfund, auch noch darüber und hat bis 25 Pfund Unſchlitt — wenig für ein Thier von angezeigter Stärke! Ein altes (ſechs- bis achtjähriges) Thier iſt — ebenſo wie der Hirſch der Meſſung unterworfen — 5′ 7″ lang, vorn 5′ 9″, hinten 5′ 7″ hoch; wiegt in der guten Zeit — im September und October — 550 bis 560 Pfund. Der zweijährige Spießer wiegt im Auguſt bis 400 Pfund, das ebenſo alte Schmalthier bis 380 Pfund, das kurz zuvor geſetzte Kalb bis 25 Pfund [1]).

1) Anderwärts, beſonders in Amerika, ſollen alte Elendhirſche zuweilen um ein Drittheil höher und faſt um die Hälfte gewichtiger ſein.

§. 4. Das Elenwild hat einen langen, hinten ſtarken, vorn ſpitz zulaufenden Kopf, den es geſenkt trägt; er ähnelt dem Maulthierkopfe; ſeitwärts hangendes, 12″ 8‴ langes Gehör; kleine Lichter (Augen), deren Winkel länglich und bogig geſpalten erſcheinen; $1\frac{1}{2}$″ lange, $1\frac{1}{2}$″ breite Thränenhöhlen; im Unterkiefer acht ſcharfe, zugeſpitzte Lippen- (Vorder-) Zähne, welche in die Kerben einer im Oberkiefer befindlichen, ſchwarzen, ſchwammigen Fleiſchwulſt paſſen; eine dicke, wulſtige, vom Zahnfleiſch abgeſonderte Oberlippe, größer als die Unterlippe; einen kurzen, ſtarken Hals; eine breite Bruſt; weitbauchig aufgetriebene Flanken; lange, ſtarke, nervige, in ſchwarzen Schalen ausgehende Läufe; 2″ über den Ballen locker eingelenkte Oberrücken (Afterklauen), deren Anſchlagen am Ballen beim trollenden Gange oder beim Stampfen auf harten Boden Schellen bewirkt. Dieſem nach, weit weniger ebenmäßig und leicht, als das Edelwild, gebaut, kann es nicht, wie dieſes, anhaltend flüchtig ſein (rennen); dagegen trollt (trabt) es ſehr ſchnell und inſofern mit unglaublicher Ausdauer, als mehrere Schriftſteller ſagen, es könne in einem Tage 50 Meilen zurücklegen (wenn hierbei nicht von engliſchen Meilen die Rede iſt). Merkwürdig iſt die Art und Weiſe, wie daſſelbe ſich auf ſenkigem, andern Thieren unzugänglichen Moor- (Sumpf-) Boden forthilft. Da nämlich, auf die Heſſen ſich niederlaſſend, ſtreckt es die Vorderläufe gerade vorwärts aus, greift mit den Schalen ein und gleitet, mit den Heſſen ſich ſtemmend und ſo nachſchiebend, darüber hin. In noch mehr ſchwammigem Grunde ſoll es ſich ganz auf die Seite legen und dann, nur mit den Schalen des unten liegenden Vorder- und Hinterlaufes die Oberfläche faſſend, darauf ſich gleichſam fortſchnellen. Im Schwimmen iſt es Meiſter und es übt dieſe Kunſt nicht nur im Nothfalle, ſondern auch zur Luſt und zur Geſundheitspflege. Auf dem Eiſe kann es gar nicht fort; auch wenn es da einmal fällt, ſehr ſchwer wieder auf die Läufe kommen.

§. 5. Die Haut dieſer Wildart iſt ſtets ſehr ſtark; in den Sommermonaten vorzüglich gut. Die Behaarung und Haarfarbe leidet durch das (Ver-) Färben Abänderung. Die Frühjahrsfärbezeit tritt im Monat April ein und dauert, wegen der klimatiſchen Verhältniſſe, bis gegen Ende des Junius, die Herbſtfärbezeit fällt in den Monat October.

Die Farben des Sommerhaars ſtellen ſich folgendermaßen dar: am Geäſe, ſelbſt an den Lippen, bis über die Naſenlöcher hinauf gelbbraun; die innere Wand der Gehörmuſchel und ein Ring um die Lichter (Augen) aſchgrau; der übrige Körper, beim Hirſche auch Mähne und Kehlbeutel, ſchwarzbraun; Vorder- und Hinterläufe bis über das Knie hinauf, der einwärts gekehrte Theil der Keulen, nebſt dem Unterleibe, aſchgrau, ins Gelbweißliche ſpielend.

An dem länger und dichter behaarten Winterkleide erſcheinen die im Sommer dunkelbraunen Theile ſchmutzig-hellbraun; vom April an bis zum Junius ſucceſſive ſich vergrößernde, kurzhaarige, dunkelbraune Flecken, mit ſolchen, auf denen das Winterhaar noch ſteht, gemengt.

§. 6. Das Elen vernimmt ausgezeichnet ſcharf, äugt gut, wittert oder windet weniger gut, läßt aber in der Fährte ſtärkere Witterung zurück, als das Edelwild; auch iſt es weniger ſcheu als dieſes — ſelbſt vor der Schuß-Exploſion, indem es, vom Jäger gefehlt, oft nur eine kurze Strecke forttrollt und dann nicht nur ſtutzt, ſondern auch ſtehen bleibt. Im Allgemeinen friedfertig und geſellig, halten, gleich dem Edelwilde, zu gewiſſen Jahreszeiten junge Hirſche, Thiere nebſt Kälbern und Schmalthiere im Trupp ſich zuſammen; ebenſo alte Hirſche von jenen abgeſondert. Mit der Trennung und Wiedervereinigung im Trupp verhält es ſich ähnlich, wie beim Edelwild.

Der ſchwankende Tritt und das ganze Anſehen dieſer Wildart ſcheint Phlegma anzukündigen. Und doch ſind beide Geſchlechter nicht wenig reizbar, wenn es auf Selbſtvertheidigung ankommt, beſonders nach einer Schußverwundung. In dieſem Falle nimmt das Elen ohne weiteres Menſchen und Hunde an, die ſich unvorſichtig nähern und verſetzt mit den Vorderläufen höchſt kraftvolle, ſelbſt tödtliche Schläge. Erwachſen in einen engen Raum eingezwängt, geräth es gleichſam in Wuth, ſo daß es Alles um ſich her zerſtampft und zerſchlägt, ſelbſt anderes Wild, auch reißende Thiere zermalmt, die mit ihm in eine Grube gefallen ſind.

Dem Elenhirſch ſteht nächſtdem in ſeinem Geweih noch eine beſondere Wehr und Waffe zu Gebote, deren er ſich nicht nur in allen vorerwähnten Fällen, ſondern auch zu Kämpfen mit ſeines Gleichen in der Brunftzeit, gewaltig damit forkelnd (ſpießend) und hierbei ebenſo viel Ausdauer als Gewandtheit zeigend, bedient.

Weder von einem Schreckens-, noch von einem Klagelaut iſt beim Elen etwas bekannt; nur der Hirſch läßt einen leidenſchaftlichen in der Brunftzeit von ſich hören, der aber auch dann weniger oft und keineswegs orgelnd (ſchreiend) wie beim Edelhirſche, ſondern in kurzen Abſätzen, gleichſam plärrend wie beim Damhirſche, nur in viel tiefern Tönen, vernommen wird.

Die Lebensdauer dieſer Wildart ſoll ſich, neuern Beobachtungen zufolge, nur auf 16—18 Jahre erſtrecken. Wohnort, Aufenthalt, Aeſung, und dadurch veranlaßt werdende Krankheiten, als Durchfall, Milzbrand und faſt alle 10 Jahre, wie man bemerkt haben will, ſich zeigende Löſerdürre dürften Urſache dieſes kurzen Alters des Elens ſein, vorzüglich aber das bei ihm in früherm Alter als bei den übrigen Säugethieren erfolgende Ausfallen der Schneidezähne.

§. 7. In Litthauen beginnt die Brunftzeit gegen Ende des Auguſt und dauert bis zu Ende des September.

Der Laut, welchen der Hirſch während derſelben ausgibt, ſowie die dabei ſtattfindenden Kämpfe ſind ſchon erwähnt worden. Sonſt verhält es ſich dabei mit Allem faſt ebenſo, wie beim Edelwilde.

Junge Hirſche finden ſelten Gelegenheit zur Befriedigung des bei ihnen äußerſt heftigen Begattungstriebes. Hierdurch gleichſam in eine Art von Samenkoller verſetzt, trollen ſie unaufhörlich in der Nähe und Ferne — ſelbſt gegen ihre ſonſtige Gewohnheit in bewohnten Gegenden und auf Feldern — umher und kommen dadurch ebenſo ſehr vom Leibe (magern ab), als die alten durch das wirkliche Brunften.

Der Beſchlag ſelbſt dauert nur ganz kurze Zeit und wird in kurzer Zeit oft wiederholt. Nie ſteigt nach deſſen Vollendung der Hirſch ab ſondern das Thier rückt unter ihm weg.

Das Elchthier geht 40 Wochen hochbeſchlagen.

Der erſte Satz beſteht gewöhnlich nur in einem [1]) Kalbe, jeder folgende aus zwei, ſelten aus drei, und im letzten Falle gehen die Kälber als Schwächlinge meiſt zu Grunde. Sie erſcheinen gleich in der früheſten Jugend einfarbig, röthlichbraun, ſpringen gleich nach dem Ablecken auf, folgen dem Mutterthiere ſchon am dritten oder vierten Tage und beſaugen daſſelbe meiſt ſo lange über die nächſtfolgende Brunftzeit hinaus, bis der Milchzufluß ganz aufgehört hat. Sie wachſen ſo ſchnell, daß ſie, um ſaugen zu können, in der letzten Zeit ſich unter die Mutter niederlegen müſſen.

Sie werden, dem Geſchlechte nach, in eben dem Alter wie die Edelwildkälber Spießer und Schmalthiere benannt. Letztere behalten dieſen Namen, bis ſie, meiſt in der Brunftzeit des dritten Lebensjahres, ſelten in der des zweiten, hochbeſchlagen werden. Im dreijährigen Alter wird daher das weibliche Elen als fertiges (brunftfähiges) Thier, in den folgenden Jahren als altes Thier angeſprochen.

§. 8. Halbarten und Abarten hat man beim Elenwilde noch nicht bemerkt.

§. 9. Das Elenwild nimmt ſeinen Stand in den wildeſten und einſamſten Waldgegenden. Vom April bis zum October in ſumpfigen, oder doch tiefgründig-naſſen, ſpäterhin in etwas erhöhtern, die der Ueberſchwemmung nicht ausgeſetzt und daher im Winter nicht mit Eis belegt ſind.

Bei ſtillem, heitern Wetter findet man daſſelbe meiſt in Laubhölzern mittlern Alters; beim Regen, Schnee und Duft meiſt in Nadelholzdickungen.

---

1) Nach einigen Beobachtern ſetzt es das erſtemal zwei Kälber verſchiedenen Geſchlechts.

Leichter als bei allen übrigen Gattungsverwandten veranlaßt Mangel an Ruhe und hinlänglicher Aeſung Veränderung des Standes und Wechſels.

§. 10. Die Aeſung beſteht der Jahreszeit nach in Knospen, jungen Trieben und Blättern der Weiden, Pappeln, Linden, Ebereſchen, Hainbuchen, Sommerbirken (mit weißen Loden), Ahorn, Eiche und Eſche, Lärche, Kiefer und Fichte, im Winter in der abgenagten Rinde und Safthaut aller Nadel- und der weichen Laubhölzer, zur Frühlingszeit in der abgeſchälten Rinde und Saftihaut der vorgedachten Laubholzarten, wenn ſelbige in vollem Safte ſtehen und inſofern die Rinde keinen bittern Geſchmack hat. Dieſe wird dann vermittelſt des Vordergebiſſes, wie mit einem Meißel, vom Stamme getrennt und vom ſtehenden hinaufwärts losgeriſſen.

Das Elen nimmt auch faſt alle Getreidearten, doch nur in der Zeit an, wo ſie im Schoſſen ſtehen, nicht minder junges Schilf und Rohr und Sumpfgräſer.

Die ausgezeichnetſte Lieblingsäſung beſteht in der Dotter- oder Schmelzblume (Caltha palustris), nach welcher das Elen die oben erwähnte Sumpfrutſchreiſe zu machen der damit verbundenen Anſtrengung nicht unwerth hält. Heidekraut (Erica vulgaris) und Kiehnpoſt (Ledum palustre) geben eine Winternothhülfe ab.

Beim Aeſen muß das Elen, wegen ſeines kurzen Halſes, die Vorderläufe gegen die hintern zurückgezogen ſetzen und ſo den ganzen Vorderleib in eine mehr geſenkte Stellung als das Edelwild bringen. Vermag es nicht, auf allen vier Läufen ſtehend, die Gipfel junger Holzſtämme mit dem Geäſe zu erreichen; ſo erhebt es ſich auf den Hinterläufen und bricht vermittelſt des Geweihes und Halſes durch Druck und Biegung die Kronen ab. Daher die öfters bemerkbaren haarloſen Stellen am Halſe und an den Kinnladen. Wo es ſich für ſicher hält, zieht es, wenn es Appetit hat, zu jeder Zeit auf die Aeſung, an weniger ruhigen Standorten nur zur Nachtzeit.

Waſſer zum Trinken und Baden iſt dieſer Wildart unentbehrliches Bedürfniß. Im Winter wird der Durſt durch Schneelecken geſtillt.

§. 11. Beide Elenwildgeſchlechter werden, als Holzverwüſter, den Forſten ſo übermäßig gefährlich, daß Hegung nirgends, Schonung kaum zu irgend einer Jahreszeit ſtattfinden darf.

Mehrere Theile des Elens werden gut und auf mannichfache Weiſe benutzt.

Das Wildbret nämlich kommt dem Haushalte ſtets zu ſtatten, in vorzüglichem Maße das des Hirſches vom Ende des Junius bis gegen Ende des Auguſt, das des Thieres vom October bis zum Ende des December, das der Spießer, Schmalthiere und Kälber während der Sommer- und Herbſtmonate. Es wird dann dem beſſern Rindfleiſche

vorgezogen, dem des in der beſten Zeit erlegten Edelwildes an die Seite geſetzt. Geäſe, Gehör, Zunge und Knochenröhrenmark werden zu den Leckereien gezählt.

Das Unſchlitt wird ebenſo wie beim Edelwild benutzt.

Meſſerſchmiede, Schwertfeger und Horndreher ziehen das vollkommen reife Gewicht dem des Edelwildes, der feſtern Textur wegen, die Knochen dem Elfenbein deswegen, weil ſie nicht wie dieſes vergelben, vor.

Die ebenſo ſtarke, als dauerhafte Haut macht, beſonders in den Sommermonaten, einen von den Weißgerbern geſuchten Handelsartikel aus. Sie wird unter dem Namen Polowinki in Sibirien am beſten zubereitet; übertrifft dort jede andere an Weichheit und widerſteht dem Eindringen des Waſſers vorzüglich. Das Haar wird zum Polſtern mit Vortheil benutzt.

Alles was beim Edelwilde als officinell in der Apotheke bekannt iſt, wird beim Elen zu gleichem Zwecke verwendet. Nur die ſogenannten Elenklauen haben in unſern Zeiten ihren alten unverdienten Ruf als Heilmittel bei epileptiſchen Zufällen verloren.

§. 12. Dem Elen werden in Europa nachbenannte reißende Thiere gefährlich, nämlich:

a) Der Bär. Er beſchleicht es, wo er es allein findet, denn im Trupp hat er demſelben nichts an, von der Seite und reißt und ſchlägt es dann. Zuerſt frißt er die Lunze und das Geſcheide; das Uebrige für den folgenden Tag mit Aeſten, Moos und Laub verdeckend.

b) Der Wolf, iſolirt, nur dem Kalbe, rottenweiſe vereint, vorzüglich auf dem Eiſe, dem einzelnen Hirſche, wie dem alten und Schmalthiere.

c) Der Luchs nur den Kälbern, die er nach ſeiner Art beſchleicht und an der Luft- und Speiſeröhre zerbeißend reißt, vom ganzen Thiere aber nichts weiter, als Schweiß, Lunze und Geſcheide ſich aneignet.

§. 13. Von den Bewohnern ſolcher Gegenden, wo dieſe Wildart heimiſch iſt, wird die Jagd darnach auf mancherlei Weiſe und mit deſto mehr Eifer betrieben, je größern Vortheil deren Habhaftwerdung und Verminderung gewährt.

Im Winter ſoll es, da in den nördlichern Ländern gewöhnlich viel Schnee liegt, leicht gelingen, das Elen mit Pferden zu ermüden, zu buchſiren.

Man macht auch weite und tiefe Gruben auf den gewöhnlichen Wechſeln, bedeckt ſie leicht mit Reisholz und führt von allen vier Seiten nach und nach enger zugehende verzäunte Stege danach hin, um das Elen darin zu fangen.

In den Ländern, wo die Jagd ordentlich betrieben wird, ſchießt man es mehrentheils auf dem Anſtande; auch beim Bürſchen zu Fuß, zu Pferd und zu Schlitten, oder vor polniſchen und deutſchen Jagdhunden mit der Büchſe.

Der Schütze muß aber immer ſehr vorſichtig zu Werke gehen, weil keine andere Wildart, außer dieſer, ihn gleich nach dem erſten Schuſſe ſo leicht annimmt. Beim Anſtande ſind daher die im vorigen Capitel erwähnten Kanzeln zu empfehlen; bei jeder andern Jagd zu Fuß auf das Elen aber iſt Behutſamkeit in der Wahl des Standes hinter einem Baume, auf den man ſich im Nothfall retten kann, nothwendig. Auch muß man immer in gutem Winde zu bleiben ſuchen.

§. 14. Es war der Urgroßvater des jetzt regierenden Herzogs von Anhalt-Deſſau, wenn ich nicht irre, welcher auf den dieſem Hauſe zuſtändigen Beſitzungen in Preußen mit ſeiner Hirſchmeute mehrere Elenhirſche, deren Gehörne ſich (vermuthlich) noch jetzt in Deſſau und im Luſtſchloſſe zu Oranienbaum befinden, mit glücklichem Erfolg par force gejagt hat.

Ob ich nun gleich keinen der Jäger, welche an dieſer Jagd theilnahmen, perſönlich gekannt habe, ſo iſt mir doch von Mehrern, welchen jene genaue Auskunft darüber gegeben, verſichert worden, daß die Meute den Elenhirſch zwar ſehr feurig gejagt habe, daß aber die Jagd mit vielen Schwierigkeiten deshalb verbunden geweſen ſei, weil er viel Retouren und weite Abſprünge [1]) dabei mache, ſich dann gleich drücke und hierdurch die Hunde irre leite. Noch leichter kann dies zu Fehljagden Anlaß geben, wenn er den Abſprung in ein Waſſer macht, in dieſem fortzieht oder ſchwimmt, an der entgegengeſetzten Seite ausſteigt, Retour und Abſprung wiederholt und dann eilend fortgeht.

Vorgreifen mit einigen Lancirhunden, aber nicht mit der Meute, würde das beſte Mittel ſein, wieder auf die Fährte zu kommen.

§. 15. Beim Verbrechen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen wird ebenſo verfahren, wie beim Edelwilde.

Drittes Capitel.

Das Damwild.

Cervus Dama *L.* [2]).

§. 1. Der Waidmann bedient ſich, wenn von dieſer Wildart die Rede iſt, im Allgemeinen eben der Ausdrücke, welche auf das Edelwild angewendet werden.

---

1) Der Abſprung beſteht darin, daß manche Wildart ihren Weg nach einem viele Schuh breiten Seitenſatze in einer ganz andern Richtung fortſetzt.

2) v. Wildungen, Taſchenb. v. J. 1796. Bechſtein, Handb. der Jagdwiſſenſch., Th. 1. Bd. 1, S. 104 fg. Döbel, Jäger-Praktika, 4. Aufl., I, 17. Hartig, Lehrbuch für Jäger, 7. Aufl., I, 152.

Doch merke man hier noch Folgendes im Beſondern:

Die Stangen des Geweihes junger Hirſche behalten dieſen Namen, ſolange ſie rund bleiben, wenn ſie aber ober- und hinterwärts breiter werden und von der Seite platt gedrückt erſcheinen, heißen ſie Schaufeln.

Daher kommt die Benennung: Schaufelhirſch oder Schaufler, welche man den ſtärkern Damhirſchen beizulegen pflegt. Ein ſtarker Schaufler hat breite gute Schaufeln; ein ſchwacher ſchlechte.

§. 2. Das Damwild wird von den Naturforſchern mit dem Edelwild ganz gleich claſſificirt, und deshalb als eigene Art der Gattung Hirſch aufgeführt, weil keiner der mannichfaltigen Verſuche gelang, den Edelhirſch mit dem Damwild, und ſo auch umgekehrt den Damhirſch mit dem Roththiere brunften zu laſſen. Inwiefern übrigens die beiden genannten Arten einander ähnlich oder unähnlich ſind, wird in der Folge deutlicher auseinandergeſetzt werden.

Was die Heimat des Damwildes anbetrifft, ſo iſt es für meine Leſer hinreichend zu erwähnen, daß es, eigentlich aus ſüdlichern Erdſtrichen herſtammend, jetzt in den meiſten europäiſchen Waldungen, wenn man es nicht mit Gewalt ausgerottet hat, angetroffen wird; überhaupt aber nur unter gemäßigten Himmelsſtrichen gedeiht. Faſt in allen deutſchen Ländern findet man es, wo nicht im Freien, doch in Thiergärten zahlreich genug.

Bei keiner andern Wildart iſt die Farbe in einem und demſelben Lande ſo verſchieden und wechſelt mit der Jahreszeit und dem Alter ſo mannichfach, als bei dieſer.

Am häufigſten findet man in unſern Gegenden Damwild, bei welchem im Sommer das kurze, dicht auf der Haut anliegende, glänzende Haar an der Stirn und am Oberhalſe höher rothbraun als auf dem Rücken, an den Blättern, Seiten und Keulen gefärbt; an den drei letztgedachten Theilen mit kleinen, rundlichen, weißen Flecken unregelmäßig beſetzt erſcheint. Die Unterbruſt, der Unterleib, wie die inwendigen Seiten der Läufe ſtellen ſich weiß behaart dar. Das Waideloch iſt ringsum mit einem, beiläufig $1\frac{1}{2}$ Zoll breiten, weißen, an der Außenſelte — oben breiter, unten ſchmäler — ſchwarz berandeten Streif, welcher den ſogenannten Spiegel bildet, umgeben. Die Blume (auch Wedel genannt) iſt auf der oberwärts gekehrten Seite bei allem Damwilde, außer bei dem ganz weißen, ſchwarz, bis zur weißen Spitze, die unterwärts gekehrte Seite durchgängig weiß.

Beim Verfärben im Herbſte behalten die inwendigen Seiten der Läufe, Unterbruſt, Unterleib, Spiegel und Blume die Sommerzeichnung ſtandhaft bei; an den übrigen Körpertheilen wird die Haarwurzel dunkelgrau, die Haarſpitze mattſchwarzbraun; die weißen Flecken verſchwinden im Winter gänzlich.

Weniger häufig, aber auch nicht ſehr ſelten, iſt das ganz weiße. Dieſes verändert die Farbe zu keiner Jahreszeit, ſondern das Haar verlängert ſich nur im Winter.

Irrigerweiſe wird von mehrern Naturforſchern gelbgefärbtes Damwild angeführt; ſolches gibt es nicht. Alle Kälber des weißen haben iſabellfarbenes Haar; im zweiten Jahre geht dieſes ſchon ins Weiße über, ſo daß man daran kaum noch einen gelblichen Schein wahrnimmt; im dritten wird es völlig weiß.

Ueberall findet man das ganz ſchwarze Damwild am ſeltenſten. Bei ihm iſt der Unterleib hellgrau, die Spitze der Blume hingegen weiß wie beim bunten. Auch dieſes verändert die Farbe im Winter nicht.

Die Färbezeit trifft mit der des Edelwildes zuſammen. Die Feiſtzeit fällt in den Monat September.

Das Damwild ſteht ſeiner Stärke (Größe) nach zwiſchen dem Edelwilde und dem Reh; es iſt beträchtlich kleiner als das erſte, viel größer als das letzte, weniger zierlich als die beiden eben erwähnten Wildarten, doch ebenmäßig und leicht gebaut.

Nach des Grafen v. Mellin Erfahrung war ein 154 Pfund wiegender Damhirſch 4′ 10″ lang; vorn bis zum Widerriſt 2′ 8″, hinten über der Keule bis auf die Mitte des Zimmers 2′ 10″ 9‴ hoch. Der Umfang des Leibes, wo er am dickſten iſt, betrug 3′ 9″. Capitalhirſche dieſer Art wiegen in der Feiſtzeit 250 bis 300 Pfund, ſind 5′ und darüber lang, vorn 3′, auch wol etwas darüber, hoch, hinten 2 bis 3″ höher. In gleichem Alter ſteht immer das Thier dem Hirſche an Stärke (Größe) bedeutend nach.

Verhältnißmäßig ſind beim Damwilde Hals und Läufe kürzer und minder ſtark (weniger dick), der Leib ſtärker (dicker), das Gehör (Ohr) kürzer, die Blume (der Wedel) viel länger als beim Edelwilde. Jenes gibt dieſem an Schnelligkeit, Sprungkraft und Gewandtheit wenig nach, unterſcheidet ſich aber in der Bewegung dadurch, daß es im Trollen (Traben) die Läufe höher hebt, in nicht ganz voller Flucht, nach Art der Ziegen, ſatzweiſe mit allen vier Läufen zugleich einſpringt. Im Trollen, wie in der Flucht, trägt es die Blume im geſunden Zuſtande erhoben, im kranken, beſonders nach einer erhaltenen Schußwunde, geſenkt und unterwärts gekrümmt. Als für den Jäger beachtenswerth, wenn auch ſonſt vielleicht geringfügig ſcheinend, glaube ich hier die auffallende Eigenheit dieſer Wildart erwähnen zu müſſen, daß ſie unmittelbar nach der Exploſion eines Fehlſchuſſes ſich mit der Blume vernehmbar klatſchend auf das Waideloch ſchlägt.

Die Sinne der Witterung, des Aeugens und Vernehmens ſtehen

denen des Edelwildes an Schärfe nicht nach. Doch ſcheint das Damwild beim Aeſen weniger fein zu vernehmen.

Ungeachtet ſeiner ſehr großen Schüchternheit im völlig wilden Zuſtande kann es in Thiergärten doch leicht, und als junges Kalb mit Kuh- oder Ziegenmilch genährt, außerordentlich gezähmt werden; vorzüglich das weibliche Geſchlecht [1]). Im wilden Zuſtande äußert es nie den geringſten Anſchein von Tücke oder Bosheit. Es iſt ſtets munter, geſellig mit ſeines Gleichen, zum Scherzen aufgelegt, bei ſtürmiſcher Witterung unſtät und unruhig, in Gefahr ſinnreich an Rettungsmitteln [2]); aufmerkſam auf Alles, beſonders auf muſikaliſche Töne jeder Art. Es kann ein Alter von 20 bis 25 Jahren erreichen.

§. 3. Der Damhirſch ſetzt, wie der Edelhirſch, ausſchließlich vom Thiere ein Geweih auf. Im Frühjahre wirft der ſtarke zeitiger, der ſchwächere ſpäter ſein Gehörn ab, und erneuert es auf gleiche Weiſe und in gleich langer Zeit wie der Edelhirſch.

Wenn das Damhirſchkalb ſechs Monate alt iſt, zeigen ſich auch bei ihm Erhabenheiten auf dem Roſenſtocke, aus welchen zu Ende des nächſten Februar mit gelbem Baſt überzogene Kolben hervortreten, die ſich — beim nunmehrigen Spießer — bis zum Fegen im Auguſt zu 5 Zoll langen Spießen verecken. Von nun an bis zum dritten Jahre weicht die Bildung und Form des Gehörns von Dem nicht weſentlich ab, was hierüber beim Edelhirſche geſagt worden iſt. Dann aber zeigen ſich kurze Augenſproſſen, auch wol bei guter Aeſung an jeder Stange ein oder zwei kurze abgeſtumpfte Enden, welche im folgenden Jahre ſich noch zu vermehren pflegen.

Die mit ſchwachen Perlen beſetzte Roſe verſtärkt ſich von Jahr zu Jahr, und ſteht bei zunehmendem Alter immer dichter auf dem Roſenſtocke.

Im fünften Jahre beginnt die Bildung des Schaufelgeweihes, an welchem mehr oder weniger kurze, kolbige, endenartige Erhabenheiten ſichtbar werden, die ſich in der Folge ungeregelt vervielfältigen. Stellung und Form des Geweihes bleiben von dieſer Zeit an, nach jedesmaliger Erneuerung, immer dieſelben; auch iſt es bis zum Verecken und Fegen mit bräunlichgelbem Baſt überzogen.

Die Schaufeln ſtehen mehr rückwärts und oben verhältnißmäßig weiter aus einander, ſind auch gewöhnlich nach innen zu mehr gekrümmt, als die Stangen beim Edelhirſche. Die Geweihe alter Damhirſche ſind oft prächtig und wiegen zuweilen 14 bis 18 Pfund.

---

1) Das männliche zwar auch; aber man ſollte doch ja kein Wild männlichen Geſchlechts, welches Gehörn aufſetzt, zu zähmen verſuchen; denn dieſes wird, ſobald der Begattungstrieb erwacht, ſo böſe, daß es leicht dem Menſchen Schaden zufügen kann.

2) Als da ſind: Abſprünge, Wiedergänge ꝛc.

Der Kümmerer, welcher abſichtlich oder durch Zufall des Kurzwildbrets beraubt wurde, ſetzt kein vollkommenes Gehörn auf. Nur ſtarke, ſtets mit Baſt umlegt bleibende Knollen entſtehen auf dem Roſenſtocke, welche er, ſo viel bekannt iſt, nie abwirft.

§. 4. Zu Anfang des Monats October ſchwellen dem Capitalſchaufler der Hals und das Kurzwildpret an, und ein unangenehmer bockartiger Geruch bezeichnet den Anfang der Brunſt, welche vier bis fünf Wochen dauert. Dieſer Geruch vermindert ſich gegen das Ende derſelben und verliert ſich bald darauf völlig. Die älteſten Hirſche treten zuerſt auf längſtens acht Tage auf die Brunſt, dann minder ſtarke u. ſ. f.

Der Damhirſch beſchlägt mehrere Stücken Wild, welche er um ſich verſammelt und einige Tage getrieben hat. Zwiſchen zwei gleich ſtarken iſt bei Gelegenheit des Aufſuchens und Treibens der Thiere der Kampf heftig, aber ſelten von gefährlichen Folgen. Dem Sieger wird dann das Gattenrecht weiter nicht ſtreitig gemacht.

Damhirſche ſchreien ebenfalls während der Brunſtzeit, aber nur in kürzern, rauhern und weniger tiefen Tönen, als der Edelhirſch. Mehrere Schriftſteller ſagen, der Brunſtlaut (der leidenſchaftliche) des Hirſches werde ungefähr ſo vernehmbar, als wenn ein Menſch ſich erbreche. Ich habe dies nie finden können, jenen Laut aber dem der Kraniche auf dem Zuge, aus weiter Ferne ertönend, ähnelnd gefunden.

Bei der kürzern Dauer der Brunſtperiode und mindern Brunſtgier ermatten die Damhirſche weniger, als die Edelhirſche.

§. 5. Das Damthier geht acht Monate tragend und ſetzt ein, ſelten zwei Kälber. Dieſe ſind in den erſten Tagen ihres Lebens ebenſo unbeholfen, wie die Rothwildskälber, werden auf die nämliche Art von den zärtlichen Müttern beſchützt und ebenfalls, bis dieſe ſich in der folgenden Brunſtzeit hochbeſchlagen fühlen, geſäugt. Aus dem Kalbe weiblichen Geſchlechts wird, wenn es ein Jahr alt iſt, ein Schmalthier, und wenn es zum erſtenmale gebrunſtet hat, ein altes Thier. Dies geſchieht bei guter Aeſung gewöhnlich ſchon im zweiten, bei ſchlechter aber erſt im dritten Jahre.

§. 6. Das Damwild nimmt alle Aeſung an, von welcher das Rothwild ſich nährt; es ſchält aber auch, wie das Elen, im Winter vorzüglich, die Rinde der meiſten Laubhölzer, den Ziegen gleich, ab, und muß ſich zu dieſer Jahreszeit faſt allein mit dem Genuß derſelben, ſowie mit dem der Holzknospen begnügen. Auch weiß es ſich durch Aufrichten auf den Hinterläufen die jungen Blätter und Triebe manches Aſtes zu verſchaffen, welcher ihm ſonſt unerreichbar ſein würde. Lieblingsgeäſe iſt ihm die Roßkaſtanie, Obſt aller Art, Miſtel und grüne Oelſaat; auch die Beere vom Crataegus coccinea.

§. 7. Je nachdem ſich dem Damwilde zu einer Jahreszeit verſchiedene Nahrungsmittel darbieten, als zur andern, entfernt es ſich, doch nie ſo weit, wie das Rothwild, von dem einmal gewählten Stande. Eben dadurch wird es den jungen Gehauen, in deren Nähe es ſich am liebſten aufhält, gefährlich. Die Schaufler, zu denen ſich auch zuweilen Damhirſche vom zweiten und dritten Kopfe, d. h. ſolche, welche das zweite und dritte Gehörn tragen, geſellen, bleiben bis zur Brunſt in abgeſonderten Trupps vereinigt, vereinzeln ſich aber, im Sommer vorzüglich, mehr als die Edelhirſche.

Zu andern Zeiten ſtehen Thiere nebſt Kälbern, Spießern und Schmalthieren in andern, oft ſehr zahlreichen Trupps beiſammen. Zu Ende des Monats September ſondern ſich alte Thiere und Schmalthiere ab und vertheilen ſich auf die Brunftplätze.

Dies iſt die Zeit, zu welcher Spießer und geringe Hirſche eigene geringzählige Trupps formiren. Wenn die ſtärkern abgebrunftet und ſich zurückgezogen haben, treten ſie zum Wilde und erſetzen die Stelle jener.

Das Damwild ſteht nicht nur am liebſten in lichten Hölzern, ſondern es thut ſich auch da nieder, um wiederzukäuen und der Ruhe zu pflegen. Nur im Sommer, wenn es von Fliegen und Mücken ſehr geplagt wird, verbirgt es ſich in Dickungen, zuweilen auch, obwol ſelten, im hohen Getreide.

Aeltere Jäger haben behauptet, und manche Schriftſteller erzählen es ihnen noch jetzt nach, das Dam- und Rothwild habe eine ſo ſtarke natürliche Abneigung gegen einander, daß es nie an einem und demſelben Orte Stand halte. Wie ungegründet dieſe Anſicht ſei, beſtätigt die tägliche Erfahrung, welcher zufolge man ganze Trupps beider Wildarten ganz nahe beiſammenſtehend antrifft, und auf der Aeſung unter einander vermiſcht, herumziehen ſieht [1]).

§. 8. Alle innern und äußern Theile, deren vielfache Benutzung für die Tafel, wie zum Gewerbsbetriebe im erſten Capitel dieſes Abſchnitts angegeben worden iſt, gewähren beim Damwilde gleiche, zum Theil noch größere Vortheile.

So wird die Haut deſſelben wegen ihrer Dehnbarkeit und Weichheit mehr geſchätzt, als die des Edelwildes. Wie bei dieſem iſt ſie auch im Sommer, aus den am angeführten Orte mitgetheilten Gründen, am meiſten nutzbar. Woher es kommen mag, daß man an manchen Orten den Geſchmack des Wildbrets zu allen Jahreszeiten weniger lecker finden will, als bei andern Wildarten, läßt ſich nicht wohl begreifen.

---

1) Die Edelhirſche dulden freilich bei ihren Winterfütterungen das Damwild nicht; dies kann aber um ſo weniger befremden, da das weibliche Edelwild ſich dieſen nicht einmal nahen darf.

Vom Monat Julius bis zur Mitte des Monats September legt der Damhirſch ſo viel Feiſt auf und das Wildbret gewinnt dadurch ſo ſehr an Zartheit, daß ich in der That nicht wüßte, welcher andern Speiſe ich Vorzüge geben ſollte. Beim Kümmerer durch Caſtration iſt dies das ganze Jahr hindurch der Fall. Die Thiere, vorzüglich gelte, ſind im Spätherbſte außerordentlich gut; das Wildbret der Spießer, Schmalthiere und Kälber iſt zu jeder Zeit ſchmackhaft.

Wahr iſt es, daß der Damhirſch, wenn die Brunſt herannaht, wie oben ſchon bemerkt, einen bockartigen Geruch um ſich verbreitet, welcher ſich auch ſeinem Wildbret mittheilt, wenn nicht beſondere Vorſichtsmaßregeln angewendet werden. Deshalb iſt es am rathſamſten, von der Mitte des September bis zu Ende des November keinen Damhirſch zu ſchießen; es müßte denn ein Kümmerer ſein, bei welchem die erwähnte Unannehmlichkeit nicht ſtattfindet.

Für Jagdberechtigte jedoch, welche blos Wechſel- und kein Standwild dieſer Art erlegen zu laſſen Gelegenheit haben, erwähne ich eines Mittels, das Wildbret eines Dambrunſthirſches wenigſtens eßbar zu erhalten, welches ſich mir bewährt bewies.

Ich ſchoß nämlich einen Schaufler, welcher in voller Brunſt ſtand, auf den Kopf. Indem er im Feuer zuſammenbrach (ſtürzte), ſprang ich eiligſt hinan, unterband das Kurzwildbret und löſte es ſogleich mit allen Samenſträngen und der ganzen Ruthe aus. Hierdurch erreichte ich meinen Zweck ſo gut, daß Niemand, der von dem Wildbret genoß, Widerwillen zeigte; auch ich ſelbſt fand den Geſchmack deſſelben nicht unangenehm. Wiederholte Verſuche lieferten gleiche Reſultate.

§. 9. Durch Anpflanzung des Roßkaſtanienbaums (Aesculus hypocastanum) und durch Schonung der wilden Obſtbäume wird man im Sommer und Herbſte, im Winter aber durch zeitige Anlage der Gehaue, durch Fällen einiger Eichen und Aspen, welche ohnedies zu Brennholze verwendet werden ſollen, und endlich durch Fütterung mit Roßkaſtanien, Eicheln, Obſt aller Art, beſonders aber mit Miſtel (Kenſter, Viscum album), den Auswechſel in kleinen Revieren am leichteſten vermindern, den Zugang vermehren.

§. 10. Der Tritt des Damhirſches iſt wie beim Rothwilde viel ſtärker als der eines Thieres von gleichem Alter.

Döbel und mehrere Schriftſteller behaupten, er ſei auch faſt ebenſo geformt. Ich darf dieſer Angabe aus Ueberzeugung widerſprechen; denn er ſtellt ſich vorn weniger abgerundet (mehr zugeſpitzt), auch verhältnißmäßig länger dar. So gleicht er am meiſten dem einer Ziege, iſt aber natürlich um Vieles ſtärker.

Alle im erſten Capitel dieſes Abſchnittes angegebenen Zeichen, durch welche ſich der Edelhirſch in der Fährte und ſonſt, ohne geſehen zu werden, vor dem Thiere auszeichnet, ſollen ſich auch beim Damhirſche auffinden laſſen. Ich muß es geſtehen, daß außer dem Schritt und dem Schränken mir nie eins bemerkbar geworden iſt. Die Unterſuchung und Auffindung derſelben iſt aber auch begreiflicherweiſe ſehr ſchwierig, indem der Abdruck des ſtärkſten Damhirſchtrittes kleiner iſt, als der eines Edelhirſches an ſechs Enden.

Auch wird der Damhirſch nie nach der Zahl der Enden, ſondern wenn er das zweite Gehörn und ſolange er keine Schaufeln aufſetzt, als gemeiner Hirſch, nachher aber anfänglich als ſchlechter, in der Folge als guter und endlich als Capitalſchaufler angeſprochen.

Der Tritt des alten Damthieres iſt ſelten ſtärker als der, welchen ein Rothwildkalb im October macht.

§. 11. Da auf Damwild keine beſtätigten Jagen gemacht werden, ſo fällt die Anwendung des Leithundes weg. Deſto nützlicher und nothwendiger aber wird beim Bürſchen der Schweißhund. Sonſt würde man ſich auch in bergigen größern Revieren des deutſchen Jagdhundes bedienen können, in kleinen würde aber der Gebrauch deſſelben, wie bei waidmänniſchen Jagdbetriebsarten überhaupt, verwerflich ſein.

§. 12. Mir iſt kein Fall bekannt, daß eingeſtellte Jagen auf Damwild allein eingerichtet worden wären. Gewöhnlich wird es, wenn ſolche auf Rothwild ſtattfinden, mit eingeſtellt und erlegt. Wo es ſich indeß zu ſehr vermehrt, würde man wohlthun, daſſelbe auf dieſe Art zu vermindern. Die Einrichtung bliebe dann ebenſo, wie ſie im erſten Capitel dieſes Abſchnittes gelehrt worden iſt.

§. 13. Das Bürſchen wird auf ebenſo verſchiedene Weiſe und in gleichem Maße betrieben, wie beim Rothwilde. Doch glaube ich jungen Jägern und Jagdliebhabern folgende eigene Erfahrungen hierüber mittheilen zu müſſen.

1. Das Damwild hält faſt ebenſo genau Wechſel, wie das Rothwild. Der Anſtand iſt deshalb ein ſehr ſicheres Mittel, ihm auf die im erſten Capitel dieſes Abſchnittes angezeigte Art Abbruch zu thun.

2. Beim Bürſchgange muß man vorſichtiger, als bei irgend einer Wildart ſein, und doch gelingt es höchſt ſelten, ſich einem Trupp zu nähern, weil das Damwild äußerſt aufmerkſam auf jeden fremden Gegenſtand iſt.

Eher iſt ihm anzukommen, wenn man in Geſellſchaft eines Kameraden ſeinen Weg ſprechend, trällernd oder pfeifend fortzuſetzen ſcheint, ſich aber dabei auf einer oder der andern Seite unmerklich heranzieht. In gehöriger Büchſenſchußweite von höchſtens 100 Schritten bleibt der Schütze, durch einen Baum, Strauch oder auf andere Weiſe verdeckt, ſtehen, indem der Begleiter

immer ſprechend, trällernd oder pfeifend ſeinen Weg fortſetzt, bis der erſtere geſchoſſen hat.

Auch allein wird man auf ähnliche Art am erſten ſeinen Zweck erreichen. Zu wiederholten Malen iſt es mir gelungen, einige Stücken Damwild, welche auf einem großen freien Platze ſtanden, auf folgende Art zu täuſchen: An einem Orte, wo es mich nicht gewahr werden konnte, zog ich Rock und Weſte aus, und ließ den untern Theil des Hemdes ſo über die Unterkleider herabhängen, daß es einer Fuhrmannskappe glich. Die Büchſe in der Hand ging ich meinen Weg fort. Das Wild faßte mich ſogleich ins Auge, und bewies durch mancherlei Bewegungen, daß es nicht ganz ruhig ſei. Ich machte alſo einen neuen Verſuch, mich ihm, während ich fortſang, tanzend und ſpringend zu nähern. Auch das Wild machte allerhand muntere Bewegungen, ohne flüchtig zu werden, bis mein Schuß aus Spaß Ernſt machte, und nach demſelben ein Stück zuſammenbrach.

Viel leichter kann man ſich an ein einzelnes im Aeſen begriffenes Stück bei einiger Vorſicht und in gutem Winde heranſchleichen, weil es, wie oben §. 2 geſagt worden, in der That ſcheint, als vernehme das Damwild während des Aeſens nicht gar ſcharf; doppelt aber hat man ſich vor dem Aeugen zu hüten.

3. Vor dem Pferde und vor Fuhrwerk hält es, wenn man ſich behutſam und unter dem Winde naht, an Orten, wo es nicht zu ſehr beſchoſſen wird, faſt immer aus.

4. Durch mehrere Treiber läßt es ſich, wenn ſie nicht lärmen, ziemlich gut vorwärts bringen, und ebenſo wenn ein einzelner Mann dies geſchickt zu bewerkſtelligen ſucht. Nur muß er ſich hüten, ihm nicht zu nahe zu gehen; denn wird es einmal flüchtig, ſo beruhigt es ſich nicht ſo leicht wie das Rothwild, und höchſt ſelten wird man es dann herumzuholen im Stande ſein.

5. Mit dem Zeichnen nach dem Schuſſe und mit dem Bürſchzeichen verhält es ſich ebenſo, wie beim Edelwilde. Ob man aber ein Stück Damwild getroffen oder gefehlt habe, kann man, wenn es nach dem Schuſſe flüchtig wird, am ſicherſten darnach beurtheilen, wie es die Blume hält.

6. Wenn ein Stück Damwild angeſchoſſen iſt, hüte man ſich, es rege zu machen. Man laſſe ihm deshalb länger Ruhe als anderm Wilde, theils weil es, einmal wieder auf den Läufen, ununterbrochen ſo lange fortgeht, als die Kräfte nur einigermaßen zureichen, theils weil es, im Gefühl der Unzulänglichkeit der Kraft zum Widerſtande, ſich ſchwerer vor dem Schweißhunde ſtellt.

§. 14. Es iſt mir nicht bekannt, ob man in Deutſchland an mehrern Orten Verſuche gemacht hat, Damhirſche par force zu jagen; aber ich weiß, daß der letztverſtorbene Fürſt von Anhalt-Deſſau in den erſten Jahren ſeiner Regierung dies that. Der Abſprünge wegen, welche der Damhirſch wie das

Elen macht, wenn er gejagt wird, hatten die Hunde viel Arbeit und die Jagd dauerte gewöhnlich länger als beim Rothhirſch; auch ging ſie raſcher.

Mit dem Anſprechen der Damhirſche verhält es ſich bei der franzöſiſchen Jagd ebenſo, wie beim Edelhirſche.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Vorerinnerung.

Von dem zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwilde ſind folgende Ausdrücke als gemeingültig in der Jägerſprache aufgenommen. Die bei einzelnen Arten abweichenden werden zu Anfang jeden Capitels nachgetragen.

Der Aufenthalt des Federwildes dieſer Abtheilung heißt der Stand.

Es ſteht auf dem Baume oder auf der Erde; es ſitzt nicht.

Diejenigen Arten, welche auf Baumzweige gehen, ſteigen oder treten zu Baume.

Es hat Füße.

Es balzet, wenn es ſich begattet.

Balzzeit, Begattungszeit.

Balz, der Ort, wo es ſich begattet.

Es wird aufgebrochen, nicht ausgenommen oder ausgeworfen.

Unter Geräuſch verſteht man die edeln innern Theile, Herz, Lunge, Leber; unter Geſcheide die Gedärme.

Es äſet oder ſucht ſich Aeſung; es frißt nicht.

Erſtes Capitel.

Der Schwan.

Cygnus olor *Gm. L.* [1]).

§. 1. Der Schwan iſt der ſchönſte und größte unſerer europäiſchen Schwimmvögel. Er gehört zur Familie der Enten und zwar zur Gruppe der ſchwimmenden Enten ohne Hautſaum.

1) Bechſtein, Handbuch d. Jagdwiſſenſch., Th. 1, Bd. 2, Cap. 27.

Im wilden Zustande finden wir in Deutschland drei verschiedene Arten von Schwänen, aber meistentheils nur als seltene Gäste, nämlich:

1. Der Singschwan (Cygnus musicus s. melanorhynchus). Der Schnabel ist schwarz, von der Schnabelwurzel längs des Kieferrandes bis unter die Nasenlöcher gelb. Das Gefieder ist weiß, orangelblich angelaufen, bei den Jungen ganz grau; die Körperhaut überall braun. Er hat 20 Schwanzfedern. Die Regenbogenhaut ist gelblich. Die Luftröhre steigt in einen Kiel des Brustbeines hinab, biegt sich da um und senkt sich nach einer zweiten Biegung in die Brusthöhle. Der Singschwan lebt im hohen Norden; im Winter zieht er nach Süden, bis an die Küsten des Mittelmeeres, überwintert auch am Schwarzen und Caspischen Meere. Auf seinen Zügen trifft man ihn zuweilen in Deutschland.

2. Der Höker- oder stumme Schwan (Cygnus olor). Der Schnabel ist gelbroth, der aufgetriebene Höker an der Stirn, der Nagel, Mundwinkel und die nackte Zügelgegend schwarz. Er hat 24 Schwanzfedern. Die Regenbogenhaut ist röthlich. Er ist häufig in Rußland, seltener wild in Deutschland als der Singschwan, jedoch häufiger als dieser gezähmt.

3. Der kleine Singschwan (Cygnus minor). Aehnlich dem Singschwane, aber kleiner. Er hat nur 18—20 Schwanzfedern; die Regenbogenhaut ist graulich; die Körperhaut grünlichröthlich. Er lebt häufig in Sibirien, kommt aber selten und meist ganz vereinzelt nach Deutschland.

§. 2. Wir betrachten hier nur den Hökerschwan näher. Der alte ist über den ganzen Körper mit schneeweißen Federn bedeckt; die Gefiederfarbe der ganz jungen aber, deren Wachsthum sich erst im zweiten Jahre endigt, ist dunkelgrau und etwas ins Grünliche fallend. Im zweiten Jahre verlieren sich die grauen Federn immer mehr, im dritten werden sie ganz weiß.

Der Schnabel der Jungen ist im ersten Jahre schwarz, im zweiten aschgrau, im dritten wird er anfänglich gelb, späterhin dunkel-orangefarben, stets geht er vorn in einen einwärts gekrümmten schwarzen Nagel aus. Auf demselben bildet sich an der Wurzel der obern Kinnlade äußerlich ein schwarzer runder Auswuchs oder Höker.

Oberwärts von diesem dehnt sich nach den Augen hinauf eine dreieckige, schwarze, nackte Haut aus. Der Kopf ist wie ein Gänsekopf gestaltet. Oben auf demselben sieht man, wenn der Schwan älter wird, eine rostbräunliche Platte.

Der Hökerschwan hat einen langen, nach allen Richtungen und in mancherlei Windungen beweglichen Hals, an welchem man 18 Wirbel zählt. Er trägt ihn, ruhig stehend oder schwimmend, in der Form eines S gekrümmt. Die Flügel hebt er schwimmend ein wenig, als sollten sie ihm gleichsam zum Segel dienen. In denselben hat er ungemein viel Kraft, so daß er bei der

ſonſtigen Schwere des Körpers ſchneller fliegt, als man dem Anſcheine nach glauben ſollte. Er verſetzt, wenn er gereizt wird, damit mächtige Schläge, und ſoll im Stande ſein, durch dieſelben einem Kinde den Arm zu zerbrechen, ja ſelbſt ein Pferd zu lähmen.

Die an den Zehen mit einer ganzen Schwimmhaut verbundenen Füße ſind im erſten Jahre ſchwarz, im zweiten bleifarben, im dritten und fernerhin ſchwarz mit rothem Schimmer. Schwimmend ſcheint er ſich nur von Zeit zu Zeit einen neuen Stoß zu geben, nach welchem er eine weite Strecke mit ausgebreiteten Schwimmfüßen fortzieht.

Die Länge des völlig ausgewachſenen Höckerſchwans vom Schnabel bis zum Schwanz beträgt $4\frac{1}{2}'$, die Breite von einer Flügelſpitze bis zur andern $7\frac{1}{2}'$, das Gewicht 25 bis 30 Pfund.

Das ganze Anſehen dieſes Schwanes verräth Stolz, der Blick Tücke. Auch behält der männliche vorzüglich, wenn er auch noch ſo zahm zu ſein ſcheint, faſt immer etwas Boshaftes, weshalb ſich Kinder vor ihm zu hüten haben. Er äußert dies durch ein Geziſch, welches viel Aehnlichkeit mit dem der Gänſe hat, und durch das Aufplauſtern des Gefieders. Der weibliche Schwan hingegen wendet ſeinen Muth und ſeine Kraft zu weit edlern Zwecken an.

Mit zärtlicher Sorgfalt vertheidigt er durch geſchickte Anwendung der ihm in ſeinen Flügeln von der Natur verliehenen Waffen ſeine Jungen nicht nur gegen den erzürnten Vater, ſondern auch gegen Raubthiere und Raubvögel, ſo daß der Fuchs, der Adler und der Geier meiſtentheils unverrichteter Sache abziehen müſſen.

Ueberhaupt ſoll der Schwan das Gute haben, daß er von den Gewäſſern, auf denen er ſich aufhält, alle den Fiſchen nachſtellende Thiere entfernt.

Der Schwan erreicht ein Alter von 20 bis 30 Jahren, er ſoll ſogar bis 100 Jahre leben können. Im erſten Lebensjahre gehen während der heißen Jahreszeit oft zwei Drittheile der Jungen durch das an ſtillen Gewäſſern ſo häufige Ungeziefer, ja ſelbſt durch die Bosheit der männlichen Schwäne, verloren.

Der Höckerſchwan läßt, wenigſtens im geſunden Zuſtande, keinen andern Laut von ſich hören, als ein leiſes Geziſch, ein gewiſſes Brummen und Schnurren, und, im Frühjahre beſonders, ein verliebtes Gequackel. Eine der gewöhnlichſten Krankheiten der gezähmten Schwäne, die ihnen auch faſt immer das Leben koſtet, beſteht in einer Halsentzündung, durch welche die lange Luftröhre ſo verengert wird, daß das erſchwerte Athemholen zuweilen einen pfeifenden Ton bewirkt.

§. 3. Die Schwäne begatten ſich, gleich dem übrigen Geflügel, im zeitigen Frühjahre und halten ſich paarweiſe zuſammen. Im April bereitet

sich das Weibchen an den schilfigen Ufern der Gewässer ein kunstloses Nest von Schilf, Binsen und dünnen Reisigstengeln, füttert es mit seinem eigenen verlorenen Gefieder aus, legt sechs bis acht grünweißliche Eier und bebrütet diese fünf Wochen. Während dieser Zeit entfernt sich das Männchen nur selten und auf kurze Zeit aus der Gegend, wo das Nest befindlich ist, um im Nothfalle dasselbe hartnäckig, fast wüthend zu vertheidigen.

Sobald die Jungen ausgekrochen sind, folgen sie der Mutter, unaufhörlich pipend, auf das Wasser und bleiben unter ihrem Schutze bis zur Brütezeit des folgenden Jahres.

§. 4. Die Aesung der Schwäne besteht in allerhand Wasserkräutern und Insecten, besonders in Wasserkäfern; auch nehmen sie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und mehrere Getreidearten an, wenn sie solche in der Nähe ihres Aufenthalts finden, oder da, wo sie gelähmt und gezähmt werden, zur Winterfütterung erhalten.

§. 5. Sie lieben den Aufenthalt im Wasser so sehr, daß sie es selten, dann nur auf kurze Zeit verlassen, und immer auf Flüssen, großen Teichen und Seen, oder doch am Ufer derselben angetroffen werden. Daher und aus Gründen, welche sich aus dem vorigen Paragraph von selbst ergeben, gehören sie auch im wilden Zustande zu den Zugvögeln; denn um immer frische Aesung zu haben und Wasser zu finden, begeben sie sich im Herbste nach südlichern Gegenden, kehren aber im Frühjahre jedesmal an ihren einmal bei uns gewählten Aufenthaltsort zurück. Will man den Zug verhindern und sie zähmen, so müssen den Jungen die ersten Flügelgelenke abgelöst oder doch gelähmt (zerknickt) werden. Hat man nur wenige solcher gelähmten Schwäne, so bringt man sie zur Winterzeit in Ställe und pflegt sie gleich den Enten und Gänsen; wäre ihre Anzahl aber beträchtlich, so läßt man einen Theil des mit Eis belegten Wassers, wo sie sich aufhalten, aufeisen. Durch ihre unaufhörliche Beweglichkeit verhindern sie dann selbst, wenn die Kälte nicht allzu grimmig ist, das fernere Zufrieren, leiden auch von derselben wenig, insofern man ihnen nur mit einiger Fütterung zu Hülfe kommt.

Will man sie so zähmen, daß sie auf den Ruf herankommen und im Sommer bei Wasserfahrten dem Kahne beständig, fast zudringlich folgen, so darf man ihnen nur von Zeit zu Zeit gequellte Erbsen, Brot und Semmel vorwerfen.

§. 6. Das Wildbret der alten Schwäne ist thranig von Geschmack und so grob und zähe, daß es nicht wohl genossen werden kann, das der Jungen hingegen hielt man sonst für einen ausgesuchten Leckerbissen.

Einen nicht unbeträchtlichen Handelszweig machen die vortrefflichen Federn aus.

Auf der Spree und Havel im Brandenburgiſchen treibt man die gezähmten Schwäne während der mildern Jahreszeit zweimal zuſammen und berupft ſie wie die Gänſe.

Aus Litthauen, Polen, Preußen und Rußland brachte man ſonſt jährlich viele Hundert Centner Federn zur Meſſe nach Frankfurt an der Oder. Sie wurden vom ſchwarzſchnabeligen Schwan gewonnen.

Der Flaum, oder das wollige, weiche, doch feſte Gefieder, kann mit der Hauk abgelöſt und gar gemacht werden. So zubereitet gewährt es, beſſer als das wärmſte Pelzwerk, Schutz gegen die Kälte. Die Grönländer bedienen ſich deſſelben hierzu vorzugsweiſe. Auch gewöhnliche Puderquaſten und echten Schwanenboy verfertigt man daraus.

Die Federkiele ſind ſehr hart. Man kann ſie zu Schreibfedern gebrauchen; doch gewinnt die Hand nicht an Leichtigkeit dabei.

§. 7. Ueber den Betrieb der Jagd auf Schwäne läßt ſich wenig Merkwürdiges ſagen. Er iſt mit geringen Schwierigkeiten verbunden.

Die nicht gezähmten werden mit der Kugel, oder auch mit Laufkugeln oder Poſten geſchoſſen. Sie ſind ſo wenig ſchüchtern, daß es keiner großen Vorſicht bedarf, um ihnen beizukommen. Doch wird man wohl thun, bei dem Anſchleichen auf den Wind Rückſicht zu nehmen, und ſich hinter einem Damme oder Strauche zu nähern, weil ſie ſich ſonſt ſchnell genug aus der Schußweite entfernen möchten.

Hühner- oder andere Waſſerhunde können, wie bei der Gänſe- und Entenjagd, zum Zutreiben angewendet werden. Junge Schwäne erlegt man nicht gern. Muß man von der Seite im Fluge ſchießen, ſo halte man, wenn man nicht fehlen will, vorn an der Bruſt an.

§. 8. Das Aufbrechen alles zur hohen und Mitteljagd gehörigen Federwildes iſt mit ſo wenigen Umſtänden verbunden, daß man weiter nichts zu thun hat, als vom Waideloch an einen kleinen Einſchnitt aufzuſchärfen und das Geräuſch und Geſcheide herauszuziehen.

Zweites Capitel.

Der Trappe.

Otis Tarda *L.* [1]).

§. 1. Die Trappen gehören zur Ordnung der Sumpfvögel und zwar zur Familie der Trappen (Otidae). In Deutſchland findet ſich eine

1) Bechſtein, Handb. d. Jagdwiſſenſch., Th. 1, Bd. 2, Cap. 8. v. Wildungen's Taſchenb. v. J. 1796, S. 73. Meyer's Taſchenb., I., 308 fg.

Art, die wir hier näher betrachten werden, ziemlich häufig; die andere aber, der Zwergtrappe (Otis tetrax *L.*), der in Sardinien und Sicilien, in Südrußland, in den tartariſchen Steppen und Nordafrika gemein iſt, ſelten. Er unterſcheidet ſich ſchon durch die Größe auffallend vom gewöhnlichen Trappen; er hat über die Flügel eine weiße Querbinde, 20 Schwanzfedern, von denen die zwei mittlern im Bürzel eingelenkt. Das Männchen hat blaugraue Kehle und Wangen und zwei ſchwarze Querbinden über den Schwanz; das Weibchen hingegen hat eine roſtgelblich-weiße Kehle und drei dunkle Zickzackbinden über den Schwanz.

Als dritte Art dieſer Gattung iſt noch der Kragentrappe (Otis Houbara *Gm.*), der ſich aus den ſteinigen Ebenen Nordafrikas und Arabiens nur äußerſt ſelten nach Deutſchland verirrt.

§. 2. Unſer Trappe iſt um vieles ſtärker als die größte Gans. Die Stärke und das Gewicht deſſelben läßt ſich nicht genau angeben, da beides nach Maßgabe des Geſchlechts, des Alters und der Jahreszeit ſehr verſchieden iſt. Der männliche Trappe wiegt 18 bis 25 Pfund, der weibliche 11 bis 14.

Kopf und Hals ſind aſchgrau. Zu beiden Seiten des Halſes zieht ſich von den Kinnladen bis zur Mitte deſſelben ein kahler, unbefiederter, ſchwarzgrauer Streif. Ein ähnlicher kahler Fleck iſt unter dem Schnabel ſichtbar. Die Grundfarbe des Gefieders auf dem Rücken und an einem Theile des Halſes über demſelben iſt ſchönrothbraun. Schwarze wellenförmige, auf dem Rücken und den Schultern weißgekantete Linien und Muſchen erſcheinen darüber ziemlich regelmäßig verbreitet. Die größern Schwungfedern ſind ſchwarz, nach dem Kiele zu weiß, und haben weiße Schäfte; die kürzern Schwung- nebſt den längern Deckfedern ſind weiß. Da wo die letztern ſich zu verkürzen anfangen, werden ſie aſchgrau, die hintern und obern aber ſind dunkel- und hellbraun gemiſcht und mit ſchwarzen Querſtreifen belegt.

Gleiche Farbe und Zeichnung haben die Schwanzfedern, bis auf die vier äußern, welche weiß ſind. Die Bruſt, der Bauch, der After und die Schenkel ſind mit weißgräulichem Gefieder bedeckt, der Flaum aber iſt röthlich (roſenfarben).

Schnabel, Kopf und Hals ſind beinahe ebenſo wie bei den Truthühnern geſtaltet.

Die Bruſt iſt hoch gewölbt. Die Flügel ſtehen in Rückſicht der Länge nicht ganz im richtigen Verhältniß zu der Schwere des Körpers. Jeder derſelben beſteht aus 33 Federn, wenn man ſieben im Deckflügel befindliche dazu rechnet. An der dritten, vierten, fünften und ſechsten verkürzen ſich die äußern Bärte auf einmal merklich.

Im Schwanze zählt man 22 Ruderfedern, unter denen die zwei mittelſten im Bürzel eingelenkt ſind.

Die Füße ſind ziemlich, aber nicht unförmlich lang und bis zu den Zehen mit einer kleinſchuppigen grauen Haut bedeckt, welche man, wie bei den Schlangen, abziehen kann. An jedem Fuße hat der Trappe drei einzeln ſtehende Zehen, deren Haut ſchmalblättrig erſcheint. Die Klauen oder Nägel ſind kurz und abgeſtumpft. Eine kleine Erhabenheit unter den Füßen vertritt die Stelle der Ferſen.

Die Werkzeuge des Geſichts, Geruchs und Gehörs ſind größer als bei anderm Geflügel und ſehr fein organiſirt. Die Ohrenöffnungen haben nur eine leichte Bedeckung von kurzen Federn.

Am Gaumen und am innern Untertheile des Schnabels ſind viele drüſige Körperchen, welche ſich in ſichtbaren Röhren öffnen.

Die Zunge iſt zugeſpitzt, von außen fleiſchig und auf den Rändern mit ſcharfen kleinen Erhabenheiten beſetzt. Inwendig hat ſie einen knorpelartigen, mit dem Zungenbeine verbundenen Kern.

Der Trappe läuft ſehr ſchnell, vermag ſich aber, wegen des Baues ſeiner Flügel, nicht ſogleich, beſonders wenn ihm der Wind in die Federn geht, von der Erde zu erheben.

Iſt er aber einmal im Fluge, ſo bewegt er ſich mäßig geſchwind und kann eine große Strecke, ohne auszuruhen, in der Luft fortſtreichen.

Er iſt äußerſt ſcheu und furchtſam, empfindet auch jeden Schmerz ſehr heftig. Der Jäger wird Gelegenheit haben, zu bemerken, daß kein anderer Vogel von gleicher Stärke bei der leichteſten Verwundung ſo augenblicklich alle Beweglichkeit verliert, als dieſer; daß er aber blos durch den Schreck getödtet werden ſollte, iſt eine Behauptung, welche ich aus Erfahrung weder zu beſtätigen, noch zu widerlegen vermag.

Nie habe ich einen Laut vom Trappen gehört.

§. 3. Der Hahn iſt bedeutend ſtärker als die Henne, auch ſind bei ihm die Farben des Gefieders lebhafter und anders vertheilt, und er zeichnet ſich beſonders durch einen haarigen Federbart aus, welcher an beiden Seiten des Halſes vom untern Theile des Kopfes herabhängt. Außerdem hat er vor der Speiſeröhre einen faſt ſchuhlangen Sack, der ſich hinter der Zunge öffnet.

§. 4. Die Balzzeit fällt in den Monat März. Während derſelben geht der Hahn mit aufgeplauſtertem Gefieder unter den Hennen herum, ſchlägt ein kleines Rad mit dem Schwanze und ſtreckt den Federbart nach beiden Seiten aus. Er balzet mit mehrern Hennen, ſtreitet ſich mit ſeinen Nebenbuhlern, nach Art der zahmen Hähne, durch Schlagen mit den Flügeln, auf den Feind loshackend und ſpringend, nicht ohne Hartnäckigkeit, um den Erwerb der Gattenrechte.

§. 5. Die Henne macht eine kleine Grube auf Saatfeldern in den Erdboden, legt zwei bis drei ins Olivenfarbige fallende, bleichbraun gefleckte

Eier, und brütet ſie, ohne Beihülfe des Hahnes, in 28 bis 30 Tagen aus. Sie geht nur ſo lange vom Neſte, auf dem ſie ſonſt ſehr feſt ſitzt, als es nöthig iſt, um das dringendſte Bedürfniß der Aeſung zu befriedigen. Bei der leiſeſten Berührung der Eier während dieſer kurzen Abweſenheit verläßt ſie ihr Neſt für immer.

Einige Jäger wollen behaupten, daß, wenn man ſich der brütenden Henne, ſelbſt ohne ſie zu ſtören, nähere, ſie die Eier auf 2 bis 300 Schritt wegtrage und ſie in einer neuen Grube ausbringe. So unwahrſcheinlich dies auch iſt, ſo kann man es doch nicht für unmöglich ausgeben, da z. B. die zahme Gans während des Brütens oft ein Ei unter den Flügeln hält, und es ſelbſt dann nicht fallen läßt, wenn man ſie, ohne die Flügel zu heben, vom Neſte nimmt. Auf ähnliche Weiſe würde die Trappe vielleicht im Stande ſein, ihre Eier unter die Flügel zu nehmen und von einer Stelle zur andern zu tragen.

Gleich nachdem die mit dunkelbraunen Flaumfedern bedeckten Jungen ausgekrochen ſind, führt ſie die Mutter in das Sommergetreide und lehrt ſie das Geäſe ſuchen. Erſt ſpät machen ſie Verſuche zu fliegen, wachſen aber gleich im erſten Herbſte völlig aus.

§. 6. Wenn auch der große Trappe gleich ſeinen Stand oder Aufenthalt nach der Jahreszeit verändert, ſo entfernt er ſich doch nicht weit genug von dem einmal gewählten, um zu den Zugvögeln gerechnet werden zu können.

Selten findet man, außer der Brütezeit, einen allein, ſondern mehrere, oft viele, vereinigen ſich im Herbſte zu einem Fluge, den ſie bis zur folgenden Legezeit nicht verlaſſen.

Morgens und Abends fällt jeder Flug an demſelben Orte auf, ſolange Geäſe da vorhanden iſt; man kann daher ſagen: der Trappe hält Stand. Den Zug, welchen ein ſolcher Flug nimmt, um von einem Stande zum andern zu gelangen, verändert er ſo wenig, wie in der Regel der Hirſch den Wechſel.

§. 7. Die Aeſung dieſer Federwildart beſteht nicht nur in den Samenkörnern, ſondern auch in dem jungen grünen Aufſchlage faſt aller Getreidearten, in Wurzelwerk, als z. B. Möhren, Turnips und weißen Rüben. Vorzüglich ſoll der Trappe den Schierlingsſamen lieben.

Es wäre ſchon der Mühe werth, hierüber Verſuche anzuſtellen, weil, wenn dies wirklich der Fall iſt, man vielleicht im Stande ſein würde, ihn damit an einem Orte zu kirren, wo man ihm leichter Abbruch thun könnte.

Ueberhaupt fügt er den Feldern im Herbſte und Frühjahre ungemein viel Schaden zu, beſonders denen, welche mit Raps und Rübeſaat beſäet ſind, weshalb an mehrern Orten, ob er gleich zur hohen Jagd gehört, deſſen

Erlegung auch Denen geſtattet iſt, welche nur zur Niederjagd berechtigt ſind. Auch allerhand Inſecten und Regenwürmer nimmt er an.

§. 8. Das Trappenwildbret muß in Eſſig einige Tage gebeizt werden und im Winter tüchtig durchfrieren, wenn es genießbar ſein ſoll; dann iſt es aber auch, als Paſtete, gedämpft und gekocht, kalt, in Scheibchen geſchnitten, mit Butterbrot zur Bierſuppe gegeſſen, recht ſchmackhaft. Es hat faſt überall das Anſehen von Rindfleiſch; nur auf der Bruſt findet man einen Theil deſſelben, dem Hühnerfleiſche ähnlich.

Der weichere Theil der Federn könnte wahrſcheinlich zu Betten verwendet werden. Die Kiele geben ſehr harte Schreibfedern.

§. 9. Da die Trappen ſehr ſcharf äugen, vernehmen und wittern, auch überhaupt ſehr ſcheu ſind, ſo hält es ſchwer, ihnen Abbruch zu thun.

Nur im Auguſt wird man in einzelnen Haferſtücken dieſen Zweck mit dem Hühnerhunde erreichen, indem er entweder die Jungen, welche dann noch nicht gut fliegen können, wenn er raſch iſt, fängt, oder, wenn ſie ſich drücken, davor ſteht, wie vor Hühnern. Sie können zu dieſer Zeit ſehr leicht geſchoſſen werden, und Schrot Nr. 3 iſt zur Ladung ſtark genug. Späterhin, wenn ſie völlig flugbar ſind, und, mit den Alten vereinigt, in Zügen zu 50 bis 60 Stück auf den Saat- und Möhrenfeldern ſtehen, iſt es, bei großer Vorſicht, zuweilen möglich, ſich mit gutem Winde in einem Graben, oder hinter Wällen und dichten Zäunen bis auf Büchſenſchußweite, auch wol nahe genug heranzuſchleichen, um von einer mit Poſten oder Schrot Nr. 0 geladenen Flinte Gebrauch machen zu können.

Nur ſelten, und an Orten, wo ſie nicht geſtört werden, halten ſie vor dem Schießpferde aus, wenn man, gleich von weitem her, ſo neben demſelben geht, daß man durch daſſelbe bedeckt iſt. Oefter gelingt es anzukommen, wenn man auf einem mit grünem Reiſig behängten Bauernwagen in gutem Winde hinanfährt.

Sonſt hat man ſich auch der Karrenbüchſe bedient; eines aus neun Läufen, wovon drei auf den Fleck, drei etwas höher und drei etwas tiefer gerichtet ſind, und welche durch den Abdruck eines Schloſſes auf einmal entzündet werden, beſtehenden, und in einem Schafte vereinigten Gewehres. Man legte es auf die Leitern eines auf vorbeſchriebene Art eingerichteten Wagens, und unterſtützte es durch eine im Boden eingelaſſene bewegliche Gabel, ſetzte ſich, recht gut bedeckt, auf den Wagen, richtete beim Anfahren das Gewehr, und konnte mit Kugeln 150 bis 200 Schritte, mit Poſten aber 100 Schritte weit ſchießen. Nur mußte man beim Anhalten der Pferde gleich ſchußfertig ſein. Wenn man den Backen an der Karrenbüchſe anlegen wollte, durfte man am Schafte nicht vorfallen, ſondern mußte ſie recht rückwärts an die Schulter anziehen, um den durch die Exploſion des neunfachen

Schuſſes bewirkten Stoß zu vermindern. Wahr iſt es, daß man mit einem ſolchen Schuſſe, wenn er gelang, viel ausrichtete; aber ſelten konnte man dem Gewehre die gehörige Richtung geben. Daher kommt es, daß in neuern Zeiten von dieſem Gewehre kein Gebrauch mehr gemacht wird.

Wenn es ſtark geregnet oder geglatteiſt hat, brauchen die Trappen viel Zeit und laufen weit, ehe ſie ſich erheben können. Hat man dann ein raſches Schießpferd, ſo nähert man ſich nach und nach mit gutem Seitenwinde, bis ſie zu laufen anfangen; dann wirft man ſich im vollen Laufe ſo vor, daß die Trappen in den Unterwind kommen (welcher, indem er ihnen in die Federn geht, das Auffliegen noch mehr verhindert), jagt hinan und ſchießt, ſobald man nahe genug iſt. Ein Schuß ſtreckt oft mehrere nieder, weil ſie bei dieſer Gelegenheit mehr zuſammen als aus einander laufen.

Auch von guten Windhunden werden ſie unter dieſen Umſtänden, ehe ſie auffliegen können, eingeholt und gefangen.

Da ſie Abends und Morgens gewöhnlich denſelben Zug nehmen, ſo kommt es hauptſächlich darauf an, dieſen genau zu beobachten, ſich dann an einem ſchicklichen Orte gut zu verbergen und ſie zu erwarten. Bei ſtarkem Nebel und im Winter fliegen ſie ſo tief und ſo wenig ſchnell, daß ein leidlicher Schütze mit groben Schroten auf jeden Schuß einen erlegen kann. Oft kommt man, wo ſie häufig ſind, an einem Abend oder Morgen zwei-, dreimal zum Schuß; trotzdem verändern ſie auch in der Folge den Zug nicht leicht.

Die Verkleidung als Bauer, oder noch beſſer, als Bäuerin, iſt ihnen, vorzüglich wenn man einen Korb auf den Rücken nimmt, das Gewehr verbirgt und ſich mit gutem Winde von der Seite unmerklich immer mehr nähert, am allerwenigſten verdächtig. Läßt man ſich nicht durch Hitze übereilen, zu weit zu ſchießen, ſo kann man mit der Doppelflinte viel auf einmal ausrichten.

Drittes Capitel.

Der Kranich.

Grus cinerea *Bechst.* [1]).

§. 1. Der gewöhnliche graue Kranich gehört zu den Sumpfvögeln und zwar zur Familie der Kraniche (Gruidae). Als Zugvogel bringt er den Sommer in Schweden, Schottland, Podolien, Litthauen und in andern

1) Bechſtein, Handb. d. Jagdwiſſenſch., Th. 1, Bd. 2, Cap. 10. v. Wildungen, Taſchenb. v. J. 1797, S. 87. Meyer, Taſchenb., II, 349 u. fg.

nördlichen Ländern zu. Dort niſtet er in großen unzugänglichen Brüchen. Auch in einigen Gegenden Preußens war dies, ehe es ſtärker bevölkert wurde, öfters der Fall; jetzt ſehr ſelten. Im Herbſte (Monat October und November) zieht er durch Deutſchland, Frankreich, Griechenland, und beſucht alle unter gemäßigtern Himmelsſtrichen liegende Länder Europas, England ausgenommen, wo man ihn jetzt gar nicht mehr ſieht, ob er gleich in ältern Zeiten dort nicht ſelten geweſen ſein ſoll. Den Winter bringt er in Aegypten, Lybien, Indien und mehrern heißen Ländern zu. Zu Anfange des Frühlings (Monat März) beginnt er den Rückzug nach ſeinem Sommerſtande.

Schon den Alten war er als Zugvogel bekannt. Sie ließen ihn drei Monate hindurch an den Quellen des Nils durch die Pygmäen, eine vorgebliche Zwergnation, bekämpfen, wahrſcheinlich weil die Kraniche während ihres Aufenthalts in jenen Gegenden den Feldern ſo viel Schaden zufügen, daß ſie durch Kinder, aus denen man Pygmäen ſchuf, bewacht werden müſſen.

Der Kranich iſt einer der größern bei uns bekannten Vögel. Er iſt 3′ 6 bis 9″ hoch, hat gegen 6′ Flugweite und wiegt gegen 10 bis 15 Pfund. Der ſchwarzgrünliche, an der Spitze hornfarbene, am Grunde röthliche Schnabel iſt nur an der Spitze etwas gewölbt, ſonſt gerade, $3\frac{1}{2}$″ lang, und ſo geformt, daß er vermittelſt deſſelben in ſumpfigen Gegenden die Aeſung aus der Erde hervorholen kann.

Der Vorderkopf iſt ſchwarz, mit Borſten beſetzt; der Hinterkopf mit kahler, warziger, beim Männchen höher, beim Weibchen lichter roth gefärbten Haut bedeckt. Von beiden Augen läuft ein weißer Streif in dem am Nacken befindlichen dunkelgrauen Dreieck zuſammen und geht von da bis zur Hälfte des Hinterhalſes herab.

Die Kehle, die Seiten und die Spitzen der Schwanzfedern ſind ſchwärzlich; die Flügel an den vordern Schwungfedern ſchwarz, an den hintern röthlich grau gefärbt. Ganz am Ende jedes derſelben breitet ſich, wenn der Kranich ſteht, aus einem Kiele ein großer krauſer Federbüſchel, welcher aufgerichtet und niedergelegt werden kann, über den Schwanz aus. Aſchgrau iſt die Farbe deſſelben, wie größtentheils des übrigen Gefieders. Zuſammengelegt reichen die Flügel bis an die Spitze des 8″ langen Schwanzes.

Die Füße ſind, mit Einſchluß der nackten Schenkel, 13″ lang, ſo daß die Kraniche im Stande ſind, Nahrung in flachen Gewäſſern zu ſuchen, nicht ſtark, und mit einer ſchwärzlichen, ſchuppenartigen Haut überzogen. Drei lange, bis an das erſte Gelenk mit einer Haut verbundene Zehen, und eine kürzere, nach hinten zu gewendete, alle mit kurzen Klauen bewaffnet, ſind ſo geſtellt, daß der Gang auf weichem ſchlammigen Boden dadurch erleichtert

wird. Das Weibchen iſt etwas kleiner, am Hinterkopfe nicht ſo kahl, heller aſchgrau und am Bauche roſtfarben.

Merkwürdig iſt die beiden Geſchlechtern eigenthümliche Bildung der Luftröhre. Meyer beſchreibt ſie folgendermaßen: „Nachdem die Luftröhre auf der rechten Seite in den Bruſtknochen ſeiner ganzen Länge nach hineingegangen iſt, ſteigt ſie aufwärts und läuft längs der hintern Seite, dann macht ſie eine Beugung, geht wieder bis zur Hälfte des Bruſtknochens zurück und beſchreibt einen halben Bogen; ſteigt abermals aufwärts, beugt ſich auf der linken Seite nach der Bruſthöhle und theilt ſich dann erſt in die zwei Luftröhrenäſte. Schon im Jahre 1555 hat Pierre Bellon dieſen beſondern Luftröhrenbau gekannt und genau beſchrieben.“

Durch ihn wird der höchſt unangenehme, in der Nähe bis zur Betäubung ſtarke Laut, den man ſo oft hört, bewirkt. Der Bruſtknochen hat keinen ſcharfen Rand, wie bei andern Vögeln, ſondern iſt rund, die untere Fläche hat zwei Hervorragungen, damit die Luftröhre nicht gepreßt werde und zur Biegung Raum habe.

Der Kranich hat einen ernſten, bedächtigen Gang, wie der Storch, ſcheint aber weniger phlegmatiſch oder melancholiſch zu ſein; denn er macht ſich im Frühlinge wol zuweilen ein Späßchen auf ſeine eigene Hand, indem er einige Sprünge thut, ein kleines Stückchen Holz mit dem Schnabel aufhebt, in die Höhe wirft und wieder fängt. Man bemerkt dies vorzüglich an dem männlichen Geſchlechte. Ich vermuthe, daß dieſe Fröhlichkeitsäußerungen durch das erſte Erwachen des Begattungstriebes veranlaßt werden.

Er iſt ſo ſchlau und mit ſo ſcharfen Sinneswerkzeugen begabt, dabei ſo ſchüchtern und wachſam, daß es dem Jäger oft ſehr ſchwer wird, ihm nahe zu kommen. Doch ſollen jung eingefangene ſich leicht zähmen laſſen. Die Polen bringen dergleichen, ſogar zu Kunſtſtücken abgerichtete, nach Danzig und Königsberg.

Nur mit Anſtrengung erhebt ſich der Kranich von der Erde; hat er aber erſt eine gewiſſe Höhe in der Luft erreicht, ſo wird ihm das Fliegen immer leichter, und oft ſchwingt er ſich ſo hoch auf, daß er dem unbewaffneten Auge kaum ſichtbar bleibt. Vorzüglich geſchieht dies bei hellem Wetter und reiner Luft. Iſt es hingegen nebelig, ſo zieht er tief genug, um ihn mit der Büchſe erreichen zu können. Mir ſelbſt iſt dies einmal gelungen.

Nie ſieht man in unſern Gegenden einen allein, ſondern ſie vereinigen ſich auf ihrem Zuge zu 60, 80 bis 100 Stück. Um ſich das Fliegen zu erleichtern, führt einer den Zug an. Dicht hinter ihm folgen zwei, jedem von dieſen wieder einer und ſo fort. Auf dieſe Weiſe wird ein ſpitzer, ſich bei reiner Luft mehr, bei dicker minder erweiternder Winkel gebildet, ähnlich einem <.

Eine optiſche Täuſchung mag Veranlaſſung zu der Sage gegeben

haben, daß zuweilen die hintern im Zuge ihre Köpfe auf die Schwänze der vordern ſtützten, um auszuruhen. Wahr iſt es aber, daß der Anführer des Flugs, wenn er ſich ermüdet fühlt, einem der folgenden ſeine Stelle abtritt und ſich hinten anſchließt. Unaufhörlich vernimmt man, wenn ſie bei Tage oder bei der Nacht in der Luft ziehen, ihren kreiſchenden Laut. Er ähnelt dem Gequitſche eines ungeſchmierten Rades und gab Anlaß zu der Fabel vom wüthenden Heere.

Sie ſollen, wie man behauptet, 40 Jahre und darüber alt werden.

§. 2. Wahrſcheinlich balzen die Kraniche ſchon auf ihrem Frühlingszuge. Sie paaren ſich nicht, ſondern ein Hahn beſtreitet mehrere Hennen. Im Mai legt das Weibchen in ſumpfigen Gegenden zwei graugrünliche, hellgrau gefleckte Eier auf zuſammengetragenes Schilf, Moos und dürres Gekräuter, zwiſchen Binſen und Erlenbüſchen, und brütet ſie binnen vier Wochen aus. Sobald die Jungen flugbar werden, entfernen ſich die Alten und überlaſſen ihnen an Orten, wo ſie ohne Schwierigkeit Aeſung finden, die Sorge für ihre Erhaltung.

Daß man dieſe Federwildart in Menge findet, iſt natürlich nicht Folge ihrer Fruchtbarkeit, ſondern den Schwierigkeiten zuzuſchreiben, welche der Jäger zu beſiegen hat, wenn er ihnen Abbruch thun will.

§. 3. Womöglich ſuchen die Kraniche ſelbſt auf dem Zuge ihren Stand in ebenen, ſumpfigen Gegenden und wählen da mancherlei wilde Sämereien, Kräuter, auch Schnecken, Eidechſen, Muſcheln, Gewürme und Inſecten aller Art zur Aeſung. Auf dieſe Weiſe vergüten ſie doch einigermaßen durch das Hinwegſchaffen mancher ſchädlichen Thiere den nicht unbeträchtlichen Nachtheil, welchen ſie im Frühlinge ſowol, wo ſie häufig auf der grünen Saat auffallen, dieſe dicht an der Wurzel abbeißen und mit Lüſternheit verzehren, als auch im Herbſte, indem ſie einen großen Theil des ausgeſtreuten Weizenſamens oder die jungen grünen Stauden begierig verſchlucken, den Feldern um ſo mehr zufügen, da ihre Flüge ſo ſtarkzählig ſind, obgleich ſie ſich höchſtens zwölf Stunden an einem Orte dabei aufhalten.

§. 4. Schon die alten Römer hielten das Kranichswildbret für einen Leckerbiſſen; nicht weniger die Engländer, als es auf ihrer Inſel noch zu erlangen war. Wahrſcheinlich iſt die Kunſt, es zuzubereiten, verloren gegangen [1]); denn heutzutage will man es, wenigſtens bei uns, nicht ſehr ge-

---

1) Horaz ſagt in der achten Satire des zweiten Buchs, wo er einen Schmaus ſehr launig beſchreibt: man habe auch Kranichwildbret mit vielem Salz und Mehl dabei aufgetragen:

Burſche folgen und tragen in großer Schüſſel zerſtückten
Kranichs Glieder, beſprengt mit der Fülle des Salzes und Mehles.
Auch die von der ſaftigen Feig' anſchwellende Leber der Weißgans ꝛc,

Sermon. II, Sat. VIII, v. 85—88.

nießbar finden. In den nördlichen Ländern, wo der Kranich niſtet, ißt man ihn jedoch, und, wie Kenner verſichern wollen, ſoll beſonders die Brühe äußerſt kräftig ſein. Von Jacobi an bis in den Spätherbſt ſoll das Wildbret am beſten ſein.

Mit den oben erwähnten krauſen, faſerigen Federbüſcheln ſchmücken die Tartarn ihre Mützen. Die Kiele der Flügelfedern würden zu Schreibfedern zu gebrauchen ſein.

§. 5. Die Jagd auf den Kranich iſt ſchwierig und nur ſelten von glücklichem Erfolge belohnt; denn, theils zieht er nur ſelten tief genug in der Luft, um ihn, ſelbſt mit der Büchſe, zu erreichen, und auch in dieſem Falle iſt das Gelingen eines ſolchen Schuſſes eher dem Zufalle als unſerer Kunſt zuzuſchreiben, theils findet man ihn immer in einem ſtarken Corps vereinigt auf einer Pläne ſtehend, wo es ſchon ſchwer genug wäre, ſich dem Einzelnen zu nähern, wie vielmehr einer Geſellſchaft, welche ſich ununterbrochene Wachſamkeit zum Geſetze gemacht zu haben ſcheint. Immer und auf allen Seiten ſind Wachen ausgeſtellt, welche, ohne durch militäriſche Zwangsmittel dazu angehalten zu werden, doch bei Tage und bei der Nacht die Annäherung irgend eines wahren oder eingebildeten Feindes, den Vorpoſten unſerer diſciplinirteſten Armeen gleich, nicht nur bemerken, ſondern auch augenblicklich ſignaliſiren. Ein einziger warnender Laut reicht hin, das ganze Corps ſogleich zum Aufbruche zu bringen.

Um den Wachen die nöthige Ruhe zu verſchaffen, werden ſie regelmäßig abgelöſt.

Solche und ähnliche Bemerkungen beſtimmten gewiß die Alten, den Kranich zum Symbol der Wachſamkeit zu wählen, und da man ihn auf der Wache immer nur auf einem Fuße ſtehend fand, wahrſcheinlich um den andern auszuruhen, ſo ſetzte man hinzu: er halte in dem aufgehobenen Fuße einen Stein, um bei einer doch möglichen Uebermannung durch Schlaf durch das Herabfallen deſſelben geweckt zu werden.

Iſt man nun auch gleich in der Folge dahin gekommen, dies mit Recht für fabelhaft zu erklären, ſo kann doch ebenſo wenig geleugnet werden, daß es ſehr ſchwierig für den Waidmann iſt, die ſtets geſpannte Aufmerkſamkeit dieſer Federwildart zu überliſten.

Den Anſtand auf dem Zuge abgerechnet, bedient man ſich bei dem immen miſslichen Verſuche, die Jagd auf Kraniche zu betreiben, nicht nur derſelben Hülfsmittel, welche bei den Trappen als anwendbar mitgetheilt worden ſind, ſondern man hat ſich auch bemüht, noch andere ausfindig zu machen, welche hier bekannt gemacht werden ſollen.

So baizt man ſie, z. B. in Aſien, auf eben die Art, wie ſonſt bei uns die Reiher mit abgerichteten Falken, welche Kranichfalken genannt werden.

Man läßt aber mehr als einen Falken auf einmal nach dem Kraniche ſteigen. Indem dieſer, um ſeinen Feinden zu entkommen, ſich immer höher emporſchwingt, gehen ihm jene unabläſſig nach, bis der Verfolgte ſowol, als die Verfolger dem unbewaffneten Auge unſichtbar werden. In dieſen höhern Regionen wird endlich die Luft zu dünne, um dem Kraniche erträglich zu ſein, vielleicht werden auch ſeine Kräfte durch die fortdauernde Anſtrengung erſchöpft; kurz, unter jämmerlichem Klagen (Schreien) ſtürzt er aus der Höhe herab, ihm nach die Falken. An der Erde auf dem Rücken liegend, ereilen ſie ihn. Hartnäckige Vertheidigung von der einen, und heftige Angriffe durch immerwährende Stöße von der andern Seite werden ſo lange ununterbrochen fortgeſetzt, bis endlich der herzueilende Jäger dem Kampfe ein Ende macht.

In unſern Gegenden macht man an Orten, wo die Kraniche, um auszuruhen, oder Nahrung zu ſuchen, gewöhnlich auffallen, ſo tiefe Gruben, daß ſie, um das hineingeſtreute Futter herauszuholen, den ganzen Hals hineinſtecken müſſen. Oben über die Gruben legt man auf Strohhalmen mehrere ſtarke Schleifen von Pferdehaaren oder Meſſingdraht und befeſtigt dieſe an Leinen, welche an tief eingeſchlagene Pfähle gebunden, völlig mit Erde bedeckt werden. Bei dem Bemühen, das Futter aus der Tiefe hervorzuholen, verengert ſich die Schlinge und zieht ſich, wenn die Gefangenen zurück wollen, völlig zu, ſo daß ſie nun nicht mehr entkommen können.

Ferner gräbt man graue Papiertuten, welche ſo weit ſein müſſen, daß der Kranich mit dem Kopfe hinein kann, in der Erde ein, legt Erbſen, Bohnen oder andere Aeſung auf den Boden derſelben und beſtreicht den obern Rand mit Vogelleim. Während des Verſuches, das Futter zu erlangen, klebt die Tute am Gefieder an, blendet den Ueberliſteten, welcher ſich nun poſſierlich genug, aber immer vergeblich herumtummelt, um die fatale Kappe los zu werden.

Viertes Capitel.

Das Auerhuhn.

Tetrao Urogallus *L.* [1]).

§. 1. Der Ausdruck **Auergeflügel** bezeichnet die ganze Federwildart, von welcher in dieſem Capitel die Rede ſein wird, ohne auf den Unterſchied des **Geſchlechtes** Rückſicht zu nehmen.

Auerhahn iſt bei uns die gewöhnliche Benennung des männlichen Ge-

1) Bechſtein, Handb. der Jagdwiſſenſch., Th. 1, Bd. 1, Cap. 1. v. Wildungen, Taſchenb. v. J. 1794, S. 22. Meyer, Taſchenb., I, 293.

schlechts. An andern Orten kennt man ihn unter dem Namen Urhahn, Waldhahn, Gurgelhahn, Riedhahn, Alphahn.

Durch die Benennung Auerhenne, Urhenne, Alphenne wird das weibliche Geschlecht bezeichnet.

Das Auerwild gehört in die Ordnung der Hühner (Gallinaceae), und zwar zur Gruppe der Waldhühner (Tetraonidae).

§. 2. Man findet das Auerwild vorzüglich in den Nadelwaldungen des nördlichen Europa und Asiens, auch in waldigen Gebirgen des mittlern und südlichen Europa. In Rußland und Lappland ist es nicht selten; in Sibirien häufig. In Deutschlands waldigen und bergigen Gegenden wird es überall, obgleich an wenigen Orten in Menge, gefunden.

Es steht vorzüglich gern in weitläufigen Nadelhölzern, besonders wenn sie mit Buchen untermengt sind; doch hält es auch in reinern Laubholzhochwaldungen Stand. Am meisten liebt es Gegenden, wo Berge mit Thälern, oder doch Anhöhen mit feuchten Vertiefungen abwechseln. Das Auergeflügel hält sich, außer an Regentagen, wo man es nicht selten auf lichten Stellen antrifft, bis zum Einbruche der Nacht im Dickicht am Boden verborgen und steigt dann, um im Schlafe vor Raubthieren gesichert zu sein, mit weit hörbarem Geräusche zu Baume; man bezeichnet dies mit dem Ausdrucke Einfall.

Zum Geäse wählt es: im Winter Knospen der Nadelhölzer sowol, als der Laubhölzer, vorzüglich der Buchen, auch reife Wachholderbeeren; im Frühlinge, Sommer und Herbste, Blätter und Blüten von Buchweizen, Blattererbsen, Schafgarbe, Löwenzahn, Klee- und Waldwicken. Sobald an allen diesen Gewächsen der Same sich zu bilden anfängt, nimmt es keine spätere Blüte derselben mehr an, sondern begnügt sich dann entweder mit den jüngern grünen Blättern, oder es äset zu seiner Zeit reife Heidel-, Brom- und Himbeeren, späterhin Buchnüsse und Eicheln. In dem aufgeschnittenen Kropfe, welcher rund ist und eine ungewöhnliche Größe hat, fand man kleine Kieselsteine und Wasserschneckengehäuse, auch zuweilen Getreidekörner, besonders vom Weizen.

Nach Art körnerfressender Vögel kratzt es gleichfalls den Boden wund. Nur das zur Frühlings-, Sommers- und Herbstzeit in Laubholzwaldungen Stand haltende Auergeflügel streicht im Winter, bei tiefem Schnee fort, in vielleicht stundenweit entfernte Nadelholzbestände, kehrt aber mit Eintritt des Frühlings in der Regel zum Sommerstande zurück.

§. 3. Der Auerhahn weicht in Rücksicht der Stärke nicht nur, sondern auch in den Farben des Gefieders so sehr von der Henne ab, und hat überhaupt so viel Eigenes, daß ich in den folgenden Paragraphen von beiden Geschlechtern besonders zu handeln für nöthig halte.

Die Gefiederfarben werden ſo verſchieden beſchrieben, daß man zu glauben verſucht wird, ſie müßten ſich nicht nur nach Maßgabe des Alters, ſondern auch des Klimas und des Standes verändern. Doch kann dieſe ſo abweichende Darſtellung auch mit daher rühren, daß die Lichtſtrahlen während der Beobachtung in verſchiedenen Richtungen auf das Gefieder fielen, wodurch es jedesmal in andern Schattirungen erſchien.

§. 4. Der gelbliche, $2\frac{1}{4}$" lange Schnabel des Auerhahns iſt kolbig zugeſpitzt und ſehr gekrümmt. Am Gaumen bemerkt man eine verhältnißmäßige Vertiefung, in welcher die ſpitzige Zunge liegt. Viele ältere Jäger behaupteten irrigerweiſe, er habe gar keine. Die in der Folge mehr aufgeklärte Erſcheinung, daß ſich bei den meiſten geſchoſſenen Auerhähnen, indem ſie enden, die Zunge mehr oder weniger zurückzieht, war die Urſache dieſer Irrthümer. Es ſcheint, daß ſie nur bei den zur Balzzeit geſchoſſenen Auerhähnen ſo ſchwer zu ſehen iſt. Vielleicht muß dann der Hahn, um den ihm eigenen ſonderbaren Laut hervorzubringen, die Zunge ſo legen, daß ſie, durch den Schrecken und den Schmerz, welche gerade in dieſem Augenblick die tödtliche Verwundung verurſachen muß, mit der Spitze ſich in den Schlund zurückzieht und dadurch unſichtbar werden könnte. Die Luftröhre iſt, ähnlich wie beim Kranich, trompetenartig gebogen [1]).

Die Naſenlöcher ſind mit kurzen, ſchwarzen Federn beſetzt.

Mehr oder weniger breite, kahle, warzige, rothe Flecken treten je nach dem Alter mehr oder weniger deutlich über den Augen hervor.

Der Kopf iſt, ins Violette ſpielend, ſchwarzblau; ein ziemlich langer ſchwarzer Federbart hängt von der Kehle herab. Das gleichfalls ſchwarze Gefieder am Hinterhalſe, Rücken, Bauche und an den Seiten der Bruſt iſt mit einzelnen weißgrauen Federn untermengt. Schön ſtahlblau und glänzend erſcheint der vordere Theil des Halſes und der Bruſt.

In der braunen Grundfarbe der obern Deckfedern an den Flügeln verlaufen ſich auch ſchwarze Schattirungen, auf dem mittelſten Flügelgelenk wird

---

1) Ueber das oben Bemerkte ſpricht ſich Dr. Wolf in Meyer's Ornithologiſchem Taſchenbuch, I, 294. (Anmerk.) folgendermaßen aus: „Die Luftröhre geht auf der linken Seite herunter, biegt ſich am obern Theile des Kropfes etwas nach dem Rücken zu, dann nach vorn; hierauf macht ſie eine große Beugung nach hinten und krümmt ſich wieder aufwärts bis an die Beugung nach vorn; dann krümmt ſie ſich wieder nach unten und läuft endlich neben dem Schlunde hinab in die Lungen. An der Luftröhre läuft ein Muskel herab bis zur erſten Beugung nach vorn, von dieſer nicht an der großen Beugung herum, ſondern geht ſogleich auf die letzte nach den Lungen zu gerichtete über, und ein Theil läuft oberhalb, der andere unterhalb der Luftröhre; auf beiden Seiten theilt ſich jeder derſelben in zwei Theile, von welchen der eine an der Luftröhre hinabgeht, der andere bis an das Bruſtbein, wo er angewachſen iſt. Bei drei Jungen wurde die Krümmung der Luftröhre nicht bemerkt, ſondern ſie lief gerade am Schlunde fort, auf der linken Seite des Kropfes in die Bruſthöhle hinein. Die Zunge lag bei dieſen Jungen im Schnabel ziemlich weit nach vorn."

Waren dieſe Jungen vielleicht weiblichen Geſchlechts, worüber Herr Dr. Wolf ſich ebenſo wenig äußert, als darüber, ob er überhaupt Weibchen unterſucht hat, ſo würde dadurch des Herrn Prof. Oken Angabe, daß nur dem Auerhahne jener Luftröhrenbau, und des Verfaſſers Vermuthung, daß auch ihm allein die Zurückgezogenheit der Zunge eigen ſei, beſtätigt. Zuſatz z. zweiten Ausg.

ein weißer Punkt ſichtbar. Die innern Deckfedern derſelben ſind ſchwarz gefärbt. Ebenſo die größten Schwung- und die 16 Ruderfedern. An jeder derſelben zeigen ſich dem Auge ſo regelmäßig geordnete weiße Flecken, daß ſich dieſe, wenn der Auerhahn mit ſeinem 12″ langen Schwanze zu einer Zeit, wo man es beobachten könnte, ein Rad ſchlüge, in genau abgerundeter Form darſtellen würden. Die Schwanzdeckfedern ſind ſchwarz mit gelblichen Einfaſſungen; das Gefieder unter dem Schwanze iſt ſchwarz mit Weiß durchmengt.

Die $3\frac{1}{2}$″ hohen Füße ſind bis an die dunkelgrauen, mit ſchwarzen ſtumpfen Klauen bewaffneten Zehen mit dunkelroſtbraunen, weißlich gefleckten und durchſprengten Federn beſetzt. Dieſes Gefieder geht während der Balzzeit größtentheils verloren, erſetzt ſich aber in der folgenden Mauſezeit (Mauſe) — im Sommer — vollkommen.

Die Länge eines ausgewachſenen Auerhahns beträgt beim einjährigen 2′ 8″, beim ältern bis 3′ 4″; die Breite von einer Flügelſpitze zur andern $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$′. Das Gewicht iſt 12 bis 14 Pfund, einzelne Exemplare können ſogar 16 bis 18 Pfund ſchwer werden.

§. 5. Die Balzzeit fängt, je nachdem die mildere Frühlingswitterung den Begattungstrieb früher oder ſpäter erweckt, gegen das Ende des Monats März, oder zu Anfange des April, in Gebirgen oft dann ſchon an, wenn ſie noch tief mit Schnee bedeckt ſind. Sie dauert vier bis fünf Wochen.

Bis zu dieſer Zeit ſtehen die ältern Hähne von den Hennen abgeſondert. Dann aber ſuchen ſie auf den ihnen bekannten Balzen den einmal gewählten Stand wieder auf, und jeder alte Hahn verſammelt zehn bis zwölf Hennen um ſich her.

Selbſt im Greiſenalter duldet er jüngere Nebenbuhler in ſeiner Nähe nicht, ſondern vertheidigt die Rechte, welche er über ſein Serail zu haben glaubt, ſo lange mit Hartnäckigkeit, bis ein glücklicher Schuß des wachſamen Jägers jene in den Stand ſetzt, die gewiß nicht troſtloſen Witwen unter ſich zu vertheilen und ſie für ſo manches, durch die eiferſüchtigen Grillen des Despoten erduldete Ungemach ſchadlos zu halten.

Eben in dieſer mit dem Alter, ſelbſt bei dem Gefühle des zunehmenden Unvermögens wachſenden Eiferſucht und Gier nach Alleinbeſitz iſt einer der Hauptgründe zu ſuchen, warum ſich das Auergeflügel nirgends ſo vermehrt, wie es ſonſt wol könnte [1]).

Abends, wenn die Nacht den Tag faſt ganz verdrängt hat, ſteigt wäh-

1) Man ſollte daher die alten Hähne, welche am früheſten balzen, gleich Anfangs der Balzzeit wegnehmen. Die jungen hätten dann gleiche Rechte auf die herrenloſen Hennen und würden ſich entweder, einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft zufolge, in den Beſitz derſelben theilen, oder es träte doch wenigſtens an die Stelle des entnervten Alten ein rüſtiger Junger, von deſſen Kraftfülle ſich eine vollzähligere Nachkommenſchaft erwarten ließe.

rend der Balzzeit der Auerhahn meiſtentheils in die Spitze, zuweilen aber auch auf einen tiefern Seitenaſt eines ſtarken Nadelholzſtammes, oder im reinen Laubholze, einer Aspe oder Buche, ſeltener einer Eiche, zu Baume. Er nimmt dann jedesmal genau denſelben Stand wieder, welchen er am erſten Tage wählte.

Beunruhigung, welcher Art ſie ſei, veranlaßt den Auerhahn zur Wahl eines andern Einfallbaumes in der Nähe des Balzes, d. h. des Ortes, wo das Auergeflügel balzet, meiſt für die ganze Dauer der Balzzeit des laufenden Jahres; Schlagführungen, welche den Waldbeſtand im Umkreiſe des Balzes weſentlich angreifen, beſonders wenn bei denſelben die Einfallbäume mit getroffen werden, verurſachen bei Hähnen und Hennen gänzliche Entfernung vom vorherigen Balze und Verſetzung deſſelben in andere dazu geeignete Diſtricte des Standreviers.

Nach des Verfaſſers Wahrnehmungen bleiben alte Hähne nach dem Einfalle bis gegen zwei Uhr Morgens ſtumm und unbeweglich auf ihrer Standſtätte, um der Ruhe zu pflegen. Nur junge Hähne üben ſich bisweilen im Herbſte des erſten Lebensjahres, öfter beim Beginn der nächſtfolgenden Balzzeit, Abends, wenn ſie zu Baume geſtiegen ſind, durch anfänglich unvollkommenes Ausgeben der einzelnen Theile des Balzlautſatzes (in der Sprache der Tonkünſtler zu reden) auf das Hervorbringen des ganzen Satzes gleichſam ein. Bald bringen ſie es zu gleichem Grade von Virtuoſität wie die Alten, und ſo ertönt nach Verfluß weniger Tage der Balzzeit da, wo mehrere Hähne an einem Balze ſtehen, in der früheſten Morgenzeit und bis zur Tagesdämmerung von verſchiedenen Standſtätten her, bei günſtiger, das heißt, nicht allzu ſtürmiſcher, mehr kalter als warmer Witterung, der Balzlautſatz vollſtändig nach ſeinen drei Theilen, nämlich:

1) ein gleichſam doppelt ſchnalzender Laut, welcher ungefähr ſo erklingt, als wenn zwei völlig ausgedörrte Stöcke von hartem ſchalenloſen Holze zuſammengeſchlagen werden. Dieſer Laut wird in der Waidmannsſprache durch Knappen bezeichnet. Das Knappen, einzeln und abgeſetzt vernommen, iſt als Vorſpiel zum Balzlautſatze zu nehmen. Oefter, immer ſchneller (accelerando), zuſammenhängender wiederholt, ein gutes Vorzeichen für den Jäger, tritt es gemeiniglich faſt in Zuſammenhang mit
2) einem beſonders ſich unterſcheidenden, in abgeſetztem Mitteltone vernehmbaren, dem prallenden Zungenklatſch allenfalls zu vergleichenden Schnalzen, in der Jägerſprache Hauptſchlag genannt. Er wird dem Jäger beachtungswerth, weil demſelben
3) ein in tiefern und höhern, ungeregelten, aber nicht widrigen Tonausweichungen wechſelndes, dem leiſen Wetzen einer Senſe nicht un-

ähnliches Geſchwirr, welches, bald weniger, bald mehr, doch ſelten über einige Secunden ausgehalten, unmittelbar ſich anſchließt. Dieſer Schlußtheil des Balzlautſatzes, in der Jagdkunſtſprache durch Schleifen oder Wetzen bezeichnet, iſt deshalb ausgezeichnet wichtig für den Waidmann, weil, wenn und ſolange er ertönt — aber auch nur dann — der Auerhahn in der That weder äuget noch vernimmt, obwol er wie die Henne mit äußerſt ſcharfem Geſicht und feinem Gehör ausgeſtattet, und daher ſonſt ſehr ſcheu iſt. Je heftiger der leidenſchaftliche Taumel iſt, in welchem er ſich befindet, deſto öfter und ſchneller hinter einander erfolgen jene lauten Ausbrüche des Entzückens, und es pflegt in dieſem Falle das, im entgegengeſetzten den neuen Balzſatz nur präludirende Knappen, den Schlußtönen des Schleifens ſo ſchnell zu folgen, daß hierdurch Döbel und mit ihm der Verfaſſer des gegenwärtigen Werks (vergl. erſte Ausgabe, I, 344) verleitet wurde, irrigerweiſe zu ſagen: es ſchließe der Satz wieder mit einem prallenden Schnalz [1]). Dabei dreht und wendet er ſich auf einer und derſelben Stelle, oder geht, wenn es die Richtung des Standaſtes zuläßt, mit vorwärts geſtrecktem Kopfe, aufgeblähtem Kropfe, herunterhängenden Flügeln, gehobenem, radförmig ausgeſpreiztem Spiele (Schwanze) auf demſelben pathetiſch langſam umher, und unterhält ſo den Beobachter auf die beluſtigendſte Weiſe durch Laut und Geberde.

Uebrigens iſt der Vergleich ſo unpaſſend nicht, wenn man von einem jungen Menſchen, welcher der Leidenſchaft für das ſchöne Geſchlecht den Zügel bis zum Uebermaß ſchießen läßt, ſagt: er iſt verliebt wie ein Auerhahn. Oft hat ja dieſer noch Das voraus, daß er beſonnene Augenblicke hat, jener faſt nie.

Mit Tagesanbruch ſteigt der Auerhahn von ſeinem Stande herab zu den Hennen, befriedigt zuvörderſt ſeine wollüſtigen Triebe durch immer wechſelnden Genuß, und ſucht hernach im geſelligen Vereine mit ſeinen Schönen, ohne ſich jedoch weit vom Balze zu entfernen, die verlorenen Kräfte durch nahrhafte Aeſung zu erſetzen.

§. 6. Die Länge der Auerhenne beträgt ſelten mehr als 26″, die Breite über die Flügel gemeſſen bis 40″.

Der Schnabel iſt ſchwärzlich, die kurz bebärtete Kehle bis zur Bruſt herab roſtröthlich. Letztere hat einige kleine weiße Flecken. Der untere Theil

1) Obenſtehende Darſtellung gründet ſich auf die in Beziehung auf die frühern vom Herrn Oberforſtmeiſter v. Wildungen im Hartig'ſchen Journale für das Forſt-, Jagd- und Fiſchereiweſen, 1806, Hft. 2, S. 215 u. fg. mitgetheilten, durch neuere Wahrnehmungen des Verf. vollkommen beſtätigten Bemerkungen. Anm. zur zweiten Ausg.

derſelben und der Bauch ſpielen ins Roſtgelbe und es werden hin und wieder ſchwarze oder ſchwarzbraune Flecken ſichtbar.

Quer über den roſtfarbenen Schwanz verbreiten ſich ſchwarze Streifen.

Das weibliche Auergeflügel ähnelt übrigens der Farbe nach an den meiſten Theilen des Körpers der Waldſchnepfe und dem Birkhuhne ſehr.

Sobald die Hennen des Hahnes Balzlaut hören, erwacht auch bei ihnen der Geſchlechtstrieb; nur daß ſie ihn nicht ſo bemerkbar werden laſſen als jener. Sie ziehen ſich näher an den Balz heran und geben durch ein leiſes, gleichſam ſchmachtendes, abgebrochenes Kak zu erkennen, daß ſie, von ſeinen Leiden gerührt, ihm den Sieg nicht ſehr erſchweren werden. Und doch legen ſie hernach die Maske der Sprödigkeit vielleicht nur deshalb wieder an, um ihn, wenn er etwa Alters wegen einen Reiz bedarf, deſto begehrlicher zu machen. Jetzt ſteigt er herab, in verliebter Eil ſcheinen ſie zu fliehen, er folgt, holt ſie ein und gibt, was er vermag!

§. 7. Die Balzzeit endigt gewöhnlich, wenn die Knospen der Buche ſich zu öffnen beginnen. Dann ſondern die Hennen ſich wieder von den Hähnen ab, und ſuchen im dichten, jungen Holze oder im Farrenkraute einſame Plätzchen, wo ſie in einem, faſt auf der bloßen Erde, mit dünnem trockenen Reiſig nur wenig umlegten Neſte 6 bis 16 gelbweißliche, mit roſtgelben Flecken beſäete Eier legen, welche von ihnen allein in vier Wochen ausgebrütet werden. Sie verlaſſen dieſe ſo ungern, daß man, wie Döbel ſagt, die Neſter zum Schutze gegen Raubthiere umzäunen kann, ohne das Brütgeſchäft zu ſtören. Entfernen ſie ſich des Aeſens wegen, ſo geſchieht dies nur auf kurze Zeit und erſt dann, wenn ſie die Eier mit Laub oder Moos bedeckt haben.

§. 8. Die Jungen, kaum dem Ei entſchlüpft, folgen ſogleich, oft noch kleine Schalenreſte auf dem Rücken tragend, der ſorgſamen Mutter, um ſich unter ihrer Aufſicht und Anleitung Aeſung zu ſuchen. Sie bleiben bis zur Balzzeit des folgenden Jahres bei ihr.

Raubthiere und Raubvögel ſind ihnen in der früheſten Jugend um ſo gefährlicher, da ſie erſt ſpät flugbar werden. Auch hierin liegt eine Urſache, warum das Auergeflügel ſelbſt bei der ſtrengſten Hegung nirgends häufig gefunden wird.

Es liegen Beiſpiele vor, daß Auerhenneneier von Haushühnern ausgebrütet und einzelne Junge glücklich aufgezogen wurden. Jung eingefangene und gezähmte Auerhähne halten keine beſtimmte Balzzeit inne.

§. 9. Der Auerhahn wird auf großen Tafeln mehr zur Zierde als des Wohlgeſchmackes wegen entweder gebraten, oder in einer Paſtete aufgeſetzt. In beiden Fällen rupft man ihn gleich, wenn er zur Küche abgeliefert iſt; nur am Kopfe und etwa an einem 2″ langen Ende des Halſes bleiben

die Federn. Dieſes befiederte Stück wird in Papier eingeſchlagen; dann das Ganze in Weineſſig einige Tage gebeizt, oder im Winter an die Luft gehängt.

Wird er als Braten verſpeiſt, ſo bleibt Kopf und Hals am Rumpfe; als Paſtete aber wird das befiederte Stück abgelöſt und durch einen Stift auf dem Deckel befeſtigt.

§, 10. Auerhennen werden auf einem gehegten Reviere in der Regel gar nicht, die Auerhähne meiſt auf dem Balz geſchoſſen.

Jagdberechtigte, welche dem Waidwerke genugſam huldigen, um der Ausübung deſſelben einige Stunden Schlaf aufzuopfern, behalten ſich oder ihren Freunden dies Vergnügen ſelbſt vor. Was daher der dienende Jäger zu beobachten hat, um der Herrſchaft den Erfolg der Balzjagd möglichſt zu ſichern, werde ich hier anzeigen.

Auf jedem Reviere, wo Auergeflügel ſteht, findet man einen Balz, auch wol mehrere.

Gleich beim Eintritt der Balzzeit muß der Jäger in die Nachbarſchaft des frequenteſten Balzes auf ſeinem Reviere ſich gegen Abend auf den Anſtand begeben, um, möglichſt verborgen und ſtill ſich haltend, den Einfall verhören, d. h. aus geeigneter Ferne die Standbäume und auf dieſen die Standſtätten der einfallenden Hähne, jene mittels des Gehörs, dieſe, wenn Dunkelheit es zuläßt, mittels des Geſichtes, wahrnehmen zu können [1]).

Iſt dieſer Zweck erreicht, ſo zieht er, wenn die Nacht vollkommen eingetreten und Alles in Ruhe iſt, mit möglichſter Vor- und Umſicht jedes Geräuſch vermeidend, ſich zurück.

Am folgenden Morgen, ehe die Hähne zu balzen beginnen, hat derſelbe zum Behuf des weitern Verhörens ſeinen Stand infolge behutſamſter Annäherung auf einem, beiläufig 200 Schritte weit vom Balzplatze entfernten, vorbeiziehenden Wege zu nehmen.

Nachdem er da durch aufmerkſame Beobachtung der, von den Abends zuvor bemerkten Einfallſtätten her ertönenden Balzlautſätze von der Zahl und dem Stande der vorhandenen Hähne ſich in Kunde geſetzt hat, ſchreitet er, ungefähr von acht Uhr Morgens an, zur Vorrichtung der Anſpringe- (Annäherungs-) Pfade, von einem Punkte des Weges aus, auf welchem er am Morgen verhörte, bis in die Nähe der wahrgenommenen Standbäume.

---

1) Im Falle, daß in der Gegend des Balzes Reh- oder anderes Wild wechſelt oder auf die Aeſung zieht und dem verhörenden Jäger vor dem Einfalle zu Geſichte kommt, muß er ſich demſelben ſofort bemerklich machen. Beim weiter unten in Rede kommenden Morgenanſtande hingegen muß er es ſorgfältig vermeiden, von dem Wilde bemerkt zu werden, ſo lange, bis die Auerhähne vom Baume geſtiegen ſind und mit den Hennen ſich entfernt haben. Dann erſt darf er ſich zeigen. Dieſes Verfahren hat den Zweck, anderes Wild aus der Nachbarſchaft zu verdrängen und dadurch Störung des Balzes zu verhüten.

Sind deren von früherer Zeit her ſchon vorhanden, ſo werden ſie benutzt; wo nicht, ſo legt man neue an und zwar ſo viele möglichſt gerade gerichtete, als erforderlich ſind, um auf denſelben ſämmtliche auf dem Balze Stand haltenden Hähne an- oder unterſpringen zu können. Zu dem Ende wird in einer Breite von 3 bis 4 Fuß der Boden von Allem, was hinderlich werden oder Geräuſch veranlaſſen könnte, mit Beil, Hacke, Schaufel, Rechen (Harke) und Beſen geſäubert, auch jeder überhängende Aſt oder Zweig entfernt.

Am folgenden Abend und Morgen verhört der Jäger wieder, unterſpringt auch am letztern wenigſtens einen Hahn, um deſſen Balzſtätte auf das genaueſte zu erforſchen. Hierauf erfolgt der Rückzug unter ſteter Beobachtung aller Vorſichtsmaßregeln, welche bei der Annäherung ſtattfinden mußten, bis ans Ende des Pfades, auch, wo nöthig, noch ein Stück dem zuführenden Wege entlang.

Bis zu dem Punkte des Annäherungsweges, von welchem die Springpfade nach dem Balze ſich hinziehen, führt dann der mit den Balzpfaden, wie mit dem Stande der Balzhähne bekannte Jäger an einem für dieſe Jagdart günſtigen Morgen Denjenigen, welcher zum Schuſſe gebracht werden ſoll.

An dieſer Stelle verweilen beide ſo lange, bis die vom Jäger verhörten Hähne recht eifrig balzen; unter dieſen aber vorzüglich der zunächſt ſtehende, indem auf ſelbigen zuerſt Jagd gemacht werden muß [1]). Wird dann von deſſen Balzſtätte her der ganze Balzlautſatz drei- bis viermal kurz nach einander wiederholt; ſo dient der nächſtfolgende Hauptſchlag als Zeichen, ſich zum Anſpringen bereit zu machen. Sobald das dem Hauptſchlage in der Regel unmittelbar folgende Schleifen zu ertönen beginnt, eilt der Jäger auf dem nächſten Pfade mit raſchen Sprüngen, deren im immer nur kurzen Zeitraume des Schleifens ſelten mehr als drei gethan werden können, voran, ihm genau nach der Andere, welcher, gemeiniglich Jagdliebhaber, weniger mit dem Betriebe dieſer Jagdart vertraut zu ſein pflegt als der Jäger, und daher in Allem nach dieſem ſich pünktlich richten muß, wenn der Erfolg lohnend ſein ſoll. In demſelben Moment, wo der Hahn zu ſchleifen aufhört, müſſen beide Anſpringende ihre Schritte hemmen und, ſelbſt in der unbequemſten, gezwungenſten Stellung,

1) Aus dem begreiflichen Grunde, weil, wenn man ſelbſt mit der größten Behutſamkeit einem entfernten anſpringen wollte, näherſtehende entweder noch gar nicht laute, oder doch mit jenem nicht zugleich ſchleifende ſofort abſtreichen (wegfliegen) würden. In dieſem Falle aber ginge nicht nur die Hoffnung, einen oder mehrere an dieſem Morgen noch zu erlegen, verloren, ſondern der ganze Balz geriethe durch das mit dem Abſtreichen verbundene Geräuſch in Unruhe, und auf dieſe Weiſe könnte und müßte die Ausſicht zu einer glücklichen Jagd auf dieſem Balze für dieſen Tag, vielleicht für die ganze Balzzeit, verſchwinden.

ſo lange unbeweglich ſich verhalten, bis das nächſtfolgende Knappen und der Hauptſchlag vorüber ſind und das Schleifen wieder anfängt. Während deſſelben wird weiter angeſprungen und in Allem das vorerwähnte Benehmen fortgeſetzt befolgt, bis die Anſpringenden zu dem Standpunkte gelangen, von welchem aus der Schütze den Auerhahn frei ſtehen ſehen und mit dem Flintenſchuſſe erreichen kann.

Außerdem, daß auch hier das Gewehr nicht eher an den Backen genommen (angeſchlagen) werden darf, bis der Hahn wieder im Schleifen begriffen iſt, hängt nun das Weitere, das Treffen oder Fehlen nämlich, von der mehrern oder mindern Fertigkeit des Schützen im Gebrauche des Schießgewehres ab.

Für Ungeübte noch folgende Bemerkungen:

1. In der Dunkelheit, ſelbſt bei hellem Mondlichte und in tiefer Dämmerung muß entweder bei wie am Tage genommenem Korne, etwas höher als am Tage gezielt, oder das Korn mehr als voll, und, wie man zu ſagen pflegt, noch Lauf mitgenommen, im letzten Falle aber ſo wie am Tage gezielt werden.
2. Während des Schleifens bringt in der Regel ſelbſt der Fehlſchuß den Auerhahn nicht zum Abſtreichen, vielmehr kann der zweite Lauf des Zwillings, oft auch ein anderes Gewehr benutzt werden, um den zweiten Schuß beſſer anzubringen. Ich ſelbſt war vor ungefähr 36 Jahren Augenzeuge, daß einer der trefflichſten Schützen damaliger Zeit einen freilich hochſtehenden, eifrig balzenden Auerhahn mit vier einfachen Flinten fehlte und erſt mit dem fünften Schuſſe erlegte.

In Revieren, wo Auergeflügel häufiger als gewöhnlich Stand hält, mag die Tagsjagd mit dem Auerhahnhunde, welche der Verfaſſer aus Erfahrung nicht kennt, dem Jagdliebhaber nicht geringes Vergnügen gewähren. Wenn nämlich der freiſuchende Hund Auergeflügel findet und zu verbellen anfängt, ſteigt daſſelbe zu Baume. Der Schütze ſchleicht ſich dann unter dem Winde, von Bäumen oder Geſträuchen gedeckt, bis auf gehörige Schußweite zum nächſtſtehenden Hahne heran, um ihn, während derſelbe den Auerhahnbeller, ſeinen Verräther, im Auge behält, zu erlegen.

§. 11. Gute Schützen erlegen den Auerhahn lieber mit der Büchſe als mit der Flinte; vorzüglich am Tage, wo es ſelten gelingt, ſo nahe zu kommen, daß letztere anwendbar wäre. Auf dem Balze hingegen, wo die Dunkelheit am genauen Abkommen hindert, wie beim Treibejagen, wo, nächſt andern Wildarten auch Auergeflügel bisweilen zu ſchießen verſtattet wird, bedient man ſich gewöhnlich einer tüchtigen, mit Schrot Nr. 1 geladenen Flinte.

Der Erlegung folgt bei der Heimkunft das Aufbrechen des Auergeflügels, wie des geſammten, zur hohen und Mitteljagd gehörigen

Federwildes auf folgende Weiſe. Nachdem der Jäger das aufzubrechende Auerhuhn geſtreckt (gerade vor ſich hin auf den Rücken gelegt) hat, wird daſſelbe vom Waidloche an nach der Bruſt zu, beiläufig 4 Zoll lang aufgeſchärft, dann die Hand oberhalb des Magens bis zur Lungengegend eingeſchoben, mit gekrümmtem Vordergelenke der Finger das Geſcheide von der Leber getrennt herausgezogen, zuletzt der Maſtdarm mit dem Meſſer ausgelöſt. Das Geräuſch (Herz, Lungen und Leber) bleibt zurück.

Fünftes Capitel.

Der Faſan[1]).

Phasianus Colchicus *L.*[2]).

§. 1. Der Faſan, zu der Familie der Hühner, in die Ordnung der hühnerartigen Vögel gehörend, lebt wild um das Caspiſche Meer, am Kaukaſus und in der Kirgieſenſteppe. Er ſoll von den Argonauten bei ihrer Fahrt zur Aufſuchung des goldenen Vlieſes am Fluſſe Phaſis in Kolchis (woher auch ſein naturhiſtoriſcher Name Phasianus Colchicus), dem jetzigen Mingrelien in großer Menge gefunden und nach Griechenland gebracht worden ſein[3]). Gegenwärtig iſt er im ganzen gemäßigten Europa naturaliſirt, aber am vorzüglichſten gedeiht er in Mähren und Böhmen, deſſen Faſane eine große Berühmtheit erlangt haben[4]). Er iſt ſogar ſchon nach Nordamerika verpflanzt worden.

In Sachſen wurden ſie in vorigen Zeiten ſehr ſtrenge gehegt. So erſchien den 2. Mai 1695 ein Mandat, welches den 18. September 1697 erneuert wurde, dem zufolge die Faſane auf keine Weiſe, beſonders in der Brutzeit geſtört oder beunruhigt werden ſollten[5]).

Jeder ſächſiſche, ſelbſt mit der hohen und Mitteljagd beliehene Vaſall mußte, wenn die Befugniß, Faſanerie zu unterhalten, nicht ausdrücklich im

---

1) Hier wird nur Rückſicht auf wilde Faſanerie genommen. Wegen der zahmen verweiſe ich Den, welcher über dieſen Gegenſtand ſich belehren will, auf Krünitz' Encyklopädie und Döbel's Jägerpraktik.

Noch will ich bei dieſer Gelegenheit erwähnen, daß das von einer Faſanhenne im Freien ausgebrachte Gebeck Geſperr, der Schwanz des Hahnes Sykel genannt wird.

2) v. Wildungen, Neujahrsgeſchenk, 1797, S. 56. Bechſtein, Handb. d. Jagdw., Th. 1, Bd. 2, Cap. 7. Deſſen Ornithol. Taſchenb., S. 235. Meyer, Taſchenb. der deutſchen Vögelkunde, 1, 291.

3) Auf argiviſchem Kiel ward ich uranfänglich verführet:
Denn in früherer Zeit kannt' ich den Phaſis allein.
Martial., XIII., Ep. 72, überſ. v. Willmann.

4) Auf den fürſtl. Lichtenſtein'ſchen Gütern Eisgrub, Feldsberg, Lundenburg und Rabensburg wurden vom 29. Auguſt bis Ende December 1856, 5709 Faſanen erlegt.

5) S. Jagd- und Forſtrecht nach churſächſ. Geſetzen, Leipzig bei Göſchen, 1792, §. 20, S. 158.

Lehnbriefe zugeſtanden war, beſondere Conceſſion dazu nachſuchen [1]). Ferner verordnete ein Mandat vom 7. Mai 1741, daß diejenigen Vaſallen, welchen die Erlaubniß, Faſane zu halten, gegeben worden, das Recht, ſolche zu ſchießen und zu fangen, ſich erſt dadurch erwerben könnten, wenn ſie, nach Verhältniß der Größe ihrer Beſitzungen, 30 bis 50 Stück im Beiſein eines Forſtbedienten ausgeſetzt hätten, ſich auch dazu verſtünden, nach großen Ueberſchwemmungen oder ſehr harten Wintern 15 bis 25 Stück von neuem auszuſetzen. Daſſelbe Mandat unterſagte zugleich die Verpachtung der Faſanenjagd und befahl, daß bei Verſendung erlegter Faſane eine beſiegelte Beſcheinigung mitzugeben ſei [2]). Aber alle dieſe ſtrengen Vorſichtsmaßregeln ſind nicht im Stande geweſen, Sachſens Faſanerien auf eine glänzende Stufe zu erheben.

§. 2. Die Aeſung der Faſanen beſteht in Getreidekörnern aller Art, Heidekorn und Hirſe mit eingeſchloſſen; in jungen grünen Pflanzen und Kräutern; in Schnecken, Würmern und Ameiſeneiern. Beeren von allerhand Strauchhölzern nimmt er ſehr gern an, vorzüglich aber die Miſtel, welche man auf wilden Obſtbäumen findet, und Ebereſchen. Grober Sand und kleine Steinchen, die er verſchluckt, bewirken leichtere Verdauung.

§. 3. Am liebſten halten ſich die Faſane in Feldhölzern auf, welche mit tragbaren Feldern und Wieſen umgeben ſind, und in deren Nähe kleine fließende Gewäſſer nicht fehlen; nur müſſen letztere zu Ueberſchwemmungen nicht Veranlaſſung geben. In ſolchen Revieren gedeiht auch die wilde Zucht am beſten, inſofern der Jäger gehörige Mittel und Mühe anwendet, um Raubthiere und Raubvögel, die den Faſanen ſo nachtheilig ſind, möglichſt zu vermindern.

Nadelholz eignet ſich gar nicht zur Unterhaltung einer Faſanerie.

Selten wird man am Tage den Faſan auf einem Baume ſtehend antreffen. Nur des Abends baumt er, um vor den Raubthieren ſicher zu ſein. Seine ſorgloſe Ruhe macht dieſe Vorſicht um ſo nöthiger.

§. 4. Nie legt der Faſan ſeine Wildheit ab. Undankbar gegen alle auf ſeine Erziehung und Unterhaltung verwendete Sorgfalt, entzieht er ſich, ſo viel er kann, dem Auge Deſſen, der ihn pflegt. Zwar kommt er, von Jugend daran gewöhnt, wenn das Zeichen durch Pfeifen oder Klingeln gegeben wird, zur Fütterung, entfernt ſich aber auch ſchon in der frühern Jugend ſogleich wieder, wenn er das letzte Körnchen verzehrt hat. Bei unbegrenzter Liebe zur Freiheit wird er, wenn man ihn derſelben beraubt, gleichſam wüthend. Sieht er ſich mit mehrern ſeines Gleichen in einem auch

1) S. Jagd- und Forſtrecht nach churſächſ. Geſetzen, Leipzig bei Göſchen, 1792, §. 17, S. 147.
2) Ebendaſelbſt, §. 23, S. 179 u. fg.

nicht ganz engen Raume eingeſchloſſen, ſo hackt er ſelbſt auf ſeine Unglücksgefährten los; ja er ſcheut in dieſem Falle auch den Kampf mit ſtärkerm Geflügel nicht.

Nicht leicht wird man eine Wildart finden, welche ſo leicht wie dieſe aus der Faſſung gebracht werden könnte und dadurch unfähig würde, einen Entſchluß zu faſſen. Ueberraſcht die unerwartete Ankunft eines Menſchen oder Hundes den Faſan, ſo ſcheint er augenblicklich zu vergeſſen, daß ihm die Natur Flügel verlieh, um vermittelſt derſelben ſeine Rettung zu verſuchen, vielmehr bleibt er gemeiniglich auf der Stelle, wo er iſt, unbeweglich ſitzen, drückt ſich und verbirgt den Kopf, oder er läuft ohne Zweck in die Kreuz und Quere herum.

Nichts iſt ſeinem Leben gefährlicher als das Anwachſen eines in der Nähe ſeines Standes vorbeifließenden Gewäſſers. Befindet er ſich am Rande deſſelben, ſo bleibt er unbeweglich ſtehen, ſieht unverwandten Blicks gerade in daſſelbe hinein, bis das Gefieder durchnäßt iſt, und dadurch ſeine Schwere ſo vermehrt wird, daß er ſich nicht zu heben vermag. Als Opfer ſeiner Dummheit geht er dann recht eigentlich zu Grunde.

Der Verfaſſer war einſt ſelbſt Augenzeuge eines ähnlichen Ereigniſſes. Damals ſuchte ſich aber der Faſan nicht nur nicht zu retten, ſondern er wadete ganz gravitätiſch immer tiefer in den Strom hinein. Als die Füße nicht mehr zureichten, und er ſchon fortgetrieben wurde, erwartete er in ſtiller Reſignation mit ausgebreiteten Flügeln ſein Schickſal. Vermittelſt eines abgeſchnittenen Hakens zog man ihn ans Land und entriß ihn für diesmal der Gefahr.

§. 5. Unter allen bei uns im Freien vor- und fortkommenden nutzbaren Vögeln iſt der Faſanhahn der ſchönſte.

In der Stärke gibt er dem größten Haushahne nichts nach, von denen einige ihm in vielen Stücken ähneln.

Seine Länge beträgt mit Einſchluß des Spieles (Schwanzes) 3′, die Breite von einer Flügelſpitze zur andern $2\frac{1}{2}$′.

Der 1 bis $1\frac{1}{4}$″ lange, hellhornfarbene Schnabel iſt wie bei den zahmen Hühnern geſtaltet und an der Wurzel oben mit einem ſchwarzroth-, an den Seiten aber mit einem ſtahlgrün-glänzenden, hier abſtehenden Federrande beſetzt.

Rund um die Augen, deren Stern gelb erſcheint, zieht ſich ein rother, warziger, ſpärlich befiederter Ring. In demſelben iſt unter dem Auge ein ſchwarzes Fleckchen.

Durch die von der Natur in verſchiedenen Farben und Schattirungen ſo kunſtvoll zuſammengeſtellten Federn, welche, einzeln betrachtet, ſchwarz, braun, mitunter weißlich, gelblich und ganz weiß erſcheinen, entſteht das

ſchöne Farbenſpiel aus Schwarz in Blau, Schwarz in Grün, Braun in Roth, Hellgelb in Hochgoldgelb. Ein glänzender Metallſchiller verbreitet ſich über das Ganze.

Der Kopf und der obere Theil des Halſes ſchillert in Dunkelſtahlbau mit Dunkelroth vermiſcht, oder, mit einem Worte, in Violet. Ein gelbgrüner Federbüſchel, welcher ſich erhebt, wenn der Faſanhahn balzt, bedeckt die Ohrenöffnung. Von der Kehle zieht ſich nach dem Nacken ein ziemlich breiter ſtahlgrüner Streif. Der übrige vordere Theil des Halſes bis über die Bruſt herab fällt ins Schönrothbraune. Auf den Seiten des Kropfes iſt das glänzende Gefieder ſtahlblau, mitten auf der Bruſt aber dunkelgrün gekantet. Der Leib und die Seiten, welche ſchwarz geſchuppt ſind, ſpielen ins Braungelbe, nach hinten wird die Farbe noch lichter.

Auch der braune Rücken hat ſchwarze Muſchen. Die meiſten Federpoſen auf demſelben ſind rothbraun, am Ende ins Purpurfarbene ſpielend, die Kiele goldgelb. Gleiche Farben haben auch die kleinen Deckfedern der Flügel; die größern ſind grau, die Schwungfedern graubraun. Die Grundfarbe der an den Spitzen purpurfarbig glänzenden faſerigen Steißfedern iſt braun.

Das oft 20″ lange, hinten keilförmig zugeſpitzte Spiel beſteht aus 18 ſichelförmigen Ruderfedern, unter welchen die beiden mittelſten viel länger ſind als die übrigen. Er iſt bis zum braunrothen Rande ſchwarzgrau gefärbt. Quer über die zwölf mittelſten Ruderfedern dehnen ſich in nicht ganz gleichen Entfernungen ſchwarze Streifen aus.

Die 4″ hohen Füße ſind mit einer graubraunen Haut überzogen und mit kleinen Schuppen bedeckt. Die drei Vorderzehen ſind weiter nach vorn, als dies gewöhnlich bei andern in der Erde ſcharrenden Vögeln der Fall iſt, durch eine Haut verbunden, wahrſcheinlich um in bruchigen Gegenden, die der Faſan ſehr liebt, nicht ſo leicht durchzutreten. Ueber der Hinterzehe hat der Hahn einen ſtarken Sporn. Sein Laut iſt durchdringend und unangenehm. Er hält faſt das Mittel zwiſchen dem Geſchrei des Pfaues und des Perlhuhnes. Am häufigſten hört man ihn während der Balzzeit. Zu anderer Zeit ſteigt er faſt nie, ohne ein abgeſtoßenes Gekacker in verhältnißmäßig tiefen Tönen auszugeben, zu Baume.

§. 6. Die Balzzeit fängt im März an und dauert ſechs bis acht Wochen. Auch in der Freiheit kann man durch eine gute nahrhafte Fütterung die Vermehrung der Faſanen befördern, beſonders wenn man kurz vor und während der Balzzeit zuweilen Buchweizen, Ameiſeneier, Ohrwürmer und ähnliche reizende Aeſung gibt; nur nicht im Uebermaße, ſonſt bewirkt man gerade das Gegentheil.

Ein Faſanhahn kann ſechs bis zehn Hennen befruchten. In eigentlichen Faſanerien gibt man ihm gewöhnlich ſieben; im wilden Zuſtande ſoll er ſich

aber, wie Büffon ſagt, nur mit einer paaren [1]). Da ich ſelbſt hierüber entſcheidende Erfahrungen zu machen keine Gelegenheit hatte, ſo will ich dieſe Behauptung nicht beſtreiten. So viel iſt gewiß, daß der Hahn das Brütgeſchäft nicht mit übernimmt.

Wie bei allem Federwild enthält jedes Geſperr mehr Hähne als Hennen, weshalb man darauf zu ſehen hat, daß die Zahl der erſtern ſich nicht übermäßig vermehre, weil ſie ſich ſonſt in der Balzzeit unaufhörlich um den Beſitz der Hennen ſtreiten und darüber das Begattungsgeſchäft vernachläſſigen. Auch entſpringt hieraus noch der Nachtheil, daß ſich die jüngern Hähne in andere Gegenden ziehen und, wenn ſie da Hennen finden, feſten Stand nehmen.

§. 7. Die Faſanhenne iſt viel kleiner als der Hahn — denn ſie mißt mit Einſchluß des 7 Zoll wegnehmenden Schwanzes nur 1′ 9″ — und ihr Gefieder weit weniger ſchön. Sie hat einen graubräunlichen Schnabel, um die Augen einen weit ſchmalern, nur grauröthlichen kahlen Ring. Oben auf dem Kopfe iſt die Grundfarbe des Gefieders hellbraun, doch mit dunklern und ſchwarzen Flecken gleichſam beſäet. Die gelbbräunlichen Backen ſind mit Schwarz beſchmitzt, die Kehlfedern weißgelblich. Zimmetbraun iſt die Grundfarbe des Halſes und Rückens. Beides iſt theils mit wellen-, theils mit muſchenförmigen ſchwarzen und dunkelbraunen Flecken belegt. In der Mitte der Rückenfedern zeigt ſich ein großer ſchwarzer, braun eingefaßter Fleck, der ſich in einer hellern Kante verläuft. Der hellbraune Schwanz iſt mit dunklern braunen Flecken beſprengt und hat ſchwarze Querſtreifen. Die röthlichbraune Bruſt iſt mit dunkelbraunen Punkten beſchmitzt; ebenfalls der gelbbraune Leib. Ueber die fahlbräunlichen Schwungfedern dehnen ſich weißgraue Streifchen aus. Die Ständer ſind bleifarbig geſchuppt.

Sie macht ſich aus trockenen Grashalmen, dünnen Aeſten, Baumblättern und ähnlichen Gegenſtänden an den dunkelſten und am meiſten verborgenen Orten ihres Aufenthalts, am liebſten im Farrenkraute oder in langem halbverdorrten Graſe ein kunſtloſes Neſt. Hier legt ſie alle zwei oder drei Tage ein Ei, welches viel kleiner, mit dünnerer Schale als beim zahmen Huhne bedeckt, hell olivengrün von Farbe und oben ſehr abgeſtumpft iſt. Sie kann deren höchſtens zwölf bebrüten, und legt deshalb in der Freiheit gewiß nicht mehr, oft weniger. Nimmt man aber die Eier bis auf eins, welches unberührt bleiben muß, aus dem Neſte, ſo fährt ſie fort zu legen.

Iſt die Henne über drei Jahre alt, ſo wird ſie weniger fruchtbar und

---

1) Andere behaupten, im wilden Zuſtande lege ſich der Hahn nicht eher eine zweite Henne zu, bis die erſte befruchtet ſei; man ſolle daher auch in dieſem Punkte der Natur nachahmen und da, wo eingeſchränkt für die Fortpflanzung dieſer Federwildart geſorgt wird, dem Hahne nur dann eine zweite Henne beigeſellen, wenn die erſte anfangen wolle zu brüten, weil dann gewiß nicht ſo viel unbefruchtete Eier dem Empfortommen der Faſanerie entgegen ſein würden. Geſchickte Faſanwärter können allerdings hierüber die beſte Auskunft geben. Mir iſt das Ganze ſehr wahrſcheinlich.

taugt alſo nicht viel zur Fortzucht. Auch macht fettes Futter, in Menge gegeben, die Hennen zu feiſt, und in dieſem Zuſtande bleiben ſie gewöhnlich gelte (unfruchtbar).

§. 8. Man mag das Brütgeſchäft der Faſanhenne ſelbſt überlaſſen, oder bei aufgeſuchten Eiern Truthühner dazu anwenden, ſo kommen nach 24 bis 25 Tagen die Jungen aus, und folgen, gleich ſchnelllaufend der rechten oder Pflegemutter. Dieſe, wie jene, führt ſie zum Aufſuchen des Geäſes an, welches ihnen auch augenblicklich willkommen iſt.

Nach den erſten vier Wochen unterſcheidet ſich ſchon das männliche Geſchlecht vom weiblichen durch abweichende Farben des Gefieders. Auch fangen dann die Jungen ſchon zu flattern an. Gegen Ende des Auguſt oder im Anfange des September ſind ſie völlig flugbar und im October ganz ausgewachſen.

In der Freiheit, von der rechten Mutter erzogen, bleiben ſie bis zur folgenden Balzzeit, wo auch ſie ſich begatten, unter der Aufſicht derſelben.

Unter den mannichfaltigen Spielarten, welche bei dieſer bei uns naturaliſirten Federwildart öfter als bei wirklich einheimiſchen vorkommen, bemerkt man folgende am häufigſten:

a) Glänzend weiß, auch hier und da mit kleinen ſchwärzlichen oder violetten Flecken.
b) Bei gewöhnlichen Hauptfarben verſchiedentlich weiß geſcheckt.
c) Bei gewöhnlichen Farben, um den Hals ein ſchönes weißes Halsband. Dieſe Spielart geht unter der Aufſicht eines ſorgſamen Faſanwärters in Halbart über und pflanzt ſich als ſolche fort.

§. 9. Auch bei der wilden Faſanerie muß, da harte Winter, ſtarke Regengüſſe oder Schloßen, Ueberſchwemmungen, Raubthiere und Raubvögel auf ihr Gedeihen ſo nachtheilig wirken, die Vermehrung durch künſtliche Mittel nach Möglichkeit befördert werden, wenn nicht baldiger, oft ſchneller Ruin Folge der Vernachläſſigung ſein ſoll.

Zuvörderſt gehört zu dieſen Mitteln das Aufſuchen der Faſanneſter und Ausnehmen der Eier.

Man findet ſie am leichteſten, wenn man ſolche Gegenden, wo Faſane ſtehen, in der Legezeit und zu Anfange der Brütezeit mit einem guten, gelaſſenen Hühnerhunde abſucht. Steht nun hier der Hund vor der brütenden Henne oder vor dem Neſte, ſo kreiſt man ihn, d. h. man geht in ſich immer mehr verengernden Kreiſen um ihn herum, bis man Eins oder das Andere erblickt. Dann wird der Hund abgepfiffen. Hat man Urſache zu glauben, daß die Eier ſchon bebrütet ſein könnten, ſo thut man am beſten, man nimmt ſie ſämmtlich weg und legt ſie unverzüglich einer Truthenne unter; außerdem, wenn etwa nur fünf oder ſechs in einem Neſte lägen, läßt

man ein Neſtei unberührt, damit die Henne zu legen fortfährt. Auf dieſe Weiſe bekommt man von einer gewiß ein Drittheil Eier mehr als außerdem. Auch können dergleichen unbebrütete Eier aufgehoben werden, bis man genug hat, um eine oder mehrere Truthennen darauf zu ſetzen.

Nächſtdem verſäume man es nicht, denjenigen Leuten, welche bei ihren Feld-, Wieſen- oder Holzarbeiten etwa zufällig ein Neſt gefunden und die Eier ſogleich abgeliefert haben, eine reichliche Belohnung zu geben.

Kindern darf es nie geſtattet werden, irgend eine Art von Vogelneſtern, am wenigſten die der Faſanen auszunehmen, auch ſelbſt dann nicht, wenn ſie ſich zur Abgabe der Eier anheiſchig machen. Hat man einige zuverläſſige Perſonen, ſo mögen dieſe zwar die Neſter aufſuchen, und den Ort bezeichnen, um ſie wieder finden zu können; aber von ihnen angeführt, muß der Jäger ſie beſuchen und das Ausnehmen der Eier ſelbſt verrichten.

Wer zum erſtenmale Faſane ausſetzen will, muß ſich die Eier aus einer benachbarten Faſanerie zu verſchaffen ſuchen und ſolche dann durch Truthennen ausbringen laſſen. Doch muß man wiſſen, mit wem man zu thun hat, wenn man den Ankauf derſelben machen will; denn es iſt kein ſeltener Fall, daß die Eier zufällig oder mit Vorbedacht [1]) unfruchtbar gemacht werden.

§. 10. Die zum Ausbrüten der aufgeſuchten oder angekauften Eier beſtimmten Truthennen müſſen genau unterſucht werden, ob ſie etwa Ungeziefer (Läuſe) haben. In dieſem Falle muß man ſie mit Queckſilberſalbe davon befreien. Man reibt davon höchſtens nur ſo viel im kurzen Gefieder ein, als die Größe einer halben Haſelnuß beträgt, und läßt nachher die Henne im Sonnenſcheine herumgehen. Sind die Bruthennen völlig rein, ſo bereitet man an einem mäßig warmen, trockenen Orte, welcher von der Morgen- und Mittagsſonne beſchienen wird, gute, durch Verſchläge [2]) abgeſonderte Neſter aus weichem Stroh, legt in jedes 20 Stück von den vorräthigen Faſaneiern, ſetzt, indem man ebenſo verfährt, wie bei der Beſorgung des Brütgeſchäfts in der Haushaltung, auf jedes Neſt eine Bruthenne, und merkt den Tag, an welchem dies geſchehen iſt, an, um genau wiſſen zu können, wenn die Jungen auskommen müſſen.

Während des Brütens bekommen die Hennen ſtets friſches, gutes Freſſen und Saufen, werden auch täglich zweimal auf kurze Zeit vom Neſte abgehoben.

An dem Tage, wo die Jungen auskriechen, muß man genau Acht haben, daß die Bruthennen dieſe nicht erdrücken, jenen aber vollauf und gut zu freſſen geben, damit ſie feſt auf dem Neſte bleiben, bis die zarten

---

1) Indem man ſie in ſiedendes Waſſer wirft. Freilich iſt das ſchändlich, aber es geſchieht doch.

2) Auf keine Weiſe bediene man ſich eines engen Korbes, oder mache den Verſchlag zu enge; denn wenn die Eier nicht luftig, wie im Freien, liegen, erſticken ſehr häufig die Jungen in denſelben.

Kleinen völlig abgetrocknet ſind. Den dritten oder vierten Tag werden die Jungen geräuchert.

Hierzu nimmt man Eiſenkraut (Verbena officinalis), Fenchel, Erbſenſtroh, von einem ſo viel als vom andern klein geſchnitten, geſtoßene Schalen von ausgebrüteten Faſaneneiern und Wachskugeln.

Nachdem man die jungen Faſane, aus jedem Neſte beſonders, vorſichtig in ein Haarſieb geſetzt, hält man dieſes etwa 1 Fuß hoch über gelindes Kohlfeuer, auf welches man nach und nach etwas von den oben angegebenen, gut gemengten Beſtandtheilen ſchüttet, und den Rauch davon gemächlich durch das Sieb gehen läßt. Wenn bei dieſem Verfahren eine oder zwei Minuten vergangen ſind, bringt man ſie in einen oben und an den Seiten mit Draht- oder Weidenſtäben, welche ſo weit aus einander ſtehen, daß in der Folge die jungen Faſane heraus- und hineinlaufen können, überzogenen, an einer Seite mit einem Schieber verſehenen Kaſten, in dem inwendig eine beſondere, auch mit gleichen Stäben verſehene Abſonderung für die Bruthenne angebracht iſt, damit ſie die Jungen unter ihren Flügeln hübern (erwärmen) kann. Gut iſt es, wenn auf allen Seiten des Kaſtens Schieber von dünnen Brettern ſich befinden, um ſie beim etwa nöthigen Transport, oder wenn die Jungen darin verwahrt werden ſollen, niederlaſſen zu können.

Wird das Räuchern wöchentlich einmal wiederholt, ſo trägt es viel zur Erhaltung der jungen Faſane bei, welche man mit dem Kaſten, in der erſten Zeit die Bruthenne in der für ſie beſtimmten Abtheilung eingeſperrt, bei ſchöner, warmer Witterung ſo viel als möglich ins Freie bringt. Fiele bei dieſer Gelegenheit ganz unerwartet ein Regenſchauer ein, ſo müſſen Decken, aus leichten Brettern verfertigt, bei jedem Kaſten bereit liegen, um ſie damit ſo ſchnell als möglich zu belegen. Näſſe iſt den ganz jungen Faſanen gefährlich; kann man alſo Regen erwarten, ſo iſt es beſſer, ſie in eine Stube zu thun, welche, wenn die Luft rauh iſt, mäßig erwärmt werden muß.

Die beſte Aeſung beſteht gleich nach den erſten 24 Stunden in klein geſchnittenem Weiß von hart gekochten Hühnereiern, wozu man ſehr fein gehackte Peterſilie, Schafgarbe und Brenneſſel, von einem ſo viel als vom andern, auch, wenn es ſein kann, etwas Fliederblüten thut. Zur Abwechſelung kann auch von Zeit zu Zeit Zwieback oder recht gut ausgebackenes, hartes Weizenbrot gerieben, in warmer, friſcher Milch eingeweicht, in das Eierfutter gemengt werden.

Eier von Holzameiſen, ſelten und in geringer Quantität gegeben, befördern das Gedeihen ſehr.

Ganz junge Faſane dürfen gar kein Saufen bekommen; auch beim ſchönſten Wetter nicht eher an die Luft gebracht werden, bis der Thau völlig abgetrocknet iſt. Die Unmöglichkeit, im Freien ausgekommene Faſane vor

Feuchtigkeit zu ſchützen, iſt es eben, welche macht, daß ein beträchtlicher Theil derſelben, ohne den unvermeidlichen Abgang durch Raubthiere zu rechnen, verloren geht.

Die angeführten Nahrungsmittel werden nach Verfluß der erſten 14 Tage noch durch ſüßen Quarkkäſe und durch immer friſch und dick in Milch gekochte Hirſe vermehrt. Bei irgend guter Witterung müſſen die nach und nach heranwachſenden Faſane der freien Luft genießen. Da ſie nun ſchon zu ſtark werden, um durch die Lücken zwiſchen den Draht- oder Weidenſtäben am Kaſten laufen zu können, die Bruthenne auch nicht mehr im Kaſten eingeſperrt wird, ſo erhalten ſie das Futter unter einem großen Hühnerkorbe, in welchen ſie, aber nicht die ſie begleitende Pflegemutter, durch die unten angebrachten Seitenöffnungen hinein können; doch müſſen die Kaſten oben zugedeckt und mit aufgezogenem Schieber in der Nähe ſtehen, um ſie in denſelben vor Platzregen und Unwetter zu ſchützen.

Findet man es nöthig, ihnen dann und wann Saufen zu geben, ſo werfe man in das Waſſer etwas Eiſenkraut, Feldkümmel und Gundermann (Hedera terrestris), wodurch dem Durchfalle vorgebeugt wird.

Nachdem ſie ein Alter von ſechs Wochen erreicht haben, bringt man ſie den ganzen Tag über, unter guter Aufſicht, in eine kleine, mit einer Brettwand umſetzte Vermachung, wo entweder die Kaſten aufgeſtellt werden, oder eine kleine leichte Hütte erbaut iſt, um ſie bei einfallendem Unwetter hineintreiben zu können. Zur Erleichterung der Aufſicht kann Das ſehr beitragen, wenn oben über dieſen Zwinger ein Netz gezogen wird, um dadurch Raubvögel, Krähen, Elſtern u. dergl. m. abzuhalten. In demſelben müſſen ſchon vorher kleine Flecken mit Salat, Kohl und Sommerrübeſaat beſäet ſein, damit das grüne Geäſe nicht fehlt.

Zum trockenen Futter wählt man Weizengräupchen, Hirſekörner, gequellten Leinſamen; zuweilen werden auch einige Holzameiſeneier gegeben. Täglich erhalten ſie dieſes Alles friſch, immer noch, damit es die Bruthühner nicht wegfreſſen, unter den obenerwähnten Körben. Friſches Waſſer darf nun nicht fehlen, und einige hin und wieder im Zwinger aufgeſchüttete Häufchen von trockenem feinen Sande ſind nützlich. Die jungen Faſane kratzen und hübern ſich gern darin und befreien ſich ſo vom Ungeziefer.

Wenn ſie ſtark genug ſind, um Getreidekörner heben und verdauen zu können, füttert man ſie mit Weizen, großen Gerſtengraupen, Hanfkörnern und Buchweizen. Nur muß es altes Getreide ſein. Auch kann man kleinwürfelig geſchnittene Möhren, Brombeeren oder Preiſelbeeren mitunter geben. Das Räuchern wird von Zeit zu Zeit wiederholt.

Von dieſer Zeit an iſt es ſo nöthig nicht mehr, die nun weniger zärtlichen Faſane vor jedem kleinen Regenſchauer zu ſchützen; folgt ihm aber nicht bald Sonnenſchein, ſo bleibt es doch räthlich, ſie an den Ort zu bringen, wo ſie die Nacht über bleiben, welcher, wenn er ſehr kühl iſt, unter dieſen Umſtänden mäßig erwärmt werden muß, um das Abtrocknen zu befördern.

§. 11. Mancherlei Krankheiten werden den jungen Faſanen während ihrer Aufziehung lebensgefährlich.

Von den gewöhnlichſten und deren Heilart Folgendes:

1. Bemerkt man, daß ſich das Gefieder ſträubt und der Kopf dick wird, ſo iſt dies ein Zeichen, daß ſie Läuſe haben.

In dieſem Falle beſtreicht man ſie am Kopfe und unter den Flügeln mit friſchem Baumöl. Wirkt dieſes nicht, ſo reibt man Queckſilberſalbe, aber nur auf jedes Stück höchſtens einer halben Zuckererbſe groß ein. Bei dem Gebrauche beider Mittel muß dafür geſorgt werden, daß die Kranken im Sonnenſcheine oder in einer warmen Stube bald abtrocknen, ſonſt ſind ſie ſchädlich.

Hält man die Behältniſſe und Aufenthaltsorte der jungen Faſane recht reinlich, verwahrt man die Bruthennen, wie ſchon oben geſagt, vor dieſen Schmarotzern, ſo hat man wenig zu fürchten.

2. Eine andere katarrhaliſche Krankheit, bei welcher meiſtentheils alle Mittel fehlſchlagen, iſt der ſogenannte Pipps. Man erkennt ſie an der gelben Schnabelwurzel, den aufgeſträubten Kopffedern, am öftern Aufſperren des Schnabels und an der Vertrocknung der Zungenſpitze. Sie wird wie beim zahmen Huhne behandelt, indem man mit einem ſcharfen Federmeſſer den vorn an der Zunge befindlichen, mit harter Haut belegten weißen Fleck, doch ohne merkliche Verwundung des noch geſunden Theiles, wegnimmt, den Schnabel aber mit einem Gemeng von Knoblauch und Saffran fleißig ausreibt. Auch ein aus Pfeffer, Butter und Knoblauch gemiſchter Biſſen kann eingeſteckt, dann, um die Verſtopfung der Naſenlöcher zu hindern, ein kleines Federchen durch dieſelben gezogen und öfters herumgedreht werden. Gewöhnlich leiden erſt dann die Faſane am Pipps, wenn ſie hartes Futter bekommen. Gibt man ihnen immer reichlich friſches Waſſer, ſo verwahrt man ſie am ſicherſten dagegen.

3. Die Dürre oder Darre befällt ſie gleichfalls nicht ſelten und äußert ſich, wie bei andern Vögeln, durch ein ſpitzig erhabenes Blütchen auf dem Hintertheile dicht am Steiße. Sie entſteht durch Verſtopfung der Fettdrüſe und wird am Sträuben der Steißfedern, am Beißen nach dem leidenden Theile und an der bräunlichen Farbe der Drüſe, welche im geſunden Zuſtande weißgelb und weniger erhaben iſt, erkannt.

Gewöhnlich ſchnitt man ſie ſonſt mit einer ſcharfen Scheere weg und beſtrich die Wunde mit ungeſalzener Butter. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dies zwar eine ſchnelle Herſtellung, in der folgenden Mauſerzeit [1]) aber durch Zerſtörung der Fettdrüſe faſt immer den Tod bewirkt. Um alſo den Zweck zu erreichen, ſolche, ohne dieſen Nachtheil befürchten zu dürfen, zu öffnen, ſteche man mit einer feinen Nadel oberflächlich ein kleines Loch hinein, drücke die zähe Feuchtigkeit leiſe heraus und beſtreiche die Wunde täglich einigemal mit der in allen Apotheken zu habenden Bleiweißſalbe.

Döbel will, man ſolle den Schnabel mit einem ſcharfen Meſſer vorſichtig beſchaben und mit Quarkkäſe einreiben. Dieſe Behandlung kann auf keinen Fall nützen, wol aber ſchaden.

4. Im dritten Lebensmonate verliert der Faſan das kurze Gefieder zum erſtenmale, während die Schwanzfedern, beim Hähnchen vorzüglich, ſich bedeutend verlängern. Auch dieſer Zeitpunkt iſt kritiſch. Ameiſeneier, nicht zu oft und nicht in zu großer Menge gegeben, bewirken Vermehrung und Flüſſigerhaltung des Fettdrüſenöls und fördern ſo die Reproduction und reſpective Verlängerung des Gefieders.

5. Nicht ſelten leiden junge Faſane auch am Durchfalle. Es geht dann eine weiße kalkartige Materie häufig von ihnen ab, welche ſich in dem Gefieder am After anhängt und ſo ätzend ſcharf iſt, daß ſich dieſer und der Maſtdarm entzündet.

Gegen dieſe Krankheit gibt es kein ſicheres Mittel. Am beſten iſt es, wenn man ihr durch das aus Waſſer, in welches Eiſenkraut, Feldkümmel und Gundermann zu gleichen Theilen geworfen wird, beſtehende Getränk zuvorzukommen ſucht. Auch zur Cur iſt dieſes, oder Waſſer, in welchem einige verroſtete Nägel wenigſtens 24 Stunden gelegen haben, anwendbar. Zugleich rupft man die Federn um den After herum aus, beſtreicht die entzündete Stelle mit Leinöl oder ungeſalzener Butter, taucht eine glatte Stecknadel mit dem Kopfe einigemal in Leinöl und ſchiebt dieſen ſanft in den Maſtdarm [2]). Dies Klyſtier kann man täglich dreimal anwenden, und ebenſo oft den After mit Leinöl beſtreichen.

6. Im Gegentheil iſt Verſtopfung ebenſo gefährlich. Man bemerkt ſie daran, wenn der Faſan den Hinterleib unterwärts krumm zieht, ohne Excremente von ſich zu geben.

Auch in dieſem Falle iſt das Leinölklyſtier und eine Kreuz- oder Hausſpinne, die man ihm hinunterſchlucken läßt, ſehr nützlich.

---

1) Die ſogenannte Mauſerzeit iſt die, zu welcher jeder Vogel das Gefieder alljährlich, meiſt im Sommer, verliert und wieder erſetzt.

2) Auf dieſe Art wird allen Vögeln ein Klyſtier gegeben.

7. Es gibt noch verſchiedene Unpäßlichkeiten, deren Grund ſich nicht immer genau angeben läßt, größtentheils aber darin liegt, daß man grüne und trockene Fütterung nicht in gleichem Verhältniß reicht. Unter dieſen Umſtänden iſt es gut, zur Stärkung der Verdauungswerkzeuge Senfkörner klar zu ſtoßen, ſolche mit ungeſalzener Butter zu vermiſchen, Kügelchen daraus zu bereiten und den Patienten täglich ein Paar einzuſtecken [1]).

8. Auch lahmgehende Junge ſieht man oft. In dieſem Falle beſtreiche man die Bein-, Fuß- und Zehengelenke des Patienten mit folgendem Mittel, das auch bei erſt unlängſt ausgekrochenen, noch geſunden Faſanen als Vorbeugungsmittel gebraucht werden kann. Man nehme: Mercur. Sublimatus 10 Gran, Spiritus vini rectif. 3 Unzen, Aqua flor. samb. 8 Unzen, Syrupus violarum 1 Unze und koche Alles in einem reinen Topfe mit einem Maß Waſſer bis auf die Hälfte ein, fülle es in eine gläſerne Flaſche und ſetze es bis zum Gebrauch zum Deſtilliren in die Sonne.

9. Laſſen die ſtärkern Faſane bei naſſem, kalten Wetter die Flügel hängen, ſo beſtreiche man die Gelenke mit Lorbeeröl.

§. 12. Will ein dazu Berechtigter wilde Faſanerie unterhalten, ſo wird er bei der erſten Anlage ſchickliche Orte zum Ausſetzen wählen müſſen; ſolche nämlich, welche keiner Ueberſchwemmung ausgeſetzt ſind, den Faſanen in dichten, nicht zu großen, mit Trink- und Badewaſſer verſehenen, mit tragbaren Feldern und Wieſen umgebenen Laubhölzern einen ihrer Natur angemeſſenen Stand gewähren und nicht zu nahe an den Grenzen liegen. Die Anpflanzung von Ebereſchenbäumen iſt ſehr nützlich.

Ferner wird er nur dann ſeinen Zweck erreichen, wenn er die Koſten der Einrichtung und Unterhaltung der nothwendigen Anpoſch- (Kirrungs-) Plätze für den Winter nicht ſcheut. Zu dem Ende gräbt man auf einem im dichteſten Holze befindlichen, kleinen freien Platze ſechs eichene Säulen in länglichem Viereck ein. Die vordern, kürzern müſſen $3\frac{1}{2}'$, die hintern $8\frac{1}{2}'$ über der Erde ſtehen. Auf denſelben wird ein leichtes Dach errichtet, welches auf der vordern Seite wenigſtens noch 1′ breit über die Säulen herabgeht, um die Faſane, wenn ſie auf der Kirrung ſtehen, dem Geſichte der Raubvögel zu entziehen. Den hintern Theil dieſes kleinen, 16′ langen und 12′ breiten Gebäudes läßt man ganz mit Brettern verſchlagen und eine Thür zum Eingange anbringen. An den Giebelenden kann der Brettverſchlag 6′ von oben herabgehen. Der inwendige Boden muß entweder mit gut gefügten Brettern belegt oder mit Lehmſchlag planirt werden.

---

1) Alle erwähnte Krankheiten haben Stubenvögel und Hausgeflügel mit den eingeſchränkt aufgezogenen Faſanen gemein, und die hier angegebenen Mittel ſind auch bei jenen anwendbar. Im ganz wilden Zuſtande hat man ſie bei keinem Vogel bemerkt. Ein Beweis, wie wenig der Menſch im Stande iſt, auch bei der größten Sorgfalt dieſen Thieren den Verluſt der Freiheit zu erſetzen!

Rund um den Poſchplatz herum läßt man etwa 4′ breit den Raſen abſtechen, von da aus nach dem Holze zu ſchmale Stege machen und mit Sand befahren, in einer Entfernung von 30 bis 40 Schritten von der Kirrung aber ein Hüttchen erbauen, in welchem ſich der Jäger beim Ausſetzen der Faſane ſowol, als nachher, wenn gefüttert wird, verbergen kann, um durch eine am Vordertheile deſſelben befindliche Oeffnung zu beobachten, wie viel Faſane jeden Geſchlechts den Poſchplatz beſuchen.

Dieſen Wahrnehmungen zufolge muß dann ein richtiges Verhältniß in Rückſicht der Geſchlechter durch Wegnahme überflüſſiger Hähne hergeſtellt werden.

§. 13. Zum erſten Ausſatze wählt man gewöhnlich Faſane, die in einer gut eingerichteten Faſanerie erzogen worden ſind. Hinlänglich iſt es, wenn man im Monat März etwa 30 Hennen und fünf Hähne ankauft. Dieſe bringt man beim Transport in Kaſten, die mit Leinwand an den Seiten und oben überzogen ſind.

Den Abend zuvor, ehe ſie an den Ort ihrer künftigen Beſtimmung kommen, und den Morgen, wo ſie ihre Freiheit erhalten ſollen, gibt man ihnen kein Futter. Dann werden ſie in den Kaſten, bei welchen an der einen ſchmalen Seite ein leicht beweglicher Schieber angebracht iſt, in das Anpoſchhäuschen geſetzt. Wenn dies geſchehen und ſowol auf der Kirrung ſelbſt, als auf den Stegen vorgefüttert iſt, macht man einen tüchtigen Rauch [1]). Wenn dieſer ſich gehörig verzogen hat, befeſtigt man ein Leinchen am Schieber, zieht dieſes über eine am Vordertheile des Häuschens unterm Dache befindliche Rolle und von da in das Wachhüttchen. Da verborgen, öffnet man mittels der Leine langſam den Schieber. Bald werden ſich die Faſane aus dem Kaſten machen und ſich ſchnell in das benachbarte Holz zerſtreuen, in kurzer Zeit aber, wenn ſie von Jugend auf zum Futter und zum Rauch gewöhnt ſind, die Kirrung annehmen.

Zum Ausſetzen wählt man gern einen heitern, warmen Märzmorgen, macht auch die Faſane wol naß, damit ſie ſich in der erſten Angſt nicht verfliegen.

Die eintretende Balzzeit feſſelt ſie ſchon an den für ſie gewählten Stand. Werden ſie nun in der erſten Zeit, bis die Natur hinlängliches Geäſe zuwachſen läßt, täglich gefüttert (und gibt man ihnen im Anfange wöchentlich einmal Rauch), ſo entfernen ſie ſich gewiß nicht leicht davon.

Will man den Faſanſtand ſchnell vermehren, ſo werden zugleich Faſan-

---

1) Neuerdings will man die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Rauchs in Zweifel ziehen. Der Verfaſſer bekennt, daß er nie Gelegenheit hatte, hierüber Erfahrungen zu machen. Alte, tüchtige Faſanwärter, die er darüber befragte, ſtimmten einmüthig für die Nützlichkeit. Anmerk. z. zweiten Auflage.

eier angekauft, von Truthennen ausgebrütet, die Jungen, bis ſie im September flugbar werden, erzogen, und dann auf eben die Weiſe behandelt, wie die im Frühlinge ausgeſetzten.

Hat man die Jungen ſchon bei der Erziehung dazu gewöhnt, daß ſie, wenn gepfiffen wird, das Futter annehmen, ſo ziehen ſie ſich mit den übrigen bald auf die Kirrung, wo ſie von nun an täglich etwas finden müſſen.

Je zweckmäßiger die Kirrung den folgenden Winter hindurch unterhalten wird, deſto beſſer wird der nächſte Balz von ſtatten gehen, wenn man nur gehörig dafür ſorgt, daß vor deſſen Anfang die überzähligen Hähne weggeſchoſſen oder gefangen werden.

§. 14. Zum Einfangen bedient man ſich ſpiegelig geſtrickter Netze, welche ſo hoch ſind, als die offenen Stellen am untern Theile des Poſchhäuschens. Sie werden ringsherum angehangen, durch kleine Gewichte beſchwert, mit in das Hüttchen gehenden Leinen über die oben beſchriebenen Rollen aufgezogen und wenn die Faſane auf der Kirrung ſind, vom Hüttchen aus heruntergelaſſen. Sobald man ſich nun ſehen läßt, werden die Faſane ſich entfernen wollen und in das Netz laufen. Die Hennen ſetzt man dann in Freiheit, die überzähligen Hähne aber nimmt man mit weg.

§. 15. Zum Futter auf der Kirrung dient Weizen, Hanf, Heidekorn, kleinwürfelig geſchnittene Möhren, Kohlblätter, Miſtel und zuweilen, vorzüglich ehe die Balzzeit angeht, Ameiſeneier.

Daß die Futterplätze reinlich gehalten werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Auch darf man außerhalb des Poſchhäuschens nur ſo lange Futter ſtreuen, bis die Faſane hinein gehen. Dies wird dadurch befördert, wenn man eine oder ein paar Weizengarben hineinlegt. Die Faſane leſen ſehr gern die Körner aus den Aehren heraus.

§. 16. Der Rauch iſt den Faſanen ſehr geſund und erhält ſie am ſicherſten auf ihrem Stande. Gut iſt es daher, zu jeder Jahreszeit wenigſtens wöchentlich einen zu geben. Zu dieſem Ende wird einige Schritte von der Kirrung, nach allen Himmelsgegenden zu, ein 3′ langes, ebenſo breites und $1\frac{1}{2}$′ tiefes Loch gemacht.

In das Loch, von welchem an dem Morgen, wo geräuchert werden ſoll, der Wind nach der Kirrung, und von dieſer nach dem Holze ſtreicht, wird früh, ehe der Thau oder Reif abtrocknet, eine Schicht (Lage) von Haferſtroh, mit etwas faulem Weidenholze vermengt, dann eine andere von Waldameiſenhaufen und Hanfſpreu gelegt, und mit der Hälfte eines aus

2 Loth Kampfer,
3 = Weihrauch und Maſtix zu gleichen Theilen,
5 = Zucker,
1 Quentchen Ambra,

alles geſtoßen;

Wachswinden (das Gebäu aus dem Bienenſtock),
Faſaneierſchalen,
Eiſenkraut und
Feldkümmel
} von jedem eine Hand voll klein geſchnitten,

beſtehenden Gemenges überſtreut.

Nun folgt wieder eine Lage von Haferſtroh und faulem Weidenholze, dann die andere Hälfte des vorher angezeigten Gemenges. Oben darauf kommt ein kleiner Haufen von Hanfſpreu und Ameiſenhaufen.

Unten in dem Loche macht man Feuer. Sobald die Flamme ſichtbar wird, bedeckt man das Ganze mit naſſem Schilfe, um die Glut zu dämpfen.

Ein anderer guter und wohlfeilerer Rauch beſteht aus Weihrauch, Fenchel, Schwarzkümmel (Nigella sativa), Ameiſenhaufen, Fichtenharz, Feldkümmel und Haferſtroh.

Einen dritten bereitet man aus Weihrauch, Myrrhen, wildem Rosmarin (Ledum palustre), Jungfernwachs, weißem Wegebreit, weißer Tollita und Hanfſpreu. Dieſe ſämmtlichen Beſtandtheile werden gemengt, das Loch damit gefüllt; ſonſt bleibt das oben beſchriebene Verfahren unverändert.

§. 17. Iſt man gleich mit Recht davon zurückgekommen, dem Wildbrete der Faſane Heilkräfte, vorzüglich bei krampfartigen Zufällen, beizumeſſen, ſo iſt und bleibt es doch, gehörig zubereitet, eine vortreffliche Speiſe für Kranke und Geſunde. Deshalb wird auch der Faſan, beſonders der junge, überall als ein Leckerbiſſen betrachtet und theuer bezahlt.

§. 18. Für Liebhaber des Waidwerks, welche weder viel Zeit noch Mühe darauf verwenden können oder wollen, iſt die Jagd auf Faſane ſehr angenehm, weil ſie ſehr gut halten oder aushalten (weil ſie nicht leicht eher aufſtehen, bis man nahe genug heran iſt, um einen Schuß anbringen zu können).

Am Tage bedient man ſich bei dieſer Jagd eines gut dreſſirten Hühnerhundes mit Vortheil. Mit dieſem ſucht man ein Gehölz, wo man Faſane vermuthet, unter dem Winde Strich für Strich ab. Immer muß der Hund kurz gehalten werden (wie bei allem Suchen im Gehölze), um ihn nicht aus dem Geſichte zu verlieren. Steht der Hund, ſo kreiſt man ſo lange, bis man den Faſan ſitzen oder herausfliegen ſieht, und ſchießt ihn, wenn es ein Hahn iſt, mit einer im September mit Nr. 4, ſpäterhin mit Nr. 3 geladenen Flinte [1]).

1) Döbel erwähnt bei der Faſanjagd auch der Spionhunde (einer etwas kleinen Hühnerhundsrace), welche zwar gehorſam ſein, gut hören und apportiren müſſen, ſonſt aber Alles herausjagen, indem ſie kurz vor dem Jäger ſuchen. Steigt vor ihnen ein Faſan, Auer- oder Birkgeflügel zu Baume, ſo müſſen ſie ihn verbellen, aber nicht laut jagen, wenn er abſtiebt (herunterfliegt). Bei den hohen Getreidepreiſen möchte es dem Jäger wol überall unmöglich werden, zu jeder Jagdart beſondere Hunde zu halten. Der Spionhund iſt überhaupt nicht nur ſehr entbehrlich, ſondern auch ſchädlich. Hat man viel Wild, ſo bedarf man ſeiner nicht, hat man wenig, ſo verjagt er auch das oft noch. Seiner ſoll alſo weiter nicht gedacht werden.

Mit Stecknetzen kann man im Getreide ſowol, als im Holze Faſane leicht fangen, wenn man gerade ſo wie bei den Rebhühnern verfährt. Hierüber wird im dritten Abſchnitte an ſeinem Orte ausführlich geſprochen werden.

Wer ſich's nicht zur Schande machen will und ein Recht dazu hat, kann auch ſtarke Schleifen von Pferdehaar oder Draht zum Fange der Faſane anwenden. Er darf dann nur im dicken Holze ſchmale Stege auf der Erde kehren und dieſe mit Weizen, Hanfkörnern und Ameiſeneiern beſtreuen, unter den dickſten Sträuchern auf jeder Seite des Steges eine 14 bis 16″ über der Erde ſtehende Rücke einſchlagen, und in dieſer einen Querſtab feſtbinden, in welchem ſo viel Schleifen eingezogen werden, daß der ganze Steg damit bedeckt iſt. Geht nun der Faſan dem Futter nach, ſo kann er der Schlinge nicht entgehen. Wer ſein Revier und den Faſanſtand lieb hat, und wer Jäger ſein will, wird ſich jedoch eines Mittels nicht bedienen, durch welches er zwar viel fängt, aber dabei nicht vorher wiſſen kann, ob Hahn oder Henne. Weg mit der Aasjägerei hier und überall!

Schicklicher für den Waidmann und zugleich nützlich iſt es, an einem ſchönen Herbſtabende (auch im ganz zeitigen Frühlinge, wenn da noch zu viel Hähne vorhanden ſind), in Gehölzen, wo Faſane ſtehen, herumzuſchleichen und zu verhören, wo ein Faſan zu Baume ſteigt (welchen Zeitpunkt er, wie ſchon oben geſagt worden, durch einen Laut bezeichnet). Es iſt nicht einmal nöthig, viel Vorſicht anzuwenden, um ſich ſeinem Stande zu nähern; will man aber ſeiner Sache recht gewiß ſein, ſo bleibt man in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten einige Minuten ſtehen. Wahrſcheinlich ſchläft der Faſan gleich ein, denn nach einer kurzen Zeit kann man dicht unter den Baum, auf welchem er ſteht, gehen, um ihn herunterzuſchießen.

Wieder eine Herzensluſt für ungeübte Schützen! —

Sechstes Capitel.

Der Focke.

Ardea Nycticorax *L.* [1]).

§. 1. Der Focke, auch Nachtreiher, Nachtrabe, bunter oder Schildreiher genannt, kommt in Deutſchland ziemlich ſelten vor, häufiger aber am Neuſiedlerſee in Ungarn und längs der Donau ſchon von Wien an

1) v. Wildungen, Neujahrsgeſchenk, 1799, S. 25. Bechſtein, Handb. d. Jagdwiſſenſch., Th. 1. Bd. 2, Cap. 143; Deſſen Ornithol. Taſchenb., S. 263. Naumann, Vögel, Bd. 3. S. 123. Tab. 26. f. 35. Der Verfaſſer bemerkt zugleich, daß er zwar darin vollkommen dem Herrn von Wildungen

bis zu ihrer Mündung. Er gehört zur Familie der Reiher der Ordnung der Sumpfvögel. Er iſt in Deutſchland Zugvogel wie alle ſeine Gattungsverwandten.

§. 2. Die Länge des Männchens beträgt $21\frac{1}{2}$″, die Breite von einer Flügelſpitze zur andern $44\frac{1}{2}$″.

Der Schnabel iſt $3\frac{1}{4}$″, der Hals 8″, der Schenkel 5″, das Schienbein $3\frac{1}{4}$″ lang. Die Mittelzehe mißt 3″, deren auf der innern Seite etwas gezähnelte Kralle $\frac{1}{2}$″, die Seitenzehen ſind beinahe einen ganzen Zoll, und deren Krallen auch verhältnißmäßig kürzer als die Mittelzehe. Die Hinterzehe iſt $\frac{3}{4}$″ lang, deren Kralle gleiches Maß hat.

§. 3. Der ſchwarze, an der Wurzel etwas gelbliche, ein wenig gekrümmte, in einer ſcharfen Spitze endende Schnabel iſt von beiden Seiten zuſammengedrückt; die Schneiden deſſelben ſind ſcharf, die obern vorn fein gezähnelt.

Die großen Augen haben carminfarbene Sterne, die Zügel, d. i. die kahle Haut zwiſchen denſelben und der Schnabelwurzel, und der Augenkreis ſind ſchwarzgrün.

Der ganze Oberkopf iſt bis ins Genick mit ziemlich langen, ſchwarz-, ſtahlblau- und grünglänzenden Federn bedeckt. Ueber den Augen dehnen ſich blaßgelbe, kurz gefiederte Streifen aus, die ſich auf der Stirn vereinigen.

Drei lange, ſchmale, oben ſpitzzulaufende ſchneeweiße, am Ende des Hinterkopfes (am Genick) horizontal liegende Federn machen die ſchönſte Zierde des Focken aus. Die oberſte und längſte, ſieben Zoll lange, bildet durch ihre unterwärts gekrümmten Poſen eine Scheide, in welcher ſich die beiden andern und kürzern verbergen. Wenn der Vogel ruhig iſt, haben dieſe dicht in und über einander gelegten Federn das Anſehen eines bartloſen Kiels. Bald hebt er ſie, bald läßt er ſie ſinken. Im Zorne oder im Affecte ſtehen ſie ſämmtlich ausgebreitet und aufgerichtet; zugleich ſträubt ſich das obere Kopfgefieder buſchig auf.

Das ziemlich lange wulſtige Gefieder des ganzen Halſes iſt oben, vom Nacken herab, aſchgrau, in Violet ſchillernd, das übrige aber blaßgelb gefärbt. Wie beim gemeinen Reiher und bei der Rohrdommel iſt der Hals durch zwei Kniegelenke in drei gleiche Theile abgetheilt.

---

beiſpflichtet, wenn ſelbiger, nach Hartig's Journal, 1806, H. 2, S. 215, keinen Grund findet, den Focken zur hohen Jagd zu rechnen; indeſſen wurde der Eintheilung des Wildes bei der Entſtehung dieſes Werkes das ſächſiſche Edict v. 8. Nov. 1717, welches, ſo viel dem Verfaſſer bekannt, noch nicht aufgehoben, in Rückſicht des Focken auch nicht abgeändert iſt, zum Grunde gelegt, und deshalb hält der Verfaſſer ſich nicht befugt, dieſem Reiher eine andere Stelle anzuweiſen. Anm. zur zweiten Ausg.

Wir haben auch in dieſer Auflage den Focken bei der hohen Jagd gelaſſen, da er im Handbuch einmal dieſe Stelle einnimmt, geſtehen aber, daß es uns nie klar wurde, warum er je zur hohen Jagd gerechnet wurde, da weder ſein Nutzen, noch die Art ſeiner Jagd oder ſeine Körperdimenſionen ſeine Stelle hier rechtfertigen. Anmerk. zur dritten Ausg.

Die vordern Rücken- und die Schulterfedern ſind glänzendſchwarz, ſtahlblau und grün. Aſchgrau iſt die Farbe der Federn am hintern Theile des Rückens, am kurzen abgerundeten Schwanze und an den Flügeln. Letztere ſind lang und haben ſtarke, an den Spitzen gleichfalls abgerundete Bogen.

Bruſt, Schenkel, welche, bis $^3/_4$″ über das Kniegelenk befiedert ſind, und After zeigen ſich ſchwach ſtrohgelb überlaufen. So auch der Bauch, deſſen Seiten nur leicht mit Aſchgrau gleichſam überflogen ſcheinen.

Die kahle, vorn geſchilderte, ſonſt netzförmige Haut der Füße iſt, ſolange der Vogel lebt, grünlichgelb, hinten fleiſchröthlich überlaufen, an den Gelenken gelblich; nach dem Tode aber wird ſie überall gelb.

Die Krallen ſind mehr gekrümmt, als beim grauen Reiher und der Rohrdommel.

Das Weibchen iſt mit weniger lebhaften Gefiederfarben und kürzern Nackenfedern geſchmückt, am Oberleibe faſt ohne Glanz, ſonſt wie das Männchen gezeichnet und gebaut, nur der Körper im Ganzen kleiner [1]).

§. 4. Der Focke fliegt leicht, geräuſchlos und niedrig, mit zuſammengelegtem Halſe, wie der aſchgraue (gemeine) Reiher. Seine Reiſen macht er im April, September und October zur Nachtzeit. Helltönend erſchallt dabei der ihm eigene, faſt wie Koak oder Koa klingende Laut.

Er iſt ſcheu und furchtſam. Wird er aber überraſcht, ſo kann er ſich, wie die Rohrdommel, durch das Zuſammenziehen der Federn und durch das Zuſammenlegen des Halſes, beträchtlich verkleinern. In der nicht ungegründeten Vorausſetzung, ſo den Blicken des Spähers zu entgehen, bleibt er mit gerade in die Höhe gerichtetem Schnabel unbeweglich ſitzen, jedoch in einer weniger gezwungenen Stellung als die Rohrdommel.

§. 5. Die Begattungszeit der Focken ſetzt Döbel in den März und April. Sie leben, wie alle Reiher, in Monogamie (paaren ſich). Das Weibchen niſtet nicht, wie man ſonſt vorgab, auf Bäumen, ſondern im Schilfe und unter dickem Geſträuche, oder im Rohre, und brütet ohne Beihülfe des Männchens drei bis vier blaßblaue, gefleckte Eier in großen, ſchwer zugänglichen Sümpfen aus.

---

1) Meyer gibt folgende Farbenabweichungen, dem Alter der Nachtreiher nach, an:

1. „Bei einjährigen, der Schnabel oben braun, an den Seiten und unten gelblichgrün; der Augenſtern braun; die Füße olivenbraun, grünlichgelb überlaufen; Kopf, Oberrücken und Flügeldeckfedern dunkelbraun mit gelblich weißen Flecken; die dunkelbraunen Schwungfedern an der Spitze mit weißlichen Flecken; die langen Federn am Nacken fehlen.“ In dieſem Kleide würde der Focke alſo der ſonſtige geſcheckte Reiher (Ardea maculata *Gm.*, *L.*; Butor tacheté ou Ponacre *Buffon*) ſein.

2. „Bei zweijährigen, der Schnabel hornbraunſchwarz, an den Seiten grünlich; der Augenſtern rothbraun; die Füße dunkelbraun, mit grünem Anſtrich; der Kopf ſchwarzbraun, grünglänzend, ohne Federbuſch; Vorderhals und Bruſt gelblichweiß, mit graubraunen Streifen; die Deckfedern der Flügel und der Rücken mit roſtgelben dreieckigen Flecken.“ Man hielt dies früher für eine beſondere Reiherart und beſchrieb ſie unter dem Namen: grauer Reiher (Ardea grisea *Gm.*, *L.*; Femelle de Bihoreau *Buffon*, pl. enl. n. 799).

§. 6. Einzeln kommt dieſer Vogel zu Anfange des April in unſern Gegenden an, häufiger im Auguſt, bleibt aber auch dann nicht lange an einem Orte.

Am liebſten hält er ſich in ſumpfigem Gebüſche, oder in hohem Schilfe und Rohre auf. Nie kommt er am Tage zum Vorſchein, wenn er nicht aus ſeinem Schlupfwinkel verjagt wird. Seine aus kleinen Fiſchen, Fröſchen, Muſcheln, Schnecken und Waſſerinſecten beſtehende Aeſung ſucht er hier, oft bis an den Leib im Waſſer watend. Nur bei Nacht geht er ihr auf freiern Plätzen nach.

Gegen Abend und früh Morgens ſteht er zuweilen auf Bäumen, doch nie ganz frei, ſondern in der oben angegebenen Stellung, immer unter Zweigen verborgen, dicht am Stamme derſelben, auf einem Seitenaſte.

§. 7. Mit dem von ältern Schriftſtellern angerühmten vortrefflichen Geſchmacke des Wildbrets mag es, nach Bechſtein und v. Wildungen, nicht weit her ſein. Letzterer ſagt, im Hartig'ſchen Journale, a. a. O.: „der Focke iſt, nach meiner Erfahrung, gleich dem Kranich, auch nach ſehr künſtlichen Zubereitungen kaum genießbar [1])". Die drei weißen Nackenfedern dienen zu koſtbaren Federbüſchen, und werden zum Putz der Turbans von den Türken ſehr theuer bezahlt.

§. 8. Döbel hält die Karrenbüchſe und das Schießpferd für die beſten Hülfsmittel, die Fockenjagd zu betreiben.

Ihre Anwendbarkeit wird, nach dem Allen zu urtheilen, was früher darüber geſagt wurde, jedem Sachverſtändigen unwahrſcheinlich und zweifelhaft bleiben. Das Schießpferd könnte vielleicht dann nützlich ſein, wenn man einen Vogel dieſer Art auf dem Baume ſtehend erblickte; aber auch dieſer Fall kann und wird nur ſelten eintreten, da er ſich ſo ſorgſam zu verbergen ſucht.

Eher möchte der Zweck, ihm Abbruch zu thun, erreicht werden, wenn man ſich gegen Abend, vorzüglich beim Mondſcheine, an oder in Brüchen, wo er ſich aufhält, gut verborgen anſtellte, oder wenn ſolche Gegenden am Tage mit Schützen umſtellt und mit Hühner- oder andern Waſſerhunden abgeſucht würden.

---

1) In der erſten Ausgabe ſchloß ſich der Verfaſſer dem Vorgeben der Aeltern an, weil er das Wildbret der Rohrdommeln, mit denen der Focke gleichmäßig ſich nährt, aus Erfahrung als vortrefflich kannte. Er nimmt das vor 14 Jahren ohne Erfahrung Nachgeſchriebene willig zurück. Uebrigens darf in dergleichen Fällen das Sprichwort: de gustibus non est disputandum, doch nicht ganz aus der Acht gelaſſen werden. Wie ſehr iſt von Andern das Wildbret des aſchgrauen Reihers (gemeinen Fiſchreibers) nicht gerühmt worden! Der Verfaſſer fand es zwar mehrmals ſehr fett, aber höchſt thranig — abſcheulich ſogar — von Geſchmack, und doch prangt dieſer in der Bechſtein'ſchen oder vielmehr Burgsdorf'ſchen Claſſification der wilden Vögel auf der Stufe der eßbaren, während Rohrdommel und Focke auf der Stufe der uneßbaren ſtehen! — Anmerkung zur zweiten Ausgabe.

Nach meiner eigenen Erfahrung ſchmeckt das Fleiſch ſehr widerlich. Anm. zur dritten Ausgabe.

Dritte Abtheilung.

Raubthiere.

Erstes Capitel.

Der Bär.

Ursus Arctos *L.* [1])

§. 1. Waidmännische Ausdrücke, insofern sie von den beim Edelwild angegebenen abweichen:

Der Bär hat Branten oder Tatzen, keine Füße.

Er brummt, er schreit oder brüllt nicht.

Er geht von oder zu Holze, er zieht und trabt nicht.

Er verläßt sein Lager oder Loch (nicht Bett) und sucht es auf.

Er erhebt sich, wenn er dieses verläßt, oder sich auf den Hinterbranten aufrichtet und erniedrigt sich, wenn er sich auf die vordern niederläßt oder zur Ruhe begibt.

Er schlägt seine Feinde mit den Vorderbranten.

Er schlägt sich ein, wenn er sich ins Winterlager begibt.

Bärzeit ist der Ausdruck, dessen man sich statt Begattungszeit bedient, und er bäret, indem er sich begattet.

Die Bärin setzt oder bringt Junge.

Vom ersten bis zum vollendeten dritten Jahre heißen die Jungen — junge Bären; dann werden sie (in Böhmen) bis sie sechsjährig sind, als Mittelbären, in höherm Alter als Hauptbären angesprochen.

Der Bär wird aufgeschärft, nicht aufgebrochen; die Haut abgeschärft, nicht, wie Einige wollen, abgehäutet.

§. 2. Das stärkste unter allen in Europa vorkommenden Raubthieren ist der Bär [2]).

Er gehört zur Ordnung der Raubthiere (Carnivora) und der Familie der Bären (Ursinae). Bis auf die neueste Zeit hat man zwei ver-

---

1) Döbel, Jägerpraktika, I, 32b); II, 125. Bechstein, Handb. d. Jagdwissensch., Th. 1. Bd. 1, Cap. 22. v. Wildungen's Taschenbuch v. J. 1807, 1.

2) Vom Polar- oder Eisbär (Urs. marinus, *Poll.*) nur Folgendes:

Er hält sich blos in den dem nördlichen Polarzirkel zunächst liegenden Gegenden auf, z. B. in Grönland, Spitzbergen, Nova Semlja und auf den Inseln des Eismeeres; ist weiß von Farbe, 10 bis 12 Fuß lang, wiegt oft 1000 Pfund und soll sehr grimmig und reißend sein. In Rücksicht des Körperbaues ist er wesentlich vom Landbär verschieden. Sein Kopf und Hals ist länger als an diesem, auch hat er einen breitern Rachen, größere Nasenlöcher und einen gewölbtern Schädel. Seine Aesung besteht

ſchiedene Arten von europäiſchen Landbären unterſchieden, nämlich den großen, ſchwarzen Bären [1]) (Ursus niger *Gm. Cuv.*) und den braunen oder Zeidelbären (Ursus arctos). Durch die neueſten Unterſuchungen des berühmten Reiſenden, Herrn von Middendorf, der im Auftrage der kaiſerl. Akademie zu Petersburg die arctiſchen Regionen Aſiens bereiſte, iſt nun auf Grundlage von ebenſo gründlichen als mühevollen und umfaſſenden Studien auf das genaueſte nachgewieſen, daß dieſe beiden Bären nur eine einzige Art bilden [2]) und ſich nur durch mehr oder weniger dunkele Färbung der Haare unterſcheiden. Die Größe und die etwas mehr eingebogene Stirn geben keine hinlänglichen ſpecifiſchen Merkmale ab, da ſie in dieſem Falle nur vom Alter abhängen. Der ſogenannte braune Bär kann eine Stärke erreichen, die die für den ſchwarzen Bären angegebenen Maße weit überſteigt [3]).

Der kleine braune Bär lebt und gedeiht ſowol in kalten als warmen Gegenden. Unter den europäiſchen Ländern ſind jedoch Rußland, Kurland, Eſthland, Liefland, Polen, Böhmen, Ungarn, Tyrol, Steiermark, Kärnthen, Krain und vorzüglich die Schweiz diejenigen, wo man ihn am häufigſten im wilden Zuſtande antrifft. Er erreicht höchſtens die Größe von 4 Fuß und iſt gemeiniglich rothbraun oder röthlichbraun von Farbe. Junge Bären dieſer Art zeichnen ſich bis ins dritte Jahr durch einen weißen Halsring aus.

Sowol im hohen Norden, als auch in der Schweiz findet man weiße und graue Abarten.

Der Kopf iſt oben breit und platt, übrigens aber der Theil, wo er durch einen einzigen Schlag getödtet werden kann, und alſo der ſchwächſte. Das Gehör iſt kurz und rund. Die kleinen Augen liegen tief.

---

hauptſächlich in todten Seethieren und Seefiſchen, und er raubt ſolche lebend, wenn ſie ihm an Stärke nicht überlegen ſind.

Bei eintretendem Mangel aber verſchont er keine lebende Creatur. Nur wenn er ſich erhoben hat, ſoll er mit der Kugel tödtlich zu verletzen ſein. Die Grönländer halten ſein Wildbret für ſehr ſchmackhaft. Cook, welcher einen von den Esquimos verfolgten erlegte, und von dieſen mit der Haut und einer Keule beſchenkt ward, beſtätigt dies.

1) Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts wurde ſogar ein ſolcher von außerordentlicher Stärke in dem zu dem Rittergute Moeſt an der anhalt-deſſauiſchen Grenze, welches gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch Verkauf von meiner Familie an den Herzog von Deſſau überging, gehörigen Walde eingeſtellt und von dem damaligen Beherrſcher Sachſens eigenhändig erlegt. Ein von demſelben bei dieſer Gelegenheit meinen Vorfahren verehrter großer ſilberner Pokal in Geſtalt eines erhobenen Bären, nebſt dem dazu gehörigen Handſchreiben, befindet ſich noch im Gewahrſam meines ältern Bruders. Die Eiche, von welcher der Bär herabgeſchoſſen wurde, führte den Namen Bäreneiche. Im J. 1783 wurde ſie — ganz hohl und abſtändig — vom Sturmwinde umgebrochen. Der Schaft hielt, am Abbruch gemeſſen, 22 Fuß im Umfange. Stamm und Aeſte gaben beiläufig 1728 Cub.-Schuh Brandholzmaſſe. Anm. d. Verf.

2) Vergl. J. F. Brandt, Bemerkungen über die Wirbelthiere des nördlichen europäiſchen Rußlands, beſonders des nördlichen Urals. Ein Beitrag zur nähern zoologiſch-geographiſchen Kenntniß Nordoſt-Europas.

3) Im Muſeum zu Lauſanne wird ein brauner Bär, der zu Riou geſchoſſen wurde, aufbewahrt, welcher 7 Fuß 2 Zoll mißt.

Gleich unter der eingebogenen Stirn erſcheint der verhältnißmäßig kurze Kopf ſchmal zuſammengedrückt. Er geht in einer abgeſtutzten, mit ziemlich ſtarken Naſenlöchern verſehenen Naſe und in einem mit ſtarken und ſcharfen Fängen bewaffneten Rachen aus, an welchem die untere Kinnlade länger als die obere iſt, die Unterlippe aber 18 Zacken hat.

Der Hals iſt ſtark und kurz, der Leib dick und lang. Die ſtarken, kurzen Läufe endigen in fünfzehigen Branten, welche dem menſchlichen Fuße ähnlich gebaut und mit äußerſt ſcharfen Waffen verſehen ſind. Der Pürzel (Schwanz) iſt ſehr kurz.

Die Sinne der Witterung, des Gehörs und Geſichts ſind ſehr fein organiſirt; der letztere wird aber häufig durch Augenkrankheiten geſchwächt oder gar vernichtet, deren Heilung der Bär oft dadurch bewirken ſoll, daß er die Naſe in einen Bienenſtock ſteckt, ſie willig von den Bewohnern deſſelben zerſtechen läßt, und auf dieſe Weiſe viel Schweiß (Blut) verliert.

Vermöge ſeines plumpen Körpers hat der Bär, wenn er ruhig iſt, einen langſamen ſchwankenden Gang; wird er aber flüchtig gemacht, ſo bewegt er ſich ziemlich ſchnell. Auf die Hinterbranten erhoben geht er mit Leichtigkeit ganze Strecken fort, ohne ſich zu erniedrigen. Er erhebt ſich zum Kampfe, oder wenn er etwas trägt.

Mit geringer Anſtrengung, mit großer Behendigkeit ſogar, erklettert er hohe Bäume. Um deſto ſchneller herunterzukommen, ſoll er den Kopf zwiſchen die Vorderläufe einklemmen und ſich, ohne je Schaden zu leiden, herabſtürzen.

Er iſt höchſt phlegmatiſchen Temperaments, doch ſcheu, wie alles Wild, und grimmig, wenn er gereizt oder verwundet wird.

Erblickt er einen Feind, ſo erhebt er ſich, geht ihm entgegen und drückt ihn, wenn er dazu kommen kann, ſo unſanft zwiſchen den Vorderbranten an ſich, daß dieſe Umarmung für ſeinen Gegner von den traurigſten Folgen iſt.

Im Kampfe verſetzt er mit den Vorderbranten ſo heftige Schläge, daß ein einziger hinreicht, den ſtärkſten Hund leblos zu Boden zu ſtrecken.

Den brummenden Laut des Bären hört man gewöhnlich nur, wenn er zornig wird; doch ſoll er zuweilen auch ein gewiſſes Wohlbehagen anzeigen. Im erſten Falle iſt ein vernehmliches Zahnknirſchen gemeiniglich damit verbunden.

Sein Alter ſoll der Bär höchſtens auf 24 bis 30 Jahre bringen, ſein Wachsthum aber erſt im ſiebenten aufhören.

§. 3. Die Bärzeit wird faſt von allen Schriftſtellern, welche dieſen Gegenſtand behandelten, verſchieden angegeben. Da ich perſönlich nie Gelegenheit hatte, Beobachtungen darüber zu machen, ſo nehme ich Petri's Bemerkung, in ſeiner Schrift über Eſthland: „der Bär brunfte im April oder längſtens zu Anfang des Monats Mai", deshalb für wahr an, weil

mein würdiger Lehrherr, der nun verſtorbene churſächſiſche Wildmeiſter Hähnel, welcher mehrere Jahre in Polen und Kurland zubrachte, und als tüchtiger Jäger gewiß die Gelegenheit, ſich über dieſen Punkt zu unterrichten, benutzt hat, gleicher Meinung war.

Flemming ſetzt in ſeinem Deutſchen Jäger die Bärzeit beſtimmt im Mai an, Büffon im Herbſte, Döbel in ſeiner Jägerpraktik iſt ungewiß, ob ſie im Februar oder April eintrete; Georg in dem Vollſtändigen Handbuche der Jagdwiſſenſchaft, herausgegeben vom Prof. Leonhardi, ſagt: „man ſei noch nicht einig, ob ſie in die eben erwähnten Monate oder in den October falle.“

Auch bei der Angabe der Zeit, wie lange die Bärin tragend gehe, ſind die Meinungen abweichend.

Der Wildmeiſter Hähnel behauptete, ſo auch Petri und Flemming, ſie ſetze, wenn neun volle Monate nach der Bärzeit verfloſſen wären; Döbel iſt ungewiß, ob es nach 30 oder 36 Wochen geſchehe; Funk und Bechſtein ſagen nach ſechs Monaten [1]).

Vielleicht gibt es kein anderes Geſchöpf, welchem die Natur gemäßigtere Begattungstriebe eingepflanzt hat, als dem Bär. Nur mit einer Bärin brunſtet er, zieht ſich aber auch von dieſer nach kurzer Zeit — wahrſcheinlich ſobald ſie hochbeſchlagen iſt — zurück, ohne eine zweite Gattin zu ſuchen.

Erſt im fünften Jahre werden die Bären brunſtfähig. Den Begattungsact vollenden ſie wahrſcheinlich wie alle vierfüßigen Thiere; doch behaupten Einige, es geſchehe auf den Hinterbranten ſtehend, oder während die Bärin auf dem Rücken liege.

Wenn die Setzzeit herannaht, bereitet dieſe ſich an entlegenen unzugänglichen Orten des Waldes, in einer Höhle oder unter dem Stamme eines ſtarken Windbruchs [2]), ein mit Laub und Moos ausgefüttertes Lager, verbaut deſſen Seiten und Vordertheil bis auf eine Oeffnung, durch welche ſie es nur eben verlaſſen kann, mit Reiſig und trockenem Graſe, und bringt da in der frühern Jugend ein bis zwei, in der Folge drei Junge, im hohen Alter wieder nur eins.

Schon längſt iſt man von der Fabel zurückgekommen, daß der als ein bloßer Fleiſchklumpen eben geworfene junge Bär ſeine Geſtalt erſt durch das Lecken der Mutter erhalte; aber ausgemacht iſt es, daß kein Thier, welches

1) Die Stadt Bern unterhielt vom J. 1740, bis während der franzöſiſchen Revolution auch die Schweiz occupirt wurde, mehrere Bären in einem ausgemauerten Graben. Am Stammpaare bemerkte man, daß es jedesmal im Junius bärte und daß jedesmal die Bärin zu Anfange des Januar Junge brachte. Zum erſtenmale erſchien eins, hernach bald zwei, bald drei, niemals mehr; vom 28. bis 31. Lebensjahre wieder nur eins (v. Wildungen's Taſchenb. v. J. 1807). Hiernach beſtimmt ſich die Tragzeit auf ſechs Monate und einige Tage. Eine der dortigen Bärinnen warf einmal zwei ſchneeweiße Junge (1575).

2) d. i. eines vom Winde mit den Wurzeln aus der Erde geriſſenen und umgeworfenen Baumes.

eine ſo anſehnliche Stärke erreicht, ſo ſchwach (klein) geboren wird, als dieſes. Denn die Jungen ſind nicht größer als ungefähr eine Ratte, und zwar aus dem Grunde, weil bei der Bärin das Schloß ſich nicht öffnet, wenn ſie wirft.

Vier Zitzen des Geſäuges ſtehen bei der Bärin an der Bruſt, zwei am Bauche. An demſelben ſuchen und finden die Jungen, ſolange ſie, ihrer Unbeholfenheit wegen, das Lager nicht verlaſſen, allein ihre Nahrung, während die Mutter ſie liebkoſend leckt. Sie führt, ſobald die Kräfte der Jungen es erlauben, ſie aus dem Loche, ſieht ihren poſſierlichen Spielen zu, lehrt ſie rauben und Nahrung ſuchen und gibt ihnen Anweiſung, auf Bäume zu ſteigen. Mit zärtlicher Sorgfalt bewacht und ſchützt ſie jeden ihrer Schritte. Weit entfernt ſie ſich nie, und wehe Dem, der es wagt, ihr einen ihrer Lieblinge entreißen zu wollen! Nur mit dem letzten Athemzuge gibt ſie die Vertheidigung derſelben auf. In ſolchen Fällen hat ihre Kühnheit, Wuth, Grauſamkeit und ihr Blutdurſt keine Grenzen.

Wenn ſie Gefahr ahnet, geht ſie ſogleich mit den Jungen zu Loche und bemüht ſich, auch die Ausgangsöffnung dem Auge des Spähenden zu verbergen. Kann ſie das Lager nicht erreichen, ſo läßt ſie ſie auf einen Baum flüchten, ſtellt ſich dem Feinde entgegen und beginnt den Kampf auf Leben und Tod.

Bis zur folgenden Bärzeit gewährt ſie ihnen Schutz und Wachsthum befördernde Nahrung am Geſäuge; dann aber müſſen ſie dem Gatten Platz machen, das Loch wenigſtens ſo lange verlaſſen, bis dieſer ſich wieder entfernt, und für ihren Unterhalt ſelbſt ſorgen. Willig nimmt ſie ſie nachher wieder auf bis zur nächſten Setzzeit; dann trennt ſich die ganze Familie und jedes Einzelweſen derſelben fängt ſeine eigene Oekonomie an.

§. 4. Zu ſeinem Aufenthalte wählt der Bär große, ſchwer zugängliche Sümpfe, Felſenklüfte und Dickungen. Wird er nicht gewaltſam aufgeregt, ſo bringt er dort in ſeinem Lager, welches er immer wieder aufſucht, nur ſelten auf einem Baume, in melancholiſcher Abgeſchiedenheit, ſelbſt von ſeines Gleichen getrennt und in träger Ruhe, den Tag zu. Mit Einbruch der Nacht geht er auf Raub und Fraß aus. Wenn er, aufgeregt, erſchrocken aus dem Loche hervorbricht, feuert er, nach Freund Wildungen's Erzählung [1]), wie der Bombardierkäfer, nur wahrſcheinlich viel mächtiger und vernehmlicher, a posteriori und ſucht ſich, ſo ſchnell er es vermag, durch die Flucht zu retten.

Wenn der Winter herannaht, verbaut er ſein Loch immer ſorgfältiger, um in demſelben der Kälte und dem Schnee Trotz bieten zu können; denn

1) S. v. Wildungen's Taſchenb., v. J. 1807, S. 14.

in demſelben verlebt er den rauheſten Theil dieſer Jahreszeit, zwar nicht immer ſchlafend, aber doch unbeweglich, zehrt von dem im Herbſte oft 4 bis 6 Zoll hoch aufgelegten Feiſt und thut auf Raub und Fraß Verzicht.

Wäre auch die Behauptung irrig, daß er ſich zu dieſer Zeit durch beſtändiges Saugen an den Tatzen erhalte, ſo gewährt ihm dies doch einen angenehmen Zeitvertreib und brummend gibt er ſein Wohlbehagen zu erkennen.

Er löſt ſich während der Winterruhe nie, ſondern die Loſung geht erſt, wenn er wieder das Lager verläßt, in ſtarken verhärteten Pflöcken ab.

§. 5. Der Bär nährt ſich meiſtentheils von Vegetabilien, Gras, ſüßlichen Wurzeln, Gemüſen, Vogelbeeren, Obſt, Staudenfrüchten, Weintrauben, Eicheln, Bucheln, Getreidekörnern. Seine Leckerbiſſen beſtehen in Ameiſeneiern, Honig, Forellen und andern Fiſchen. Menſchen greift er ungereizt nie, Thiere nur ſelten an; wenn er aber verwundet oder von Hunden gejagt wird, oder wenn es der Mutter auf Vertheidigung der Jungen ankommt, erdrückt oder ſchlägt der Bär ſeine Feinde zu Boden und reißt ſie, vermittelſt der ſcharfen Waffen an den Vordertatzen, in Stücken. Aas ſoll er nur bei grimmigem Hunger verzehren. Allgemein wird der ſogenannte ſchwarze Bär für gutmüthiger und weniger gefährlich als der braune gehalten.

Um den Durſt zu löſchen, gehen beide Arten häufig zur Quelle, ſollen aber das Waſſer nicht auflecken, ſondern biſſenweiſe verſchlingen.

§. 6. Die Feiſtzeit des Bären fällt in den Spätherbſt; deshalb ſowol, als darum, weil die Haut mit längerm Haare dichter beſetzt iſt, als früher, wird in dieſer Jahreszeit derſelbe ökonomiſch und merkantiliſch am beſten benutzt. Das Feiſt ſoll bei allen äußerlichen Verletzungen äußerſt heilſam ſein; auch liefert es ein nicht übles Brennmaterial und wird nicht leicht ranzig.

Das Wildbret der jungen Bären hält man in der guten Zeit für ſehr ſchmackhaft; dagegen das der ältern widerlich-ſüß ſchmecken ſoll. In Canada werden ſie in Ställen gemäſtet und geſchlachtet.

Beſonders die Tatzen gibt man für eine Leckerei aus. Auch der Kopf, ebenſo wie der Kopf der wilden Sau aufgeputzt, hat oft auf den Tafeln der Großen geprangt. (Ueber die Zubereitung gibt Krünitz's Encyklopädie, Bd. 3, S. 431 fg. Aufſchluß.)

Die Haut thut, als Pelzwerk, den Bewohnern nördlicher Länder vortreffliche Dienſte. Sie wird bei uns zu Decken, Müffen u. dgl. verarbeitet.

Das gereinigte Geſcheide dient, zerſchnitten, ausgeſpannt und getrocknet, den Koſaken ſtatt der Fenſterſcheiben.

§. 7. Der Tritt des Bären gleicht ziemlich dem eines barfußgehenden Menſchen. Doch ſind bei jenem die Abdrücke der Waffen an den Zehen ſtets deutlich wahrnehmbar.

Da die Hintertatzen viel breiter als die vordern ſind, ſo formen jene auch viel breitere Tritte als dieſe. Die Bärin ſpürt ſich viel ſchwächer als der Bär, wenn ſie auch von gleichem Alter mit ihm iſt, vorzüglich in Rückſicht der Breite des Trittes.

Im ruhigen Wechſel (Gange) zwängt der Bär beiderlei Geſchlechts die Zehen zuſammen; dieſe drücken ſich hingegen aus einander ſtehend ab, wenn er flüchtig iſt. Im erſten Falle ſetzt er die Hinterbrante, die Zehen auswärts, die Ferſen einwärts gerichtet, ziemlich nahe an die vordere. Nicht ohne Nutzen wird ſich der junge Waidmann, unter Anleitung eines Erfahrnern, des Zollſtockes zum Meſſen der Bärentritte bedienen, um, zufolge angeſtellter Vergleichungen, die Stärke, das Alter und ſelbſt das Geſchlecht der Spur nach anſprechen zu lernen.

Auf hartem Boden kann natürlicherweiſe der Tritt und ſo auch die Fährte nicht wahrnehmbar werden; die Spur beſchränkt ſich demnach in dieſem Falle auf die hier und da ſich findende hochgehäufte, faſt ſchwarze, Aeſungsreſter aller Art enthaltende Loſung und auf die gewaltſam zerſtörten Waldameiſenhaufen.

§. 8. Der junge Bär iſt anfänglich mit Honig, in Bier aufgelöſt und mit Brot leicht zahm zu erziehen, und nachher bei gut ausgebackenem Brote und Waſſer zu erhalten.

Fleiſch darf er nie bekommen; aber auch in dieſem Falle wird er bei zunehmendem Alter heimtückiſch, vorzüglich wenn man ihn neckt oder ſonſt reizt. Dann verſteckt er ſich, wo er kann, und ſchlägt oder drückt ſeinen Beleidiger ſicher todt, wenn er Gelegenheit dazu findet.

Nie wage man es, von dem zahmſten Bären ſich lecken zu laſſen. Anfänglich meint er es zwar gut, aber von ſelbſt hört er nicht auf, bis der geleckte Theil blutrünſtig wird, und, ſobald er Blut ſchmeckt, wird er immer gieriger und endlich mordſüchtig.

Daß er allerhand Künſte lernt, iſt bekannt.

§. 9. Zur Bärenjagd werden

1. polniſche oder deutſche Jagdhunde und
2. Hetzhunde

gebraucht. Erſtere ſind in dieſem Werke ſchon bei mehrern Gelegenheiten erwähnt worden; ich verſchob es jedoch bis hierher, über ihr Eigenthümliches und über ihre Behandlung das Nöthige zu ſagen, weil ich bei keiner andern Jagd viel von deren Anwendung halte, ſondern ihrer Benutzung nur bei der Bärenjagd und überhaupt bei der Jagd in großen unzugänglichen Sümpfen und Bergen das Wort reden kann.

§. 10. Der polniſche und deutſche Jagdhund iſt von mittlerer Größe, etwas ſtärker als der franzöſiſche und engliſche, gemeiniglich ſchwarz, ſchwarz-

braun oder rothbraun von Farbe, und hat oft gelbe Extremitäten (Schnautze und Füße), zuweilen auch eine Bläſſe und weiße Bruſt. Sein Kopf iſt länglich, vorn zugeſpitzt; das Behänge iſt lang. Uebrigens zeichnet ſich der polniſche durch Stärke im Bau, durch dichteres, längeres Haar und durch Dauer aus; der deutſche durch Leichtigkeit.

§. 11. Alles was die Einrichtung der Ställe und Zwinger, die Fütterung, Zuzucht und Behandlung derſelben betrifft, findet man bei den Parforcehunden erwähnt. Doch kann die Fütterung etwas ſchlechter ſein als die dort vorgeſchriebene, und täglich einmal blos trocken Brot gegeben werden. Beim Futter bläſt ein Jäger auf dem Horne, um die Hunde an das Horn zu gewöhnen.

Das Ausführen iſt ihnen ebenſo nützlich als den franzöſiſchen und engliſchen, um ſo mehr, da gewöhnlich zwei oder drei zuſammengekoppelt werden, wenn man ſie zur Jagd führt, und ſie alſo vorher koppel=[1]) bändig ſein müſſen. Um dies zu bewerkſtelligen, legt man anfänglich jungen Hunden die Koppel im Zwinger an, wo ſie, wenn die Witterung es irgend erlaubt, immer herumlaufen müſſen. Ueberhaupt dürfen ſolche Jagdhunde auf keine Weiſe verzärtelt werden, weil man ſie im Spätherbſte und Winter am meiſten braucht.

§. 12. Gemeiniglich jagen ſie auf jeder friſchen Fährte, welche ihnen vorkommt, weshalb man ſie auch Wildbodenhunde nennt. Sehr ſchwer hält es, ſie auf eine Wildart nur einzujagen; ſoll es aber geſchehen, ſo müſſen ſie, wie die Parforcehunde, zum Gehorſam gewöhnt und jedesmal, wenn ſie falſch jagen, beſtraft werden.

Die Koppeln löſt man, durch Abſchnallen der Halſung, gewöhnlich da, wo ſie ſuchen und jagen ſollen.

Zu den erſten Jagden und zum Einjagen wählt man gern Vor= oder Feldhölzer. Sobald ein Hund laut wird, ruft der Jäger, welcher zu Pferde oder zu Fuße ſo viel als möglich folgen oder auf den Hauptwechſeln vorgreifen muß, durch Horn und Stimme die übrigen herbei, damit ſie alle auf einer Fährte jagen. Dies iſt um ſo nöthiger, weil ſonſt die Hunde ſich zerſplittern und der Jäger nicht weiß, welchem Laut er folgen ſoll[2]).

Tragende Hündinnen können die erſten vier Wochen, nachdem ſie belegt ſind, welches bei dieſer Race zu jeder Jahreszeit geſchehen darf, noch mäßig

---

1) Die Koppel beſteht aus einem Ringe, von welchem auf beiden Seiten Kettengelenke ausgehen, an deren Ende wieder Ringe mit Wirbeln angebracht ſind, durch welche die Halſungen gezogen werden.

2) Man wird hier Manches finden, was auf die Bärenjagd nicht anwendbar iſt. Ich faßte aber deshalb Alles zuſammen, was über polniſche und deutſche Jagdhunde zu ſagen war, um bei andern Gelegenheiten hierher verweiſen zu können.

zur Jagd gebraucht werden, ſpäterhin aber, bis ſie gewölft haben und die Jungen abgeſteckt ſind, gar nicht mehr.

Nach jedesmaliger Beendigung der Jagd gebe man den Jagdhunden Schweiß und klein geſchnittenes Geſcheide vom vor ihnen erlegten aufgebrochenen Wilde, um ſie immer mehr genoſſen zu machen.

§. 13. Die auf Bären anzuwendenden Hetzhunde ſind:

1. Bullen- oder Bärenbeißer, eine nicht gar zu große, aber ſtarke, beherzte Hunderace, mit dicken, kurzen Köpfen. Sie packen Alles, worauf ſie gehetzt werden, ſind aber ſchwer. Man pflegt ſie zu mäuſeln, d. h. die Ohren zu verſtutzen; auch die Ruthe kurz abzuſchlagen. Beides geſchieht, ehe ſie ſechs Wochen alt werden.

Ihrer Tücke und Bosheit wegen können ſie Menſchen und Thieren leicht gefährlich werden; aus dieſem Grunde iſt es in mehrern Ländern nicht erlaubt, ſich derſelben zu bedienen.

2. Engliſche Doggen. Dies iſt die ſtärkſte Hunderace. Sie haben längere Köpfe und ebenſo ſtarke Läufe als die Bullenbeißer, packen auch ebenſo feſt, ſind aber auch ebenſo wenig leicht [1]).

3. Däniſche Blendlinge, über die bei der Saujagd ausführlicher geſprochen wird. Was dort über Erziehung, Fütterung und Einhetzen geſagt werden wird, findet auch bei den hier genannten Hunden Anwendung.

§. 14. Sowol der Jagd- als Hetzhunde bedient man ſich auf folgende Weiſe zur Bärenjagd: So weit es das Terrain erlaubt, ſucht man ſich durch Einkreiſen vom Aufenthalte des Bären zu unterrichten.

Der Diſtrict, in welchem ein Bär eingekreiſet, oder doch wahrſcheinlich zu vermuthen iſt, wird umlegt, zum Theil mit Hatzen, deren jede aus 10, 12 bis 14 Hunden beſtehen muß, zum Theil mit Schützen, deren ſich immer zwei und zwei an einem Orte anſtellen, damit, wenn einer einen Fehlſchuß thut, oder ihm das Gewehr verſagt, der andere den Bär auf den Kopf ſchießen kann.

Nebſt der Büchſe führt jeder Schütze einen tüchtigen Hirſchfänger und ein Fangeiſen. Von beiden letztern Werkzeugen wird bei der Sauhatze mehr vorkommen; ſie ſind zur Rettung im Nothfall beſtimmt.

Einige Jäger legen die von der Koppel gelöſten Jagdhunde auf der Bärenfährte an, andere laſſen ſie unter dem Winde ſuchen.

Sobald ſie im letztern Fall eine friſche Bärenfährte oder den Bär ſelbſt finden, fangen ſie laut zu jagen an. Scheu, wie alles Wild, flieht er, bis er von den Schützen erlegt, oder durch die Hetzhunde gepackt wird. In dieſem Falle eilt man hinzu und fängt ihn, zwiſchen den Augen etwas unterwärts,

1) Nie darf der Bullenbeißer, die Dogge nur dann, wenn ſie fromm iſt, frei herumgehen, und weder der eine noch die andere ungekochtes Fleiſch oder Blut genießen, denn das macht ſie böſe.

oder, zur Schonung der Decke (Haut), wie das Edelwild, auf dem Stich, mit dem Fangeiſen ab.

Oft tritt der Fall ein, daß der Bär ſich früher vor den Jagdhunden ſtellt, als er die Schützen oder Hatzen erreicht. Dann hetzt man entweder auf den Keif, d. h. man löſt die Hatze, welche dem Laut der Jagdhunde am nächſten iſt, und dieſe eilt hinzu, um ihn zu packen, oder es müſſen ſich einige Jäger hinanſchleichen, und ihn ſo ſchnell als möglich vor den Jagdhunden todtſchießen, damit er ſie im Grimm nicht zu Grunde richte.

§. 15. Man zieht auch, mit Büchſe, Fangeiſen und Hirſchfänger bewaffnet, auf das Bärenbürſchen aus, d. h. man ſucht ihn entweder im Walde auf, oder man ſtellt ſich nach ihm an. Dies allein zu unternehmen würde nicht rathſam ſein; deshalb gehen immer zwei Jäger mit einander. Erblicken ſie einen Bär in der gehörigen Nähe, ſo ſchießt ihn der eine auf den Kopf. Auf den Fall, daß dieſer fehlen, oder ihn nur verwunden könnte, macht ſich auch der andere ſchußfertig. Mislänge auch dieſer Schuß, ſo nimmt ſie ſicher der Bär an, indem er, erhoben, auf ſie zueilt. Dann muß der eine das Fangeiſen ergreifen und ſich bemühen, ihm den Fang zu geben. Während der Zeit ſucht ihm der andere mit dem Hirſchfänger die Tatze abzuhauen, oder doch zu lähmen, um beide Jäger vor der ſehr unſanften, für einen wenigſtens in ihren Folgen gewiß unglücklichen Umarmung zu ſchützen.

§. 16. Von den vielen Arten, den Bär auf andere Weiſe zu erlegen und zu fangen, welche Naturgeſchicht- und Reiſebeſchreiber der ältern und neuern Zeit erzählt haben, will ich hier nur diejenigen erzählen, welche am anwendbarſten zu ſein ſcheinen, oder von ausgezeichneter Entſchloſſenheit, Tapferkeit und Gewandheit des Bärenjägers zeugend, für den Leſer überhaupt, beſonders aber für den jungen Waidmann Intereſſe haben.

Eine der leichteſten Methoden, den Bär zu fangen, iſt die, wenn man eine gute Portion Honig, mit ſtarkem Branntwein vermiſcht, in einem hohlen Baume oder auf dem Wechſel ausſetzt. Der dem Bären leckere Genuß derſelben macht ihn trunken; er ſchläft auf der Stelle ein und bleibt ziemlich lange liegen. Während der Zeit geht der Jäger heran und gibt ihm den Fang, oder er läßt ihn feſſeln und in ſichern Gewahrſam bringen, um nach dem Erwachen die Hetzhunde zu üben.

Die Kamtſchadalen ſchlagen in ſtarke Pfoſten viele eiſerne, mit Widerhaken verſehene Stifte ſo ein, daß der Bär, er mag treten wohin er will, eine Spitze berühren muß. Mitten auf dieſe Pfoſten wird ein Gefäß mit Honig oder Milch geſetzt. Wenn nun der lüſterne Gaſt zur Nachtzeit bei dem Verſuche, ſich dieſen Lieblingsgenuß zu verſchaffen, mit einer Pranke hängen bleibt, wird er böſe, will ſich durch Aufdrücken der andern losmachen,

tritt auch mit dieſer in die Stifte und macht ſich immer feſter. So muß er brummend und vor Wuth ſchäumend warten, bis der herzuellende Menſch ihn auf eine oder die andere Weiſe tödtet.

In andern nordiſchen Ländern befeſtigt man vor dem Loche von Bienen bewohnter Bäume an einem Seile einen ſtarken Klotz, welcher vermittelſt des Seiles an dem höher oben gerade über der Flugöffnung hervorragenden Aſte freihängend ſo angeſchleift wird, daß ſelbige mit dem Klotze bedeckt iſt. Wenn nun der Bär den Stamm erſteigt, um den Honig zu ſchmauſen, ſieht er ſich durch den Klotz verhindert. Eigenſinnig ſtößt er ihn mit der Vorderbrante weg, erhält aber in dem Augenblicke durch den Rückfall deſſelben einen geringen Stoß an den Kopf. Aergerlich über den ihm fatalen Spaß wirft er mit vermehrter Heftigkeit den Klotz weg, empfindet aber deſto ſtärker die Gegenwirkung deſſelben. Zornig ergreift er aufs neue das Werkzeug, welches ihm nun ſchon ſchmerzliche Empfindung an ſeiner ſchwächſten Partie verurſacht, ſtößt es mit verdoppelter Gewalt weg und bekommt einen doppelt kräftigen Gegenſtoß. Wüthend ſtrengt er nun alle ſeine Bärenkraft an, um der Fopperei ein Ende zu machen, weit fliegt der Klotz, kommt plötzlich zurück und, verſetzt endlich dem vielleicht vorher ſchon halb Sinnloſen den Hauptſchlag ſo tüchtig, daß er taumelnd in die unter dem Baume eingeſchlagenen widerhakigen Pfähle ſtürzt und hier ſein Ende von der wohlthätigen Kugel oder dem Fangeiſen des Jägers erwarten muß.

In den ſibiriſchen Gebirgen ſoll man ihm durch ſeine eigene tollköpfige Hitze auf folgende Art den Untergang bereiten: Auf den Wechſeln, welche er an den Abgründen hin zu nehmen pflegt, werden mehrere ſtarke und feſte Schlingen an einem Klotze angebunden und ſo aufgehängt, daß er mit dem Kopfe durchfahren muß. Kaum hat er die Schlinge am Halſe und fühlt ſich durch das Gewicht des Klotzes am Gehen verhindert, ſo packt er dieſen mit den Branten, wirft ihn den Felſen hinab und wird unfehlbar ein Opfer ſeiner Wuth, indem er, mit fortgeriſſen, ſich den Kopf zerſchmettert.

Auch legt man in vielen Gegenden, wo es nicht unterſagt iſt, und weder Menſchen noch Vieh Schaden dadurch zugefügt werden kann, Bärengruben, nach Art der ſpäter zu beſchreibenden Wolfsgruben an; nur müſſen ſie tiefer, eher unten als oben weiter und mit glatt gehobelten eichenen Bohlen ausgeſchalt ſein. Auf die in der Mitte befindliche Scheibe wird ein Bienenſtock oder Milch geſtellt. Will ſich der Bär dieſe leckere Koſt zu Nutze machen, ſo ſtürzt er hinein und iſt gefangen.

Nach Kraſcheninikow's Beſchreibung von Kamtſchatka gibt es dort Menſchen, die blos mit einem an beiden Enden zugeſpitzten, ſo langen Eiſen, daß es den geöffneten Rachen des Bären von einander hält, welches mit einem Riemen am linken Arme befeſtigt iſt, in der rechten Hand mit

einem ſtarken, ſcharfen und ſpitzigen Meſſer bewaffnet, auf den grimmigſten, ſtärkſten Bär losgehen. Erhebt ſich dieſer, um ſie anzufallen, ſo ſtoßen ſie ihm das Eiſen in den offenen Rachen und wenden es darin ſo, daß er ihn nicht nur nicht ſchließen kann, ſondern auch wegen der ungeheuern Schmerzen, die er ausſteht, Kraft und Muth ſich zu wehren verliert. So führt der Kamtſchadale den Bär wohin er will, oder tödtet ihn mit dem Meſſer.

Iſt dieſe Erzählung wirklich gegründet, ſo wollen wir wenigſtens gern geſtehen, daß wol wenige unter uns dazu ſich verſtehen möchten, dieſe Fangart zu verſuchen. Auch wäre es ſonderbar, im Beſitz beſſerer Waffen ſich der ſchlechtern bedienen zu wollen!

Zweites Capitel.

Der Luchs.

Felis Lynx *L.* [1]).

§. 1. Der Luchs hat einen Balg, keine Haut; Waffen oder Krallen an den Zehen, keine Nägel; Fänge, keine Zähne.

Er trabt, er geht nicht; er ſchnürt, d. h. er ſetzt einen Tritt ganz gerade hinter den andern; oder er ſchränkt, d. h. die Tritte ſtehen abwechſelnd und in ſchräger Richtung, ſeitwärts etwas von einander entfernt.

Er hat ein Lager, kein Bett, worin er ſich verbirgt und ruht.

Er raubt und reißt das Wild, er fängt es nicht.

Er baumt, d. h. er geht auf einen Baum.

Er thut Sprünge, nicht Sätze, um ſeinen Raub zu ereilen.

Er frißt von demſelben, er äſet nicht.

Der Ort, wo er etwas geraubt und geriſſen hat, wird der Fang oder Riß genannt.

Er ranzt oder begehrt, wenn er ſich begattet; Ranzzeit iſt ſo viel als Begattungszeit.

Er bringt Junge, er wirft oder ſetzt nicht.

Er wird geſtreift, wenn man die Haut nach Jägerart ablöſt.

§. 2. Unter allen in unſern Gegenden im wilden Zuſtande bekannten reißenden und Raubthieren iſt der Luchs, welcher zur Familie der Katzen (Felinae) der Ordnung der Raubthiere gehört, dasjenige, deſſen gänzliche

---

1) v. Wildungen, Taſchenb. v. J. 1800. Bechſtein, Handb. der Jagdwiſſenſch., Th. 1, Bd. 1 Cap. 15. v. Wildungen's Waidmanns-Feierabende, Bd. 3, S. 211 und Bd. 4, S. 164 fg.

Ausrottung schon von langen Zeiten her mit Recht so emsig betrieben ward, daß er jetzt in Deutschland kaum als einheimisch betrachtet werden kann.

Erleichtert ward dies Vertilgungsgeschäft durch das bei zunehmender Bevölkerung zur Ausdehnung des Ackerbaues nöthige Ausrotten des größern Theils der Urwaldungen.

Nachstehende Luchsjagdchronik, die der Verfasser keineswegs für vollständig ausgibt, beweist, daß seit der Mitte des 17. Jahrhunderts der Luchs nur als einzeln vagirender Räuber in unsern deutschen Wildbahnen sein Wesen getrieben hat:

1. Im Jahre 1649, am 17. September, schoß Adam Engel, Förster auf dem Clausthale (im Harzwalde), an der Herrn-Thals Wiese einen Luchs. Gewicht 87 Pfund (?); Länge von der Spitze des Rachens bis zur Ruthe 3′ 7″; Höhe des Vordertheiles, vom Nacken bis zur Spitze des Vorderlaufes, 2′ 4″. (Nach einer dem Herrn Amtmann Swims zu Seesen gehörigen Abbildung gemessen. S. v. Wildungen, Waidm. Feierab., Bd. 4, S. 167.)
2. Zu Anfange des 18. Jahrhunderts wurde einer im Anhalt-Dessauischen durch einen dortigen Förster geschossen.
3. Im Jahre 1768 wurde in der Oberlausitz bei Muskau einer getödtet.
4. Auf dem Thüringer Walde sachsen-gothaischen Antheils erlegte man in den Jahren 1773, 1788, 1789 und 1796 deren fünf.
5. Im Jahre 1817, am 24. März, schoß der Forstcontroleur, Herr Kallmeyer aus Wernigerode, unfern der Plessenburg, im gräfl. wernigeroder Harzantheile einen. Gewicht 53 Pfund; Länge 3′ 5″; Höhe vorn 2′ 2½″; Länge der Ruthe 8″. (Alles wie bei Nr. 1 gemessen.)
6. Im Jahre 1818, am 17. März, schoß der königl. hannöversche reitende Revierförster, Herr Spellerberg, auf dem ihm untergebenen Harzwaldreviere, in welchem jedoch dem Herzogthume Braunschweig die Jagdgerechtigkeit zusteht, bis jetzt den letzten auf einem braunschweiger Seits darnach angestellten großen Jagen. Gewicht 41 Pfund; Länge 3′ 1″ 3‴; Höhe vorn 2½′; Länge der Ruthe 6″ 3‴. (Alles wie bei Nr. 1 gemessen [1].)

Es ist davon durchaus nichts bekannt, ob auch nur einer der vorerwähnten Luchse weiblichen Geschlechts gewesen ist; das aber weiß man mit Bestimmtheit, daß alle, in Rücksicht des Geschlechts genau untersuchte, Männchen waren. Hierdurch erhält Vater Bechstein's und Freund Wil-

1) S. die vorn angezogenen Schriften, in Beziehung auf Nr. 1, 3 bis 6. Bei Nr. 5 und 6 wurde das hintere Höhenmaß weggelassen, weil aus der Vergleichung sich ergab, daß in den desfallsigen Ansätzen Irrung stattfinden müsse. Anmerk. z. zweiten Ausg.

dungen's Muthmaßung hohe Wahrſcheinlichkeit, daß dieſer heilloſe, in Preußen, Polen, Norwegen, Schweden, Eſthland, Liefland, Rußland, Sibirien, am Kaukaſus und in der Tartarei, dann in Nieder-Oeſterreich und Steiermark zeither einheimiſch und nicht eben ſelten geweſene Raubmörder, in den uns näher gelegenen genannten Ländern, jetzt gleichfalls mehr als ſonſt verfolgt, in der Ranzzeit vielleicht oft weit und breit vergeblich eine Gattin ſuchend, aus jenen ſüdlichen und nördlichen Wildniſſen in die großen dichten Waldungen Böhmens, von dort aber bis in den Harz- und in den Thüringer Wald vordringe. Erreicht er nun auch den Zweck der Befriedigung des Begattungstriebes, ſo viel man weiß, auf dieſer weiten Wanderung nie, ſo richtet er doch da, wo er hinkommt und verweilt, in der Wildbahn, wie am zahmen Vieh, die Hülle und Fülle von Verwüſtungen an [1]).

Der Luchs iſt das einzige, der kalten Zone angehörige getigerte wilde Säugethier.

Ein ausgewachſener europäiſcher männlicher Luchs kommt in der Größe ungefähr einem Hühnerhunde von mittler Stärke bei. Das Längen- und Höhenmaß beſtimmt ſich aus Dem, was darüber im Vorhergehenden unter Nr. 1, 5 und 6 beigebracht wurde. Das Weibchen hat einen ſchmälern Kopf, iſt überhaupt kleiner, und der Balg deſſelben hat weniger lebhafte Farben, mehr verwaſchene Flecken und Streifen. Sein Kopf hat faſt die Geſtaltung des Katzenkopfes, nur die Schnautze iſt etwas länger. Sie erſcheint ſchwarz, und iſt an der Oberlippe zu beiden Seiten auf drei Warzenreihen mit weißen Barthaaren beſetzt. Das durchaus ſtarke Gebiß zeichnet ſich durch ſehr lange und ſcharfe Fänge (Eckzähne) aus. Die Zunge iſt wie bei allen Gattungsverwandten feilenartig rauh.

Die Augen ſind groß, erhaben gewölbt, rund, mit grüngelbem Stern, bei Nacht funkelnd.

An den zugeſpitzten, mittelmäßig langen, weiten, gleichſam dreieckigen, ſcharf aufgereckten Lauſchern ſteht oben ein Büſchel ſchwarzer Haare empor; inwendig ſind ſie weißgrau ſtark gefüttert, auswendig ſchwarz breit gerändert.

Das Haar am Rücken und an dem größern Theile der nicht ſtarken Ruthe ſtellt ſich dunkelrothbraun, mit roſtrothen und weißgelben Spitzen, und ſo gleichſam milchchocolatenfarbig dar. Auf dieſer Hauptfarbe deuten ſich hier und da einzelne ſchwarzbräunliche Flecken nur leiſe an. Die letzten 2 Zoll der Ruthe ſind ſchwarz behaart.

---

1) Auch in der Schweiz ſind ſie viel ſeltener geworden; noch vor 30 Jahren war es keine Seltenheit, daß in Bünden in einem Jahre ſieben bis acht Exemplare erlegt wurden, während gegenwärtig zwei bis drei des Jahres als Maximum anzuſehen ſind. Im Sommer 1814 zerriſſen drei oder vier Luchſe in den Gebirgen des Simmenthales mehr als 160 Schafe und Ziegen. F. v. Tſchudi, Thierleben der Alpenwelt, S. 401 und 403. Anmerk. zur dritten Auflage.

Die dunklere Farbe des Rückens wird an den Seiten, besonders nach unten zu, immer heller, und geht bis zum Unterleibe und bis zur Kehle durch alle Schattirungen von Rothbraun, Hellbraun und Gelb in Weißlichgelb, an den Seiten bemerkt man auf hellerm Grunde undeutliche und ungleiche dunkle Streifen und Flecken. Erstere schlängeln sich nach dem Unterleibe zu. Dieser, die Brust und die Kehle selbst erscheinen weiß. Der weibliche Luchs soll durchaus heller von Farbe sein als der männliche [1]). Der Leib ist fast überall gleich stark. Die Läufe, an deren auswendiger Seite die braunen Flecken unterwärts immer kleiner werden, sind weniger lang, aber beinahe so dick, wie die des Wolfes. Sie gehen unten in 3″ breiten, stark abgerundeten Ballen aus, an denen sich die mit äußerst scharfen Waffen besetzten Zehen anschließen.

Die Waffen oder Krallen sind wie bei allen Arten der Gattung Katze einziehbar und ausdehnbar; im Gange in Scheiden verborgen.

Die Brunstruthe ist wie beim Kater äußerlich nicht sichtbar.

§. 3. Man sieht und spürt den Luchs, wenn er auf Raub ausgeht, immer schleichend und dann schränkend; wenn er sich aber von einem Orte zum andern begibt, meist trabend, und dann schnürt er.

Er äuget, selbst bei Nacht, und vernimmt äußerst scharf, und ersetzt hierdurch Das, was ihm an seiner Witterung abgeht. Jene fein organisirten Sinne sind es, welche ihm das Rauben erleichtern, dem Jäger aber die Bemühung, ihm beizukommen, höchlich erschweren. Gleichmäßig wirkt zu beiden die Verschlagenheit und List mit, welche aus seinem Auge spricht. Der Laut, welchen er ausgibt, soll viel Aehnlichkeit mit dem Heulen des Wolfes haben [2]).

Seine Losung, immer stark mit Haar und Gefieder vom Raube durchmengt, und in Ballen von der Größe eines starken Flintenpfropfs sich findend, verscharrt er nach Art der Hauskatze.

§. 4. Die Luchse ranzen im Februar. Neun Wochen (?) geht das Weibchen tragend [3]) oder dicke, und bringt dann im dichtesten Walde oder in Felsenklüften, auch wol in einem Dachsbaue, drei, höchstens vier Junge.

---

1) An dem oben unter Nr. 6 am Harz erlegten Luchse nahm der Herr Forstmeister Gr. v. Veltheim noch folgende Auszeichnung wahr: „Das vordere Kehlhaar war bedeutend länger als alles übrige, und sträubte sich fast wie beim Brunsthirsch vorwärts in die Höhe. Auch das Haar am hintern Theile des Unterleibes war länger, als nach vorn hin, wodurch der Anschein eines Hängebauchs entstand.“ (S. v. Wildungen, Waidmans-Feierabende, IV, 184.) Ob diese Wahrnehmung wol damit in Beziehung steht, daß nach Bechstein (Handb. d. Jagdwissensch., a. a. O., S. 182) von den Kinnbacken bis hinter die Lauscher ein großer, das Gesicht umfassender, oben rothbrauner, unten weißgelber Backenbart sich darstellen soll? — Zur zweiten Ausg.

2) S. Petri, Esthen und Esthland, im ersten Abschnitt des ersten Theils.

3) Nach Flemming's Vollkommenem deutschen Jäger 15 Wochen. Da alle neuere Schriftsteller anderer Meinung sind, so glaubte ich, ihnen folgen zu müssen; glaube jedoch, daß über das Wahre genaue Bestimmung noch fehlt.

Dieſe werden blind geboren und öffnen die Augen erſt nach neun Tagen. Flemming ſagt, ſie wären anfangs faſt ganz weiß von Farbe, und würden nach und nach erſt dunkler.

Sobald ſie ſtark genug zum Rauben werden, bringen die Alten ſchwächeres Geflügel und Haarwild lebendig, um ſie daran die Kunſtgriffe zu lehren.

§. 5. Am Tage verbirgt ſich der Luchs in öden, gebirgigen, mit dichtem Walde bedeckten Gegenden. Dort hat er ſein Lager in Klüften, Höhlen oder hohlen Baumſtämmen. Fehlt ihm dieſes Alles, ſo macht er ſich auch einen Dachsbau zunutze; und das mag wol zu der irrigen Muthmaßung Anlaß gegeben haben, daß er ſelbſt Baue ausführe. An ſeinem Ruheorte hinterläßt er einen höchſt widrigen, überaus ſtarken Katzengeruch.

§. 6. Mit einbrechender Nacht verläßt er dieſe Schlupfwinkel und trabt oder ſchleicht nach Raube umher. Alles Wild und alles zahme Vieh iſt ſeinen Nachſtellungen ausgeſetzt.

Wo er irgend ſolches gewahrt, ſchleicht er ſich entweder im Dickicht hinan, oder er drückt ſich, wenn er bemerkt, daß es ihm ſich nähert, auf der Erde, oder er baumt und verbirgt ſich auf einem hervorſtehenden Aſte, bis es ihm nahe genug iſt. Dann thut er, wenn es ſein muß, einen Sprung von 15 bis 20 Fuß, welchen er ſo genau abzumeſſen weiß, daß er ſeinen Raub jedesmal, vom Boden aus an der Luftröhre, von der Höhe herab, was jedoch ſelten der Fall iſt, im Genick packt. Seine ſcharfen Fänge ſchlägt er da ſo feſt ein, daß er das gefangene Thier im Augenblicke tödlich verwundet und nicht eher losläßt, bis es leblos niederſtürzt.

Er ſcheut ſich nicht, den Angriff auf die ſtärkſten Wildarten zu machen, und ſelten geſchieht es vergeblich.

Der von ihm gefangene Elenhirſch ſoll ſo wüthend werden, daß er ſelbſt den Kopf an Baumſtämmen ſich einrennt und ſo ihm zur Beute wird. Nur dem Elen-, Renn- und Rothtiere, vorzüglich aber dem wilden Schweine glückt es zuweilen, wenn Dickicht ganz in der Nähe iſt, den Luchs abzuſtreifen.

Iſt es nöthig, ſo folgt er ſeinem Raube bis in die höchſten Gipfel der Bäume.

In Preußen und Polen ſoll er ſich zur Nachtzeit an die auf der Weide gelaſſenen Kühe ſchleichen, und ihnen das Euter, einer ſeiner Leckerbiſſen, abreißen. (?!)

§. 7. Kein anderes Raubthier iſt im Stande, ſelbſt den beſten Wildſtand ſo ſchnell herunterzubringen, als der Luchs, welcher vom Raube nicht Alles, ſondern nur die edlern und beſſern Theile frißt, das Uebrige aber verſcharrt, ſo gut er es vermag. Vom Hunger getrieben, kommt er indeſſen doch an dieſen Ort zurück und nimmt, ſolange der Vorrath friſch iſt, etwas

davon an. Vom fumet und haut goût ist er hingegen so wenig ein Freund, daß, sobald er irgend eine Spur davon hat, er lieber Alles andern Raubthieren überläßt; ob er gleich diese, sogar wilde Katzen, ebenso wenig als andere Thiere schont, wenn es ihm an Fraß gebricht.

Bei seiner gar nicht ökonomisch berechneten Lebensart kommt es oft dahin, daß er sich nach einem kurzen Aufenthalte, wenn er nicht Hungers sterben will, genöthigt sieht, eine Gegend zu verlassen, in welcher er Alles, was er erst nur verlangen konnte, anfänglich im Ueberflusse fand.

§. 8. Der Winterbalg ist auch beim Luchse am dichtesten und festesten, und ist derselbe am Unterleibe bis $2\frac{1}{2}$ Zoll lang behaart, dann steht er in hohem Werthe.

Die besten Luchsbälge kommen aus der Gegend des Balkhaschsees in Sibirien. Man bezahlt dort an der Stelle das Stück mit fünf Rubeln; bei uns mit zehn bis funfzehn Thalern. Mit dem hohen Preise dieses schönen und sehr warmen Pelzwerks steht jedoch die Dauer desselben nicht im Verhältnisse, weil das Haar an demselben spröde ist.

Das Wildbret des Luchses schätzt der Kalmuck als Leckerbissen. Wir wollen ihn darum nicht beneiden; gern auch andern Nordländern, welche es nur aus Noth essen, einen so ekelhaften Genuß überlassen!

§. 9. Das beste Mittel, dieses so schlauen und mit so überaus scharfen Sinneswerkzeugen begabten Raubthieres habhaft zu werden, ist die Benutzung der Neue zum Einkreisen, indem man einen Waldbezirk ganz umgeht und genau verspürt. Ist er aus demselben heraus, so wird weiter gekreist, und so fortgefahren, bis man bestimmt weiß, wo er sein Lager hat. Der Luchs wird nicht so leicht rege wie der Wolf, und deshalb kann man ihn auch enger mit Mitteltüchern, oder besser noch, mit Wolfs- und Rehnetzen einstellen. In der Stallung löst man Jagdhunde, welche ihn entweder in die busenreich gestellten Netze oder auf einen Baum treiben, oder auf der Erde stellen.

Im ersten Falle wird er sogleich von denen am Zeuge befindlichen Jagdleuten erschlagen, im zweiten heruntergeschossen, im dritten aber, auf welche Art es sein kann, so schnell als möglich erlegt. Denn sobald die Hunde Miene machen, ihn zu packen, wirft er sich auf den Rücken und weiß seine Waffen mit so vieler Geschicklichkeit anzuwenden, daß er mit denselben seine Feinde oft gräßlich zurichtet. Wo es daher die Umstände gestatten, ist es besser, am Zeuge Schützen anzustellen und Treibeleute zum Regemachen anzuwenden. In Ermangelung des Jagdzeuges kann auch frei getrieben werden; nur darf es weder an Jagdleuten, noch an Schützen fehlen, und immer ist es gut, wenigstens einen oder ein paar nicht allzuscharfe und rasche Hunde auf die Fährte zu setzen.

Döbel schlägt vor: „man solle bei einem frischen Risse oder Fange ein Paar an starken Ketten befestigte Tellereisen legen und mit Laub einfüttern."

„Wenn dann in der folgenden Nacht der Luchs wieder käme, um sich noch etwas von dem Raube zunutze zu machen, so würde er sich, indem er erst da herumschliche, leicht fangen."

Ich bezweifle den glücklichen Erfolg des Versuchs! Denn der Fall ist an sich selten, daß der Luchs den Riß wieder besucht; ereignet er sich aber doch, so wird ihm der Ort, wo die Eisen liegen, verdächtig werden, da, so viel ich weiß, noch kein erprobtes Mittel zum Verwittern bekannt ist [1]).

Noch eher, glaube ich, möchte der Luchs, wenn man sich an einem Orte, wo er gewöhnlich herumschleicht, recht gut auf einem Baume verbergen könnte, durch das Reizen oder Ätzen herangezogen werden. Nur müßte man schon im voraus schußfertig sein, weil er gewiß, ebenso wie der Fuchs, sich schnell nähern, bei dem geringsten Verdachte aber entfliehen würde.

Auch möchten vielleicht Gruben (wie beim Elen, Bär und Wolf) anwendbar sein; insofern man bei ihrer Anlage auf die ungeheuern Sprünge des Luchses beim Rauben gehörige Rücksicht nähme, und deshalb die Scheibe, auf welcher ein lebendiges Thier befestigt würde, so einrichtete, daß sie auf jeder Seite, wo er sie beträte, umschlagen müßte. Sehr tief müßte die Grube, die Ausschalung äußerst glatt und dennoch oben auf dem Rande wenigstens 2 Fuß breit mit alten Brettern bedeckt sein.

§. 10. Ein guter Schütze wird sich zur Luchsjagd immer der Büchse bedienen; doch reicht auch eine mit Posten geladene Flinte hin, ihn zu erlegen.

Rathsam soll es nicht sein, unbedachtsam an den verwundeten Luchs heranzugehen, weil er sich auch dem Menschen mit Wuth widersetzt, und ihm durch seine Sprünge gefährlicher als ein anderes reißendes Thier wird.

§. 11. Ueber das Verfahren beim Streifen, das bei allen Raubthieren auf die nämliche Weise geschieht, werde ich beim Fuchse ausführlicher sprechen, weil ich es für zweckmäßiger halte, dasselbe bei einer Wildart genauer anzugeben, an der der junge Jäger häufig Gelegenheit hat es zu üben.

---

1) Bemerkte ich zu einer Jahreszeit, wo es wegen Mangels an Schnee unmöglich wäre zu kreisen, einen Luchsriß, so würde ich allerdings den Fang mit dem Tellereisen auf oben beschriebene Weise versuchen, und selbiges mit Teucrium Marum (Marum verum) Katzengamander, Katzenkraut verwittern.

Zweiter Abschnitt.

Mitteljagd.

Erste Abtheilung.

Haarwild.

Erstes Capitel.

Das Reh.

Cervus Capreolus *L.*[1]).

§. 1. Unter der allgemeinen Benennung Reh begreift man die ganze Wildart, von welcher hier gehandelt werden soll.

Das männliche Geschlecht derselben wird mit dem Namen Rehbock belegt; das weibliche heißt Ricke (Rieke), an andern Orten Hille oder Geiß.

Die Jungen nennt man junge Rehe oder Rehkälber. Wenn der junge Bock ein Jahr alt wird und dann das erste Gehörn[2]) trägt, heißt er Spießbock. Im folgenden Jahre setzt er gewöhnlich auf jeder Stange eine Gabel mit zwei Enden auf, dann wird er Gabelbock; in der Folge aber, ohne, wie beim Edelhirsch, die Zahl der Enden anzusprechen, Bock; bei vorzüglicher Stärke am Leibe sowol, als am Gehörn, guter, braver Bock genannt.

Der lange Haarbüschel, welcher am vordern Ende der Brunstruthe herabhängt, heißt der Pinsel.

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeschenk v. J. 1797. I; 1799. III. Taschenbuch v. J. 1803/4. III; 1808. VII. Weidmanns-Feierabende, II. 68 fg. Bechstein, Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. I, Bd. 1, Cap. 4.

2) Beim Rehbock findet blos die Benennung Gehörn statt, nicht, wie beim Hirsch, Geweih und Gewicht.

Das Rehkalb weiblichen Geſchlechts erhält, wenn es ein Jahr alt iſt, den Namen Schmalreh, und behält ihn bis es zum erſtenmale gebrunſtet hat; dann tritt für die übrige Lebenszeit die Benennung Ricke, alte Ricke ein; wenn dieſe aber nicht hochbeſchlagen iſt, wird ſie gelte Ricke genannt.

Bei der Ricke ſteht ein langer Haarbüſchel aus dem Feigenblatte (Geburtsgliede) hervor, welcher Waſſerzeichen oder Schürze heißt.

Der Spiegel iſt die weiße, etwas länger als die übrige Haut behaarte runde Scheibe, welche ſich um das Waideloch herum, bis auf den hintern Theil der Keulen erſtreckt.

Das Reh ſchreckt, ſchmält oder meldet ſich, wenn es einen kurzen, protzigen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, blöckenden Laut von ſich gibt.

Es klagt, wenn es von Hunden, Raubthieren oder Menſchen gefangen, ſchmerzhafte Empfindung oder Angſt durch Schreien äußert.

Der Ausdruck Sprung wird von den Rehen gebraucht, wenn man ſie in Geſellſchaft oder familienweiſe vereinigt antrifft.

Alle übrigen, im erſten Abſchnitte beim Edelwilde angegebenen waidmänniſchen Kunſtausdrücke, inſofern ſie hier nicht anders beſtimmt ſind, können auch von den Rehen gebraucht werden.

§. 2. Das Reh, zur Familie der Hirſche (Cervina), der Ordnung der Wiederkäuer (Ruminantia) gehörend, iſt in allen europäiſchen Ländern bis zum 58. Grad nördl. Breite einheimiſch. In Aſien erſtreckt es ſich vom Ural bis zur Lena [1]). Ganz kalte und heiße Zonen verträgt es nicht.

Sonderbar, aber durch vielfältige Erfahrungen beſtätigt, iſt es, daß ſelbſt bei der ſorgfältigſten Pflege die Rehe weder gedeihen, noch ſich vermehren, ſondern gemeiniglich gleich im erſten Jahre fallen, ſobald ſie ſich, ohne von Jugend auf zahm erzogen worden zu ſein, enge eingeſchränkt fühlen. Nur in weitläufigen, mit guter und hinlänglicher Aeſung verſehenen, umzäunten Vermachungen kommen ſie fort; doch werden ſie da nie ſo ſtark, als in vollkommener Freiheit.

Die Stärke des Rehes iſt gleich vom erſten Jahre an je nach der guten oder ſchlechten Aeſung, welche es da findet, wo es ſeinen Stand gewählt hat, ſo verſchieden, daß ſie ſich nicht ganz genau angeben läßt. Doch könnte man die Höhe eines alten Rehes im erſten Falle ungefähr zu 2½ Fuß und etwas darüber, im letztern zu 2 Fuß und 2 bis 3 Zoll, die Länge vom Maule bis zum Waideloch aber zu 4 Fuß angeben.

Es färbt ſich zu eben der Zeit und auf eben die Art, wie das Edelwild.

---

1) In dieſen Gegenden iſt ſein Spiegel etwas größer, weshalb er von Pallas (It., p. 97, app. p. 453) als eine eigene Art unter dem Namen Cervus pygargus beſchrieben wurde.

Die Haut des Kalbes ist in der ersten Zeit seines Lebens kurzhaarig, braunröthlich und mit kleinen weißen Flecken strichweise besäet. Letztere verlieren sich von Woche zu Woche mehr und mehr, sodaß es ungefähr nach zwei Monaten ebenso gefärbt erscheint, wie das alte Reh; nämlich am Halse, auf dem Rücken und an den Seiten schön braunroth, an den Läufen braungelblich, am Unterleibe noch heller.

Im Herbste verlängert sich bei Alt und Jung das Haar am Halse, auf dem Rücken, am Leibe und an den Keulen. Vom Gehör an, über den Hals und auf dem Rücken wird es dann schwarzbraun in Grau spielend, an den Seiten fast graugrünlich. Am Kopfe und an den Läufen ist die Winterhaarverlängerung nicht nur unmerklich, sondern die Sommerfarbe verändert sich auch da weniger wesentlich, sie verliert jedoch etwas an Lebhaftigkeit.

Die Größe des Kopfes steht in richtigem Verhältnisse zu der Stärke des übrigen Körpers. Er ist mit schwarzbräunlich kurz behaarter Haut bedeckt, und endigt in einem spitzigen Maule, in welchem die Gebißwerkzeuge ebenso stehen, ebenso geformt sind, und sich dem Alter nach ebenso verlieren und wieder ersetzen, wie beim Schafe. Die Nase ist schwarz und glatt, immer naß und kalt, an der Wurzel mit einem sehr kurzhaarigen schwarzen Rande umgeben, welcher da, wo er sich anfängt, in der Jugend weniger, im Alter mehr mit weißgrauem Haar untermischt ist. Das Untermaul erscheint hell weißgrau, die Kehle schmutzig gelb.

Die Augen sind groß, haben einen bläulichen Augapfel und verrathen Munterkeit.

Das gegen 6 Zoll lange, eiförmig zugespitzte Gehör steht an der Wurzel gegen 2 Zoll, oberwärts aber weiter aus einander. Es ist stets aufwärts gerichtet; doch kann das Reh jedes Ohr einzeln, auch beide zugleich, nach allen Richtungen sehr schnell bewegen. Auswendig hat das Haar an demselben eben die Farbe und Länge, wie am obern Theile des Kopfes, der Rand eine schwarze Einfassung. Inwendig ist es, um das Eindringen der Nässe und des Ungeziefers zu verhindern, mit wolligem weißgelben Haar dicht besetzt.

Der Hals ist lang genug, um das Geäse ohne Beschwerlichkeit dicht an der Erde erlangen zu können. Auf- und abwärts biegt er sich nur in geraden Richtungen, nach den Seiten aber nimmt er auch jede beliebige krumme an. Das Haar an demselben ist ebenso lang, wie an allen jenen Theilen des Körpers, an denen es sich im Herbste verlängert; die Farbe ist oben der des Rückens gleich, wird an den Seiten heller, und fällt unterwärts ins Gelbliche Bei zunehmendem Alter dehnt sich das am Untermaule bemerkte weißgraue Haar immer mehr über die ganze Kehle aus.

Die mit kurzem Haar bedeckten Läufe sind dünn, doch, bei ungemeiner

Spannkraft der Sehnen, ſtark genug im Verhältniß zum Körper. Sie gehen in zwei geſpaltenen, hornigen, ſchwarzgefärbten Schalen aus. Hinten über dem Feſſelgelenk ſteht das Geäfter. Unter dem erſten Gelenke der Hinterläufe ſteht ein dunkelbrauner, ſtruppig und kurz behaarter Wulſt. Von dem weißen Spiegel, dem gelblichen Pinſel und der ebenſo gefärbten Schürze iſt ſchon oben die Rede geweſen.

Das Reh hat keine Blume (Schwanz). Nur eine kleine, ganz dünne Erhabenheit wird beim Zerwirken an der Stelle ſichtbar, wo bei den andern Gattungsverwandten die Blume eingewachſen iſt. Die Thränenhöhlen fehlen.

§. 3. So tief auch das Reh in Rückſicht der Stärke unter dem Edelwilde ſteht, ſo iſt doch deſſen Aeußeres in ſeiner Art nicht minder gefällig. Vermöge der ſehr richtigen Verhältniſſe, in welchen die Elaſticität der Sehnen zur Stärke der Gliedmaßen ſteht, bewegt ſich das Reh mit großer Behendigkeit und thut, nicht nur, wenn es flüchtig gemacht wird, ſondern auch von freien Stücken erſtaunlich weite bogenförmige Sätze, ſodaß es über breite Graben, hohe Hecken und Sträuche ohne bemerkbare Anſtrengung überfällt.

Freundlichkeit und Sanftheit ſprechen aus jedem ſeiner Blicke; und doch läßt es nur, von der zarteſten Jugend an vom Menſchen künſtlich erzogen, ſich zähmen; im Gegenfalle behält es ſelbſt bei der beſten Pflege die ihm im wilden Zuſtande eigene Schüchternheit und Furcht vor Menſchen und Thieren bei. Dieſe geht ſo weit, daß es, wenn es überraſcht wird, nicht nur je zuweilen einen kurzen Laut des Schreckens von ſich gibt, ſondern auch den Verſuch, ſich durch die Flucht zu retten, oft aufgeben muß, indem es leicht völlig aus dem Sprunge kommt, und dann auf einem engen Raume, ſich ängſtlich gleichſam herumtummelnd, nicht ſelten ein Opfer gemeiner, gar nicht raſcher Bauerhunde, vorzüglich aber der Raubthiere wird.

Nur in Revieren, wo die Rehe ſehr wenig beſchoſſen werden und immer Ruhe haben, legen ſie ihre Scheu vor dem Menſchen in ſoweit ab, daß ſie, wenn er in einer Entfernung von 25 bis 30 Schritt bei ihnen vorübergeht, ſich im Aeſen nicht ſtören laſſen. Im Bette wird keine andere Wildart häufiger überraſcht, als dieſe. Wahrſcheinlich muß das Reh ſchlafen, oder, wenn es ſich wachend niedergethan hat, um das Geſchäft des Wiederkäuens zu verrichten, unter einem dicken Strauche oder im hohen Graſe vor dem ſpähenden Blicke ſeiner Verfolger ſich hinlänglich geſichert glauben.

Der Laut, welchen die Rehe ausgeben, iſt als Locklaut nur dem Muttergeſchlechte und den Jungen, als Schrecklaut den Alten beiderlei Geſchlechts, als Klaglaut den Alten und Jungen beiderlei Geſchlechts eigen; in allen erwähnten Fällen aber an ſich verſchieden, im erſten und letzten dem Alter des Rehes nach, im zweiten dem Geſchlechte nach tiefer oder höher geſtimmt.

Das Junge läßt, wenn es ſeine Mutter ſucht, einen ſippenden Locklaut, welcher aus zwei ungefähr eine Quarte aus einander liegenden Tönen beſteht, deren erſter und höchſter lang, der andere tiefer kurz abgebrochen iſt, von ſich hören. Dieſem ähnlich, nur etwas tiefer, iſt der einer alten Ricke, wenn ſie dem Jungen antwortet oder wenn ſie es zu ſich rufen will.

Eben dieſe Töne vernimmt man auch vom Schmalreh oder von der alten gelten Ricke in der Blattzeit, wenn eins oder das andere von dem Bocke gejagt wird, als Angſtlaut.

Der Bock wird nur dann, wenn er durch irgend eine Veranlaſſung ſich unſicher glaubt, mit mehrern kurz nach einander wiederholten, kurz abgeſtoßenen, mit in ihrer Art tiefen Tönen, welche ungefähr wie bö, bö, bö, kurz abgebrochen erklingen, laut. Auf gleiche Art die Ricke unter ähnlichen Umſtänden, nur in etwas höhern, mehr ſchreienden, länger gezogenen Tönen.

Der Klaglaut aller Rehe beſteht in einem rauhen, kreiſchenden, langgezogenen Blöcken, welches bei längerer Dauer in ein ängſtlich kreiſchendes Geſchrei übergeht.

Das höchſte Alter der in vollkommener Freiheit lebenden Rehe kann man zu 15 bis 16 Jahre anſetzen.

§. 4. Im zweiten Paragraph habe ich die gewöhnliche Sommer- und Winterfarbe des Haares der Rehe anzugeben vrrſucht. Hier mag noch Einiges über abweichende ſeltenere Farbenabänderungen Platz finden.

Es gibt nämlich in einigen Gegenden Rehe, welche im Winter röthlichgrau, im Sommer gelbroth, an den am angeführten Orte angegebenen Theilen des Körpers aber, wo im Winter die Farbe ſich wenig oder gar nicht verändert, ebenſo gefärbt ſind, wie die gemeinen.

Büffon und Heppe in ſeinem „Wohlredenden Jäger“ [1]) erwähnen einer dunkelbraunen Halbart mit gelbem Spiegel.

In dem zur Grafſchaft Dannenberg gehörigen Forſte, die Luzie genannt, ſoll es tuſchfarbenſchwarze [2]), in der Grafſchaft Schaumburg, vorzüglich im Ottenſer Forſte, rabenſchwarze [3]) gegeben haben. Selbſt der Spiegel ſoll ſchwarz, das Gehörn der Böcke aber gelb ſein. Sie ſollen ſich weder in der Stärke, noch ſonſt im Bau von den gemeinen unterſcheiden, auch mit dieſen brunſten. Der Beſchreibung nach ſcheinen ſie ſich als Halbart fortzupflanzen.

Gleichfalls ſind zu Anfange dieſes Jahrhunderts in den gräfl. Erbachiſchen Forſten zwei bleifarbige Böcke erlegt worden. Die Kenntniß

---

1) Im erſten Theile, S. 186.
2) S. v. Wildungen, Neujahrsgeſchenk v. J. 1797, S. 14.
3) A. a. O., S. 26 u. fg.

dieſer bis jetzt ganz unbekannten Varietät verdanken wir dem intereſſanten Taſchenbuche für Jäger ꝛc. des Herrn von Wildungen vom Jahre 1804.

Höchſt ſelten findet man, dem Damwilde ähnlich, weißgefleckte. Einer meiner Brüder ſchoß, wenn ich nicht irre, im Jahre 1790 ein ſolches, in dem zum Rittergute Moeſt, an der anhalt-deſſauiſchen Grenze belegen, gehörigen Reviere.

Weniger ſelten, aber doch nicht häufig, ſind die ganz weißen. Auch ſind ſie nicht für Halbart, ſondern nur für eine Spielart zu halten, vielleicht ſogar für Kakerlaken, da die Lichter röthlich erſcheinen, ſie auch kein hohes Alter erreichen. Es gibt mehrere Gegenden Sachſens, wo von Zeit zu Zeit weiße Kälber von rothen Rehen geſetzt werden. Auf dem Hubertsburger Walde ſtanden im Jahre 1782 fünf Stück weiße Rehe; es waren, ſoviel ich mich erinnere, zwei Böcke und drei Ricken in einem Sprunge beiſammen. Wahrſcheinlich hatten ſie auch mit einander gebrunftet, und doch zogen die Ricken gemeinfarbige rothe Kälber. Der Winter von 1784 auf 1785 raffte Aeltern und Kinder hinweg; nachher ſah man kein einziges wieder.

In den Jahren 1796 und 1797 wurden in dem zum Rittergute Machern (zwiſchen Leipzig und Wurzen gelegen) gehörigen zeititzer Reviere drei Stück weiße Rehkälber, ein weibliches und zwei männliche, eingefangen und von dem damaligen Beſitzer jenes Gutes, dem königl. preuß. Oberſtallmeiſter, Herrn Grafen von Lindenau, in ſeinen 1795 errichteten, bis zum Jahre 1802 vortrefflich unterhaltenen Thiergarten verpflanzt [1]). Nur Schade, daß auch dieſe lieblichen Thierchen ſehr bald das Schickſal aller im wilden Zuſtande erzogenen, nachher eingeſchränkten Rehe traf! Sie fielen binnen Jahresfriſt.

Im Frühlinge 1802 hat eine alte rothe Ricke auf dem mit dem macherſchen grenzenden polenzer Reviere ein weißes weibliches Kalb geſetzt. Der Beſitzer des Rittergutes Polenz, der churſächſ. Oberforſtmeiſter von Lindenau, kam mit ſeinen gefälligen Nachbarn überein, daſſelbe nebſt der alten Ricke zu ſchonen. Ich ſelbſt habe das Vergnügen gehabt, mich an dem Anblicke deſſelben zu verſchiedenenmalen zu weiden.

Faſt vermuthe ich, daß die Mutter dieſes Kalbes dieſelbe iſt, welche im Jahre 1796 und 1797 die gleichfarbigen in Machern ſetzte [2]). Aehnliche Beiſpiele kommen in vielen Gegenden vor.

1) Der Verkauf dieſer ſchönen Beſitzung hatte auch die Auflöſung des Thiergartens zur Folge. Im October des Jahres 1812 ward auf Befehl des damaligen Beſitzers alles darin verwahrte Wild zum Theil eingefangen und zu äußerſt niedrigen Preiſen an die Meiſtbietenden verkauft, zum Theil einem Wildbrethändler überlaſſen und von dieſem maſſacrirt. Trauriges Geſchick einer ſo trefflichen Anlage! — (Zur erſten Aufl.) Späterhin ging Machern an einen Mann über, den ich meinen Freund nennen darf; dieſer würde als braver Oekonom den Thiergarten, wenn er ihn noch gefunden hätte, zwar nicht nach übergroßem Maßſtabe unterhalten, gewiß aber auch nicht ſo kläglich zu Grunde gerichtet haben! — Zur zweiten Auflage.

2) Dieſelbe Ricke ſetzte zwei Jahre ſpäter im polenzer Reviere ein weißes Bockkalb; im darauf

§. 5. Nur den Rehbock ziert ein Gehörn. Zwar verecken ſich, ſelbſt im höchſten Alter, ſelten mehr als drei Enden auf jeder Stange deſſelben, doch ſtellt es ſich bei guter Aeſung oft ſehr ſtattlich dar.

Bei keiner andern Wildart zeigen ſich ſo mannichfache Abweichungen von der Regel in Rückſicht der Gehörne und der difformen Auswüchſe an denſelben, als bei dieſer.

Ich will es verſuchen, nicht nur die Entſtehung, Vollendung, das Abwerfen und Wiederaufſetzen der regelmäßigen Gehörne, ſondern auch die bemerkenswerthe Geſtalt einiger unregelmäßigen zu beſchreiben.

Schon zu Ende des vierten Monats, nachdem das männliche Rehkalb geſetzt ward, bekommt deſſen Stirnbein eine etwas höhere Wölbung. In den folgenden vier Wochen bilden ſich auf derſelben kleine, immer höher werdende Kolben (Erhabenheiten), aus welchen die Roſen und nach und nach, während der nächſten Wintermonate, dünne, ſpitzzulaufende, mit Baſt überzogene, 3 bis 4 Zoll lange Spieße hervorgehen.

Im März, oder zu Anfang April des folgenden Jahres, wenn dies erſte Gehörn völlig vereckt iſt ſchlägt oder fegt der Bock an jungen Baumſtämmchen, vorzüglich von weichen Holzarten, am liebſten an Lärchen (Pinus Larix) und an andern Nadelhölzern, mit Wolluſt und wahrem Uebermuthe.

Wenn das Gehörn ganz von Baſt entblößt iſt, hat es an den jetzt faſt ½ Zoll hoch vom Stirnbein abſtehenden, einzeln mit kleinen Perlen beſetzten Roſen, und bis gegen die Ecken hinauf, welche immer weiß und glänzend bleiben, hellbraune Farbe; die Spieße ſelbſt aber ſind nirgends geperlt, ſondern gleich über den Roſen ziemlich tief, weiter hinaufwärts weniger gefurcht, die weißen, oft ſehr ſcharfen Ecken glatt.

Der Spießbock wirft dies erſte Gehörn im nächſten December ab, und ſetzt binnen drei Monaten ein zweites auf, deſſen etwas ſtärkere Roſen dichter am Kopfe ſtehen. Auch die Stangen nehmen an Stärke und Länge zu, bekommen am untern Theile Perlen und gehen oben gewöhnlich in Gabeln aus. Nach dem Fegen wird die Farbe die des ganzen Gehörns, die weißen Spitzen ausgenommen, dunklerbraun.

Etwas früher als im vorigen Herbſte wird auch dies Gehörn abgeworfen und durch ein neues erſetzt, an deſſen Stangen, da, wo ſich im vergangenen Jahre die Gabeln theilten, drei faſt immer gerade hinter einander ſtehende, aber doch verſchieden gerichtete Enden erſcheinen, und es entſteht auf dieſe Weiſe ein ſogenanntes Handgehörn.

---

folgenden Jahre zwei weißgelbliche Kälber. Erſteres erlebte das dritte Jahr, dann fiel es, letztere gingen gleich als Kälber zu Grunde. Wahrſcheinlich folgte ihnen die Mutter nach, denn lange ſah man kein weißes Reh wieder. In dem Jahre 1820 ſetzte jedoch auf dem polenzer Revier eine rothe Ricke wieder ein weißes Kalb.

Gemeiniglich nimmt von nun an die Zahl der Enden nicht mehr zu; doch findet man bisweilen Gehörne mit acht, höchſt ſelten aber mit zehn und mehr Enden.

Bei alten Böcken erfolgt das Abwerfen oft ſchon im November. Von Jahr zu Jahr wird die Wölbung des Stirnbeins flacher; die Roſen ſtehen immer näher an demſelben, bekommen eine dichtere Perlbeſetzung und nehmen an Stärke fortwährend zu. So auch die Stangen, welche ſich aber nicht immer verlängern.

Der Verfaſſer dieſes Werks hatte oft Gelegenheit zu bemerken, daß bei Böcken von gleichem Alter, die in gleich guter Aeſung ſtanden, ein Gehörn die Länge von 10, 12 bis 13″ erreichte, während das andere kaum 7″ maß. Doch waren die kürzern Stangen allemal verhältnißmäßig ſtärker.

Der größern Anzahl meiner Leſer wird es hoffentlich nicht unangenehm ſein, wenn ſie hier einige ſonderbare Erſcheinungen an nicht regelmäßig geſtalteten Gehörnen, welche ich ſelbſt genau zu beobachten Gelegenheit hatte, angezeigt finden.

1. Mein älterer Bruder verwahrt die Abbildung eines Rehbockes [1]), welcher auf dem ſonſt der Winckell'ſchen Familie zuſtändigen, oben ſchon erwähnten Gute Moeſt vor ungefähr 60 bis 70 Jahren zahm erzogen, ohne am Kurzwildbret verletzt worden zu ſein, folgendes höchſt merkwürdige Gehörn trug:

Ueber den ganzen Vorderkopf bis an die Augen, dann an den Seiten, bis $2\frac{1}{2}$″ über die Kinnbacken herab, fallen lockenförmige, an einander hangende, überall mit Baſt bedeckte Auswüchſe, in Geſtalt einer Perücke herab, durch welche das Gehör dicht an den Hinterkopf angedrückt ward.

Oben auf dieſem Gewächſe erheben ſich vier gerade aufgerichtet ſtehende, $3\frac{1}{2}$ bis 4″ lange Stangen in einem ziemlich regulären Viereck. Sie ſtehen vorn und hinten $1\frac{3}{4}$″, an den Seiten aber $1\frac{1}{2}$″ von einander, und ſind um und um mit erbſengroßen Perlen beſetzt. Die Schwere des Gehörns nebſt dem Gewächſe iſt auf dem Bilde zu zehn Pfund angegeben. Nachſtehende Knüttelverſe ſtehen daneben:

Klein kam ich her und ward Kupido ſtets genannt,
War wegen meiner Zier und Schönheit wohl bekannt;
Daß auch ein großer Herr [2]) zu ſehen mich begehrt.
Er ward durch meinen Tod des Wunſches nicht gewährt.

2. Ich ſelbſt ſchoß im Monat Auguſt 1788 einen Bock, deſſen völlig gefegtes Gehörn folgendermaßen ſich darſtellt:

1) Er fiel im Winter, ehe er fegen konnte und aller Nachforſchungen ungeachtet habe ich nicht erfahren können, ob er in frühern Jahren geſchlagen hat.
2) Der Herzog von Weimar.

Die Farbe desselben ist bis an die weißen Spitzen der Enden dunkel schwarzbraun; die Perlenbesetzung dicht und stark.

Die Rosen stehen sehr dicht an einander, und jede hält $4\frac{1}{2}''$ im Umfange. Auf der rechten 9″ langen, unten $3\frac{1}{2}''$ im Umfange starken Stange stehen vier Enden. Das unterste, vorwärts sich erhebende, geht $3\frac{1}{2}''$ über der Rose aus derselben hervor, und ist 3″ lang. 2″ höher hinauf breitet sich die Stange schaufelförmig, und geht in drei Enden aus, wovon das vorderste $2\frac{1}{2}''$ lange, schräg oberwärts, aber fast geradlinig, das hinterste $2\frac{1}{4}''$ haltende, ebenfalls schräg nach oben gerichtet ist; mitten zwischen diesen erscheint das kürzeste, nur $\frac{3}{4}''$ messende, gerade aufwärts stehende.

An der linken Stange zeigt sich auf der innern Seite, 2″ über der Rose eine $\frac{1}{4}''$ haltende Erhabenheit, welche ich für ein gültiges Ende anspreche; dicht daneben eine andere, die zwar auf ein Ende zeichnet, aber doch nicht dafür gerechnet werden kann.

$1\frac{1}{2}''$ höher hinauf bildet sich zwischen drei im Dreieck aufrechtstehenden Enden, wovon das längste 1″ hält, die beiden andern aber nur $\frac{1}{2}''$ Länge haben, eine kelchähnliche Vertiefung. Auf der äußern Seite dieser Stange schlägt sich dicht über der Rose, zwischen dem Licht und Gehör, ein, dem Umfange nach 3″ starker und ebenso langer, völlig gefegter und beperlter, stangenförmiger Auswuchs über den Kinnbacken herab, welcher in zwei, nicht ganz vereckten, mit Bast belegten Enden ausgeht. An demselben sieht man noch auswärts zwei kleine, nicht für Enden zu rechnende, aber doch augenscheinlich darauf hindeutende Erhabenheiten.

Man würde dies Gehörn als ungerade zwölf Enden haltend ansprechen können. Form und Stärke desselben sind so einzig in ihrer Art, daß ich wegen der fast etwas mehr als genauen Beschreibung auf Nachsicht rechne [1]).

3. Mein oben erwähnter Bruder besitzt noch ein nicht minder merkwürdiges Gehörn, dessen Farbe, sowie die nicht gar starken, nur mit kleinen Perlen, nicht dicht besetzten Rosen, ob sie gleich ziemlich nahe am Stirnbeine stehen, vorzüglich bei der noch starken Wölbung desselben, auf kein hohes Alter des Bockes, welcher es trug, schließen lassen.

1″ hoch über der Rose der rechten Stange legt sich ein 3″ langer, nicht völlig gefegter, kolbiger Auswuchs, auf dessen oberm Theile ein $\frac{1}{4}''$ langes, hinterwärts stehendes Ende sichtbar ist, vor dem Gehör nach dem Kinnbacken herunter. Oben von der Biegung des Auswuchses an, geht die Stange in einem auswärts gebogenen $3\frac{1}{2}''$ langen Spieße aus.

---

1) Im Jahre 1815 erlegte ich in dem meiner Aufsicht untergebenen, dem Freiherrn von Thüngen zuständigen roßbacher Reviere einen Bock, dessen Gehörn ein herrliches Pendant zu obbeschriebenem gab, indem die Difformität an der rechten Stange sich befindet. Beide gab ich dem königlich baierschen Kämmerer, Freiherrn von Thüngen zu Thüngen, und von diesem gingen sie in die Sammlung des königlich baierschen Forstmeisters, Freiherrn von Gebsattel, über. Zur zweiten Aufl.

An der linken Stange befindet ſich, $^3/_4$″ über der Roſe ein dem an der andern beſchriebenen völlig ähnlicher, $^1/_2$″ kürzerer Auswuchs. Da, wo auf jenem das kurze Ende ſteht, erhebt ſich auf dieſem ein $1^1/_4$″ hoher, hinterwärts gebogener Spieß. Oben auf der Stange ſtehen zwei Enden gerade hinter einander, deren vorderes 2, das andere $1^1/_2$″ lang. Am letztern erblickt man noch eine kleine, auf ein Ende deutende Erhabenheit.

Auch habe ich verſchiedene brave, alte Böcke mit ſehr langen und dünnen, oder mit kurzen, aber ſtarken, dicht mit Perlen bis zur Spitze beſetzten Spießen, und ein Gehörn geſehen, an welchem der eine Spieß ſchneckenförmig gewunden erſchien. Endlich ereignet ſich auch wol je zuweilen der Fall, daß ein Bock drei und vier Stangen aufſetzt; ob aber ſolche außerordentliche Gehörne in den folgenden Jahren ſich in gleicher Geſtalt wieder erneuern, dies iſt ein Problem, welches ich aus Mangel an Erfahrung nicht zu löſen vermag.

§. 6. Die Ricke bekommt in der Regel kein Gehörn. Geſchieht es bisweilen, wie Döbel in ſeiner Jägerpraktik und v. Wildungen [1]) einige Beiſpiele anführen, ſo iſt dies ein Naturſpiel.

Beim männlichen und weiblichen Rehe iſt der Unterſchied in Rückſicht der Stärke am Leibe weniger auffallend, als bei andern Wildarten mit geſpaltenen Klauen, beſonders wo die Aeſung gut iſt. Ich ſelbſt habe ſehr alte Ricken, welche zwei Jahre hinter einander nicht mehr geſetzt hatten, ihrer wahrſcheinlichen Unfruchtbarkeit wegen geſchoſſen, welche ſo ſtark waren und ſo ſchwer wogen, als ein ſehr guter Bock. Nur an einzelnen Theilen des Körpers, am Kopfe und Halſe nämlich, iſt die Ricke ſchwächer gebaut.

§. 7. [2]) Den Streit, ob die eigentliche Brunftzeit der Rehe in Juli und Auguſt (Frühbrunft), oder in November und December (Spätbrunft) falle, und der durch viele Decennien von Jägern und Naturforſchern, oft mit großer Animoſität, geführt wurde, gehört der Geſchichte an, da die Frage durch wiſſenſchaftliche Unterſuchungen der neuern Zeit endgültig gelöſt und die Frühbrunft entſchieden feſtgeſtellt iſt. Das Verdienſt dieſer glücklichen Löſung gebührt dem Dr. Louis Ziegler aus Hanover. Seine Unter-

1) In ſeinem Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber, v. J. 1797, S. 13.
Mir ſind ebenfalls zwei ſolche Beiſpiele bekannt. Anmerk. zur dritten Auflage.

2) Der Paragraph über die Rehbrunft der zweiten Auflage dieſes Werkes iſt in dieſer neuen Auflage nach dem gegenwärtigen Stande unſerer Kenntniß über dieſen wichtigen Punkt gänzlich umgearbeitet. D. aus dem Winckell, der eifrigſte Vertheidiger der Spätbrunft, hat die wiſſenſchaftliche Löſung dieſer Frage, die ſowol Jäger als Naturforſcher faſt ein Jahrhundert lang auf das lebhafteſte beſchäftigte, nicht mehr erlebt. Ich bin aber überzeugt, daß a. d. Winckell, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ſelbſt eine dritte Auflage ſeines trefflichen Handbuchs zu bearbeiten, mit ſeiner bekannten Offenheit und Freimuth ſeinen Irrthum eingeſtanden und den betreffenden Paragraphen in ähnlichem Sinne umgearbeitet haben würde, wie es hier geſchehen iſt.

Wer ſich ſpeciell für die Controverſe der Rehbrunftzeit intereſſirt, findet in ältern Jagdwerken ſehr reichliches Material. Jägern empfehlen wir den trefflichen Artikel Reh in der ſoeben erſchienenen zweiten Auflage von Diezel's Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Abth. 2, S. 328.
Anmerk. zur dritten Auflage.

ſuchungen ſind in einer Brochüre: „Beobachtungen über die Brunſt und den Embryo der Rehe; ein Beitrag zur Lehre von der Zeugung; für Phyſiologen und naturforſchende Jäger" niedergelegt, die er den im Jahre 1843 zu Bremen verſammelten deutſchen Naturforſchern und Aerzten als willkommene und werthvolle Gabe darbot.

Ungefähr zehn Jahre früher hatte auf den Wunſch des Geheimraths Graf von Veltheim in Braunſchweig der Oberſtabsarzt Peckels wiſſenſchaftliche Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand vorgenommen, wobei ihm ein ungeheures Material zu Gebote ſtand (54 Ricken aus den herzoglichen Revieren). Das Reſultat ſeiner anatomiſchen Forſchungen war aber ein negatives, da er nicht hinreichend geübt in dieſen ſchwierigen Unterſuchungen war; aus einigen Veränderungen in der Gebärmutter im Laufe des Monats Auguſt, die ihm nicht entgehen konnten, ſchloß er jedoch, daß die Frühbrunſt die wahre ſei. Dieſe Vermuthung erhob Dr. Ziegler zur Gewißheit. Der berühmte Phyſiologe Prof. Biſchoff in Heidelberg, dem die Entwickelungsgeſchichte der Menſchen und der Säugethiere die wichtigſten Aufſchlüſſe verdankt, beſtätigte mit einigen Modificationen die Reſultate von Dr. Ziegler's Unterſuchungen.

Es iſt ſchwierig, dem Laien und beſonders dem weniger gebildeten Jäger das wahre Verhältniß ganz klar zu machen; er muß alſo gewiſſermaßen das Endreſultat auf Treu und Glauben annehmen, was er aber mit gutem Gewiſſen und voller Beruhigung thun darf. Für den gebildeten Jäger aber werde ich hier ein Reſumé der Arbeiten von Ziegler und Biſchoff mittheilen, indem ich Jene, denen an der genauern Kenntniß der wiſſenſchaftlichen Begründung der anzuführenden Thatſachen gelegen iſt, auf die Schriften der genannten Forſcher verweiſe.

1. Die Brunft, Begattung und Befruchtung der Rehe findet nur Ende Juli und im Auguſt ſtatt.
2. Nur zu dieſer Zeit hat die Ricke reife Eier und der Bock fruchtbaren Samen, d. h, ſolchen, in dem ſich in nöthiger Menge Samenfäden (Spermatozoen) vorfinden. Beides findet im September nicht ſtatt.
3. Zur Zeit der Brunſt, meiſtens gleich nach dem Beſchlage, löſt ſich das Ei vom Eierſtock ab, tritt in die Eileiter und wird da vom Samen befruchtet.
4. Sobald das Ei, das nur etwa $^1/_{12}$ Linie Durchmeſſer enthält, ſeine Hülle im Eierſtock, das ſogenannte Graaf'ſche Bläschen, verlaſſen hat, bildet ſich an deſſen Stelle in gewöhnlicher Weiſe ein „gelber Körper" (Corpus luteum).
5. Das Ei geht im Verlaufe von einigen Tagen durch den Eileiter hindurch und gelangt, ohne an Größe zugenommen zu haben, in die Gebärmutter (Tragwerkzeuge).

6. In der Gebärmutter verweilt das Ei, ohne ſich irgendwie zu verändern, 4½ Monate, alſo bis Mitte December. Es iſt wegen ſeiner außerordentlichen Kleinheit ſelbſt für geübte Anatomen während dieſer Zeit außerordentlich ſchwer, es hier zu finden. Auch die Gebärmutter erleidet in dieſen 4½ Monaten keine Veränderungen.
7. Nach der zweiten Hälfte des December beginnt plötzlich das Ei mit der nämlichen Schnelligkeit des Entwickelungsfortgangs wie bei den übrigen Säugethieren zu wachſen und ſich zu entwickeln, ſo daß nach drei Wochen bis 25 Tagen die ganze Frucht mit ihren Häuten ſo weit gebildet iſt, daß ſie fortan bis zur Geburt nur noch eine Vergrößerung erfahren.
8. Die Geburt erfolgt vierzig Wochen nach der Begattung und Befruchtung.

Es bleibt vor der Hand nur noch die Frage ungelöſt, welchen Zweck das lange Verweilen des Eies in der Gebärmutter bis zum Beginne ſeiner Entwickelung habe. Vielleicht wird uns die wiſſenſchaftliche Beantwortung derſelben auch noch gegeben werden.

Zu Anfang der Brunftzeit erſchwert die Ricke dem Bocke den ſüßen Genuß der Gattenrechte, und ſelbſt ſpäterhin überläßt ſie ſich ihm nie ohne Weigerung. Immer ſcheint ſie entfliehen zu wollen, und gibt dabei den Laut von ſich, welcher bereits §. 3 bemerkt worden iſt. Er verfolgt ſie unabläſſig, bis er ſie ereilt. Nur einen Moment dauert der oft wiederholt werdende Act des Beſchlags, nach deſſen Vollendung die Ricke gewöhnlich näſſet, der Bock ſich aber zur Erholung niederthut.

Doch bewacht er jeden ihrer Schritte eiferſüchtig, keinen Nebenbuhler duldend. Bemerkt er einen, ſo erhebt ſich zwar zuweilen ein ziemlich hartnäckiger Kampf, mir aber iſt kein Beiſpiel merklicher Verletzung als Folge deſſelben vorgekommen.

§. 8. Zur Blattzeit hört man nie einen helltönenden Laut des Bockes, wie beim Hirſche, ſondern nur wenn er die Ricke jagt, oder einen Nebenbuhler vertreibt, ein durch das angeſtrengte Laufen erzeugtes Röcheln.

Die Rehe ſind im zweiten Jahre ihres Lebens zeugungsfähig.

§. 9. Wie wir geſehen haben, geht die Ricke 40 Wochen hochbeſchlagen und ſetzt dann ein, zwei, ſelten drei Kälber [1]), von denen ſie ſich nur im Nothfall und auf kurze Zeit entfernt, an einem einſamen Orte.

1) Sonderbar iſt es, daß dieſe ſeltene Fruchtbarkeit ſich nicht auf ein Jahr beſchränkt. Auf meinem eigenen Reviere ſetzte eine und dieſelbe Ricke drei Jahre nach einander drei Kälber. Eben dieſe Erfahrung machte der Jäger meines Bruders.

Eines der ſeltenſten Beiſpiele der Fruchtbarkeit der Rehe iſt folgendes: Im Jahre 1813 zu Anfang April ſchoß der reitende Förſter X. auf einem Treibjagen eine Rehgeiß, welche mit vier ganz ausgebildeten, ſchon völlig behaarten und volles Leben zeigenden Kitzchen tragend war. Diezel, Niederjagd. Abth. 2. S. 346.

Vor jedem ſich nähernden Feinde verbirgt ſie ſelbige mit Sorfalt, gibt ihnen auch, wenn ſie ihr auf die Aeſung folgen, bei der leiſeſten Ahnung einer Gefahr warnende Zeichen, durch Aufſtampfen mit dem Laufe, oder durch einen kurzen ſippenden Laut. Die Kälber drücken ſich demzufolge in der zartern Jugend auf der Stelle, ſpäterhin entfliehen ſie mit der Mutter zugleich.

Reichen in der früheſten Lebensperiode der Kälber, wenn ſie aus Schwäche noch nicht im Stande ſind, ſich ſchnell zu entfernen, die Kräfte der Mutter nicht hin, ihre Kinder zu vertheidigen, ſo nimmt ſie, wie das Edel- und Damwild, ihre Zuflucht zur Liſt, und ſucht oft durch das ſinnreiche Mittel, ſich den Verfolgungen des Feindes preis zu geben, ihre Lieblinge zu retten.

Kann ſie dennoch den Raub derſelben auf keine Weiſe hindern, ſo folgt ſie ſelbſt dem Menſchen ſehr weit, und gibt, bei dem Gefühle, daß ihr dieſer zu überlegen iſt, um einen Angriff auf ihn zu wagen, ihre Aengſtlichkeit durch beſtändiges Hin- und Herlaufen, und durch den Ruf (den ſippenden Laut) zu erkennen. Mich hat dieſe mütterliche Zärtlichkeit mehr als einmal dahin vermocht, das Kalb, welches ich ſchon mit hinweggenommen hatte, wieder in Freiheit zu ſetzen, und reichlich belohnte mich dafür die Sorgſamkeit, welche die Mutter bei der Unterſuchung, ob ihrem Kinde ein Unfall zugeſtoßen ſei, blicken ließ.

Freudig ſprang ſie um das unbeſchädigt gefundene Kleine herum, und ſchien es mit Liebkoſungen zu überhäufen, indem ſie ihm zugleich das Geſäuge zur Nahrung darbot.

Die Kälber beſaugen die Ricke bis zum Auguſt, auch wol bis zum September, nehmen aber ſchon im zweiten Monate ihres Lebens feineres grünes Geäſe, über deſſen Auswahl ſie die Mutter belehrt, mit an.

Hier noch die Bemerkung, daß die Mutterricke von der Setzzeit an bis gegen Ende des Monats Auguſt eifriger noch, und unbehutſamer auf das Blatt ſpringt, wenn der Fipplaut der Jungen nachgeahmt wird, als der Bock in der Blattzeit, infolge der Nachahmung des etwas tiefer ſippenden Angſtlautes des vom Bocke getriebenen Schmalrehes. Leider wiſſen dies Wilderer und Aasjäger nur zu gut.

§. 10. In Rückſicht der Aeſung des Rehwildes gilt, mit Ausſchluß der Leinknoten und der Kartoffeln, Alles, was hierüber beim Edelwilde geſagt worden iſt; nur iſt es ſorgfältiger und leckerer in der Auswahl der Kräuter und Gräſer. Junger Stockausſchlag und, reſpective, Aufſchlag und Anflug von Eichen, Hainbuchen, Ulmen, Ahornen, Aspen, Sommerbirken, ſind zu allen Jahreszeiten dem Verbeißen am meiſten ausgeſetzt; weniger der von Buchen. Im Winter zieht das Reh die Knospen

von Eichen und Pappeln, auch Brombeerblätter und Miſteln allem Andern vor; doch verſchmäht es auch die Nadelholzknospen nicht, und zwar gibt es jenen der jungen Fichte den Vorzug. Dem grünen Getreide, und vorzüglich der Oelſaat geht es zwar ſo lange eifrig nach, bis die Pflanzen Halme treiben (in das Schoſſen kommen), beißt aber ſelten oder nie ſo tief, daß die ſogenannten Herzblätter weſentlicher Beſchädigung ausgeſetzt ſein könnten. Körner nimmt es nur vom Hafer an. Aufgeſtellte Hafergarben und gefällte Eichen, Pappeln (Aspen) und Miſteln geben die beſte Winterfütterung ab.

§. 11. In ähnlichem Maße wie das Edelwild verändert auch das Reh ſeinen Stand, nach Verſchiedenheit der Aeſung, zu jeder Jahreszeit.

Ueberall hält es ſich im Frühlinge, Sommer, Herbſte und im Winter bei Plattfroſte lieber in Feld- oder doch von Wieſen durchſchnittenen Vorhölzern, als in der Tiefe zuſammenhängender Waldungen auf. Nur wenn tiefer Schnee fällt, zieht es ſich in den tiefern dichtern und wärmern Theil des Holzes, vorzüglich aber in die Nachbarſchaft der jungen und neu angelegten Holzſchläge zurück.

Dieſen wird es auch dadurch zu jeder Zeit ſchädlich, daß es, wenn es ſich auch, um andere Aeſungsmittel oder Ruhe zu ſuchen, auf einige Stunden davon entfernt, doch täglich wenigſtens dreimal zurückkehrt, und dann ſelbſt durch Hunde nur auf kurze Zeit davon vertrieben wird. Sobald dieſe nicht mehr zu fürchten ſind, kommt es wieder, fängt ſeine Verwüſtungen aufs neue an, und thut ſich auf den Schlägen ſelbſt, oder doch in deren Nachbarſchaft nieder, um das Geſchäft des Wiederkäuens zu verrichten.

Im Sommer, wenn das Ungeziefer Menſchen und Thiere faſt unerträglich plagt, ſucht ſich das Reh dadurch zu ſchützen, daß es das Holz verläßt, und ſich im hohen Getreide niederthut. Es iſt nicht zu leugnen, daß, wo der Rehſtand ſtark iſt, hierdurch den Feldern einiger Schaden zugefügt werden kann, beträchtlich iſt er aber ſelten.

Wo den Rehen ſehr nachgeſtellt wird, ziehen ſie ſich am Tage in das dickſte Gehölz zurück; wo ſie aber Ruhe haben, bleiben ſie gern im lichten Stangenholze, und pflegen da der Ruhe in Betten, welche ſie durch Wegſchlagen der Laubdecke und eines Theils des verraſeten Bodens mit den Läufen, ebenſo, wie das Edel- und Damwild, bereiten.

Zuweilen wechſeln ſie weit nach der Aeſung, ſcheuen dabei auch einen Strom nicht, ſondern ſchwimmen ſehr behend hindurch; auch verlaſſen ſie den einmal gewählten Wechſel nicht leicht.

§. 12. Obgleich die Rehe ſich gern in ſolche Gegenden des Reviers zuſammenziehen, wo ſie volle Aeſung finden, ſich da auch gegenſeitig dulden,

ſo vereinigen ſie ſich doch nie truppweiſe [1]), ſondern nur zu drei, vier bis fünf Stück in einen Sprung.

Ein ſolcher Sprung beſteht aus der alten Ricke und ihren Kälbern, wozu ſich in der wahren Brunftzeit ein Bock geſellt, welcher den ganzen Winter hindurch dabei bleibt.

Zu Anfange der Frühlingsfärbezeit entfernt ſich der Bock vom Sprunge, und bleibt von nun an iſolirt bis zum Anfange der Blattzeit. Dann trollt er unruhig herum, um Schmalrehe aufzuſuchen. Nach der Blattzeit bleibt der Bock gewöhnlich bei einem Schmalrehe, mit welchem er im Spätherbſte zuerſt brunftet; wenn dieſe Ricke aber hochbeſchlagen iſt, ſucht er eine andere. Die letzte Geliebte bleibt bis zum nächſten Frühlinge ſeine Gefährtin.

Die Kälber bleiben bei der Ricke, bis dieſe in der Setzzeit von ihnen ſich zurückzieht, und ſie, nun erwachſen, ihrem eigenen Schickſale überläßt.

§. 13. Rehkälber bei Kuh- oder Ziegenmilch, oder noch beſſer von einer Ziege geſäugt aufgezogen, werden äußerſt zahm, die weiblichen Geſchlechts vorzüglich und auf immer

Einer meiner Brüder beſaß eine gezähmte Ricke, welche ſich in der menſchlichen Geſellſchaft faſt am beſten zu gefallen ſchien. Oft lag ſie zu unſern Füßen, und gern machte ſie ſich die Erlaubniß, welche ſie nur zuweilen erhielt, zu Nutze, auf dem Sopha an der Seite meiner Schwägerin zu ruhen. Hund und Katze waren ihre Geſpielen. Fand ſie ſich von ihnen beleidigt, ſo wurden ſie durch tüchtige Schläge mit den Vorderläufen hart geſtraft. Das liebe Thierchen ging mit uns, oder auch für ſich allein ins Freie ſpazieren. Hier geſellte ſich bisweilen ein Bock zu ihm, welchen es dann oft bis an den Eingang des Dorfes mitbrachte.

Mit Gewißheit kann ich nicht ſagen, ob es, als Schmalreh, im Auguſt vorgebrunftet hat; im November oder in der erſten Woche des December blieb es gewöhnlich, kurze Beſuche abgerechnet, welche es ſeinen Wohlthätern abzuſtatten nicht vergaß, einige Tage und Nächte hindurch im Walde, kam dann, wenn es ſich hochbeſchlagen fühlte [2]), nach Hauſe, und ſetzte zur gehörigen Zeit. Die Kälber aber, mit der Muttermilch dieſes zahmen Rehes genährt, blieben wild, und wurden deshalb im folgenden October ausgeſetzt.

Sogar während der Brunft verließ es, wenn es von ſeinem Herrn beim Namen gerufen ward, den Bock (der es aber doch immer in der Ferne begleitete) und folgte dem Herrn bis an das Ende des Waldes, hier aber trennte es ſich von ihm und gab dem Gatten durch den gewöhnlichen Ruf ein Zeichen zur Annäherung.

---

1) Daß man, wenn die Rehe bei Treibjagen rege gemacht werden, zuweilen bis 20 Stück beiſammen ſieht, kann hier nicht in Anſchlag kommen, da ſie ſich ſehr bald wieder ſprungweiſe vertheilen.

2) Nach des Verfaſſers Anſicht von der fruchtbaren Decemberbrunft. Anmerk. zur dritten Auflage.

Wird es der Leſer wol glauben, wenn ich ihm ſage, daß dieſe herrliche, durch ein helltönendes Schellenhalsband ausgezeichnete Creatur von einem uns, leider! unbekannt gebliebenen boshaften Menſchen todtgeſchoſſen worden iſt? Wir fanden ſie, von Schroten durchbohrt, im Getreide, zu einer Zeit, wo auf unſern Revieren, wenigſtens von Denen, die dazu berechtigt waren, gewiß kein Schuß auf Ricken geſchah.

Das gezähmte männliche Kalb wird gewöhnlich als Spießbock, oder doch in dem folgenden Jahre böſe. Starke Verletzungen ſind, wenn das Gehörn nicht abgeſägt wird, oft die Folge des Angriffes, welchen er auf jeden Menſchen, beſonders auf Frauenzimmer macht. Bringt man aber auch die eben angegebene Vorſichtsmaßregel in Anwendung, ſo rennt er nichts deſto weniger wüthend auf Jeden los, der ſich ihm nähert. Man ſollte deshalb gar keinen Verſuch machen, einen nicht kaſtrirten Bock zahm aufzuziehen.

§. 14. Mit Recht gibt man dem Rehwildbret in Rückſicht der Schmackhaftigkeit und Zartheit vor allem andern den Vorzug.

Das Unſchlitt wird ebenſo wie das Hirſchunſchlitt benutzt.

Die Haut wird behaart oder unbehaart gargemacht. Im erſten Falle liefert ſie ein weiches Futter zum Pferdegeſchirr, im andern feines, ziemlich dauerhaftes Leder zu Handſchuhen und Beinkleidern.

Im Winter iſt ſie am wenigſten, oft faſt gar nicht brauchbar, weil ſie dann ſehr dünne, auch wie beim Edel- und Damwild, von Engerlingen durchlöchert iſt.

Im Junius und Julius bemerkt man keine Spur von Engerlingsflecken mehr; zu dieſer Zeit ſind auch die Böcke ſehr gut am Leibe, im November jedoch, bei voller Aeſung grüner Saat, beſonders aber in Maſtjahren, am feiſteſten. Aeußerlich legen ſie zwar wenig Feiſt auf, aber deſto mehr Wildbret, und Netz und Nieren ſind ſtark mit Feiſt überzogen. Während der Blattzeit ſowol, als während der wahren Brunſt kommen ſie natürlicherweiſe etwas herunter.

Der Spätherbſt iſt die Zeit, wo die alte Ricke, vornehmlich wenn ſie nicht geſetzt hat, nicht nur das beſte und meiſte Wildbret auflegt, ſondern auch, vorzüglich im Innern, oft ſehr feiſt wird.

Das hier Geſagte gibt die Zeit genau genug an, zu welcher Bock und Ricke am beſten zu benutzen ſind.

Soll der Rehſtand in einem Reviere ſtark bleiben, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß das Muttergeſchlecht geſchont werden muß. Schmalrehe ſollten, meiner Meinung nach, nie, alte Ricken nur dann geſchoſſen werden, wenn ſie zwei Jahre nach einander gelte geblieben ſind. Freilich aber müßten unſere Jäger, um in dieſem Punkte richtig zu urtheilen, die Mühe ſich nicht verdrießen laſſen, den Wechſel, Aufenthalt, ſogar die Geſtaltung

aller auf ihrem Reviere Stand haltenden alten Ricken fortwährend zu beobachten.

Die Schädlichkeit der Rehe im Naturhaushalte erſtreckt ſich nicht ſowol auf das Feld, denn da iſt ſie einzig im Sommer dann in Anſchlag zu bringen, wenn die Rehe, um ſich vor Ungeziefer zu ſchützen, im hohen Getreide, und zwar da am liebſten, wo es am dichteſten ſteht, noch dazu an jedem Tage auf einer andern Stelle, ſich niederthun, als auf den Wald, indem ſie, übermäßig gehegt, nicht allein durch das Verbeißen des jungen Holzes, ſondern auch durch das Fegen der Böcke an demſelben, ganz vorzüglich in Lärchen- und andern Nadelholz-Culturen, allerdings ſehr läſtig werden. Wenn aber dieſe Wildart von ſehr achtungswerthen Forſtmännern in den Verdacht gebracht wurde, als ſei ſie ausſchließlich ſchuld an dem faſt überall bemerkbaren Mangel an mittelwüchſigen und jungen Eichen, ſo geſchah ihr gewiß unrecht. Dieſen hat offenbar, nächſt der zu frühen Behütung der jungen Schläge, beſonders mit Schafen, das Eintreiben der Schweine in Maſtjahren, ohne alle Hege und bis zum Frühlinge hin, auch, hier und da, zu ſtarke Hege der wilden Sauen bewirkt. Denn, wer weiß es nicht, daß zahme und wilde Sauen jede andere Obermaſt, beſonders aber Bucheln verſchmähen, wo und ſolange ſie Eicheln finden.

§. 15. Nachdem im Vorhergehenden Alles mit Sorgfalt vorgetragen worden, was auf die Naturgeſchichte des Rehes im Allgemeinen Bezug hat, will ich nun von Dem ſprechen, was den Waidmann in Rückſicht dieſer Wildart beſonders angeht; von Gegenſtänden nämlich, welche er wiſſen muß, um die Jagd auf Rehe zweckmäßig betreiben zu können.

Zuvörderſt muß er aufmerkſam auf alles Das ſein, wodurch der Bock von der Ricke zu jeder Jahreszeit ſich auszeichnet.

Sobald und ſolange der Bock ein Gehörn trägt, erkennt man ihn daran ſchon auf den erſten Blick von weitem; hat er aber abgeworfen, ſo iſt an ihm der Pinſel, wie an der Ricke die Schürze das einzige ſichere Unterſcheidungszeichen. Doch kann dem geübten Auge auch der ſtärkere Kopf und Hals des erſtern dafür mitgelten.

Zieht ferner ein Sprung Rehe ruhig nach der Aeſung oder zu Holze, ſo eröffnet gewöhnlich die Ricke den Zug, und der Bock kommt zuletzt [1]). Zwar wird dieſe Ordnung oft zufällig unterbrochen, bei eintretender Ruhe aber bald wieder hergeſtellt. In der Dämmerung, wenn keine andere Auszeichnung bemerkbar iſt, und ein Reh geſchoſſen werden muß, wird man ſich hiernach mit ziemlicher Gewißheit richten können, inſofern das letzte Stück des Sprunges nur ſtark am Leibe iſt.

1) Vielſährige und vielfältige Erfahrung berechtigt den Verfaſſer zu dieſer, den meiſten andern Jagdſchriftſtellern widerſprechenden Aeußerung.

Die Zeichen an der Fährte des Rehbocks ſo ängſtlich wie beim Edelhirſch aufſuchen und aufzählen zu wollen, würde Kleinigkeitskrämerei verrathen, da jede Art von Beſtätigung bei der Rehjagd wegfällt; auch in einer ſo ſchwachen Fährte, wie die des Bockes iſt, die beim Hirſche zum Theil ſchon mühſam genug zu erforſchenden Zeichen, wenn ſie auch bei dieſer Wildart exiſtiren, ſich doch nur höchſt ſelten ſichtbar abdrucken können. Wer indeſſen Vergnügen daran findet, Unterſuchungen dieſer Art anzuſtellen, wird im guten Boden bemerken, daß im Tritte des guten Bockes die Schalen ſtumpfer, die Ballen breiter, länger und überhaupt ſtärker, die Oberrücken weiter aus einander ſtehend erſcheinen, als in dem der Ricke.

Auf einem fremden Reviere, oder auf einem ſolchen, wo kein immerwährender Rehſtand ſtattfindet, wird der Waidmann oft Gelegenheit haben, den Stand und Wechſel eines Bockes entweder an der durch das Fegen von den Sträuchen hier und da abgeriebenen Schale, oder an den kleinen runden Stellen, von welchen er vom Monat März an bis zum December den Boden mit den Vorderläufen aufkratzt, zu erkunden. Dieſe Kratzflecke heißen in der Jägerſprache Plätze und das Kratzen ſelbſt wird durch Plätzen bezeichnet.

§. 16. Auch bei der Rehjagd iſt der Schweißhund unentbehrlich. Mit vielem Nutzen habe ich mich bei angeſchoſſenen Rehen eines auf den Schweiß gearbeiteten Dachshundes bedient, vor dem ſich, weil er klein iſt, auch das Reh oft ſtellt.

Entwöhnt man dieſe Race von Hunden des Jagens, was aber gewöhnlich ſchwer hält, ſo kann man faſt keine beſſere zum Schweißhunde wählen.

Außerdem gebraucht man in ſehr ſumpfigen und bergigen Gegenden die deutſchen Jagdhunde dazu, die Rehe zum Schuſſe zu bringen. Indeſſen iſt es rathſam, ſich derſelben ſo wenig als möglich zu bedienen, weil durch ſie das Revier zu ſehr beunruhigt wird.

§. 17. Nur gelegentlich werden Rehe, bei eingerichteten Jagen auf Roth- und Schwarzwild in Tüchern mit eingeſtellt. Es gibt ja andere und weniger koſtſpielige Mittel zur Genüge, ihnen Abbruch zu thun.

Sogar der Gebrauch der Rehnetze wird nur dann nöthig ſein, wenn es darauf ankommt, entweder den Rehſtand ſchnell und auf einmal merklich zu vermindern, oder einige Stück lebend einzufangen, oder hergebrachte Rechte in Ausübung zu bringen.

Sie werden wie alles Zeug ſo geſtellt, daß an den Wechſeln keine Lücken oder Vertiefungen entſtehen; im erſten und zweiten oben angegebenen Falle aber buſenreich, d. h. die Ober- und Unterleinen werden weniger ſtramm (ſtraff) als bei der Prellnetzſtellung angezogen, die Maſchen etwas zuſammengeſchoben, und der dadurch entſtehende Buſen an der Unterleine

einwärts gelegt; auf den oben mit flachen Kerben verſehenen Forkeln aber, welche man nur ſo feſt in den Boden ſtößt, daß ſie die Netze aufrecht ſtehend erhalten, die Oberleinen eingehängt.

Hat man auf dieſe Weiſe einen beliebigen Diſtrict nahe am dichten Holze umſtellt, ſo treibt man in der Stallung auf die Netze zu. Die in dieſelben einfallenden Rehe verwickeln ſich dann darin, man bekommt ſie lebend, meiſtentheils unbeſchädigt, in ſeine Gewalt, und ſo kann man Ricken, oder was ſonſt geſchont werden ſoll, wieder in Freiheit ſetzen.

Jagt man blos deshalb mit Netzen, um die Befugniß dazu, oder Jagdfrohnen durch Verjährung nicht zu verlieren, ſo müſſen, inſofern die Jagdleute auf ein gewiſſes Fangegeld geſetzt ſind, die Netze buſenreich geſtellt werden; außerdem, wenn die Garne blos zu Wehrflügeln dienen, das Wild aber geſchoſſen wird, zieht man die Leinen ſtramm an, hängt die obere an Haken, welche oben an den Forkeln eingeſchlagen ſind, ein, und ſtößt die Forkeln feſt in die Erde. Die auf dieſe Art geſtellten Netze reichen viel weiter, müſſen aber ſo feſt ſtehen, daß ſie nicht abfallen, wenn die Rehe anprallen. Darum heißen ſie, ſo geſtellt, Prellnetze.

Uebrigens reſpectirt dieſe Wildart auch Federlappen ſo ſehr, daß dieſe allein zum Einſtellen hinreichen, wenn man ſich mit Schießen ein Vergnügen machen will. Wünſchte eine Herrſchaft eine beſtimmte Anzahl Rehe lebend einzufangen, ſo würde ich rathen, erſt verlorene Treiben nach einer beträchtlichen Dickung zuzumachen, dieſe dann ringsum zu verlappen, die Fallnetze auf einem Wege quer durch die Stallung zu ſtellen, und dann von beiden Seiten abwechſelnd ſo lange auf ſie zuzutreiben, bis man ſeinen Zweck erreicht hätte.

Käme es aber darauf an, eines ausgezeichneten Stückes habhaft zu werden, ſo müßte man ſich zuvörderſt davon unterrichten, in welchem Walddiſtrict es ſtünde. Dieſer würde doppelt verlappt, oder beſſer noch, mit feſt geſtellten Netzen umzogen werden müſſen. Dann könnte man die Fallnetze, wie vorher geſagt, in der Stallung anwenden. Denn wollte man ſie auf den Flügeln anbringen, ſo möchte ſich vielleicht der Fall ereignen, daß kurz vor dem Stück, welches gefangen werden ſoll, ein anderes oder mehrere einfielen, wodurch eine Lücke entſtehen würde, welche das zum Fang beſtimmte leicht finden, und ſo entkommen könnte.

§. 18. Nur beiläufig erwähne ich die ſogenannten Rehagen als eine höchſt ſchädliche, in den meiſten Ländern ſogar unerlaubte, ich möchte ſagen, das Waidwerk ſchändende Erfindung, deren Anwendung von nicht zu entſchuldigender Habſucht des Jagdberechtigten zeugt.

Ein Rehagen beſteht aus einer langen lebendigen, auf dem bekannten Rehwechſel gezogenen Hecke oder Flechtverzäunung. Hin und wieder läßt

man Lücken. An jedem Ende derſelben werden Mücken eingeſchlagen, und auf dieſen Querſtangen befeſtigt, woran man herabhängende Schleifen von hanfenen Leinen dicht neben einander ſo aufſtellt, daß eine etwas über die andere ſteht. Auf die Hecken oder Zäune treibt man dann die Rehe aus den umliegenden Diſtricten zu. Indem ſie ſich durch die Lücken retten wollen, werden ſie in den Schleifen gefangen.

Zuweilen macht man auch eine ähnliche Umzäunung um einen ganzen Gehau herum, treibt erſt aus der benachbarten Gegend die Rehe durch die offen gelaſſenen Lücken hinein, und forcirt ſie hernach, wenn die Schleifen in den Lücken vorgehängt worden ſind, mit Hunden oder Treibern ſo lange, bis man genug gefangen hat. Weg mit der Aasjägerei!

§. 19. Dem rechtlichen Waidmanne kann und wird das Bürſchen im Freien Gelegenheit genug gewähren, ſich Nutzen und Vergnügen zu verſchaffen.

Auf ebenſo mannichfache Weiſe und mit gleich glücklichem Erfolge wird das Bürſchen beim Rehwilde betrieben, wie beim Edel- und Damwilde; demnächſt aber auch nach folgender *waidmänniſcher*, nur bei dem *Reh-bocke* anzuwendender Methode:

Während der Brunſt im Juli und Auguſt *ſpringt der Bock beſonders eifrig aufs Blatt*[1]), d. h. er eilt mit der größten Schnelligkeit auf den Ort zu, wo der Jäger, gut verborgen, den Laut, welchen das Schmalreh ausgibt, wenn es vom Bocke geſagt wird, *ganz genau* nachahmt.

Zum Hervorbringen dieſer Töne bedient man ſich eines Birnbaumblattes, eines Stückchens von der äußern weißen Schale der *Birke*, oder auch eines nicht zu alten, glatten, etwas breiten Grasblattes, drückt es der Breite nach mit den Lippen leiſe auf die Zunge, ſo daß zwiſchen der Oberlippe und dem Blatte eine ganz kleine Oeffnung, wie beim Pfeifen, entſteht, und ſtößt, ohne ſonderliche Anſtrengung, einigen Wind durch dieſelbe. Um den *höhern Anfangston* des Rufes hervorzubringen, wird der Windſtoß etwas verſtärkt. Durch Verminderung des Windſtoßes und gleich darauf folgenden Nachlaß deſſelben entſteht der *kürzere tiefere Schlußton*.

Deutlicher vermag ich dies übrigens gar leichte Verfahren nicht zu beſchreiben, man wird es aber bald kennen lernen, wenn man zu bemerken Gelegenheit hat, wie der gemeine Mann beim Blaſen ganzer Melodien auf dem Blatte ſich benimmt.

Sonſt bedient man ſich zum Blatten auch eines doppelt und dicht zuſammengebogenen Meſſing- oder Bleiblättchens, durch welches in der Mitte ein kleines Loch gebohrt wird. Wird dieſes ſo vor den Zähnen mit den Lippen feſtgehalten, daß der zum Entſtehen der verlangten Töne nöthige

1) Die Periode, während welcher dies geſchieht, wird daher durch *Blattzeit* bezeichnet.

Wind durch das Loch gehen kann, ſo erreicht man leicht den Zweck, den Fipplaut nachzuahmen. Andere blatten blos mit dem Munde, indem ſie die Lippen feſt zuſammenpreſſen, und zwiſchen dieſen und den Zähnen etwas Wind ſammeln, welchen ſie dann durch eine ganz kleine Oeffnung ſchnell herauslaſſen. Hauptregel iſt es, daß die Töne immer die nämlichen bleiben, auch nicht umſchlagen.

Wer indeſſen Luſt oder Gelegenheit nicht hätte, den Fipplaut auf vorgedachte Weiſe nachahmen zu lernen, der kann ſich eines beſondern Rehrufs bedienen, wie er bei den Hornbrehern und Inſtrumentmachern, auch bei den nürnberger Drechslerwaarenhändlern verkauft wird. Dieſer gewährt den Vortheil, daß der Fipplaut ſich immer gleich bleibt, und daß man vermittelſt einer daran befindlichen Vorrichtung, ihn nach Gefallen höher oder tiefer ſtimmen kann. Nur muß man gemäßigt blaſen, weil ſonſt der Laut zu rauh und zu ſtark wird.

Morgens von zehn bis elf Uhr ſpringt der Bock im Auguſt am eifrigſten aufs Blatt, weil er ſich da gewöhnlich niedergethan, ruht und das Schmalreh nicht jagt. Auch früh und gegen Abend kann man ihn täuſchen, inſofern er noch ruhig iſt; verpönt man ihn aber einmal, ſo iſt für dieſes Jahr alle Mühe vergebens, ihn wieder heranzuziehen. Bei der Ricke iſt dies nicht der Fall, wenn der Fipplaut des Kalbes (im erhöhten Tone) nachgeahmt wird. Dies wiſſen und benutzen Wilderer und Aasjäger leider nur zu ſehr zu ihrem ſchändlichen Gewerbe und zum Ruin des Rehſtandes.

Zum Blatten muß man in Gegenden, wo Böcke ſtehen, einen Ort wählen, an welchem man nach allen Richtungen ſehen, ſchießen und ſich gut verbergen kann. Hier thut man nur drei bis vier Stöße auf das Blatt, hält ein wenig inne und fängt dann wieder an.

Iſt der vorher nicht verpönte Bock allein, nicht im Jagen des Schmalrehes begriffen, und wird deſſen Fipplaut natürlich nachgeahmt, ſo kommt er pfeilſchnell, öfters auch ſchleichend heran. Deshalb muß der Jäger ſchon im voraus ſchußfertig ſein; denn die geringſte Bewegung deſſelben verräth ihn dem Bocke und er entflieht dann ebenſo ſchnell, als er kam.

Stutzt er in zu weiter Entfernung, ſo darf das Blatten nicht wiederholt werden. Er nähert ſich dann entweder mehr, oder er eilt nach einer andern Seite hin. Im letzten Falle reichen ein paar vorſichtige Blattſtöße hin, ihn wieder zu locken.

Oft begegnen ſich bei dieſer Gelegenheit zwei Böcke. Der ſtärkere ſtrebt dann den ſchwächern zu verjagen. Der letztere weicht nicht gern gleich, ſondern flieht in verſchiedenen Wendungen herum. Hält ſich der Jäger recht ruhig, ohne zu blatten, ſo kommen ſie ihm oft nahe genug, daß er den ſtärkſten erlegen kann; trennen ſie ſich aber früher und horchen,

ſo darf er nur noch ein paarmal auf das Blatt ſtoßen, und einer oder der andere eilt gewiß heran.

§. 20. Auch bei der Treibejagd, von welcher im dritten Abſchnitte öfter die Rede ſein wird, erlegt man manches Reh gelegentlich, und zwar kann dies durch eine mit Schrot von Nr. 2 geladenen Flinte geſchehen. Sonſt bedient der gute Waidmann bei der Rehjagd ſich immer lieber der Büchſe, weil dadurch Wildbret und Haut weniger beſchädigt wird.

§. 21. Das Reh wird ebenſo wie das Edelwild verbrochen, aufgebrochen und zerwirkt. Beim Zerlegen kann man ſich jedoch in manchen Stücken nach dem Wunſche und Willen Deſſen richten, welchem das Wildbret zu Nutzen kommt. Wird auf Erſparniß Rückſicht genommen, ſo löſt man die Keulen, wie beim Edelwilde, aus, oder der Zimmer wird am Kreuz durchgeſchlagen, das hintere Theil dann geſpalten und an den Keulen gelaſſen. Ich will es allenfalls zugeben, daß auf dieſe Weiſe für Diejenigen, welche in der Pfanne braten laſſen, etwas gewonnen wird, weil dann überall Knochen die Unterlage machen, und dadurch das Wildbret, welches ſonſt da, wo es aufliegt, ſchwarz und hart zu werden pflegt, mürbe und ſaftig bleibt; aber gewiß iſt es, daß der Zimmer ſehr am Anſehen verliert. Andere, welchen daran liegt, recht ſtarke Zimmer auf die Tafel zu bringen, laſſen hinten an den Keulen, gerade unter dem Schloſſe, einen Einſchnitt bis an die Keulenröhre machen, dieſe durchſchlagen, und dann das übrige Keulenwildbret ſo durchſchärfen, daß der Zimmer auf der Tafel überall gerade aufliegt. Ein ſo abgelöſter Zimmerbraten ziert die Tafel ſehr; auch geht, inſofern er am Spieße gebraten wird, nichts an Wildbret verloren. Doch werden die Keulen verkleinert und unſcheinbar, behalten aber immer noch ſo viel Wildbret, daß ein kleiner Familienzirkel von ſechs bis acht Perſonen an einem ſolchen Keulenbraten zur Genüge hat. Wer aber in der Pfanne braten läßt, kann infolge des letztgedachten Verfahrens beim Zerlegen das am Zimmer bleibende Keulenwildbret faſt gar nicht benutzen, weil es bei geringer Vorſicht trocken wird und oft ſogar verbrennt.

Zweites Capitel.

Die wilde Sau (Schwarzwild).

Sus scrofa *L.* [1]).

§. 1. Der Waidmann belegt dieſe Wildart mit der Benennung Sau, wenn von ihr im Allgemeinen, ohne auf das männliche oder weibliche Geſchlecht beſondere Rückſicht zu nehmen, geſprochen wird.

Bache iſt der Name, welchen das Muttergeſchlecht erhält. Sie friſcht oder ſetzt (doch iſt der letztere Ausdruck nicht ſehr gewöhnlich), ſie wirft keine Jungen, wie die zahme Sau.

Die Jungen männlichen und weiblichen Geſchlechts heißen Friſchlinge, und zwar von dem Tage, an welchem ſie gefriſcht werden, bis zum Anfange des nächſtfolgenden Jahres, heurige; dann aber bis zur nächſtfolgenden Brunftzeit jährige, übergangene, überlaufene. Von dieſer Zeit an wird der weibliche übergangene Friſchling Bache, und zwar ein ganzes Jahr hindurch zweijährige, im folgenden dreijährige Bache genannt. Sobald ſie vier volle Jahre alt iſt, hört die Beſtimmung des Alters auf, und man ſpricht ſie dann als ſtarke, an einigen Orten als grobe Bache an.

Der männliche jährige Friſchling heißt, wenn er zwei volle Jahre alt iſt, zweijähriger Keiler [2]), an einigen Orten Bacher, ohne Bezeichnung des Alters; zwölf Monate ſpäter aber dreijähriger Keiler, oder, wo der zweijährige Bacher benennt wird, Keiler ohne weitern Beiſatz.

Wenn der Keiler vier Jahr alt wird, ſo ſpricht ihn der Jäger als angehendes Schwein, zwölf Monate ſpäter als hauendes oder gutes, vom ſiebenten Jahre an als Haupt- oder grobes Schwein an.

Der Rüſſel wird Gebreche genannt. Mit dieſem brechen die Sauen, ſie wühlen nicht in der Erde.

Man bedient ſich auch des Ausdrucks Gebreche, um damit die ganze Schnauze zu bezeichnen. Der durchwühlte Erdboden hingegen heißt Gebräche. Wenn die Sau bricht, ſo ſagt der Jäger: ſie ſteht im Gebräche. Aus dem Vorhergehenden ergibt ſich der Unterſchied zwiſchen Gebräche und Gebreche von ſelbſt.

Die Hauzähne des Schweines heißen Gewehr, die bei den Bachen an derſelben Stelle hervorſtehenden, aber kürzern, ſtumpfern und nur wenig gekrümmten vier Eckzähne Haken.

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgeſchenk ꝛc. 1795, II, 14. Bechſtein, Handb. d. Jagdwiſſenſch., Th. 1, Bd. I. Cap. 7. Oken, Zoologie, Th. 3, Abth. 2, S. 761, 765.

2) Ich ſchreibe Keiler, nicht Keuler, indem ich keilen, ein Ausdruck, welcher im gemeinen Leben oft ſtatt heftig ſchlagen gebraucht wird, für das Stammwort halte.

Das lange, über die Grundwolle hervortretende Hauthaar nennt man Borſten, das noch längere und ſtrammere, längs des Rückgrats ſtets ſtruppig emporſtehende Federn; die Dünnungen Wammen; den Schwanz Pürzel, auch Federlein.

Das Schwein bekommt auf den Blättern eine oft fingersdicke Haut, Schild genannt.

Wenn die Sauen ſich den Hunden widerſetzen und ſtehen bleiben, ſo ſagt man: ſie ſtellen ſich; reißen ſie aber aus, ſo bedient man ſich des Ausdrucks: ſie gehen durch. Von Hetzhunden werden ſie eingeholt und gepackt, auch wie man an einigen Orten ſich auszudrücken pflegt, feſtgemacht oder gedeckt, nicht gehalten.

Sucht der Keiler und das Schwein mit Hülfe des Gewehrs ſich von den Hunden loszumachen, ſo ſagt der Waidmann: er oder es ſtreitet mit ihnen; wird der Zweck der Befreiung vom Schweine oder Keiler erreicht, ſo haben ſie ſich losgeſchlagen. Wird dabei ein Hund verwundet, ſo ſagt man: er iſt geſchlagen.

Auch ſchlägt ſich das Schwein durchs Jagdzeug; es fährt oder flieht nicht hindurch.

Den von den Hetzhunden gepackten Sauen wird der Fang gegeben, oder ſie werden abgefangen; nicht todtgeſtochen.

Wenn mehrere Keiler, Bachen und Friſchlinge beiſammen ſind, ſo erhält dieſe vereinigte Geſellſchaft die Benennung Rudel, in einigen Gegenden auch Rotte. Beſteht das Rudel nur aus Keilern und Bachen, ſo heißt es: ein Rudel ſtarker Sauen.

Die einzelne Sau hat ein Lager, kein Bette; das Rudel einen Keſſel.

Die Sauen ſchieben ſich ein; ſie thun ſich nicht nieder.

Sie liegen oder ſtecken in einem Reviere; ſie ſtehen nicht in demſelben.

Die Aeſung wird Fraß oder Gefräß genannt.

§. 2. Von allem andern Haarwilde unterſcheidet ſich die Sau durch ihren innern und äußern Bau ſowol, als durch andere Eigenheiten ſo ſehr, daß ſie in allen Eintheilungsſyſtemen als beſondere Gattung daſteht.

Schon in den früheſten Zeiten ward die mannichfaltige Nutzbarkeit der Sauen für den Haushalt anerkannt, und deshalb der glückliche Verſuch gemacht, ſie zu zähmen.

Kein Klima iſt ihr gefährlich, und daher fand und findet man in allen Theilen der alten und neuen Welt, wo es Waldung gibt, Sauen in wildem oder verwildertem Zuſtande. Nach Amerika wurden ſie im Anfang des 16. Jahrhunderts gebracht, nach den Polyneſiſchen Inſeln noch ſpäter; in beiden Gegenden haben ſie ſich ungemein ſtark vermehrt.

Schon der nicht ungewöhnliche Sammelname Schwarzwild zeigt an, daß die gewöhnliche Farbe unſerer wilden Sauen ſchwarz und ſchwarzbraun iſt. Weniger häufig ſind graue, am ſeltenſten roſtfarbene, weiße, gefleckte — alle als Abänderung (Spielart, Varietät).

Haben die zahmen Schweine, als Abkömmlinge von den wilden Sauen, der Erfahrung zufolge, nach und nach die Farbe ihrer Stammältern verloren und die weiße und bunte angenommen (denn roſtfarbene und ſchwarze ſind nicht ganz häufig), ſo kann man im Gegentheil mit Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen, daß da, wo es jetzt mehrere weiße, bunte und weißgraue wilde Sauen gibt, in Zeiten, als man mehr auf Jagd als auf gute Wirthſchaft hielt, zahme Schweine ausgeſetzt worden ſind, von welchen ſie abſtammen.

Das Gebrech der Sauen beſteht aus einer knorpelartigen Maſſe, welche vorn auf der Naſe und am Obermaule einen erhabenen Rand bildet. Vermittelſt einiger ſtarken Muskeln iſt dieſer beweglich. Mit dem Gebrechе machen die Sauen, ohne ſichtbare Merkmale von Verletzung, ſelbſt bei mäßigem Froſte, ſechs und mehrere Zoll tiefe, oft ziemlich breite Furchen im wurzeligen Raſen, ja, ſelbſt im unberaſten harten Erdboden, um Fraß zu ſuchen.

Der Kopf im Ganzen iſt dem der zahmen Schweine ziemlich gleich, doch etwas länger und ſpitzer; das Gehör ſteht mehr aufgerichtet; nur wenn die wilden Sauen ruhig brechen, erſcheint es wankend und geſenkt, wie bei jenen.

Die Gebißwerkzeuge, auch die Waffen der wilden Sauen ſind denen der zahmen Schweine an Zahl, Stellung ꝛc. gleich.

Wie ſich bei dieſen der Hauer durch die Hauzähne von der Sau unterſcheidet, ſo zeichnet ſich der Keiler und vorzüglich das Schwein durch das Gewehr von der Bache aus.

Schon im zweiten Jahre erhebt es ſich gegen das Ende des Gebrechеs aus dem Ober- und Unterkiefer merklich. Beim dreijährigen Keiler verlängert ſich das untere Gewehr um Vieles mehr als das obere. Es wächſt ſchräg aufwärts, krümmt ſich oben, iſt ganz weiß und glänzend, auch äußerſt ſcharf und ſpitz. Das obere biegt ſich gleich von dem Kiefer ab- und aufwärts, iſt aber kaum halb ſo lang als jenes. Dieſe Menſchen und Hunden gefährlichen Waffen des Keilers in dieſem Alter ſind ſo geſtellt, daß ſie durch beſtändiges Gegeneinanderreiben immer ſchärfer und ſpitziger werden.

Beim angehenden Schweine nimmt das Gewehr an Länge, Stärke, das untere beſonders an Krümmung zu. Noch ſtehen aber die Spitzen ſo, daß die Schläge damit äußerſt gefährlich ſind.

Je älter das Schwein wird, deſto ſtärker krümmt ſich bei immer noch zunehmender Länge und Stärke ſowol das untere als das obere Gewehr.

Bei Hauptſchweinen ſcheint in einiger Entfernung erſteres oft faſt über dem Gebrechе zuſammenzureichen, und dann bleibt ſelbigen nur das letztere weiter ab- und aufwärts ſtehende zum Streite übrig.

Bei der Bache nehmen kurze, kolbige Haken die Stelle des Gewehres ein. Bei der ſtarken ſtehen ſie etwas mehr hervor, gefährliche Schläge indeſſen kann ſie damit nicht verſetzen.

Der Körper im Ganzen iſt weniger lang, die Läufe ſind zwar nicht höher, aber ſtärker als bei der beſſern Race zahmer Schweine.

Den von der Wurzel bis gegen das Ende mit kurzen, hier ſich verlängernden Borſten beſetzten Pürzel tragen die wilden Sauen, wenn ſie flüchtig und nicht verwundet ſind, geringelt, wie jene, wenn ſie aber brechen, etwas abſtehend und hinten herunterhängend. Scheint ihnen dann etwas verdächtig, ſo ſtutzen ſie, werfen den Kopf in die Höhe, indem der Pürzel ſich ringelt.

Die Haut iſt im Sommer nicht ſehr dicht mit kurzen Borſten beſetzt, welche ſich gegen den Winter verlängern. Zu dieſer Jahreszeit wird ſie auch auf dem Grunde mit wolligem Haar, welches zum Schutze gegen die Kälte dient, ſtärker belegt.

Die Stärke und Gewichtigkeit des Schwarzwildes hängt ſo ſehr vom Alter, von dem Gefräß, von der Maſtung und der Jahreszeit ab, daß alle Angaben über die Länge und Höhe des Körpers und über das Gewicht nicht anders als unſicher ſein können. Doch wird angenommen, daß ein angehendes Schwein im Monate October und November 250 Pfund, incluſive des Schweißes und Geſcheides, wiegen ſoll. Hauptſchweine erlangen oft die Schwere von 500 und mehrern Pfunden. Auch habe ich eine erlegte Bache geſehen, welche ſo lang war, daß, obgleich das Gebrechе auf der Vorderare eines zweiſpännigen Wagens lag, der Pürzel doch noch bis an das hintere Ende des Wagenbrettes reichte. Am Gewicht gab ſie dem ſtärkſten Schweine nichts nach.

Ungeachtet dieſe Wildart nichts weniger als leicht gebaut iſt, ſo bewegt ſie ſich doch noch ſchnell genug, aber ohne Gewandtheit.

Sie *vernimmt* und *wittert* ſehr gut, deſto weniger ſcharf *äuget* ſie; denn es gibt keine andere Wildart, welche, wenn der Wind gut iſt, dem Jäger, inſofern er recht ſtill ſteht, ſo nahe auf den Hals käme, ohne ihn zu bemerken.

Den Geſchmack der Sauen möchte ich gerade ſchlecht nicht nennen; denn wenn ſie gleich in der Wahl der Aeſung nichts weniger als ekel ſind, ſo geben ſie doch der beſten und nahrhafteſten immer den Vorzug. Auch darf ja der Menſch, wenn er billig ſein will, hierin am wenigſten ſtrenge urtheilen. Manches, was er als Leckerei ſchätzt, würden dieſe und andere wilden Thiere vielleicht nur im höchſten Nothfalle als Fraß annehmen.

Selbſt Empfindung, äußere nämlich, fehlt den Sauen gewiß nicht; denn ſchwächere legen das Gefühl des Schmerzes laut klagend zu Tage.

Das Schwein hingegen gibt ſelbſt bei den ſchmerzlichſten und tödtlichſten Verwundungen nie einen Klagelaut aus.

Ueberhaupt ſind die Sauen, vorzüglich Schweine, unter allen bei uns einheimiſchen wilden Thieren die tapferſten und muthigſten. Tücke würde man ihnen mit Ungrund zur Laſt legen.

Ungereizt wird ſelbſt das ſtärkſte Schwein keinem Menſchen etwas zu Leide thun; nur dem Hunde, ſeinem bitterſten Feinde, widerſetzt es ſich und ſucht ihm gefährlich zu werden. Geht der Menſch ſeinen Gang ruhig fort, ſo wird es ſich entweder gar nicht um ihn bekümmern, oder da es, wie alles Wild, ihn fürchtet, ſich flüchtig entfernen. Nur hüte man ſich vor Neckerei! Ich ſelbſt that das einſt, als unerfahrener Jüngling bei einem Schweine, welches im Winter, wenn der Mann, der die Fütterung zu beſorgen hatte, auf derſelben ankam, hinter ihm drein ging, ohne ihn zu beſchädigen, ein Loch in den Sack ſchlug, um die herausfallenden Eicheln ſich anzueignen. Zu Pferde ſitzend, hieb ich nämlich darnach mit der Peitſche als es in einem Haferſtücke ſtand, mußte aber reiten was ich konnte, um ihm zu entkommen.

Vor preſſirten oder verwundeten Sauen hat ſelbſt der Jäger Urſache auf ſeiner Hut zu ſein. Unglaublich ſchnell kommt das Schwein gefahren, wenn es einen Menſchen oder ein Thier annimmt (angreift). Mit ſeinem Gewehr verſetzt es ihm einen kräftigen, oft gefährlichen Schlag, inſofern das Ausweichen unmöglich iſt; aber ſelten hält es ſich auf [1]), noch weniger kehrt es wieder um.

---

1) Vor ungefähr 22 Jahren ereignete ſich in Deſſau auf der Streifjagd doch einer von den ſeltenen Fällen, daß ein ſehr preſſirtes Schwein den letzt verſtorbenen Herzog annahm, und ſo lange ſich unter dem Pferde aufhielt, daß es dieſem mehrere Schläge in den Unterleib verſetzen konnte. Der Herzog legte ſeine Füße, um ſie zu ſchützen, an den Hals des Pferdes herauf. Machte dieſes nur eine geringe Bewegung, ſo mußte der Herzog fallen, und war dann in augenſcheinlicher Lebensgefahr. Aber, war es Obhut der Vorſicht, welche die Tage eines zärtlichen Vaters ſeiner Unterthanen ſchützen wollte, oder Schreck, welcher das Pferd unbeweglich machte; kurz, das gute Thier, das nach ſeiner Herſtellung nur zu Spazierritten gebraucht ward, und bis zum Tode das Gnadenbrot erhielt, bewegte ſo lange keinen Fuß, bis der Herzog durch Hülfe ſeiner braven Jäger befreit wurde

Noch muß ich erwähnen, daß dieſer Vorfall ſich nicht in der Nähe der Hatzen ereignete, welche alſo zur Rettung nicht angewendet werden konnten.

Der Fürſt begab ſich nach Hauſe, und überließ es dem vortrefflichen, vor ſeinem Herrn Vater mit Tode abgegangenen Erbprinzen, einem der beſten Jäger neuerer Zeit, die Jagd fortzuſetzen.

Kaum eine Stunde nachher ertönten die Hörner der Jäger, dem beſtehenden Befehle zufolge, als ſie ein anderes Schwein, das ſich vor den Findern ſtellte, anſichtig wurden. Durch die Hunde und das Blaſen gereizt, nahm es ſchon einen Jäger nach dem andern an, alle aber entkamen glücklich mit Hülfe ihrer gewandten Pferde.

Der Prinz, leidenſchaftlicher und außerordentlicher Büchſenſchütz, eilte heran, ſtieg dann in einiger Entfernung ab, um ſich heranſchleichen und ſo einen deſto ſicherern Schuß machen zu können. Die Jäger, welche immer ihrer eigenen Sicherheit wegen die Augen aufs Schwein gerichtet haben mußten, erblickten ihn kaum, als ſie ihm zuriefen, ſich der Gefahr nicht auszuſetzen. Es war zu ſpät! Das Schwein nahm auch ihn an. Kein ſtarker Baum, kein dichter Strauch konnte ihn decken, bloßes

Verliert man in ſolchen Fällen die Beſinnung nicht, läßt man das Schwein ganz nahe heran und ſpringt dann hinter einen Baum, oder wenn das nicht möglich iſt, nur auf die Seite, ſo fährt es, da es nicht ſehr gewandt iſt, vorbei. Wäre aber zu dieſen Rettungsmitteln weder Zeit noch Gelegenheit, ſo bleibt immer noch das ſchnelle Niederwerfen auf die Erde übrig. Das Schwein kann, wie der Keiler, nur von der Seite und oberwärts, nie unterwärts ſchlagen.

Die Bache wird nicht ſo leicht zornig als das Schwein, gibt jedoch dieſem an Muthe wenig nach. Zwar kann ſie vermittelſt der Haken durch das Schlagen keine Verwundungen beibringen, ſie wird aber, wenn ſie einen Menſchen annimmt, deshalb gefährlicher noch als das Schwein, weil ſie bei dem ereilten Gegenſtande ihrer Wuth ſtehen bleibt, mit den Läufen auf ihm herumtritt und beißend ganze Stücken Fleiſch losreißt.

Das Niederwerfen wäre daher bei ihr ein ſehr falſch berechnetes Rettungsmittel.

Dem Jäger bleibt, wenn er auch kein Schießgewehr hat, noch ſein Hirſchfänger übrig, inſofern er Kraft, Muth und Geſchicklichkeit genug beſitzt, die Bache daran auflaufen [1]) zu laſſen. Wer das nicht unternehmen kann oder will, der ſuche in möglichſter Eile auf den erſten beſten Baum zu kommen; nur verlange er nicht, wenn er Jäger iſt, daß ſeine Kameraden dieſe Art, ſich zu befreien, ehrenvoll finden ſollen.

Auch ſchwächere Sauen, ſelbſt jährige Friſchlinge nehmen, wenn ſie ſehr forcirt werden, zuweilen den Menſchen an, ohne ihm jedoch Schaden zufügen

---

Stangenholz war in der Nähe. Nur der Erbprinz, von der Natur mit ſeltenen körperlichen Kräften ausgerüſtet, nur er, der ſich durch unerſchütterliche Geiſtesgegenwart auszeichnete, durfte hoffen, dem Anprall des Schweines auf die vorgehaltene Büchſe nicht zu unterliegen. Der ſchnell gefaßte Entſchluß, es ſo anlaufen zu laſſen, gelang. Indem das Schwein die Mündung der Büchſe erreichte, drückte der beherzte Mann ab, und endend ſtürzte das Schwein zu ſeinen Füßen.

1) In vorigen Zeiten gehörte es zu den ritterlichen Uebungen, bei eingeſtellten Jagen die Sauen auflaufen zu laſſen. Bei ſtarken Sauen und Schweinen bediente man ſich dazu des Fangeiſens — auch Schweinsfeder genannt — einer Art von Spieß, deſſen 12 bis 14 Zoll lange eiſerne zweiſchneidige Spitze an einem hölzernen, mit Leder und Zwecken beſchlagenen Stiele befeſtigt war. Am Ende des Eiſens ſind auf beiden Seiten deſſelben fingerſtarke, 3 Zoll lange Hervorragungen angebracht, damit das Eiſen nur bis dahin in die Saue eindringen kann. So bewaffnet ſtellte man ſich dem heraneilenden Schweine entgegen, indem man mit der rechten Hand das Ende des hölzernen Stieles feſt an den Körper andrückte, mit der linken aber vorgriff, um dem Eiſen die Richtung zu geben, daß es zwiſchen Hals und Blatt der Saue hineinfahren mußte. Dabei ſtützte man den Körper auf den rechten Fuß beſonders, welcher hinterwärts ausgeſtreckt eingeſetzt ward, den linken aber ſtellte man vorwärts und etwas gebogen. Schwächere Sauen ließ man nur auf dem Hirſchfänger anlaufen, welchen man, mit dem Heft in der rechten Hand, über dem rechten etwas gebogenen Knie anſetzte, indem der Körper auf den linken geradeaus hinterwärts eingeſetzten Fuß ſich ſtützte, und die Spitze des Hirſchfängers ebenſo richtete, wie beim Schweine das Fangeiſen. Um die Sauen zu reizen, rief man ihnen das Wort Hußsau zu, und augenblicklich rannten ſie blind auf den mörderiſchen Stahl an.

Vielleicht wird man ſich wundern, dieſen Gegenſtand hier und nicht beim Jagdweſen angeführt zu finden. Ich weiß deshalb keine andere Entſchuldigung anzugeben, als die, daß ich es in jetzigen Zeiten für unnöthig hielt, ihn anders als hiſtoriſch zu berühren, und dazu ſchien mir dieſer Ort der ſchicklichſte. Vielleicht könnte denn doch auch dieſe Note einmal dem jungen Jagdhelden unvorhergeſehenerweiſe aus der Noth helfen, wenn er etwa durch andere im Text angezeigte Mittel ſich zu retten nicht Zeit hätte. —

zu können. Ich ſelbſt war einſt Augenzeuge, daß ein jähriger Friſchling einen ſtarken Mann, welcher ihn, ohne darauf geübt zu ſein, auflaufen laſſen wollte, umrennte.

Der Laut wird bei den wilden Sauen wie bei den zahmen vernommen, und zwar entweder als wohlbehagliches oder leidenſchaftliches Grunzen, oder als Aufmerkſamkeit auf unerwartet wahrgenommene Gegenſtände und Scheu bezeichnendes Schnaufen, oder als Angſt und Schmerz bezeichnendes Gekreiſch, letzteres, wie ſchon geſagt, nur von Bachen und ſchwachen Sauen, nie vom Schweine.

Das höchſte Alter der wilden Sauen wird zwiſchen 20 und 30 Jahren angeſetzt. Nie erreicht dieſes ein zahmes Schwein. Immerwährender Genuß der Freiheit und beliebige Wahl der Aeſung mögen wol die Urſachen ſein, warum erſtere einen ſo merklichen Vorzug in Rückſicht der Lebenslänge haben, und den gefährlichen Krankheiten der letztern, z. B. der Bräune u. a. m., nicht ausgeſetzt ſind. Nur außerordentlich ſtrenge Kälte, vorzüglich wenn tiefer, mit einer Eisrinde belegter Schnee ihnen das Brechen und zugleich das Auffinden des Fraßes unmöglich macht, auch wol die Haut an den Läufen verletzt, trägt, wenn man nicht mit hinlänglicher Fütterung bei Zeiten zu Hülfe kommt [1]), dazu bei, daß oft viele fallen (zu Grunde gehen).

§. 3. Die Brunftzeit der Sauen fängt gegen Ende des Monats November an und dauert vier bis fünf Wochen. Während derſelben kann man die Sauen in der Ferne ſchon wittern.

Es gibt zuweilen Bachen, welche zu unbeſtimmbaren Zeiten zweimal in einem Jahre brunſten und friſchen. Dieſe Ausnahme von der Regel läßt vermuthen, daß dergleichen mehr als gewöhnlich fruchtbare Sauen von zahmer Race abſtammen, welche vor kürzerer oder längerer Zeit ausgeſetzt worden iſt.

Der jährige weibliche Friſchling brunſtet in einem Alter von 18 bis 19 Monaten zum erſtenmale, und zu eben der Zeit würde auch der männliche geneigt und im Stande ſein, die Bache fruchtbar zu beſchlagen, wenn die Keiler und Schweine ihn daran nicht hinderten.

Zu Anfange der Brunftzeit müſſen dem Schweine die Keiler ſogar weichen, obgleich vorher dieſe, nicht jene, beim Rudel ſich aufhalten. Nur wenn von erſtern keine oder wenige vorhanden ſind, dürfen die letztern, von

1) Im Jahre 1784 habe ich im Fizeroder Reviere (ſonſt zur Oberforſtmeiſterei Torgau gehörig) ungeachtet aller angewendeten Vorſichtsmaßregeln, durch Fütterungen und aufgefahrene Streuhaufen in der Nähe derſelben Schaden zu verhüten, doch mehrere abfangen müſſen, welche den Kopf erfroren hatten. Beſtändiges Herumdrehen in einem Kreiſe war das Symptom dieſer Krankheit, welche erſt beim Eintritte gelinder Witterung ausbrach. Man fand bei der Oeffnung des Kopfes das Gehirn mit Waſſer umgeben; alle edeln Theile, d. i. Lunge, Herz und Leber, waren geſund.

ihnen aber wieder nur die ſtärkern, auf Befriedigung des Begattungstriebes rechnen.

Unter den Schweinen oder Keilern, welche während der Brunft zu den Bachen treten und dabei bleiben, kommt es häufig zu heftigen und anhaltenden Kämpfen. Schläge ſind die gewöhnlichen Folgen derſelben, doch ſelten tödtlich, weil ſie faſt alle auf die für das Gewehr undurchdringlichen Schilder fallen. Der ſchwächere Theil muß weichen. Sind die Kämpfer von gleicher Stärke und bleibt deshalb der Erfolg des Streites unentſchieden, ſo vertragen ſie ſich zwar nicht fortdauernd gütlich um den Beſitz ihrer Buhlſchaft, aber ſie dulden ſich doch neben einander, und leben in ungetheilten Gütern.

Ihre Liebkoſungen beſtehen in unaufhörlichen Stößen, welche ſie der Bache an allen Theilen des Leibes mit dem Gebrech verſetzen. In der That eine eigene Art von Galanterie, welche aber doch von den nichts weniger als ſpröden Schönen richtig verſtanden und ſo gut aufgenommen wird, daß ſie ſich geduldig ſtundenlange Neckereien dieſer Art gefallen laſſen, ehe es zum Acte des Beſchlags kommt. Dieſer wird mit eben der phlegmatiſchen Schwerfälligkeit angefangen und ebenſo langſam vollendet, wie bei den zahmen Schweinen. Während deſſelben erhält die Geliebte noch ſonderbarere Beweiſe der Zärtlichkeit; denn im Ausbruche des Entzückens beißt ſie der Liebhaber ſo kräftig in den Hals, daß entweder eine gute Portion Gefühlloſigkeit oder ein Uebermaß von wonnevollen Gefühlen auf ihrer Seite dazu gehört, um ſo etwas ohne irgend ein Zeichen des Unbehagens zu ertragen.

§. 4. Achtzehn [1]) bis zwanzig Wochen nach der Brunft *friſcht* (ſetzt) die ſchwächere Bache 4 bis 6, die ſtärkere aber oft 11 bis 12 Friſchlinge, wenn ſie ſich vorher im einſamen Dickicht ein mit Moos, Nadeln oder Laub ausgefüttertes Lager bereitet hat. Die Grundfarbe der meiſten Friſchlinge iſt grauröthlich. Gelbliche Streifen ziehen ſich in ziemlich geraden und ununterbrochenen Linien von vorn nach hinten, über den ganzen Leib hin; dieſe verlieren ſich aber gleich in den erſten Monaten, ſo daß man ſchon gegen Ende des Sommers nichts mehr davon bemerkt.

Nur *die* Friſchlinge, welche in der Folge weiß oder grau gefärbt erſcheinen, ſind in der früheſten Jugend weiß oder gelblich, wie die Spanferkel.

Während der erſten 14 Tage bleiben ſie in dem Lager, wo ſie gefriſcht wurden. Während dieſer Periode verläßt ſie die Bache nur ſelten und auf kurze Zeit, um ſich Fraß zu ſuchen. Sie bedarf deſſen um ſo mehr, da ſich die Friſchlinge anfänglich nur von der Muttermilch nähren. Nach Verfluß der eben angegebenen Zeit folgen ſie überall der Bache, welche ſie nach

1) Die eigentlich 20 Wochen dauernde Tragzeit verkürzt ſich wahrſcheinlich nur bei ſolchen Bachen die zum erſtenmale friſchen, auf 18 Wochen.

und nach zur Wahl schicklichen Gefräßes anführt, und sie erst, wenn im folgenden Jahre die Frischzeit herannaht, ihrem eigenen Schicksale überläßt. Oft finden sich mehrere Bachen mit ihren Frischlingen zusammen, so daß man Rudel von 30 und mehr Stücken antrifft. Verliert eine dieser gesellig vereinigten Mütter das Leben, so nehmen die zurückgebliebenen die verwaisten Kinder in vormundschaftliche Obhut.

Nichts übersteigt den Muth und die Unerschrockenheit, womit solche rechte oder Pflegemütter ihre Familie im Nothfalle vertheidigen. Beim ersten Ausbruche des klagenden Lautes eines Frischlings eilt blitzschnell die Bache heran. Keine Gefahr scheuend, geht sie blind auf jeden Feind los, wäre es auch ein Mensch, der ihr ein Kind rauben wollte.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir Folgendes:

Als er einst beim Spazierreiten ganz junge Frischlinge fand, wollte er einen davon mit nach Hause nehmen. Kaum fing dieser, indem er ihn aufhob und damit aufs Pferd eilte, zu klagen an, als die Bache heranstürzte, ihn, so sehr er auch sich zu entfernen eilte, unaufhörlich verfolgte, wüthend am Pferde in die Höhe sprang, und mit offenem Gebreche ihm nach den Füßen fuhr. Endlich warf er den Frischling herunter. Behutsam nahm die zärtliche Mutter ihr gerettetes Kind ins Gebreche und trug es zur übrigen Familie zurück.

§. 5. Die Sauen lieben die Geselligkeit ganz vorzüglich. Nur das murrköpfige Schwein bleibt für sich allein bis zu der Zeit, wo es, durch den erwachenden Begattungstrieb gereizt, die Bachen aufsucht.

Dann zerreißt es, durch das Vertreiben der schwächern Keiler, einen Verein, welchen man freundschaftlich nennen könnte, wenn es nicht sündlich wäre, ein Wort hier zu gebrauchen, an welches jeder gute Mensch Begriffe reihet, die ihm heilig sein müssen, mit denen er also um so weniger spielen darf. Verlassen und trauernd müssen zur gedachten Zeit die Vertriebenen die bei ihnen nicht minder rege heftige Brunstbegierde unterdrücken, und in geringzähligen, nur aus ihres Gleichen bestehenden Rudeln vereinigt, sich gegenseitig so lange zu trösten suchen, bis jene Despoten, gesättigt und entnervt, ihnen freiwillig das Feld räumen, und in die Einsamkeit sich zurückziehen. Doch bleibt auch noch diesem oder jenem unter der rüstigern männlichen Jugend ein Blümchen zu pflücken übrig, das ihn für das vorherige Entbehren schadlos hält.

Ausgenommen in der Brunftzeit und der Frischzeit, während welcher sich die Bachen so lange isoliren, bis ihnen die Frischlinge folgen können, bleiben Keiler, Bachen und Frischlinge das ganze Jahr hindurch in stärkern oder schwächern Rudeln, die sich nur im Nothfalle trennen, beisammen.

In den größten Dickungen des Waldes, oder auf trocknern Stellen in

Brüchern (ſumpfigen Waldbiſtricten), zuweilen auch an Berghängen, oder im kiefernen Stangenholze bricht das Schwein eine Vertiefung auf, welche gerade groß genug iſt, um den ganzen Körper deſſelben aufzunehmen. So entſteht ſein Lager, das es wo möglich mit Moos, trockenem Graſe oder Laub ausfüttert und ſich da einſchiebt, indem es die Vorder- und Hinterläufe an ſich zieht und, auf einer oder der andern Seite ruhend, den Kopf gerade vorwärts auflegt.

An ähnlichen Orten und auf die nämliche Art bereitet das Rudel gemeinſchaftlich den Keſſel, in welchem ſämmtliche dazu gehörige Einzelweſen neben und gegen einander ſo ſich einzuſchieben pflegen, daß alle Köpfe nach der Mitte hin gerichtet ſind.

Im Winter benutzen die wilden Sauen gern der Wärme wegen zuſammengerechte Streu- oder Schilfhaufen, ſtatt der Lager und Keſſel, um darunter ſich einzuſchieben. Der Anblick iſt ſonderbar genug, wenn ein ſolcher Haufen, dem man ſich, ohne Sauen zu ahnen, nähert, mit einemmale beweglich zu werden anfängt.

Das Schwein und jede ſtarke einzelne Saue ſucht faſt täglich daſſelbe Lager wieder auf; nicht ſo gewöhnlich das Rudel den Keſſel, ausgenommen im Winter, wo die Sauen überhaupt ihr Gebrech ſo viel als möglich ſchonen; denn weislich hat die Natur ſie davon belehrt, daß die geringſte, durch anhaltendes Brechen im hart gefrorenen Boden an demſelben bewirkte Verwundung ihnen leicht tödtlich werden, oder ſie doch unfähig machen könnte, im Nothfall Aeſung aus der Erde hervorzuholen. In dieſen ihren Lagern und Keſſeln bringen die Sauen, wenn ſie nicht geſtört werden, den ganzen Tag zu.

Gegen Sonnenuntergang gehen ſie im Holze und auf den Wieſen ins Gebräche, d. h. ſie ſtoßen brechend den Erdboden auf. Wo ſie eine Suhle finden, werfen ſie ſich hinein. Bei dem Genuſſe des vielen hitzigen Fraßes iſt ihnen dieſe Abkühlung ſelbſt in der kältern Jahreszeit ſo nützlich und angenehm, daß ſie nicht nur keine Gelegenheit ſich zu ſuhlen vorbeigehen laſſen, ſondern ſolche auch emſig und weit ſuchen. Oft wälzen ſie ſich längere Zeit in der Suhle herum, und befinden ſich ſo wohl, daß ſie, ehe ſie ſolche verlaſſen, auf den Vorderläufen geſtützt, das Hintertheil minutenlang im Moraſte ruhen laſſen.

Wenn mit einbrechender Nacht Alles ruhig wird, nehmen ſie die Felder an. Zu der Zeit, wo das Getreide Körner zu bekommen anfängt, hält es ſchwer, ſie daraus zu vertreiben, ſelbſt wenn man ſcharfe Hunde dazu anwendet. Auch ſchadet dieſer Verſuch oft mehr, als er nützt, weil, indem ſich die Sauen ſtellen, ſie weit mehr zu Boden treten, als außerdem geſchehen ſein würde. Beſonders ſcheint, ohne alle weitere Veranlaſſung, das Schwein

ein Vergnügen im Ruin der schönsten Felder zu finden; denn gerade da, wo es in denselben das vollste Gefräß findet, dreht es aus Uebermuth sich so lange im Kreise herum, bis nicht unbeträchtliche, mit Halmen dicht besetzte Flächen der Erde gleich gemacht sind. Daher ist es dem Landmanne nicht zu verdenken, wenn er einen Feind, der ihm in einer Nacht die Früchte seines Fleißes und die Aussicht zu einem sichern Lebensunterhalte raubt, von ganzer Seele haßt, um so mehr, da das beständige Wachen, um einem so ungebetenen und zudringlichen Gaste den Eintritt zu verwehren, ihm die gerade in dieser Jahreszeit am meisten nöthige Ruhe kostet.

Morgens mit Tagesanbruch gehen [1]) die Sauen auf dem gewohnten Wechsel eilig zu Holze, und setzen ihren Weg vom Rande desselben an langsam brechend fort, bis dahin, wo einzelne ihr Lager wieder finden, Rudel aber öfters neue Kessel sich bereiten.

Je nachdem die Jahreszeit es fordert, verändern sie nicht nur ihre Wechsel, sondern stecken sich auch in den Theilen des Revieres, welche den Orten, wo sie reichliche Aesung finden, am nächsten sind.

Gibt es keine starke Erdmast, und im Herbste keine Eichel- oder Buchmast an dem Orte, wo sie sich aufhalten, so ziehen sie sich weit danach hin. Mit Zeuge eingerichtete Jagen, auch häufige Jagden mit Hunden vertreiben sie oft mehrere Meilen weit.

§. 6. Keine andere Wildart nimmt so viel und so vielerlei Fraß an, als das Schwarzwild. Daher kommt es, daß ungeachtet der vielfältigen Nutzbarkeit desselben der Schade, welchen es anrichtet, weit überwiegend ist.

Im Walde und auf den Wiesen bricht es große Strecken um, um Erdmast, d. i. Trüffeln, Insectenlarven, Schmetterlingspuppen, Gewürm und Maden unter dem Rasen hervorzuholen, oder um in den Herbst- und Wintermonaten die abgefallenen Eicheln, Bucheln oder Haselnüsse und, wo es deren im Freien gibt, Kastanien, welsche Nüsse, und mehrere Arten wilden Wurzelwerks zu suchen. Ebenso verfährt es auf den Feldern, um sich Kartoffeln und Rüben zueigen zu machen. Alle Arten von Getreide, Gerste am Halm ausgenommen, alle Hülsenfrüchte nimmt es dann vorzüglich gern an, wenn sie zu reifen anfangen. Auch verachtet es im Winter, wenn anderes Gefräß zu fehlen anfängt, gestorbenes Vieh, gefallenes Wild (auch von seines Gleichen), ja selbst im Nothfalle Leichen nicht.

Nie aber fällt es lebende Thiere an.

§. 7. Vom October an bis gegen Weihnachten sind die Sauen in guten Jahren ungemein feist, und dies ist daher auch in Rücksicht ihrer die

1) Vielleicht bediene ich mich hier eines Ausdrucks, welcher nicht ganz gewöhnlich ist; aber welchen andern sollte ich wählen? Zu Holze ziehen kann man nicht sagen, denn die Saue eilt zu sehr nach dem Holze zu, sie trabt nämlich jedesmal, traben aber sagt man nur von Raubthieren.

ſchicklichſte Zeit zum Jagdbetriebe. Mit Recht ſchätzt man auf der Tafel dann das Wildbret aller, beſonders der ſchwächern. Als Leckerbiſſen iſt beſonders der Kopf anerkannt; auch finden einige den Genuß des Kurzwildbrets von Schweinen und Keilern angenehm.

Eben erlegte Sauen können, den zahmen Schweinen gleich, gebrüht und benutzt werden. Schinken [1]) und Würſte von erſtern ſind in der That vorzüglich ſchmackhaft.

§. 8. Die Jäger der ältern Zeit haben behaupten wollen, daß einige von den Zeichen des Edelhirſches, welche im Abſchn. I, Abth. I, Cap. 1, §. 11, angeführt worden ſind, z. B. das Schränken, die längern Ballen, das weiter auseinander und dichter an den Ballen ſtehende, tiefer und ſtärker ſich abdrückende Geäfter, auch im Tritte deſſelben, wo nicht des Keilers, doch des Schweines bemerkbar wären, woran alſo auch die Fährte deſſelben von der der Bachen ſich deutlich unterſcheiden ließen.

Wenn ich dies nun auch nicht ganz ableugnen will, ſo getraue ich mir doch zu behaupten, daß alle die angeführten Zeichen bei den Sauen höchſt trüglich ſind. Das einzige, welches ſelten oder nie einen Irrthum zuläßt, gründet ſich auf folgende Bemerkung:

Bei allen ſchwachen, beſonders zweijährigen Sauen iſt die eine Spitze der Schalen an den Vorderläufen kürzer als die andere, und ſo drückt ſie ſich natürlich auch im Tritte ab. Bei den Bachen, ſie mögen ſo ſtark ſein als ſie wollen, fällt dieſe Erſcheinung nie ganz weg. Am Tritte des dreijährigen Keilers wird die Verſchiedenheit der Schalenlänge ſchon weniger ſichtbar; an der des angehenden Schweines faſt unmerklich; beim hauenden Schweine verliert ſie ſich ſo ganz, daß beide Schalenſpitzen ſich ſtets in gleicher Länge im Erdboden austreten.

Hat der junge Waidmann Gelegenheit, einige reine Fährten einer Sau, vorzüglich einer ſtarken, hinter einander nach dem eben angegebenen Zeichen zu beobachten, ſo wird er mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit und faſt mit Gewißheit darauf anſprechen können. Sehr leicht aber könnte er bei dieſer Gelegenheit in einen andern Fehler verfallen, in den nämlich, daß er auf hartem Boden die Fährte des Schweines mit der eines Hirſches verwechſelte, weil beide an den Stümpfen viel Aehnlichkeit mit einander haben. Da aber kein Jäger auf einen einzigen Tritt anſprechen darf und kann, ſo wird ihm bei der Betrachtung einiger deshalb kein Zweifel übrig bleiben,

---

1) Will man die Keulen einer jägermäßig abgeſchwarteten Sau räuchern, ſo darf man ſie nur vorher in grobe Leinwand einnähen laſſen. Auch ſind die von jährigen und beurigen Friſchlingen, ebenſo, wie der Kopf geſengt und gekocht, ſehr gut von Geſchmack. In manchen Gegenden will man vom Abſchwarten gar nichts wiſſen, ſondern ſengt die ganze Saue, nachdem ſie aufgebrochen worden.

weil der Schritt des ſtärkſten Schweines merklich kürzer iſt, als der eines Hirſches von mäßiger Stärke.

Faßt der Waidmann eine oder mehrere Sauen aus nicht zu großer Entfernung ins Auge, ſo wird er auf den erſten Blick am Gewehr, an der Brunſtruthe und am Kurzwildbret, welches unter dem Waideloch zwiſchen den Keulen hervorſteht, das männliche Geſchlecht vom weiblichen unterſcheiden.

§. 9 In frühern Zeiten, als mit Recht mehr darauf gehalten wurde, als jetzt, daß der Waidmann aus jeder ihm aufſtoßenden Fährte richtig und beſtimmt anzuſprechen wiſſe; als ferner der Wildſtand im Ganzen viel ſtärker war, ſo daß Haupt- und beſtätigte Jagen auf Sauen, wie auf Hirſche eingerichtet werden konnten und mußten, war der Leithund theils beim Unterrichte junger Jäger, theils bei der Einrichtung der Jagen unentbehrlich.

Jetzt, wo zum großen Gewinn für das Forſtweſen und die Oekonomie, bei der faſt überall ſtattfindenden Verminderung des Wildes jeder Art, weder Koſten noch Mühe, welche große Jagen verurſachen, belohnt werden können, jetzt, wo man kaum noch unter zehn Jägern einen hirſch- und fährtengerechten findet, iſt dies der Fall nicht mehr.

Auch geſtehe ich es willig, daß ich der Leithundsarbeit auf Sauen nie beigewohnt habe. Alles, was ich alſo darüber ſagen werde, iſt aus Döbel's Jägerpraktik entlehnt; ſowie ich dieſes Werk auch beim Niederſchreiben Deſſen, was über den auf Hirſche zu arbeitenden und anzuwendenden Leithund im erſten Abſchnitte vorgekommen iſt, zu Rathe gezogen habe, weil mir ſeit vielen Jahren Gelegenheit fehlte, mich praktiſch mit dieſem Gegenſtande zu beſchäftigen. Uebrigens werde ich mich hier ſo kurz als möglich faſſen, da ich nach meiner Ueberzeugung zum Nutzen des Ganzen die Hegung des Schwarzwildes nicht wünſchen kann, und deshalb auch nicht hoffe, daß der Leithund in dieſer Rückſicht je wieder nothwendig werden wird.

Die Arbeit mit dem Leithunde auf Sauen weicht in keinem Punkte von der Beſchreibung derſelben beim Edelhirſche ab. Da ſie aber in die ſpätere Jahreszeit, in den October und November, fällt, wo die Morgen weniger gut dazu zu ſein pflegen, ſo unterliegt ſie ſchon deshalb großen Schwierigkeiten; noch mehr aber die des jungen Leithundes, oder die Abrichtung deſſelben, vorzüglich wenn er auf Edel- und Schwarzwild zugleich angewendet werden ſoll.

Sicherer und beſſer muß es jedenfalls ſein, auf jede der genannten Wildarten einen eigenen Leithund zu arbeiten. Da aber nur wenige Jäger je im Stande waren, viele Hunde auszufüttern, ſo ſah man ſich genöthigt, einen und denſelben auf beide zu gebrauchen.

Im erſten Falle verfährt man dabei auf eben die Art, wie beim Edelwild gelehrt worden, ſo nämlich, daß dem Hunde nur auf Sauen Recht

gegeben wird, und daß er nur auf ihrer Fährte zeichnen darf. Da die Sauen weniger gerade fortgehen als das Edelwild und immer hin und her brechen, ſo mag wol ein guter alter Leithund der beſte Lehrmeiſter des jungen ſein, indem mit jenem dieſem vorgearbeitet wird. Hat dann der alte Hund in dem Gebräche gezeichnet und den Wiederſprung gemacht, iſt hierzu auch der junge angehalten worden, ſo wird mit erſterm um den ganzen Bruch (das ganze Gebräch) herum vorgegriffen. Hat er da, wo die Fährte aus dieſem herausgeht, auf welcher er erſt zeichnete, das Nämliche gethan, ſo hängt der andere Jäger mit dem jungen, kurzgefaßten Hunde raſch, ohne anzuhalten, durch das Gebräch nach, läßt ihn auf derſelben Fährte erſt hinter dem alten zeichnen, dann greift er jenem vor, und hat der junge Hund auch da ſeine Schuldigkeit gethan, ſo arbeitet man, nachdem beide hier gehörig geliebelt worden, immer auf dieſelbe Weiſe fort bis zum nächſten Dickicht; dann trägt man beide ab.

Daß dieſe Uebung, im Anfange vorzüglich, nur auf einzelne Sauen und an Orten, wo deren nur wenige wechſeln, vorgenommen werden kann, iſt einleuchtend.

Soll ein Leithund auf Edel- und Schwarzwild gebraucht werden, ſo muß die Arbeit auf erſteres zu der oben angegebenen Jahreszeit geſchehen, ihm auch nur dann Recht gegeben werden, wenn er auf Edelwild zeichnet. Die Arbeit auf Sauen muß hingegen bis nach der Hirſchbrunft ausgeſetzt bleiben, und dann nur in dem Falle dem Hunde Recht gegeben und mit ihm nachgehangen werden, wenn er auf Sauen anfällt und zeichnet. Fällt er aber bei der Arbeit auf Edelwild auch Saufährten an, und umgekehrt, ſo darf ſelbſt die gelindeſte Strafe deshalb nicht ſtattfinden, ſondern man zieht gleich ſtillſchweigend über die falſche Fährte hin. Um in dieſem Falle keinen Fehler zu begehen, wird der Jäger ſolchen Boden zur Arbeit wählen müſſen, wo er die Fährte gleich auf den erſten Blick richtig beurtheilen kann.

Das Schwierige und faſt Unmögliche, einen Leithund auf dieſe Weiſe in Gegenden gut zu machen, wo viel Edel- und Schwarzwild durch einander wechſelt, fällt in die Augen. Iſt daher eine ſolche Colliſion platterdings nicht zu vermeiden, ſo bleibt nichts übrig, als einen Hund nur auf erſteres, den andern auf letzteres anzuwenden.

§. 10. Um an Orten, wo es viele Sauen gibt, ihnen am ſicherſten und ſchnellſten Abbruch zu thun, bedient man ſich vorzüglich der Hetzhunde. Mehrere Racen derſelben erwähnte ich ſchon bei der Bärenhatze und von dieſen ſind beſonders die Blendlinge auf Schwarzwild anwendbar; denn Doggen und Bären- oder Bullenbeißer ſind ihrer Schwere, Ungezogenheit und Bosheit wegen nicht füglich zu gebrauchen. Aus eben dem Grunde

taugen unſere ſtarken Fleiſcherhunde, und überhaupt dick- und kurzköpfige Hunde nichts zur Sauhatze.

Farbe und Bau der gewöhnlichen Hetzhunde, ſelbſt der Name Blendlinge ſcheint zu beweiſen, daß ſie von vermiſchten Racen entſproſſen ſind. Wahrſcheinlich waren ihre Stammältern engliſche Doggen und Windhunde [1]).

Ein guter Hetzhund, ſei er übrigens gezeichnet und gefärbt, wie er wolle, muß einen ſtarken, nicht zu kurzen Kopf, welcher in einer etwas langen zugeſpitzten, mit vier guten Fängen (Eckzähnen) bewaffneten Schnautze ausgeht, und eine breite Bruſt haben, auch kurz und ſtark gekeult ſein. Den Läufen darf es an der gehörigen Stärke nicht fehlen. Ein Hauptfehler iſt es aber, wenn ſie gänſelatſchig ſind, d. h. wenn ſie im Feſſelgelenk durchtreten. Die beſten, welche ich geſehen habe, zog man ſonſt in Deſſau [2]). Sie ſtammten aus Irland her und waren faſt alle $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch, oft noch ſtärker; die meiſten ſchwarz und weiß, braun und weiß, oder blau und weiß gefleckt, ſelten fand man ganz blaue, nie rothe oder grauſträhmige. Trotz ihrer außerordentlichen Stärke waren ſie ſo leicht, daß oft im Freien Füchſe mit ihnen gehetzt worden ſind. Ihr ganzer Bau war vortrefflich. Mit Sorgfalt wurden ſie im Jägerhauſe bei einer aus Haferſchrot und grobem Roggenmehl verfertigten, zu Zeiten mit Schöpſenbrühe fett gemachten, gehörig geſalzenen Suppe, in welche man Brot, halb aus Gerſten-, halb aus Roggenmehl gebacken, einſchnitt, erzogen, bis ſie ein halbes Jahr alt waren. Dann gab man ſie den Amtleuten (ſo werden die Pächter der herzoglichen Domainen genannt), Müllern und Bäckern in die Koſt. Nie durften ſie mit rohem Fleiſche gefüttert werden; immer mußten ſie frei herumgehen, und hierdurch erreichte man den Zweck, jederzeit fromme und raſche Hunde zu haben. In dem Jahre, in welchem der Herzog den wohlthätigen Befehl gab, daß in den deſſauiſchen Städten, bei zwölf Groſchen zur Armenkaſſe zu zahlender Strafe für jeden Zuwiderhandlungsfall, kein Hund, von welcher Art er ſein mochte, allein auf der Straße herumlaufen ſollte, ging er mit ſeinem Beiſpiele voran, indem das Anlegen der Hetzhunde verordnet ward. Zwar verloren ſie an Güte und Geſchwindigkeit, aber man hörte ſeit jener

---

1) Alles, was in verſchiedenen Capiteln des erſten Abſchnittes über die Wahl der Hunde und Hündinnen zur Fortzucht geſagt worden, bleibt nicht nur auf dieſe Race, ſondern auch auf alle, von denen in der Folge noch die Rede ſein wird, anwendbar. Bei den Hetzhunden iſt aber noch darauf zu achten, daß zu einer etwas ſchweren Hündin ein leichter Hund, und zu einer ſchwachen Hündin ein ſtarker, aber leichter Hund gebracht wird.

2) Der für das Wohl ſeiner Unterthanen beſorgte letztverſtorbene Herzog opferte dieſen willig ſein Vergnügen auf. Er ließ nämlich das Schwarzwild ſo ſehr vermindern, daß es ſchon zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Mühe nicht mehr lohnte, auch nur eine Streifhatze zu halten. Deshalb ſind auch nun alle Hetzhunde und Finder abgeſchafft worden. Sonſt, noch vor ungefähr 30 Jahren, hetzte man im Deſſauiſchen jährlich 800 bis 1000 Sauen; jetzt ſind im ganzen Lande, die Vermachung auf der Moſigkauer Heide ausgenommen, nicht 100 zu finden. Anmerkung zur erſten Auflage.

Zeit von keinem durch tolle Hunde entſtandenen Unglücksfalle. Auch ward beiläufig durch dieſe Maßregel die Zahl unnützer Hunde merklich vermindert.

Gegen den Herbſt zog man die Hetzhunde im Jägerhauſe zuſammen, und fütterte ſie wieder auf die oben beſchriebene Weiſe. Bis zum Anfang der Streifhatzen wurden ſie wenigſtens einen Tag um den andern ausgeführt, und durch immer längere und ſchnellere Bewegung in Athem gebracht. Die Hatzleute oder Hundeführer blieben immer dieſelben, und behielten die nämlichen zwei Hunde (denn jeder führte deren zwei), ſolange keiner davon Schaden litt. Durch dieſe Einrichtung erlangte man den Vortheil, daß die Hunde ihren Führer und dieſer ſie kannte, daß die Hatzleute Kenntniß vom Hetzen bekamen, daß ſie ſich an das Laufen gewöhnten und hierin ſich Fertigkeit in dem Grade erwarben, um den Hunden halbe Stunden weit in vollem Trabe folgen zu können.

Bei dieſer Erziehung, Fütterung und Behandlung wurden und blieben die Hetzhunde nicht nur gegen einander, ſondern auch gegen andere Thiere ſo fromm, daß ich in acht Jahren kein Beiſpiel erlebt habe, daß ſie zuſammengefallen wären (ſich gebiſſen hätten), oder daß einer derſelben irgend ein zahmes Thier gepackt hätte.

Unbedingt glaube ich, die eben beſchriebene Behandlung als vorzüglich zweckmäßig empfehlen zu können.

Sonſt verlegte man ſie am Ende der Hetzzeit auf die Scharfrichtereien, und dort erhielten ſie, bis ſie im folgenden September wieder zuſammengezogen wurden, gewiß kein anderes Futter, als rohes Fleiſch von verendeten Thieren; auch blieben ſie beſtändig eingeſperrt. Dieſe Behandlung wirkte ſo nachtheilig auf ihr Weſen, daß ſie ſich nicht nur unter einander nicht vertrugen, weshalb auch jeder einzeln geführt werden mußte, ſondern daß auch kein anderes lebendes Geſchöpf, welches ihnen in den Wurf kam, zuweilen ſelbſt die Pferde der Reiter bei den Hatzen nicht, vor Anfällen ſicher waren. Auch fehlte es ihnen, anfänglich wenigſtens, der übermäßigen Corpulenz wegen an Schnelligkeit und Ausdauer. Dieſer Unannehmlichkeit ſuchte man indeſſen, ehe die herrſchaftlichen Jagden anfingen, durch das Einhetzen erſt auf zahme, dann auf wilde Sauen auszuweichen. Um die jungen Hunde nicht zaghaft zu machen, vermied man es ſorgfältig, ſie an dreijährige Keiler oder Schweine zu bringen und auf dieſem Wege gelangte man auch dahin, einige vortreffliche Hatzen zuſammenzubringen.

Hier mögen einige auf Erfahrung gegründete Regeln Platz finden.

Wenn die Hetzhunde in den Zwingern zuſammengezogen werden, lege man ſie in abgeſonderten Verſchlägen an Ketten, und zwar ſo, daß, ſoweit es möglich iſt, neben den Hund eine Hündin kommt. Auch bringe man ſie gleich hatzenweiſe zuſammen. Reinlichkeit des Zwingers und Reinigung der

Hunde, gute Streu und beſtändige Aufſicht dürfen nicht fehlen. Jeder Hund muß ſein Futter und Saufen allein bekommen.

Kranke müſſen ſogleich von den geſunden abgeſondert und in beſondere, nöthigenfalls zu heizende Behältniſſe gebracht werden, vorzüglich wenn es darauf ankommt, Anſteckung zu verhindern.

Auf Gehorſam und Verträglichkeit der Hunde muß mit Strenge gehalten werden. Ereignet ſich aber doch der oft unvermeidliche Fall der Widerſetzlichkeit oder des Zuſammenfallens, ſo müſſen ſolche Laſter hart beſtraft werden. Auch muß man gleich von Jugend auf dahin ſehen, daß Hetzhunde nicht beim Anblicke eines Thieres ſchreien und lärmen; beſonders aber ſuche man ihnen beim Ausführen zahme, wo möglich ſchwarze Sauen unter die Augen zu bringen und dulde da keinen Laut, damit ſie bei der Sauhatze ſelbſt nicht gleich lärmen, wenn ihnen eine Sau zu Geſicht kommt.

§. 11. Eine Anzahl Hunde, welche gemeinſchaftlich dazu angewendet werden, eine oder mehrere Sauen in gewiſſer Entfernung einzuholen, zu packen und feſt zu machen, wird eine Hatze genannt.

Nach der Schnelligkeit, Stärke und Kühnheit der Hunde läßt ſich beſtimmen, aus wie viel Stück eine Hatze beſtehen kann; doch muß vorzüglich bei nicht ganz eingeſtellten Jagen auch darauf Rückſicht genommen werden, ob zu erwarten iſt, daß ein ſtarkes Rudel auf einmal, oder mehre Sauen gleich nach einander hervorbrechen könnten.

Bei den königlichen ſächſiſchen Sauhetzjagden beſtand ſonſt eine Hatze aus 12 bis 14 Hunden. Der Fall kann nur ſelten vorkommen, daß eine ſo große Anzahl derſelben nöthig wäre.

Acht bis neun gute Hunde müſſen auch das ſtärkſte Schwein feſt machen, und auch dann, wenn ein Rudel Sauen herausbricht, drei bis vier Stück davon packen, inſofern gehörig angehetzt wird.

Kann man ſich nicht ganz auf die Schnelligkeit der Hetzhunde verlaſſen, ſo iſt es räthlich, jeder Hatze etwa, zwei bis drei ſtarke Windhunde beizugeſellen; doch iſt es deshalb nicht nöthig, daß die ganze Hatze aus mehr Hunden beſtehe, als vorher geſagt worden.

In Deſſau rechnete man nie mehr als ſechs Hunde auf eine Hatze; nie war ein Windhund dabei, und doch konnte vor 18 bis 20 Jahren wenigſtens der Befehlshaber bei derſelben ſich nur höchſt ſelten triftig entſchuldigen, wenn eine Sau verhetzt, nicht gefangen, wurde.

§. 12. Schon im Zwinger muß jeder Hund eine breite und ſtarke lederne, oben mit einem tüchtigen eiſernen Ringe, unten mit drei guten Schnallen verſehene Halſung haben.

Sollen nun die Hunde blos ausgeführt, oder zum Hetzen gebraucht werden, ſo erhält jeder Hatzmann (Hundeführer) eine Nummer, durch welche

er auf eine gewiſſe Hatze angewieſen wird und ein aus Hanf und Haaren verfertigtes, fingerſtarkes, langes Hetzſeil, welches am obern Ende ſo zuſammengebunden iſt, daß er ſeinen Kopf und rechten Arm durch die Oeſe ſtecken kann. Führt er zwei Hunde, ſo muß er noch ein Hetzſeil haben, deſſen Oeſe von der rechten Schulter unter dem linken Arme weggeht. Beim Ausziehen mit den Hunden wird dann das untere Ende des Seiles durch den Ring an der Halſung gezogen und mit einer ſogenannten Jagdſchleife feſtgemacht.

Sobald die Hatzen am Jagen vertheilt und angeſtellt ſind, muß ſich der Hatzmann hatzfertig halten, das heißt, er zieht die Schleife auf, ſchlägt das Seil einmal um die Hand und hält das Ende deſſelben mit dem Daumen feſt. So erwartet er den Wink oder Befehl zum Hetzen, und muß ſeinem Hunde, wenn er gelöſt wird, mit möglichſter Eile bis zum Fange folgen, um ihn wieder annehmen zu können. Auch muß er den Namen deſſelben wiſſen, und vortheilhaft iſt es, vorzüglich im Falle einer Fehlhetze, wenn die Hatzleute immer dieſelben bleiben und den nämlichen Hund führen. Da beide ſich dann genauer kennen, ſo wird das Auffangen des Hundes bei dem Zurufe: Hei, hei! oder ho, ho! und des Namens weit weniger ſchwer halten, als wenn Hund und Führer ſich fremd ſind.

§. 13. Vielleicht dürfte man es ſonderbar finden, daß ich in den nächſtfolgenden Paragraphen, ehe ich von der Einrichtung der gewöhnlichſten Arten von Jagen auf Sauen ſpreche, eine Ueberſicht Deſſen, was Derjenige, welchem eine Hatze anvertraut wird, zu beobachten hat, zu geben verſuche. Der Gedanke, daß die meiſten meiner Leſer öfter und früher Gelegenheit haben werden, eine Hatze zu befehligen, als ein Jagen einzurichten, veranlaßte mich dazu.

Bei jeder Hatze wird nämlich ein Befehlshaber, und wo möglich noch ein Gehülfe zu Pferde angeſtellt, denen die Hatzleute untergeordnet ſind.

Beide müſſen ſich billigerweiſe nach der jeden Ortes üblichen Einrichtung kleiden, mit einem gut geſchliffenen feſt ſtehenden Hirſchfänger [1]) verſehen ſein. An dem Hefte deſſelben wird der 12 bis 14″ lange, $1\frac{1}{2}$″ breite, am untern Ende abgerundete, oben $\frac{1}{2}$′ ſtarke, unterwärts etwas ſchwächere, aus feſtem Holze bereitete Knebel mit einem Riemen angehängt. An dem Hirſchfängerkoppel wird auf der linken Seite eine tüchtige Fangleine angeſchleift. Hiernächſt ſucht man mit Recht bei jedem Hatzbefehlshaber und deſſen Gehülfen ein gefülltes Pulverhorn, ein nicht leicht zerbrechliches Fläſchchen mit ſogenanntem blauen Waſſer [2]), eine Heftnadel nebſt Seide und eine gute Lanzette.

1) d. i. ein ſolcher, deſſen Klinge ſich nicht biegt und deſſen Spitze ſich nicht umlegt.
2) Es iſt unter dieſem Namen in jeder Apotheke zu haben.

Mit dem Hirſchfänger werden die gehetzten Sauen abgefangen, d. h. man geht, wenn die Hunde eine Saue gedeckt haben, auf der linken Seite von hinten heran, ſetzt die Spitze des Hirſchfängers, dicht hinter dem Blatte, mitten auf der Saue (bei der ſtarken etwas weiter herab) an, richtet ſie ein wenig unter- und vorwärts, ſtößt die Klinge bis in die Herzkammer, und wendet ſie dann ein wenig, bis die Saue durch Schweißverluſt verendet hat. Nur wenn man auf dieſer Seite nicht ankommen kann, wird der Fang auf der rechten, und dann etwas tiefer gegeben. Sind Hatzleute oder andere Gehülfen zugegen, ſo läßt man vorher die Saue ausheben, d. i. man läßt ſie bei den Hinterläufen aufheben. Hierdurch wird es ihr unmöglich, Menſchen oder Hunden Schaden zuzufügen.

Wenn ſie nun verendet hat, ſo faßt man einen der daran hängenden Hunde nach dem andern mit der linken Hand in die Halſung (nicht in den Ring), hebt ihn vorn in die Höhe, ſchiebt mit der rechten die vordere breite Seite des Knebels hinter den Fängen in die Schnauze des Hundes, und drückt mit der Spitze auf die Zunge. Will er noch nicht loslaſſen, ſo wird der Knebel aufwärts gerichtet und mit der Spitze deſſelben gelinde am Gaumen gerieben. Dadurch entſteht ein kitzelnder Reiz, dem der Hund nur ſelten widerſtehen kann [1]). Dies Verfahren wird das Abbrechen genannt.

Wäre man mit einem oder zwei Hunden ganz allein beim Fange, ſo muß man ſie, wenn ſie von der verendeten Saue abgebrochen ſind, an die Fangleine nehmen, und mit ihnen fortziehen, bis man einem nachkommenden Hatzmann begegnet. Scheint ein losgebrochener Hund ſehr erhitzt und entkräftet, ſo ſchüttet man ihm gleich aus dem Horne einen guten Schuß Pulver ein.

Sobald die Hunde von einem Schweine, Keiler oder von einer ſtarken Bache losgebrochen ſind, darf man die genaueſte Unterſuchung, ob einer oder der andere von den erſtern geſchlagen oder von der letztern gebiſſen worden, keinen Augenblick verſchieben. Iſt nur irgend eine bedeutende Verwundung an einem Hunde oder an mehrern ſichtbar, ſo ſchickt der Befehlshaber einen Hatzmann damit an den Hundearzt, der bei keinem Saujagen fehlen darf, und deſſen Aufenthaltsort gewöhnlich in der Mitte der Hatzen beſtimmt wird, ab; könnte der geſchlagene Hund aber nicht füglich transportirt werden, ſo läßt man den Arzt holen.

Im Nothfalle, wenn dieſer nicht zugegen, oder nicht bald genug zu haben wäre, muß jeder Jäger ſich wenigſtens in ſo weit zu helfen wiſſen, daß

1) Zuweilen, obwol ſelten, kann der Fall eintreten, daß, wenn der Hund ſich verfangen (verbiſſen) hat, er lange den Bemühungen widerſteht, ihn loszubrechen. Dann darf man ihn nur recht herzhaft in die Ruthe (den Schwanz) kneifen, ſollte es auch im Nothfall mit den Zähnen geſchehen, und augenblicklich wird er nachgeben. Nur verſteht es ſich, daß ein anderer Gehülfe ihn ſehr feſt halten muß.

er den erſten Verband beſorgen kann. Ehe er dazu ſchreitet, wird dem verwundeten Hunde ein Beißkorb angelegt, oder, in deſſen Ermangelung, die Fangleine doppelt genommen, um die Schnautze feſtgeſchleift. Lange, offene Schläge (Wunden) heftet man vermittelſt der Heftnadel und eines ſeidenen Fadens, Stiche hingegen, welche von außen nur als kleine Beſchädigungen erſcheinen, ſich aber unter der Haut oft tief ins Innere erſtrecken, erweitert man erſt mit der Lanzette und heftet ſie hernach gehörig. Jede Verletzung wird mit dem blauen Waſſer ausgewaſchen. Scheint ſie ſo zu ſein, daß fernere Bewegung dem Hunde nachtheilig werden könnte, ſo ſchickt man ihn zu dem für geſchlagene Hunde beſtimmten Wagen zurück [1]).

§. 14. Allen bei einer Sauhatze befindlichen Reitern dürfen raſche, gewandte, thätige Pferde, und dieſen folgende beſondere Eigenſchaften nicht fehlen: Sie müſſen

1. ſelbſt freiſtehend, weder nach Menſchen noch nach Hunden ſchlagen;
2. nicht wiehern, wenn ſie allein ſind oder wenn andere Pferde ſich entfernen;
3. ſtundenlang unbeweglich ſtill ſtehen;
4. wo möglich ſo abgerichtet ſein, daß ſie, auch ohne gehalten zu werden, ſich nicht von ihrem Herrn entfernen, wenn dieſer abgeſtiegen iſt.

Sollte indeſſen dem Pferde die zuletzt erwähnte, ſeltene Tugend mangeln, ſo wird an dem linken Seitenblatte der Kantare ein Beizügel [2]) eingeſchnallt, den der Reiter beim Abſteigen, wenn ſich ganz in der Nähe kein Bäumchen fände, um welches er ihn herumſchlagen und leicht verſchleifen könnte, in der linken Hand behalten muß.

§. 15. Sobald jeder einzelnen Hatze, nebſt den dazu beſtimmten Reitern ein Schirm [3]) oder ſonſtiger Standort angewieſen iſt, muß der Befehlshaber derſelben die gehörigen Anordnungen treffen. Nämlich:

Er beſpricht ſich mit den Hatzcommandeurs, welche neben ihm angeſtellt ſind, über den Scheidepunkt, bis zu welchem jeder von ihnen auf einzelne Sauen allein hetzen ſoll. Nur in dem Falle darf von dieſer genommenen Abrede abgewichen werden, wenn der Nachbar gewiß vorausſetzen kann, die angehetzte Saue möchte entkommen. Bricht aber ein Rudel heraus, ſo hetzen beide Hatzen.

---

1) Ein Mehreres über die Behandlung kranker oder verwundeter Hunde ſoll in einem beſondern Anhange zum letzten Theile dieſes Werkes beigebracht werden.

2) In Ermangelung deſſelben kann man eine Fangleine anſchleifen.

3) Im Deſſauiſchen hielt man ſich bei der Erbauung der Hatzſchirme nicht auf, ſondern die Hatzen nebſt den Reitern ſtanden nur hinter einem Strauche, einer Eiche oder in einer Vertiefung. Dort war man aber auch ſicher daß kein einziger Hund, wenn er Wild oder gar Sauen erblickte, laut ward. Faſt vermuthe ich, daß man dieſe häßliche Untugend deshalb kaum kannte, weil man die Race nie durch Fleiſcherhunde, mochten ſie auch noch ſo gut packen und noch ſo ſchön ſein, verdarb.

Jeder Befehlshaber weist ferner seine Hatzleute dahin an, daß auf das leise ausgesprochene Wort vor! bei einem Schweine, oder einer sehr starken Bache, oder einem Rudel die ganze Hatze so vorgezogen wird, daß alle Hunde den Gegenstand, welchen sie ereilen sollen, erst ins Auge fassen. Auf das Wort hetz! müssen dann die schweren Hunde zuerst, die leichtern gleich nach jenen gelöst werden, damit sie zugleich an die starke Saue kommen.

Auf ähnliche Weise verfährt man auch beim Rudel. Doch habe ich es da immer sehr nützlich gefunden, die Hunde in kleinen Zwischenräumen, zwei und zwei auf einmal lösen zu lassen, weil sie sich so besser unter die Sauen vertheilen, auf einmal gelöst aber gar leicht auf eine fallen.

Bei einem dreijährigen Keiler muß man seine Hunde kennen, um zu bestimmen, ob vier hinreichen, oder ob sechs laufen müssen. Lieber zu viel als zu wenig!

Auf einzelne zweijährige Sauen hetzt man mit drei, höchstens mit vier Hunden; auf den Frischling nur mit zwei leichten Hunden.

Daß dann, wenn nur ein Theil der Hatze laufen soll, dieser nur vorgezogen, dem übrigen aber der Anblick der Saue möglichst, durch Verdecken der Augen, Vortreten ꝛc. entzogen wird, daß man das folgende mal im gleichen Falle die geruhten Hunde nimmt, daß man eben deshalb zu jeder Hälfte der Hatze gleich viel schwere und leichte zu bringen suchen muß, daß endlich überhaupt nie eher die Hunde gelöst werden, bis sie die Saue gesehen haben, darf ich nur Anfängern sagen.

Alle Hunde und Hatzleute müssen mit den Köpfen so lange vom Jagen abwärts gekehrt stehen, bis der Befehlshaber den letztern sagt, welche und wie viel Hunde und auf welcher Seite sie vorgezogen werden sollen. Diese Anordnungen werden ohne alles Geräusch getroffen, und kein Hatzmann darf sich unterstehen, einen Hund früher zu lösen, ehe er durch das Wort hetz! dazu angewiesen wird.

§. 16. Nach dem Terrain und nach der Leichtigkeit der Hunde muß beurtheilt werden, bis auf welche Entfernung und in welcher Richtung man hetzen darf. Hat man wenig Freiheit um sich herum, so lasse man die Sauen so nahe als möglich heran, oder hetze, sobald sie hinter die Hatze hinaus sind. Auf großen Wiesen hingegen oder Lehden lasse man die Hunde, vorzüglich wenn ein Rudel herausbricht, so lösen, daß die Sauen, welche der ersten Hatze entgehen, wahrscheinlich den benachbarten näher kommen.

Nie darf man früher hetzen, bis mit höchster Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen ist, die Saue könne, auch wenn sie umkehrt, das Treiben nicht wieder erreichen, ohne vorher von den Hunden eingeholt und gepackt zu werden. Es ist einleuchtend, daß durch einen Fehler gegen diese Regel das ganze Jagen verdorben werden kann.

Bei eingeſtellten Jagen ſtehen die Schirme gewöhnlich nicht weit vom Holze ab. Nie darf in dieſem Falle auf den Kopf, d. h. von vorn auf die Sauen zu, gehetzt, ſondern ſie müſſen rückwärts gelaſſen werden. Bei Streifhatzen hingegen werden die Hunde lieber weit vom Holze abgeſtellt und dann hetzt man, wenn mehrere Sauen etwa bis auf 50 bis 60 Schritte heran ſind, auf den Kopf, um das Rudel zu zerſplittern.

An einigen Orten will man es ſchlechterdings nicht geſtatten, dem Schweine entgegen zu hetzen; an andern verlangt man es auf freien Plätzen wenigſtens. Ich ſtimme für die letzte Methode, weil eigene Erfahrung mich zu der Behauptung berechtigt, daß bei der Befolgung derſelben weniger Hunde geſchlagen werden. Denn auch das ſtärkſte Schwein kehrt um, wenn es auf einem freien Platze ſechs bis acht Feinde auf ſich zueilen ſieht, deren Ueberlegenheit es kennt, und ſo wird der Zweck, die Hunde von hinten an das Schwein kommen zu laſſen, gerade dadurch erreicht. Hetzt man aber nach, ſo hört das Schwein nur das Poltern, ohne zu wiſſen, wodurch es veranlaßt wird. Vermöge der ihm eigenen Tapferkeit ſtutzt es, kehrt ſich auch wol zu ſeiner Vertheidigung um. Die erſten herankommenden Hunde, und alſo die beſten, ſind dann gewöhnlich das Opfer. Vorzüglich aber vermeide man es, auf ein Schwein zu hetzen, wenn es nahe an einer Dickung iſt. Ich ſelbſt bin gegenwärtig geweſen, als bei einer ſolchen Gelegenheit an einem Dornenſtrauche ſechs Hunde todtgeſchlagen wurden.

§. 17. Wenn eine einzelne Sau mit einigen Hunden angehetzt wird, ſo begleitet ſie nur ein Reiter mit den dazu gehörigen Hatzleuten; ſobald aber die ganze Hatze los iſt, folgen ihr alle bei derſelben angeſtellten Reiter und Hatzleute.

Jeder Hatzbefehlshaber laſſe nachſtehende Regeln ſich empfohlen ſein:

1. Haben die Hunde, wenn ſie gelöſt werden, die angehetzte Sau im Geſicht und befindet man ſich auf einem freien Platze oder im lichten Holze, ſo reite man nie vor die Hunde, animire ſie auch nicht durch Schreien und Juchen. Denn hierdurch wird die Sau furchtſamer und alſo flüchtiger, da ſie, wenn man mit den Hunden ſo geräuſchlos als möglich ihr folgt, nur in ihrem Zuge bleibt, wodurch den Hunden das Heranrücken erleichtert wird.

2. Wird auf ein Rudel gehetzt, ſo ſteige bei der zuerſt gefangenen Sau nur ein Reiter ab, um ihr den Fang zu geben, die Hunde loszubrechen und ſie ſo ſchnell als möglich wieder in den Schirm zu bringen. Der andere folge dem Theile der Hatze, welcher mit der ſtärkſten Sau oder am weiteſten fortgeht, bis zum Fange.

3. Auch den einzelnen Hund, welcher hinter einem Schweine iſt, laſſe

man nicht im Stiche; denn kann er daſſelbe auch nicht feſt machen, ſo bleibt doch die Hoffnung noch übrig, ihn zu retten, wenn er geſchlagen wird.

4. Hat es den Anſchein, daß die Sau vor dem Fange eine Dickung erreichen könnte, dann eile man nach Möglichkeit, ihr vor den Kopf zu reiten, ſie durch Peitſchenhiebe vom Holze abzuwenden oder vor demſelben doch aufzuhalten. Mislingt der Verſuch, ſo wende man Alles an, bei ihr zu bleiben, oder ſie doch nicht aus dem Geſicht zu verlieren; man feuere dabei die Hunde durch den wiederholten Zuruf: Hu, Sau! und Juchen an, und gebe nicht eher die Hoffnung zu fangen auf, bis die Hunde völlig von der Sau abgekommen ſind. Kein Holz muß in dieſen Fällen dem Jäger zu dicht, kein Graben zu breit, kein Waſſer zu tief, kein Berg zu ſteil ſein. Wo nur irgend fortzukommen iſt, muß Mann und Pferd leiſten, was möglich iſt. Wird gefangen, ſo ſei man zwar nie vorwitzig, aber entſchloſſen, ſelbſt kühn. Haben nur ein Paar gute Hunde ein Schwein, oder einen dreijährigen Keiler gepackt, ſo ſteige man in einiger Entfernung ab, ſchleiche ſich zu Fuße, mit gezogenem Hirſchfänger, von hinten behende heran und gebe ihm ſo ſchnell als möglich den Fang. Sind zwei Perſonen zugegen, ſo hebt die ſtärkere von ihnen die Sau vorher aus.

So fing der nun verſtorbene Kammerherr von Lattorff, zu ſeiner Zeit ein rüſtiger Jäger, bei einer deſſauiſchen Streifhatze ein hauendes Schwein, welches ſein beherzter Reitknecht ausgehoben hatte, vor einem einzigen Hunde ab; ich ſelbſt aber, mit Beihülfe eines Hatzmannes, ein anderes, welches drei Hunde im ſtärkſten Dickicht gepackt hatten. Einer davon hatte ſchon verendet, als wir ihn abbrachen, der andere war tödtlich geſchlagen, und doch mußte das Schwein ſtehen wie angenagelt, bis es den Fang erhielt. Ich hoffe nicht, daß man mir zutrauen wird, ich wolle mich durch dieſe Erzählung einer Heldenthat rühmen; ſie ſteht nur hier, um die Vortrefflichkeit der deſſauiſchen Hetzhunde zu bewähren.

§. 18. Vom Verhetzen oder Fehlhetzen darf bei einem völlig zugeſtellten Jagen eigentlich nie die Rede ſein, wenn die Hunde irgend etwas taugen und wenn der Befehlshaber einer Hatze weiß, was er zu thun hat; bei Streifhatzen ſelbſt kann deshalb nur ſelten eine geltende Entſchuldigung ſtattfinden, wenn die Hunde gut ſind. Ereignet ſich aber doch ein ſolcher Fall, ſo dürfen die Reiter und Hatzleute nicht eher abgehen und auf den Standort der Hatze zurückkehren, bis ſie alle ihre Hunde, todt oder lebendig, gefunden und unter dem Zurufe: Ho! ho! ho! woran ſie gewöhnt werden müſſen, an das Hetzſeil oder an die Fangleine genommen haben.

Schon mit der halben Hatze eilt ein Reiter nach dem Standorte zurück, um wieder bei der Hand zu ſein; der andere muß die übrigen Hunde nachbringen.

§. 19. Eine andere faſt bei keiner Saujagd entbehrliche Art von Hunden iſt der Finder [1]).

Schon der Name bezeichnet ſeinen Behuf. Er muß nämlich die Sauen in den Dickungen aufſuchen, wenn er ſie gefunden, ununterbrochen laut vor ihnen werden, und ſie durch allerhand Neckereien, ſelbſt durch Zwicken und ſtetes um ſie Herumfahren, aufzuhalten ſuchen, wenn ſie durchgehen wollen.

Man gebraucht, wenn der Finder vor Sauen laut iſt, und ſie nicht von der Stelle läßt, den Ausdruck: Er ſtellt, oder er gibt Standlaut.

Die Finder machen keine eigene Hunderace aus, ſondern jeder Hund, welcher Sauen liebt, man ſollte eher ſagen haßt, iſt zum Finder brauchbar.

Natürlicherweiſe werden die beſten und zuverläſſigſten von ſolchen Aeltern gezogen, welche ſelbſt gut finden.

Haupteigenſchaften des Finders ſind:

Er muß weder zu ſtark, noch zu ſchwach ſein.

Nicht zu ſtark, weil vor einem ſolchen ſchwächere Sauen, ohne ſich zu ſtellen, durchgehen; nicht zu ſchwach, weil ein ſolcher im tiefen Schnee und Moraſt nicht raſch genug fort kann, um die Sauen, wenn ſie einmal durchgehen, wieder einzuholen.

Zwar reißen vor gar ſchwachen Hunden anfänglich Friſchlinge kaum aus, aber fällt der erſte Schuß, ſo geſchieht das doch und dann richten ſie aus Mangel an Flüchtigkeit nichts mehr aus.

Der Finder muß ſtark von Knochen und dauerhaft, auch, weil er dadurch vor manchem gefährlichen Schlage geſichert wird, dicht- und langhärig ſein.

Ausharrender Muth darf ihm nicht fehlen, da er, ohne Furcht, ſelbſt dem ſtärkſten Schweine ſich entgegenſtellen muß; ebenſo wenig Gewandtheit, indem blos dieſe ihn retten kann, wenn er von der Saue angenommen wird. Aber auch dadurch darf er ſich nicht zum Fliehen, ſondern zum ſchnellen Ausweichen bringen laſſen.

Er muß leicht, d. h. flüchtig ſein, um durchbrechende Sauen ein- und herumholen zu können, anhalten (nicht davon abgehen), wenn ſie ausreißen; nicht fährtenlaut ſein, d. h. nicht eher und nicht anders laut werden, bis er ſie wirklich im Geſichte hat.

Der wirklich gute Finder muß rein ſein, d. h. er muß keine Wildart jagen und auf keine als auf Sauen, den Dachs ausgenommen, laut werden, weil ſonſt, während er laut mit etwas Anderm fortgeht, jene rege werden und ſich fortmachen.

Er muß endlich auch einen guten, hellen und ſtarken Laut haben.

---

1) An einigen Orten heißt er Saubeller. Da aber der Jäger nie ſagen ſoll: der Hund bellt, ſo kann dieſe Benennung auch für eine gutwaidmänniſche nicht gelten.

§. 20. Obgleich beim Finder keine ſo förmliche Dreſſur, wie beim Hühnerhunde, ſtattfindet, ſo iſt doch eine gewiſſe Abrichtung nothwendig. Beſitzt man nämlich einen von alten Findern gefallenen, oder ſonſt einen jungen Hund, welcher von den vorher angegebenen Eigenſchaften diejenigen zeigt, welche er von Natur haben muß: Liebe zu den Sauen (die er an zahmen Sauen bald zeigen wird), Beherztheit und einen guten Körperbau, ſo macht man ihn, wenn er ein oder ein und ein halbes Jahr alt iſt, leinenführig, d. h. man ſchleift die Fangleine durch den Ring an der Halſung, führt ihn täglich an derſelben aus und gewöhnt ihn durch häufiges Sprechen zur Aufmerkſamkeit. Bei dieſer Vorübung wird zugleich der Hund gewöhnt, neben, und auf das Wort: Zurück! hinter ſeinem Führer zu gehen; denn ein Finder darf nicht an der Leine ziehen. So oft er dies verſucht, muß ein Ruck mit derſelben und zugleich der eben erwähnte Zuruf ihn belehren, daß er gefehlt hat.

Hat man auf dieſe Weiſe dem jungen Hunde Gehorſam beigebracht, ſo wird er, anfänglich im Freien, gelöſt und durch Reden und aufmunterndes Pfeifen zum Suchen aufgemuntert, aber nicht zu weit fortgelaſſen, ſondern wenn er zu raſch ſucht oder ſchwärmt, durch einen kurzen, gebietenden, immer gleich tönenden Pfiff, oder durch Rufen beim Namen kürzer gehalten. So bekommt er Gehör. Jagt er bei Gelegenheit einen Haſen oder irgend etwas Anderes, ſo pfeife man ihm zu; hört er und kehrt um, ſo ſchelte man auf ihn, ſtrafe ihn aber blos dadurch, daß er an der Leine gehen muß; hört er nicht, ſo muß die Strafe ſchon härter ſein, indem man ihm eine Leine mit Knoten um den bloßen Hals legt und einigemal tüchtig daran ruckt. Will dies für die Folge keinen Eindruck machen, ſo muß freilich, nebſt dem verſtärkten Ruck, auch die Peitſche gebraucht werden.

Nach der Strafe behalte man den Hund wenigſtens zehn Minuten lang an der Leine, und löſe ihn nie eher, als bis er freundliches Reden mit freundlichen Blicken erwidert.

Jagt er auf dem Felde nicht mehr, ſo bringe man ihn in lichte Vorhölzer, wo Reh-, auch wol Rothwild ſteht; begeht er hier den alten Fehler wieder, ſo wird die oben erwähnte Strafe ſo lange wiederholt und vermehrt, bis er ihn ablegt. Das Lautjagen auf der Fährte muß noch ſtrenger geahndet werden, als eine Uebereilung aus Hitze, wenn etwas vor ihm ſo herausfährt, daß er es äuget oder gewahrt.

§. 21. Hat man den jungen Finder ſo weit gebracht, daß er weder Rothwild und Rehe, noch Haſen jagt, ſo iſt der Zweck, einen reinen Finder aus ihm zu bilden, erreicht. Nun kommt es nur noch darauf an, ihn auf Sauen gut zu machen. Die ſchicklichſte Zeit hierzu iſt der Spätherbſt, weil in der Feiſtzeit jede Sau am beſten ſich ſtellt.

Fällt zeitig Schnee, ſo benutze man die Meute, um ſchwache Sauen einzukreiſen, laſſe dann den jungen Finder nebſt einem ältern gut geübten in gutem Winde ſuchen, eile, wenn ſie ſtellen, hinan, und ſuche ſo bald als möglich zu Schuß zu kommen.

Wollte man aber den noch ungeübten Hund nicht ſo lange, bis Schnee fällt, ohne Arbeit laſſen, ſo laſſe man einen alten Finder allein ſuchen und behalte den jungen ſo lange an der Leine, bis jener ſtellt, eile möglichſt hinan und ſuche die Sau ins Geſicht zu bekommen, um ihre Stärke beurtheilen zu können. Iſt es kein Schwein oder ſtarker Keiler, ſo wird der junge Hund gelöſt und, ſobald auch dieſer laut iſt, geſchoſſen.

Das erſtemal beſtrebe man ſich, einen guten Schuß (auf oder dicht hinter das Blatt) anzubringen, damit die Sau nicht mehr weit fortgehe und wo möglich im Geſicht der Hunde ſtürze; dadurch lernen ſie todt verbellen, und überhaupt ihren Beruf, die Sau aufzuhalten, bis der Jäger im Stande iſt zu ſchießen, kennen. Beim Aufbrechen werfe man dem Finder immer Schweiß und Geſcheide vor, um ihn genoſſen zu machen.

In der Folge ſchieße man, wenn der junge Hund mit dem alten zugleich ſucht und eine Bache findet, dieſe waidewund (d. h. durchs Geſcheide, ohne Lunge und Leber zu berühren). Sie wird dann fortgehen, das anhaltende Verfolgen aber die Hunde immer begieriger machen. Gut iſt es ſogar, wenn die Bache, ſobald ſie ſich ſtellt, den jungen Hund annimmt und ein paarmal überrennt; dadurch wird er vorſichtig und doch nicht furchtſam, weil der alte ihn unterſtützt.

Nach einiger Uebung dieſer Art kann man den jungen Finder auch allein führen. In der Feiſtzeit und auf ſtarke Sauen iſt es indeſſen jederzeit gut, zwei Hunde zu löſen, weil ſie ſich unterſtützen und einer den andern oft von gefährlichen Schlägen rettet.

Mehr als zwei Finder beim Bürſchen ſuchen zu laſſen, iſt immer ſchädlich; denn, theils ſtellen ſich die Sauen nicht leicht beim Anblicke vieler Hunde, theils verhindern dieſe, indem ſie beſtändig von allen Seiten angreifen, den Jäger am Schießen.

§. 22. Auch der Schweißhund iſt oft, wenn eine Sau auf dem Anſtande oder ſonſt nicht vor dem Finder angeſchoſſen wird, unentbehrlich. Auf jeden Fall iſt es aber gut, alle Finder nach der beim Rothwilde angegebenen Methode, auch auf den Sauſchweiß, aber nur auf dieſen, zu arbeiten. Denn ein eigentlicher und guter Schweißhund hat für den Jäger zu viel Werth, um ihn bei der Arbeit auf Schwarzwild der Gefahr, todtgeſchlagen zu werden, auszuſetzen.

§. 23. Die Einrichtung ſowol des beſtätigten, als des nicht beſtätigten eingeſtellten Jagens hat, in der Hauptſache, ſo wenig Ab-

weichendes von der, zu welcher dem Leſer beim Edelwild Anleitung gegeben worden iſt, daß ich mich hier, der Kürze wegen, in Allem, was in der Folge nicht anders vorgeſchrieben wird, auf das dort Vorgetragene beziehen zu können glaube.

Um durch Nachtfröſte nicht am gehörigen Beſuchen des zum beſtätigten Saujagen gewählten Revieres und alſo am Beſtätigen mit dem Leithunde ſelbſt nicht verhindert zu werden, könnte man dazu wol nur die letzten Tage des Monats October und die erſten des Monats November als ſchickliche annehmen. Alle andern eingeſtellten Jagen hingegen können ſelbſt bei hartem Froſte und bei Schnee erforderlichenfalls eingerichtet werden. Nur würde man ſich dann des zu jedem Fuder Zeug gehörigen Froſtbohrers und der Spitzhaue bedienen müſſen, um vermittelſt beider die zum Eintreiben der Stellſtangen nöthigen Löcher in den Erdboden zu bringen.

Schon einige Wochen vor dem zum Jagen beſtimmten Zeitpunkte muß man die Sauen in ſolchen Gegenden des Forſtes, wo dieſelben zu der Jahreszeit ſtecken und welche ſich zugleich zur Stallung eignen, durch gut unterhaltene Fütterungen noch mehr zu concentriren ſuchen, weil dieſe Wildart ſich nicht gern weit treiben läßt. Große, an freie Plätze grenzende Dickungen und Brücher werden dazu am paſſendſten ſein; letztere aber nur dann, wenn entweder gar kein oder ſtarker Froſt vorher eingefallen iſt; denn von der Zeit an, wo es zu frieren anfängt, bis zu der, wo der Boden ſo hart gefroren iſt, daß die Sauen, ohne einzubrechen, darüber weg gehen können, ſtecken ſie ſich in naſſen, ſenkigen Theilen des Revieres nicht und noch weniger laſſen ſie ſich mit Gewalt dahin treiben.

Vor der Einrichtung eines eingeſtellten Jagens wird der zum Zwangtreiben, zur Kammer und zum Lauf gewählte Diſtrict abgeſchritten, nachdem die Stellflügel geräumt und bezeichnet, auch die Wege zum Transport des Zeuges gebeſſert ſind. Dann ſorgt man, wenn die Dispoſition zu den verlorenen Treiben, die Inſtructionen für die Jagdbedienten entworfen, und das Regemachen der entlegenern Dickungen und Heger, durch Treibeleute angeordnet worden, für die Herbeiſchaffung des benöthigten Zeuges, mit Einſchluß des Rolltuches und zweier Zwangtücher. Auch werden die Treibeleute, nebſt den zu ihrer Führung beſtimmten Jagdbedienten, aus den umliegenden Gegenden auf einen gewiſſen Tag verſchrieben.

Dieſen getroffenen Vorkehrungen zufolge wird jedem der entferntern, nicht ganz genau auf den Revieren bekannten Jagdbedienten, inſofern ſie verlorene Treiben, der ſchriftlichen Inſtruction gemäß, führen ſollen, ein wohl unterrichteter, genau mit der Gegend bekannter Scheitſchläger zugeordnet. Dann läßt man in der letzten Nacht zuvor, ehe das Jagen eingeſtellt werden ſoll, die verlorenen Treiben, auf eben die Weiſe, wie beim Edelwild gelehrt

worden, aus allen umliegenden Forſten, ſelbſt über die Felder nach dem Jagen herannehmen; ſobald die Treiben aber am Jagen angelangt ſind, die nöthigen Wehrfeuer anzünden und ſo lange unterhalten, bis es im Ganzen ſteht, d. h. völlig mit Zeuge umſtellt iſt.

§. 24. Mitteltücher, auch däniſches Zeug genannt, und halbe Tücher werden, da das Schwarzwild nie überzufallen verſucht, zum Umſtellen des Zwangtreibens und der Kammer angewendet; zum Laufe und zum Rolltuche aber wählt man, des beſſern Anſehens wegen, hohe Tücher.

Da die Schweine häufig Verſuche machen, ſich durch das Zeug zu ſchlagen, ſo muß das ſämmtliche Zeug in vollkommen gutem Zuſtande ſein. Wenn aber auch dies der Fall iſt, ſo bleibt es noch immer räthlich, die Kammer mit Prellnetzen inwendig zu dupliren. Soll aber das Jagen ausgeſchoſſen werden, ſo muß dies auch am ganzen Laufe, oder doch in den Ecken geſchehen.

Lappen reſpectirt das Schwarzwild ſo wenig, daß ſie nur im höchſten Nothfalle, ſelbſt bei den weitläufigſten Stallungen und allenfalls nur bei den verlorenen Treiben zu Wehrflügeln angewendet werden können; gut unterhaltene Wehrfeuer ſind aber immer noch beſſer.

§. 25. Wenn das Jagen ſchon im Ganzen ſteht, ſo bleibt Dem, welchem die Anordnung deſſelben obliegt, immer noch das Geſchäft übrig, das Edel- und Damwild, nebſt den Rehen, von den Sauen zu ſcheiden und aus der Stallung herauszuſchaffen. Am ſicherſten erreicht er dieſen Zweck, wenn er vor dem Rolltuche in der Kammer ein Treiben anlegt, dieſes ſtille bis an den Weg oder Flügel-fortgehen läßt, welcher die Scheidelinie des Zwangtreibens von der Kammer ausmachen ſoll. Hier wird, wenn alles Wild über die Scheidelinie weg iſt, das Zwangtuch unverzüglich vorgezogen. Wollen während des Treibens Sauen nach der Kammer zurück, ſo ziehen ſich die Treiber aus einander und laſſen ſie durch; alles andere Wild muß vorwärts.

Nach erfolgtem Durchſtellen des Zwangtuches von einem Flügel des Jagens zum andern wird, wenn es aus hohem Zeuge beſteht, die Unterleine durchaus auf Gabeln oder Mücken, welche ſo hoch über der Erde ſtehen, daß die Sauen füglich darunter weggehen können, geſtellt. Bei einem Zwangtuche von däniſchem Zeuge oder von halben Tüchern nimmt man hohe Forkeln, an welchen, um ſonſt zu einer doppelten Lappſtadt gebraucht zu werden, oben und in der Mitte ein Haken eingeſchlagen iſt, und läßt die Oberleine auf die oberſten Haken heben.

Dann werden die Jagdleute am hintern Theile des Zwangtreibens angelegt, und dazu angehalten, daß ſie, möglichſt geſchloſſen, langſam und ſtill auf das erhöht ſtehende Zwangtuch zugehen. Die Sauen kriechen nun unter

demſelben weg, ſtärkere Wildarten aber kehren um, und dieſe müſſen ohne Hinderung zurückgelaſſen werden. Sobald man ſich durch gleichmäßig wiederholte Treiben überzeugt hat, daß alle Sauen in der Kammer ſtecken, wird das Zwangtuch von den Gabeln oder Haken abgehoben und wie gewöhnlich dicht auf der Erde feſtgeſtellt. Zu gleicher Zeit werden im Zwangtreiben einige Tücher niedergelegt, und durch die entſtandene Oeffnung Hirſche, Thiere ꝛc. ins Freie hinausgejagt; dann aber läßt man, um Schweine, welche ſich durchs Zwangtuch ſchlagen könnten, nicht aus dem Jagen zu verlieren, das niedergelegte Zeug wieder heben und feſtſtellen.

§. 26. Der Lauf eines Saujagens, bei welchem die Sauen mit Schießgewehr erlegt werden ſollen, wird hinten eckig geſtellt, weil die Sauen die Winkel ſuchen und da ſtehen bleiben. Deshalb müſſen auch die Schießſchirme ſo geſtellt ſein, daß man aus denſelben die Ecken mit der Büchſe beſtreichen kann.

§. 27. Beim Abjagen wird das Rolltuch nur ſo lange zurückgezogen, bis durch einige Treiber oder Jäger zu Pferde ein Rudel Sauen aus der Kammer auf den Lauf herausgebracht worden; dann läßt es der Befehlshaber ſogleich wieder vorziehen

Sind die auf dem Laufe befindlichen Sauen erlegt, die angeſchoſſenen aber von den hinter den Schießſchirmen angeſtellten Hatzen gepackt, ſo werden wieder andere herausgetrieben, bis man keine mehr im Jagen findet.

§. 28. Sollen die eingeſtellten Sauen auf dem Laufe gehetzt werden, ſo muß die ganze Stallung nach Maßgabe der vorhandenen Hatzenzahl, von einem Flügel zum andern, mehr Breite haben, als wenn auf dem Laufe geſchoſſen werden ſoll. Auch findet man überall zur Einrichtung eines ſolchen breiten Jagens ſchickliche Plätze, ohne, wie es beim ſchmalen faſt unvermeidlich iſt, Stellflügel durchhauen laſſen zu müſſen.

Jede Dickung, denn nur in einer ſolchen dürfen Sauen eingeſtellt werden, iſt gewöhnlich auf beiden Seiten und hinten von Fahrwegen begrenzt; dieſe ſind denn zum Stellen der Zeugflügel zu benutzen.

Wäre das Jagen vorn am Laufe noch etwas zu ſchmal, ſo zieht man beide Zeugflügel, da, wo der Lauf anfängt, ſtumpfwinkelig bis dahin aus einander, wo die Hetzſchirme angebracht werden. Dies geſchieht in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten von der Kammer in gerader Linie, und ſo, daß die Schirme gleichweit aus einander ſtehen. Hinter den Schirmen muß der Lauf ſehr geräumig ſein.

Bis das Abjagen ſeinen Anfang nehmen ſoll, wird der Lauf von der Kammer durch vorgeſtellte Quertücher getrennt; dieſe werden aber, ſobald als die Hatzen in die Schirme gezogen ſind, aufgehoben und über die Seite

geſchafft. Dann werden die Sauen nach und nach aus der Kammer herausgetrieben, und dieſe Treiben, ſo lange als es der Herrſchaft gefällig iſt und Sauen ſich zeigen, wiederholt.

§. 29. Unterhaltender für Theilnehmer, welche gern raſch reiten, wie für die Zuſchauer, ſcheinen mir die Jagen, bei welchen vor den Quertüchern die Flügel der Kammer nur bis an die Schirme hinausgeſtellt ſind, weil dann die Sauen im Freien gehetzt werden. Doppeltes Vergnügen aber gewährt es, wenn von einem Rudel mehrere Sauen den Hatzen entkommen und im Reiten mit einem Piſtolenſchuſſe erlegt werden dürfen.

§. 30. Wird mehrere Jahre nach einander in einem Reviere mit Zeuge gejagt, oder hören die Sauen in der Kammer die außerhalb derſelben gehetzten klagen, ſo hält es, ſelbſt beim beſten Winde, ſchwer, ſtarke Sauen, vorzüglich Schweine, herauszubringen. Man laſſe daher die erſtenmale nur mit der Hälfte der Mannſchaft und ſtille treiben, in der Folge verdoppele man die Zahl der Treiber und laſſe ſie laut gehen; will auch dies nicht helfen, ſo werfe man Schwärmer unter die umkehrenden Sauen, ſchieße, blos mit Pulver geladen, auf ſie und vermehre den Lärm auf alle erſinnliche Art. Auch kann man ſich, wenn die Sauen zwar vorwärts gehen, aber doch nicht aufs Freie heraus wollen, oft dadurch helfen, daß man, wenn noch ein Querweg durch die Kammer geht, auf demſelben ein Zwangtuch durchſtellt, und auf dieſe Weiſe das Treiben mehr ins Enge bringt.

Zum Beſchluß, und um das letzte Mittel nicht unverſucht zu laſſen, werden die Zwangtücher niedergelegt, alle Jagdleute bis ans Ende des ganzen Jagens zurückgezogen, dort angelegt, Finder und Jagdhunde gelöſt, und ſo geht das Treiben fort, bis an die Schirme.

§. 31. Die wenigſte Mühe und unbeträchtliche Koſten verurſacht das Keſſeljagen. Die ganze Einrichtung deſſelben beſteht darin, daß man, wenn ein Rudel oder mehrere ſtarke Sauen und Schweine in einem Bezirke des Revieres eingekreiſt, oder mit dem Leithunde beſtätigt worden ſind, dieſen mit Zeuge umſtellt. Den Hatzen oder Schützen wird dann ein ſchicklicher Platz auf einer Wieſe oder ſonſt auf einem freien Platze angewieſen und die Sauen ihnen zugetrieben. Daß da, wo geſchoſſen wird, jeder Schütze gehörige Rückſicht auf die Sicherheit der Treiber und ſeiner Nachbarn nehmen muß und alſo nicht eher ſchießen darf, bis das Wild rückwärts iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Ein ſolches Jagen kann, wenn Zeug in der Nähe iſt, an jedem beliebigen Tage gemacht werden.

§. 32. In Revieren, wo mehrere Sauen ſtecken, wird dem raſchern, rüſtigern Jäger die Streifhatze, wie jede Jagd, im Freien (als Gegenſatz des eingeſtellten Jagens) das meiſte Vergnügen gewähren.

Auch kann ſie ohne weitere Vorbereitung ſtattfinden, wenn Abends

zuvor den Jägern, Theilnehmern, und nach Befinden den Treibern die Stunde der Zuſammenkunft auf einem gewiſſen Sammelplatze beſtimmt wird.

Zu gleicher Zeit erhält der Aufſeher im Jägerhofe Ordre, ſich etwa eine Stunde früher mit den Hatzen auf dem Sammelplatze einzufinden. Beim Auszuge der Hatzen muß dahin geſehen werden, daß die Hatzleute nicht neben, ſondern in gerader Linie hinter einander herziehen, damit die Hunde nicht zuſammenfallen.

Dieſen folgen in eben der Ordnung die Finderburſche, deren jeder drei bis vier zuſammengekoppelte Finder führt. Auch ſie müſſen ihre Hunde der Farbe und dem Namen nach kennen, um ſie, wenn von einem Orte zum andern, oder nach Hauſe gezogen wird, annehmen zu können.

Nach den Hunden kommen die zum Heimſchaffen der gehetzten Sauen und der geſchlagenen Hunde beſtimmten Wagen, und endlich beſchließen die Leute, welche unter der Aufſicht eines Forſtbedienten mit ihren angeſchirrten Pferden die Sauen zuſammenziehen ſollen [1]), den Zug. Sobald er auf dem Sammelplatze angekommen iſt, werden die nach den Nummern abgetheilten Hatzen und Finder, in gerader Linie, neben einander gezogen, ſodaß ſie nach der Gegend hin gekehrt ſtehen, wo die Herrſchaft vorbeikommt. Weiter rückwärts halten die Wagen und Pferde [2]). Werden Treibeleute dazu gebraucht, die Sauen auf die Hatzen zu bringen, ſo kommen auch dieſe hier zuſammen; beſſer iſt es aber auf jeden Fall, wenn die Jägerei zu Pferde dieſes Geſchäft übernimmt. Auch ſie, ſowie Diejenigen, welche auf Befehl, oder mit Bewilligung dem Jagen beiwohnen, erwarten die Herrſchaft auf dem Sammelplatze.

Wenn dieſe ankommt, werden die Hatzen entweder nach Gefallen oder durchs Loos an Diejenigen, welche ſelbige befehligen ſollen, vertheilt und ihnen die Schirme oder Stände angewieſen, von denen ſie ſich, außer beim Hetzen, bis ſie abgerufen werden, nicht entfernen dürfen.

Die Suche (der Theil des Reviers, aus welchem die Sauen herausgetrieben werden ſollen) umlegt man, wo möglich, rund um ſo mit Hatzen, daß eine die andere im Geſicht hat, und daß ſie ſich zu Hülfe hetzen können. Verſtattet das Terrain dieſe Anordnung nicht, ſo wählt man für die Hatzen freie Plätze oder doch ganz lichtes, hohes Holz, in gutem Winde. Im erſten Falle iſt es gleichgültig, von welcher Seite her die Suche durchſtreift wird, im andern aber muß es mit dem Winde geſchehen. In derſelben reiten die Jäger, gleichweit von einander entfernt, langſam durch,

1) Die Stränge werden bei dieſem Geſchäft hinter dem Gewehr oder den Haken durch und um das Gebrechte der Sauen geſchleift.

2) Ebenſo geordnet wird auch beim eingeſtellten Jagen Alles, bis die Herrſchaft ankommt.

feuern die Finder an, und bemühen ſich, ſobald dieſe laut werden, die Sauen auf die Hatzen zu bringen.

Stellt ſich ein Schwein vor den Hunden, ſo hält die Suche an und die Jägerei bläſt, wenn ſie Hörner führt, oder juchet, damit der Herr entweder mit ſeiner Hatze heranziehen und auf den Keif hetzen [1]) oder ſelbiges mit der Büchſe erlegen kann.

Oft vergehen Stunden, ehe alle Sauen herauskommen; ſind aber keine mehr in der Suche, ſo werden die Finder angenommen, mit den Treibern oder Reitern herausgezogen, die Hatzen abgerufen und daſſelbe Verfahren in einem andern Bezirke wiederholt.

Im Deſſauiſchen iſt mir der Fall mehrmals vorgekommen, daß bei einer oder bei zwei Suchen der ganze Tag recht angenehm verfloß. So wurden dort in einem Diſtrict von mäßiger Größe, der graue Steinhau genannt, vor ungefähr 32 Jahren binnen ſechs Stunden 86 Sauen, von der Hatze des Kammerherrn von Lattorff aber, bei welcher ich hielt, allein 26 Stück und darunter drei Schweine gefangen.

§. 33. Das Bürſchen wird bei den wilden Sauen faſt durchgängig ſo betrieben, wie bei den andern Hochwildarten.

Doch würden zwei Jäger wol meiſtentheils es vergeblich verſuchen, Sauen, wenn ſie nicht im Gebräche ſtehen, ſich zuzutreiben. Trifft man ſie aber Abends oder Morgens an einem Orte im Gebräche an, wo die Umſtände es nicht erlauben, ihnen anzuſchleichen, ſo ſtellt ein Schütze ſich auf dem muthmaßlichen oder bekannten Wechſel in gutem Winde vor, der andere aber nähert ſich ihnen auf einem Umwege und ſucht ſie durch Abbrechen einiger trockenen Aeſte rege zu machen und auf den Vorſtehenden zuzubringen.

Der Bürſchgang iſt bei dieſer Wildart, welche zwar ſehr leiſe vernimmt, und ebenſo ſcharf wittert, dagegen aber ſchlecht gewahrt, inſofern der Jäger jedes Geräuſch vermeidet, und bei der Annäherung ſtets in gutem Winde bleibt, mit geringern Schwierigkeiten verbunden, als bei anderm Hochwilde.

§. 34. Eine eigene und zugleich die nützlichſte und angenehmſte Art, die Jagd auf Sauen zu betreiben, iſt die Suche mit dem Finder; theils weil ſie, wenn der Hund gut iſt, ſelten fehl ſchlägt, theils weil man aller weitern Beihülfe entbehren kann.

Mit ſeinem Hunde an der Leine, zieht der Jäger unter dem Winde in eine Gegend des Reviers, wo er Sauen vermuthet, löſt ihn vor dem Dickicht und zieht ſich, während der Hund ſucht, da vor, wo er, wenn ſie

1) d. i. dem Laut der Finder ſich nähern und entweder, wenn die Hatzhunde das Schwein erblicken, oder durch ihre Begierde zeigen, daß ſie den Keif (Laut) hören und verſtehen, ſie löſen.

ſich nicht ſtellen wollten, deren Durchbruch muthmaßen kann; oder er geht auf einem Wege oder Wildſtege mit durch, muntert den Hund von Zeit zu Zeit durch beliebiges, aber immer gleiches Pfeifen auf und erwartet das Lautwerden deſſelben.

Stellt ſich die Saue, ſo ſpringt er vorſichtig, in gutem Winde, jedoch nie von vorn, heran, und ſchießt ſobald als möglich, um den Hund dem Schlage eines Keilers oder Schweines nicht länger auszuſetzen, als es unumgänglich iſt. Geht ſie verwundet mit dem Finder fort, ſo ladet er möglichſt ſchnell ſein Gewehr, und folgt dem Keif (dem Laut); ſtellt ſie ſich wieder, ſo iſt nächſt verdoppelter Eile Behutſamkeit nöthig; denn ſelbſt die ſchwächere angeſchoſſene Saue verſteht keinen Spaß.

Auch mehrere Schützen können an dieſer Jagd theilnehmen; nur muß es ihnen zum unverbrüchlichen Geſetz gemacht werden, ihren Stand ſelbſt dann nicht zu verlaſſen, wenn der Hund nur fünfzig Schuh vor ihnen im dicken Holze ſtellt. Dies iſt deshalb nothwendig, weil ein geübter, vorſichtiger und auf dem Reviere bekannter Jäger mit dem Finder durchs Dickicht gehen muß, um ſobald als es ſich thun läßt, vor dem Hunde ſchießen zu können. Bei aller Behutſamkeit könnte dieſer den vom Stande Gewichenen durch ſeinen Schuß unglücklich machen, oder durch den des andern es werden.

Nur dann kann eine Ausnahme ſtattfinden, wenn die Sauen durch die Schützen brechen und vom Finder verfolgt werden, ohne daß der mit demſelben durchgehende Jäger zu folgen vermöchte. In dieſem Falle kann einer der zunächſt Vorſtehenden ſeine Stelle erſetzen.

Faſt unnöthig iſt die Bemerkung, daß jede andere Rückſicht wegfällt, wenn der Jäger, welcher den Finder unterſtützen muß, von einer ſtarken Saue angenommen, um Hülfe ruft. Aber auch in dieſem Falle müſſen nur die zwei Nächſtſtehenden ihm Beiſtand zu leiſten oder Rettung zu verſchaffen ſuchen, ohne von einander zu weichen und Gefahr zu ſcheuen. So will es Pflicht und Menſchenliebe!

Im Allgemeinen hat jedoch die Finderjagd, wenigſtens für den bloßen Jagdliebhaber, auch ihre Schattenſeite. Ich meine die nicht zu leugnende Gefahr, wenn ein angeſchoſſenes Schwein den Jäger annimmt, und die mit dieſer Jagd faſt immer verbundene körperliche Anſtrengung. Beides darf der Waidmann weder fürchten noch achten, ſondern er muß ſeinem Hunde raſch und überall hin folgen, ſolange ſeine Kräfte es irgend verſtatten. Deshalb iſt es gut, wenn er ſich täglich im Laufen übt; übereilt er ſich dann bei vorkommenden Fällen im Anfange nicht, ſo wird er einen mäßigen Trab unglaublich lange fortzuſetzen vermögen.

§. 35. Auch die erlegte Sau wird, wenigſtens beim Bürſchen, verbrochen, und zwar ſo, daß das Ende des Bruchs beim Schweine und

Keiler nach dem Gewehr hin, und die Spitze hinterwärts, bei der Bache aber gerade umgekehrt gelegt erſcheint.

§. 36. Beim Aufbrechen des Schwarzwildes ſchärft man an vielen Orten den Hals gar nicht auf, ſondern Luft- und Speiſeröhre werden, wenn das Schloß und der Leib bis zur Bruſt aufgeſchärft ſind, inwendig abgelöſt. Ich bin der Reinlichkeit wegen ſo verfahren:

Ich machte unter dem Droſſelknopf nach der Bruſt zu einen Einſchnitt bis auf die Speiſeröhre, trennte dieſe mit dem Daumen vorſichtig von der Luftröhre, und löſte erſtere von dem Droſſelknopf ab. Dann faßte ich mit der linken Hand den Schlund, löſte auch ihn an eben der Stelle ab, und verknötete ihn wie beim Edelwilde.

Das Kurzwildbret wird gleich ausgelöſt, iſt aber in der Brunftzeit nicht genießbar.

§. 37. Das Zerwirken und Zerlegen fängt man mit dem Ablöſen des Kopfes, an welchem die Haut bleibt, an. Oben, drei Finger breit hinter dem Gehör nämlich, macht man einen Einſchnitt, und ſchärft ringum den ganzen Hals, in gerader Richtung durch, bis auf den Halsknochen. Dann dreht man den Kopf, am Gehör gefaßt, ab [1]).

Noch iſt zu bemerken, daß bei der Saue die Schwarte nirgends mit dem Daumen abgeſtoßen werden kann; man muß ſie daher Strich vor Strich abſchärfen.

An manchen Orten gehören die Wammen zum Jägerrecht. Dieſe werden von den Keulen bis zur Bruſt abgelöſt, und hier mit dem Blatte durchgeſchlagen.

Uebrigens verfährt man in Allem wie beim Edelwildbret.

§. 38. Auch Sauen werden zuweilen mit einer Meute, die aus engliſchen oder franzöſiſchen Jagdhunden beſteht, parforce gejagt. Da das Meiſte, was über dieſe Jagdart auf Hirſche geſagt worden, auch hier anwendbar iſt, ſo beziehe ich mich, um nicht zu weitläufig zu werden, darauf.

Die Parforcejagd auf Sauen iſt in manchem Betracht mit mehrern Schwierigkeiten verbunden, als die auf Hirſche, weil die angelegte Saue während der Jagd nicht ſo leicht zu erkennen iſt, wenn ſie ſich nicht durch die Farbe beſonders auszeichnet, auch Brücher und Dickungen ſucht, wo man zu Pferde nicht folgen und ſie daher nicht immer und oft genug beobachten kann.

Schweine, dreijährige Keiler und ſtarke Sauen überhaupt legt man nicht gern an, weil ſie ſich zu früh ſtellen und der Meute ſehr gefährlich werden.

1) Da, wo die Sauen nicht abgeſchwartet, ſondern nach dem Aufbrechen ganz geſenget werden, folgt dem Sengen das Zerlegen.

Das Stoppen kann in weniger Fällen stattfinden, da die Saue nie oder selten Retouren macht.

Eine schwache, nicht feiste, läuft oft vier bis fünf Stunden vor den Hunden. Sobald die Saue sich stellt, wird die starke gemeiniglich todtgeschossen; die schwache abgefangen, keiner aber die Hesse abgeschlagen.

Zum Schluß füge ich noch den Rath hinzu, daß Jeder, wer der Sauparforcejagd beiwohnen muß oder will, mit der jeden Orts üblichen Einrichtung und Jägersprache vorher sich bekannt mache, welche hin und wieder von der, bei der Hirschparforcejagd gewöhnlichen abweichen kann, mir aber, ich gestehe es, nicht genau bekannt ist.

Zweite Abtheilung.

Federwild.

Erstes Capitel.

Das Birkhuhn.

Tetrao Tetrix *L.* [1]).

§. 1. Die im ersten Capitel der zweiten Abtheilung der hohen Jagd bemerkten waidmännischen Ausdrücke bleiben auch auf alle zur Mitteljagd gehörigen Federwildarten anwendbar.

§. 2. Die Benennung Birkhuhn bezeichnet die ganze Federwildart, ohne Rücksicht auf Geschlecht.

Der Birkhahn (das Männchen) ist unter verschiedenen Namen bekannt. Die gewöhnlichsten derselben sind: kleiner Auerhahn, Heidehahn, Laubhahn, Spiel- oder Spillhahn, Mohshahn, Brennhahn und Schildhahn. Die Birkhenne heißt an einigen Orten auch Kurre. Die Engländer nennen den Birkhahn Schwarzwild, die Henne Grauwild.

§. 3. Wie das Auergeflügel gehört das Birkhuhn zur Gruppe der Waldhühner (Tetraonidae), der Ordnung der hühnerartigen Vögel (Gallinaceae).

---

1) v. Wildungen, Neujahrsgesch. 1785. Bechstein, Handb. d. Jagdwissensch., Th. I, Bd. 2, Cap. 2. Meyer und Wolf, Taschenb. der deutschen Vögelkunde, I, 295.

Man findet es in den Waldungen der nördlichen Länder und in den Gebirgsgegenden der gemäßigten Zone der alten Welt; in Europa ſüdlich bis in die Apeninnen.

In ſolcher Menge, wie in einigen Gegenden Englands, in Schottland, Norwegen, Schweden, in Podolien, Litthauen, Kur- und Eſthland, beſonders in Volhynien und in der Ukraine, wird es in Deutſchland nicht angetroffen, aber ganz unbekannt iſt es faſt in keinem deutſchen Lande. In Thüringen gibt es weniger Birk- als Auergeflügel; ſo auch in Franken.

Bei den verhältnißmäßig nicht langen Flügeln des Birkgeflügels (ſie reichen zuſammengelegt nur bis auf ein Drittheil des Schwanzes herab) iſt doch der Flug ſchnell, und, wenn nicht ſehr ſtarkes Regenwetter einfällt, das ihm das Fliegen faſt unmöglich macht, hebt es ſich augenblicklich ziemlich hoch, fällt auch nicht ſobald wieder ein. Der Lauf deſſelben iſt ſo ſchnell, daß ein raſcher Hund zu thun hat, wenn er es im Holze einholen will.

Wild, ſchüchtern, ſcharf gewahrend, auch fein vernehmend und witternd, flieht es den Menſchen und vorzüglich den Jäger meiſt ſchon in großer Ferne.

§. 4. Der Birkhahn iſt 22 bis 26″ lang, und von einer Flügelſpitze bis zur andern 33 bis 36″ breit.

Der kurze, 1″ lange, kolbige, gekrümmte, ſchwarze Schnabel iſt an der Wurzel und an den rundlichen Naſenöffnungen mit einem ſchwarzen Federrande beſetzt. Wie beim Auerhahne ſind die Augen, welche einen bläulichen Stern haben, mit einem hochrothen warzigen Hautſtreif umgeben, deſſen Größe ſich aber nicht zu allen Jahreszeiten gleich iſt.

Kopf und Hals erſcheinen glänzend-ſtahlblau, der vordere Theil des Rückens ſchwarz, der hintere ſchwarzblau gefiedert, ſo auch der Steiß, nur ohne Glanz. Die Federſpitzen ſind hier weiß punktirt. Die ſchwarzblaue Farbe an den letzterwähnten Theilen breitet ſich bei zunehmenden Jahren immer mehr über den Rücken aus.

Der Schwanz beſteht aus 16, nach andern Beobachtungen aus 18 Ruderfedern, wovon die mittelſten am kürzeſten, die letzten und längſten aber ſtark nach außen bogenförmig gekrümmt ſind. Die Farbe der erſten iſt ſchwarz, weiß gerändert, die der folgenden ganz ſchwarz, und die der letzten ſchwarzblau.

Die obern kleinen Deckfedern der Flügel ſind ſchwarz. Auf jeder Schulter bemerkt man einen dreieckigen weißen Fleck. Die Grundfarbe der übrigen Schulter- und Flügeldeckfedern iſt roſtbraun. Einige der letztern haben weiße Spitzen, durch welche auf jedem Flügel zwei weiße Querbänder gebildet werden.

Jeder Flügel beſteht aus 26 gelbbräunlichen, mit Dunkelbraun durchmaſerten, einwärts gekrümmten Schwungfedern.

Die Bruſt und der Unterleib ſind ſchwarz, die Deckfedern der Unterflügel weiß.

Unter dem Schwanze bemerkt man in den erſten Jahren einen ganz weißen Fleck, welcher aber im höhern Alter mit ſchwarzen Federn untermiſcht erſcheint.

Schenkel und Füße ſind bis an die ſchwarzen, kammartig ausgezackten Zehen mit kurzen, weißgrauen, dunkelbraun gefleckten Federn bedeckt. Bei den einjährigen Hähnen iſt der Kopf, das Rücken- und das Deckgefieder des Schwanzes roſtfarben geſprengt.

§. 5. Die Birkhenne iſt merklich kleiner als der Hahn, und die Farben des Gefieders ſind bei ihr weniger ſchön als bei ihm. Der Schnabel iſt ſchwarzgrau, der Hautring um die Augen kleiner, nur grauröthlich.

Das auf dem Grunde meiſt braune Gefieder iſt mit ſchwarzen, roſtröthlich geänderten Flecken beſäet, welche auf dem Rücken am größten, am Kopfe und Halſe kleiner, und an den gleichfalls bis an die ſchwarzgrauen Zehen befiederten Schenkeln und Füßen am kleinſten ſind. Auf den Schultern bemerkt man auch einen weißen Fleck, er iſt aber kleiner als beim Hahne.

Ueber jeden Flügel verbreitet ſich nur ein weißes Querband. Die Schwungfedern ſind ſchwarzgrau, hin und wieder ins Röthliche ſchillernd.

Der Schwanz iſt weniger lang und nicht ſo gabelförmig nach außen gebogen, als bei jenem. Auf den braunen Ruderfedern zeigen ſich ſchwarze, ins Roſtfarbene verlaufende Querſtriche. Die Bauchfedern ſind, wie die unter dem Schwanze, weiß und haben ſchwarze Querlinien.

§. 6. Die Balzzeit fängt zu Ende des Monats März, oder in den erſten Tagen des April an und dauert ſieben bis acht Wochen.

Wo das Birkgeflügel häufig iſt, verſammelt ſich gleich mit Eintritt derſelben auf erhabenen, ruhigen, mit Heidekraut bewachſenen, mit Sümpfen umgebenen, hin und wieder mit einzelnen Birken bewachſenen Lehden eine beträchtliche Anzahl Hähne, deren rother Augenrand jetzt breiter als gewöhnlich und angeſchwollen erſcheint.

Mit geſträubtem Gefieder und radförmig ausgebreitetem Schwanze treten ſie gravitätiſch auf den gewählten Balzplätzen in der Morgendämmerung unter einander herum und ſcheinen zum Kampfe ſich herauszufordern. Poſſierliche Sprünge ſind das Vorſpiel zu demſelben. Bald wird er allgemein und fortdauernd, bis die meiſten und weniger rüſtigen, für welche an dieſer Stelle nichts zu hoffen iſt, ſich entfernt haben. Gleich nach erfochtenem Siege ſteigen die tapferſten Kämpfer auf einen birkenen Stamm, oder auf die erhabenſten Stellen des Balzes. Da geben ſie ihre zärtlichen Triebe durch helltönende, kurze, tertienweiſe ſteigende und fallende Töne, welche faſt wie

Frau erſchallen, zu erkennen. An dieſe ſchließt ſich das Final des Balzlautes gurgelnd und kollernd.

Die in der Nähe ſchon verſammelten Hennen antworten mit einem, nur ihnen eigenen, kurz abgebrochenen, leiſe gackernden Tone, ziehen ſich, der wiederholten Einladung der Hähne zufolge, immer näher heran und erwarten mit Reſignation die ihren Reizen gebührende Huldigung.

Unter dieſen Schönen wählt der Hahn, indem er ihnen entgegenfliegt und bei denſelben vorbeiſtreicht, zwei bis drei Favoritinnen, welche er jeden folgenden Morgen auf die nämliche Art ruft, ſich ihnen durch zuvorkommende Galanterie gefällig zu machen ſucht und dann in vollſtem Maße genießt, was ihm, als dem Gatten, gebührt.

§. 7. Die befruchteten Hennen ziehen ſich einzeln von den Balzen in dichtes Gebüſch oder hohes Heidekraut zurück, bauen auf der Erde aus dürrem Reiſig ein kunſtloſes Neſt, legen acht, zwölf bis ſechzehn, ſchmutzig weißgelbe, roſtfarbig punktirte Eier, welche nicht ganz ſo groß, aber etwas länglicher ſind als die der Haushenne, und brüten ſie, ohne Mitwirkung des Hahnes, in vier Wochen aus. Entfernt ſich die Henne vom Neſte, ſo verdeckt ſie die Eier ſorgfältig mit dem ums Neſt herumliegenden trockenen Geniſte.

§. 8. Das junge Birkgeflügel fängt ſchon an mit den Flügeln zu ſchlagen, auch Verſuche im Hüpfen und Springen zu machen, nachdem es 14 Tage dem Ei entſchlüpft iſt. Erſt in der ſiebenten Woche gelingt es ihm, ſich von der Erde zu erheben und mit den Müttern, in deren Geſellſchaft es bis zur folgenden Balzzeit bleibt, auf Baumäſte zu ſteigen. Junge Birkhähne werden ſchon mit Ende Juli an dem ſchwarzen Gefieder bemerkbar. Vom Herbſte an wird auch der Augenring immer intenſiver gefärbt.

§. 9. Schon die Benennung Birkhuhn bezeichnet denjenigen Waldbeſtand, in welchem, vorzüglich wenn er von Lehden begrenzt oder durchſchnitten iſt, dieſe Federwildart den größten Theil des Jahres hindurch Stand zu halten pflegt. Selten trifft man jedoch das Birkgeflügel außer der Balzzeit genau auf einem und demſelben Stande wieder, aber weit entfernt es ſich freiwillig nicht davon. Nur im Winter zieht es ſich in Nadelholzdickungen, wo es deren gibt, zurück, ſonſt liebt es mehr die Vorhölzer, weil es von da aus auch die nahegelegenen Felder beſuchen kann.

In der Mauſerzeit, welche im Juni eintritt, verbirgt es ſich im dichteſten Laubholze; gewöhnlich in naſſen Gegenden.

Selten findet man es vereinzelt, ſondern es fällt faſt immer flugweiſe ein.

Seine Aeſung beſteht, je nach der Jahreszeit, in Knospen und Zäpfchen der Birken, Haſeln, Weiden und Erlen, in Him- und Brombeeren, Heidel-, Kron-, Ebereſch- und Wachholderbeeren, welche letzten, an Orten,

wo es deren gibt, ihre Winterkost ausmachen. Auch liebt es die Knospen des Heidekrauts und die Früchte des Pfaffenpfötchenholzes. Nicht minder angenehm sind ihm Weizen- und Haferkörner, Eicheln, Bucheln und der Same von Nadelhölzern. Meisterhaft beraubt es die Spitzen junger birkener Aeste der Schale. Auch sind ihm Ameiseneier, Käfer und Insecten willkommen und dies ist die Aesung, welche die alte Henne den Jungen zuerst anbietet und suchen lehrt. Der Genuß von Kirschen und Erbsen soll ihm den Tod schnell zuziehen.

In sehr kalten Gegenden soll das Birkgeflügel sich zuweilen verschneien lassen und unter dieser Decke die härteste Winterzeit hindurch, ohne Nahrung, unbeweglich liegen bleiben [1]).

Das Birkhuhn gewahrt scharf und ist in der Regel sehr scheu.

§. 10. Das junge Birkgeflügel hält man für eine vortreffliche Speise, und selbst das alte ist sehr schmackhaft, wenn es wie das Auergeflügel zubereitet wird. Am Baikalsee soll es oft so feist werden, daß es sich gar nicht zu heben vermag. In Finnland dient es zum Wetterpropheten. Denn, wenn es sich im Winter in die Nähe der Dörfer zieht, hält man dies für eine Anzeige von stürmischer Witterung. Auch soll das gutes Wetter bedeuten, wenn es in den Gipfeln der Bäume steht, schlechtes aber, wenn man es auf den untern Zweigen findet.

§. 11. Die Jagd auf Birkgeflügel wird in der Balzzeit sowol, als im Herbste und Winter auf mancherlei Art betrieben.

Um ihm während der erstern Abbruch zu thun, errichtet man an den Balzen zu Anfange des Monat März gut verkleidete kleine Hütten, um sich in diesen, ehe der Tag anbricht, verbergen und während die Hähne in der Morgendämmerung balzen, sie schießen zu können. Vorzüglich muß man sich dieses Mittels in Stangenvorhölzern und auf freien Plätzen bedienen, dagegen in jungen Schlägen der Jäger oft Gelegenheit findet, die auf der Erde stehenden Hähne, indem sie laut sind, zu beschleichen. Doch hält der Birkhahn nicht jeden Morgen gleichen Stand wie der Auerhahn; auch gewahrt er selbst während des Balzens sehr scharf, sodaß er vor dem Ausbruche des gurgelnden und kollernden Schlußlautes, selbst wenn er

---

1) Infolge gefälliger Mittheilung des k. schwed. Hrn. Ober-Jägmeüre J. A. v. Ström zu Djursborg bei Stockholm vom 3. Februar und 16. Juni 1820 soll sich das Birkgeflügel in dortiger Gegend verschneien lassen, und zwar so, daß es unter dem Schnee acht bis zehn Tage anhaltend liegen bleibt, worauf man aus der Menge von Losung, welche sich in den Schneelöchern, in denen die Birkhühner ruhten, schließen kann. Eine Verwechselung mit dem Schneehuhn kann nicht stattfinden, weil in der Umgegend Stockholms gar keine Schneehühner vorkommen, sondern aus Norrland dahin geliefert werden.

Sonst wurden von den verschiedenen Arten der Gattung Waldhuhn (Tetrao) 2 — 300,000 Stück alljährlich nach Stockholm gebracht. In den letzten Jahren hat die Lieferung nur beiläufig 100,000 Stück betragen und also eine sehr bedeutende Verminderung in Rücksicht sämmtlicher Waldhühnerarten stattgefunden. Anmerk. zur zweiten Auflage.

auf der Erde ſteht, ſelten und nur bei großer Behutſamkeit des Jägers, auf Bäumen ſtehend, niemals ſich beſchleichen läßt. Wem das Talent zu Theil ward, ſehr verſchiedenartige Töne mit der Stimme nachzuahmen, der wird dieſe Kunſt mit Erfolg dazu benutzen können, Birkhähne in der Balzzeit auf das Gelocke zu ſchießen. Es kommt hierbei Alles darauf an, daß der Schütze nach vorgängiger höchſt vorſichtiger Annäherung an den Balz (in tiefer Morgendämmerung und währenddeſſen, daß die zunächſt ſtehenden Hähne eifrig kollern), in möglichſt heimlichem Verſteck den Balzlaut des Birkhahnes nach allen Modulationen, beſonders nach denen, in welchen er vom nächſtſtehenden Hahne her ertönt, mitunter auch das leiſe Gackern der Henne täuſchend nachzuahmen verſtehe. Dieſem Gelocke nähert ſich der Hahn, wenn er auf dem Baume balzte, meiſt im Fluge, wenn er aber auf dem Boden balzte, laufend, ziemlich ſorglos, und er kann dann in gehöriger Schußweite erlegt werden.

In Gegenden, wo es viel Birkgeflügel gibt, muß die, vorzüglich in Kurland, Lief- und Eſthland gebräuchliche Pulwanen-[1]) oder Hüttenjagd den meiſten Vortheil und das größte Vergnügen gewähren. Zuvörderſt errichtet man zu dieſem Behufe, im Frühlinge an den Balzen, im Herbſte aber an ſolchen Orten, wo das Birkgeflügel am häufigſten ſteht, kleine pyramidenförmige, mit Zweigen belegte Hüttchen über in die Erde gegrabenen Schießlöchern. Auf den in der gehörigen Schußweite ſtehenden Birken werden mehrere an Stangen befeſtigte Pulwanen, d. h. ausgeſtopfte Birkhähne, oder aus ſchwarzem Filz oder Tuch verfertigte Nachgeſtaltungen, an welchen ſcharlachfarbene Tuchläppchen die Stellen der rothen Augenringe einnehmen, vor Tagesanbruch aufgeſtellt; der Schütze aber verbirgt ſich im Hüttchen.

Sobald im Frühlinge, beſonders zu Anfange der Balzzeit, die Hähne Pulwanen erblicken, ſtoßen ſie darauf und fallen auf den nächſten Zweigen ein, und ſo werden an einem Morgen oft mehrere geſchoſſen.

Um Birkhähne lebend einzufangen, welche noch beſſer als Pulwanen zur Hüttenjagd angewendet werden können, würde man wohl thun, wenn man ſtarke Leimruthen um die ausgeſtopften herum anlegte. Der eiferſüchtige Birkhahn würde ſeinen vermeinten Nebenbuhler bekämpfen wollen und ſo an den Leimruthen hängen bleiben.

Im Herbſte machen einige Reiter das in der Gegend, wo die Pulwanen errichtet ſind, ſtehende Birkgeflügel vorſichtig rege und treiben es auf die Schießhütte zu. Auf den umſtehenden Birken fällt es dann häufig ein, und oft kann man mehrere Stücke auf einen Schuß erlegen.

1) Gewöhnlich hat man ſonſt Balzhahnen- oder Balzhahnenjagd geſchrieben. Da Petri in ſeinem öfter angezogenen Werke über Eſthland den Ausdruck Pulwan gebraucht und ihn aus dem Ruſſiſchen herleitet, ſo glaube ich ihm folgen zu müſſen.

Um das junge Birkgeflügel zum Schusse oder in Stecknetze zu bekommen, bedient man sich, wenn es fangbar ist, einer Lockpfeife, welche aus dem stärksten Flügelknochen eines Habichts, wie eine Meisenpfeife, verfertigt wird. Gut verborgen ahmt man mit dieser den Laut nach, welcher den Jungen abgemerkt werden muß; sobald selbige ihn hören, nahen sie sich eilig laufend, verirren sich in die Netze, oder werden geschossen.

Auch manche alte Henne wird das Opfer dieser Täuschung, indem sie den erkünstelten Laut für den verirrter Jungen hält und sich lockend heranzieht.

Auch hält das Birkgeflügel in der Jugend und bei frischgefallenem Schnee fast immer, bei nasser, stürmischer Witterung nur zuweilen den Hühnerhund aus. Aber so wahrscheinlich ich es auch finde, daß dieser solches, bei sehr starkem Regen im Laufen, auf freien Plätzen zu fangen vermag, so habe ich davon doch die Erfahrung im dichten Holze nie gemacht.

Zum Fange bedient man sich auch auf mit Heidekraut bewachsenen Lehden häufig der Schlingen, welche durch ein zollstarkes Querholz gezogen, mit demselben aber auf hölzernen, in die Erde eingeschlagenen Gabeln festgebunden werden. Sie müssen jedoch im Frühlinge etwas höher hängen als im Herbste. Unter den Schleifen streuet man Weizen, Beeren und vorzüglich Ameiseneier umher. Waidmännisch ist indessen diese Fangart nicht und daher überall, wo eine Jagdordnung existirt, mit Recht verpönt.

Ferner schlägt man 6 bis 8′ lange Stäbe so in die Erde ein, daß dadurch ein oben 6′, unten aber 2 bis $2\frac{1}{2}$′ im Durchmesser haltendes Rundtheil gebildet wird. Mitten in demselben richtet man eine etwas höhere, senkrechtstehende Stange auf, an welcher man eine in der Mitte durchbohrte, zwei Ellen lange Wippe (eine sich leicht auf- und niederbewegende Querstange) an einem runden glatten Stifte horizontal anhängt. Etwa 6″ weit von der Wippe entfernt und mit gleicher Höhe mit derselben, legt man einen Stab über den äußern Rand des Rundtheils hinaus und macht ihn unbeweglich fest. Wenn nun ein Birkhuhn auf diesen steigt und die auf der beweglichen Stange befestigte Körnung erblickt, wird es, um sie zu erhaschen, auf die Wippe treten, und, indem diese sogleich herunterkippt, auf den Grund des Rundtheils fallen, von dem es sich, wegen Mangels an Raum, nicht wieder erheben kann.

An Hafer- und Buchweizenfeldern soll diese Vorrichtung gute Dienste thun, wenn man von jenen Früchten und von denen des Pfaffenpfötchenholzes etwas zur Körnung anwendet.

Die Mestscharäken fangen das Birkgeflügel im Winter, nach Bechstein, ungefähr auf folgende Art:

An den Standorten desselben legt man Stangen, an welche Getreide und Ebereschbeerbüschel zur Lockung angebunden werden, horizontal auf gabel-

förmige Pfähle. Zwiſchen dieſe ſtellt man am Boden ſpitz zulaufende, wie die ſogenannten Fiſchreiſen geformte Körbe, auf deren Oeffnung ein geflochtener Teller, an einer leicht beweglichen Spille, ſo gelegt wird, daß, wenn der Teller auch niedergedrückt wird, er in die horizontale Lage von ſelbſt zurücktritt. Sobald ein Birkhuhn, um der Kirrung habhaft zu werden, den Teller berührt, fällt es in den Korb.

Endlich ſoll man ſich auch des Nachts beim Schneewetter der Decknetze zum Fange bedienen können, indem zwei Perſonen mit Feuerbränden oder Fackeln an Orte gehen, wo Birkgeflügel ſteht. Blind ſoll es auf den Schein des Lichts zufliegen, dicht bei dem Jäger einfallen und mit dem Netze bedeckt werden können.

Zweites Capitel.

Das Haſelhuhn.

Tetrao Bonasia *L.* [1]).

§. 1. Wenn mehrere Haſelhühner hinter und neben einander ziehen oder beiſammen liegen (man ſagt nicht ſtehen oder ſitzen), ſo nennt man dieſe Geſellſchaft eine **Kette**, ſolange aber die Henne ihre Jungen allein bei ſich hat, ein **Volk**.

Sie **ſpiſſen**, d. h. ſie rufen ſich während der Balzzeit zuſammen. Sie **werden geſpiſſet**, wenn man ſie durch Nachahmung dieſes Rufes lockt.

Sie **biſten**, indem ſie ſich außer der Balzzeit rufen, und werden dann auch **gebiſtet**.

§. 2. Das Haſelhuhn iſt auch unter dem Namen **Rothhuhn** oder **Jerpe** bekannt.

Alle gebirgige Waldungen von Europa haben es aufzuweiſen. Selten findet man es im Harz, häufiger tief im Thüringer Walde; bei Nürnberg und in Böhmen, in Polen, Lithauen, Norwegen, Lappland und an dem mit Wald bedeckten Fuße der Alpen, Apenninen und des Rieſengebirgs in Menge. Da, wo der untere Mainkreis des Königreichs Baiern an das Heſſiſche grenzt, iſt es häufiger als das Birkhuhn. In Sibirien findet es ſich bis jenſeit der Lena.

Es gehört zu den **hühnerartigen Vögeln** und zu der nämlichen Familie wie das vorhergehende.

---

1) v. **Wildungen**, Neujahrsgeſchenk, 1796. **Bechſtein**, Handbuch d. Jagdwiſſenſchaft, Thl. I. Bd. 2, Cap. 3. **Meyer** und **Wolf**, Taſchenbuch d. deutſchen Vögelkunde, I. 297.

Der Flug deſſelben iſt ziemlich ſchnell und mit einem weit hörbaren Getöſe verbunden; hoch in die Luft kann es ſich aber wegen des Baues ſeiner Flügel nicht heben. Verhältnißmäßig bewegt es ſich geſchwinder im Laufen als im Fluge.

Es iſt weniger ſcheu als das Auer- und Birkgeflügel, doch immer auf ſeiner Hut, um ſich in Zeiten vor ſeinen Feinden zu ſichern; wird es aber überraſcht, ſo vergißt es alle andere ihm zu Gebote ſtehenden Rettungsmittel und drückt ſich auf der Stelle, ſei es am Boden oder auf dem Baume.

Es gibt einen hellpfeifenden Laut aus, welcher dem des Menſchen, wenn er kurz abgebrochen durch die Zähne pfeift, ſehr gleichkommt.

§. 3. Der Hahn mißt in der Länge $13\frac{1}{2}''$, in der Breite $22\frac{1}{2}''$. Der Schnabel iſt nur $\frac{1}{2}''$, der Schwanz $4\frac{1}{2}''$ und die Füße vom Knie bis zur Spitze der mittelſten Kralle $3\frac{1}{4}''$ lang. Schwarz gefärbt iſt der Schnabel bis zur gelblichen Wurzel. Der ſtarkgekrümmte, ſcharfe Oberſchnabel bedeckt einen großen Theil des kürzern und ſchmälern Unterkiefers. Die Wurzel deſſelben, die rundlichen Naſenlöcher und das Kinn ſind mit kurzen ſchwarzen gekrümmten Federn bedeckt. Die dunkelbraun geränderten Augen umgibt ein kahler, zinnoberrother, warziger Hautring.

Der Kopf iſt etwas länglicher als am Rebhuhn, und deſſen obern Theil zeichnet roſtfarbenes, dunkelbraun gefleckte Gefieder aus, welches ſich im Affect kuppenartig ſträubt.

Von dem kahlen Augenrande zieht ſich eine weiße mit Schwarzbraun gemiſchte Linie nach dem Nacken. Die Backen ſind roſtbraun mit Aſchgrau überlaufen. Oben an denſelben und am vordern Theile des Rückens ſind auf dem roſtfarbenen Gefieder dunkelbraune, röthlichgrau eingefaßte Flecken ſichtbar. Der hintere Theil des Rückens, der Steiß und die Deckfedern des Schwanzes ſind hell aſchgrau, mit bräunlichen Querſtrichen gezeichnet und mit kleinen dunkelbraunen Punkten beſetzt.

Der Schwanz beſteht aus 16 Ruderfedern. Von dieſen ſind die äußern 14 aſchgrau-ſchwarz geſprengt, haben unterwärts eine ſchwarze Querbinde und weiße Spitzen. Nur an den zwei mittlern iſt die Binde unterbrochen, die Poſen ſind heller grau gefärbt, dunkelbraun gefleckt und haben vier lichtbraune Querſtreifen. Die Kiele zeichnen ſich durch dunkelbraune Farbe aus.

Auf den roſtfarbenen Deckfedern der Flügel bilden größere und kleinere ſchwarze Flecken, womit ſie beſäet ſind, verſchiedene unregelmäßige Querlinien.

Jeder Flügel beſteht aus 24 einwärts gekrümmten Schwungfedern, welche, zuſammengelegt, nur bis auf den vierten Theil des Schwanzes reichen und deren äußere Fahnen ockergelb, ſchwarz gefleckt, die innern braungrau, die untern Deckfedern aber dunkelbraun, röthlichweiß gefleckt ſind.

Die Kehle iſt bis an den Kropf mit ſchwarzem Gefieder bedeckt, und

hat eine weiße, bandförmige Einfaſſung, welche ſich nach den Augen und dem Oberkopfe erhebt. Je höher ſie hinauf kommt, deſto graugelblicher (ſchmutzfarbener) wird ſie. Der übrige Theil des Halſes, an deſſen beiden Seiten eine weiße Linie nach dem Rücken zu läuft, und die Seiten der Bruſt ſind mit ſchön rothbraunem (fuchsrothem) Gefieder geſchmückt, auf welchem dunkelbraune und ſchwarze weißgeränderte Muſchen ſichtbar werden. Die Mitte der Bruſt und des Bauches iſt weiß gegrundet, auch ſind es einige der untern Deckfedern des Schwanzes. Alle dieſe Theile haben dunkelbraune, ins Roſtfarbene verlaufende, halbmondförmige Flecken, wodurch ſie gleichſam geſchuppt erſcheinen. Die Federn an den Seiten des Leibes ſind roſtbraun, weiß und dunkelbraun gefleckt; das lange zottige Gefieder, welches die Schenkel und Füße bis zur Hälfte der Schienbeine bedeckt, iſt hellbraungrau.

Die Stände (Füße) ſind vorn geſchuppt, an den Seiten und hinten wie mit einem Netze belegt; die Zehen an den Seiten ausgezackt, ſcharf bewaffnet und geſchuppt. Die Farbe aller dieſer genannten Stücke fällt ins Schmutzig-Hellbraune und Gelbliche.

§. 4. Die *Henne* iſt etwas kleiner als der Hahn; der kahle Augenrand bei derſelben bläſſer; der kurze Federbart, welcher die Schnabelwurzel bedeckt, weniger krauſe; die Wange kaſtanienbraun, ſchwarz geſtreift; die Kehle, ſtatt ſchwarz, hellroſtgelb, dunkelbraun gefleckt, und ohne weiße Einfaſſung; das Rückengefieder mehr mit Hellbraun überlaufen und ſtärker ſchwarzbraun gefleckt; der beim Hahn fuchsrothe Theil der Bruſt, nebſt dem ganzen Unterhalſe, hellroſtfarben und wie das Rückengefieder dunkel gefleckt; die weiße Bauchfarbe ſchmutziger; die Schulterfedern und obern Deckfedern der Flügel ſind mehr rothbraun, die weißen Flecken gelblich; die *vordern Schwungfedern an der äußern Fahne röthlichweiß gekantet*. Die roſtfarbenen untern Deckfedern des Schwanzes haben ſchmale dunkelbraune Querlinien und weiße Spitzen.

§. 5. Das Haſelgeflügel fängt in der Mitte des März zu balzen an und hört im April wieder auf. *Büffon* beſtimmt dieſe Periode ſehr falſch, wenn er ſie im October und November anſetzte!

Durch das *Spiſſen* der Hähne ziehen ſich die Hennen auf den Balzen, die das Haſelgeflügel aber mehr von einem Orte zum andern verlegt als das Auer- und Birkgeflügel, zuſammen.

Noch bis jetzt iſt es nicht ganz ausgemacht, ob es ſich paart oder ob ein Hahn mehrere Hennen beſtreitet. Da aber bei allen übrigen Waldhühnern der letzte Fall eintritt, ſo könnte man ihn auch wol hier als den wahrſcheinlichern annehmen.

Gleich nach der Befruchtung zieht ſich die Henne in dichtes Gehölz zurück, trägt ein Neſt unter Haſelſträuchen, unter Farren- oder Heide-

kraut, aus dürrem Graſe zuſammen und verſchanzt es mit vielem andern Geniſte. Hier legt es 10 bis 16 hellroſtfarbene, dunkler gefleckte Eier, welche es jedesmal ſorgfältig verdeckt, wenn es davon weggeht, und drei Wochen und drei Tage ohne Beihülfe des Hahnes bebrütet. Doch bringt es kaum die Hälfte aus.

Kaum dem Ei entſchlüpft, laufen die Jungen der Mutter nach, die ſie, wie alle Hühner, oft unter den ausgebreiteten Flügeln hübert. Sobald ſie ſich heben können, werden ſie Abends von ihr, zum Schutz gegen Raubthiere, zu Baume geführt.

Bis zum October bleibt jedes Volk allein beiſammen.

§. 6. Am liebſten liegt das Haſelgeflügel in ſolchen Gegenden, wo dicht mit jungen Tannen oder Fichten bewachſene Berge, durch Gründe, welche mit Haſelgeſträuch, mit Birken oder auch mit Buchen beſtanden ſind, unterbrochen werden. Gegen Abend läuft es gern auf alten Wegen und an den Wieſenrändern herum; mit Einbruch der Nacht ſteigt es zu Baume und ſteht dann auf den unterſten Zweigen, dicht am Hauptſtamme. Selten trifft man es in Vorhölzern, nie im Felde oder in Feldhölzern.

Ganz verläßt es ſein Standrevier nicht; aber nach Maßgabe der Jahreszeit und der reifenden oder hervorſproſſenden Aeſungsmittel ſtreicht es aus einem Theile deſſelben in den andern.

Nach der Balzzeit trifft man den Sommer hindurch die Hähne einzeln, die Hennen aber mit ihren Jungen beiſammen an. Im October verbinden ſich verſchiedene Völker und Hähne in ſtarke Ketten, deren Glieder (Einzelweſen) jedoch weder am Tage gedrängt beiſammenliegen, noch Abends und Morgens von einem Berge zum andern dicht ueben, ſondern hinter einander ziehen. Vor dem Aufbruche rufen ſie ſich biſtend (pfeifend) zuſammen.

§. 7. Das Haſelgeflügel nimmt gleiche Aeſung mit dem Auer- und Birkgeflügel an (ſ. §. 9 des vorigen Capitels), doch liebt es alle Arten von Beeren mehr als jenes. Im Winter und zeitigen Frühlinge lebt es größtentheils von Knospen und Zäpfchen (Kätzchen) der Laubhölzer. Am angenehmſten ſind ihm die Preißelbeeren.

§. 8. Es wird auf jeder großen Tafel für eins der feinſten Gerichte gehalten. Sein Wildbret iſt zärter, weißer und ſchmackhafter als bei irgend einer andern Federwildart, und ſein Genuß ſoll Perſonen, welche an gichtiſchen und krampfartigen Zufällen leiden, ſehr dienlich ſein.

§. 9. An ſchönen September- und Octobertagen, ſpäterhin bei naſſem Wetter und im Winter bei einer Neue hält das Haſelhuhn den Hühnerhund aus und kann vor ihm geſchoſſen werden.

Während der Balzzeit ſpiſſet, und im zeitigen Herbſte biſtet man es vermittelſt einer aus ſchwächern Knochen, z. B. aus Gänſeflügelknochen,

verfertigten Lockpfeife, welche auf gleiche Art, wie die im vorigen Capitel §. 11 beſchriebene bereitet wird, heran, indem man die untere Oeffnung mehr oder weniger zuhält, um den natürlichen Laut nachzuahmen. In Ermangelung der Pfeife vertritt die Kapſel einer Eichel füglich die Stelle derſelben, wenn man ſie, die hohle Oeffnung oberwärts gekehrt, da zwiſchen dem Zeige- und Mittelfinger einklemmt, wo beide an der Hand verbunden ſind, die Finger einſchlägt, die Knöchel etwas unterwärts gebogen, an den Lippen anſetzt und gelinde auf die Kapſel zu bläſt. Junges Haſelgeflügel folgt dem Gelock am beſten, wenn zum Biſten eine ausgehöhlte Knopper vom Buchenblatt [1]) genommen und damit wie mit der Eichelkapſel verfahren wird. Weil das Gelock in einem etwas höhern Tone erklingt, iſt es dem Laute des jungen Haſelhuhnes am ähnlichſten und daher für dieſes am meiſten reizend.

Verbirgt man ſich nun in Gegenden, wo Haſelgeflügel liegt, gibt man den pfeifenden Laut täuſchend an, ſo fällt es auf den umſtehenden Bäumen ein, und dann kann der Jäger wählen wie er will. Im Frühherbſte müſſen jedoch erſt die Völker und ſpäterhin die Ketten aufgejagt und geſprengt werden, damit das einzelnliegende Huhn das nachgeahmte Biſten für den Ruf der übrigen hält.

Auch Stecknetze ſind mit Nutzen im October anzuwenden, wenn man ſie, nachdem das Haſelgeflügel geſprengt iſt, unter dickem Geſträuch winkelig herumſtellt. Bald wird es ſich zuſammenbiſten, und dann in den Netzen verirren und fangen. Gut iſt es, wenn man hierbei zuerſt lockt, aber nur ſo lange, bis das Haſelgeflügel antwortet.

Zu eben der Jahreszeit kann man auch Schneußen [2]) anlegen, indem man auf gekehrten und ausgeäſteten Stegen etwas größere Bügeldohnen als die auf Krammetsvögel gewöhnlichen, an dünnen Baumſtämmen einbohrt, an den Stegen aber Laufdohnen ſtellt und ſtark mit Ebereſchbeeren einbeert. Das Haſelgeflügel fällt leicht und häufig darauf ein, inſofern zur Schneuß dickes Laub- oder Nadelholz, wo es gewöhnlich liegt, gewählt wird.

---

1) Der kegelförmige Auswuchs auf Blättern der Buche, welcher durch den Stich der Gallwespe, das Legen eines Eies in die Blattwunde, die Bildung eines Zellgewebes um das Ei, die ſucceſſive Anſchwellung des Auswuchſes bei der Verwandlung des Eies in Larve und Puppe, bis zum Ausfliegen des Inſectes, entſteht.

2) Zur Verfertigung und Abwartung der Schneußen wird im dritten Abſchnitte beim Krammetsvogelfange nähere Anleitung gegeben werden.

Drittes Capitel.

Der lerchengraue Regenpfeifer.

Oedicnemus crepitans *Temm.* [1]).

§. 1. Der lerchengraue Regenpfeifer heißt bei den Jägern gemeiniglich großer Brachvogel, sonst auch Steinwälzer, Eulenkopf, Triel, Griel, Steinpardel, Gluth, Dickfuß, Polurer, dickknieiger Trappe; an einigen Orten Fastenschlyer und Keilhaken.

§. 2. Er gehört zur Familie der Regenpfeifer (Charadridae), der Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores). Im südlichen Europa hält er das ganze Jahr hindurch Stand. Am Rheine, an der Donau und an andern größern Flüssen Deutschlands wird er zu seiner Zeit als Zugvogel bald in stärkerer, bald in kleinerer Zahl angetroffen. Im Königreiche Sachsen, in der Gegend von Wurzen, an der Mulde, ist er den Sommer über sehr häufig.

Nach Norden zu geht er nicht weiter als bis nach den Niederlanden und England.

Die zusammengelegten Flügel desselben reichen beinahe über zwei Drittheile des Schwanzes herab. Dessenungeachtet muß er allemal erst einige Schritte weit laufen, ehe er sich heben kann, fliegt aber dann ziemlich rasch. Auf seinen starken Füßen läuft er außerordentlich schnell.

Er gewahrt und wittert ungemein scharf und ist sehr schüchtern. Von seines Gleichen trennt er sich ungern; eine Eigenheit, die er mit allen Strandläufern und mit vielen Sumpfvögeln gemein hat.

Sein kreischend pfeifender Laut klingt fast wie Grlüit. Der erste Ton ist nämlich immer unrein, zwischen zweien schwankend, lang gezogen; der andere kurz abgebrochen um eine Tertie steigend.

So läßt er sich gewöhnlich Morgens und Abends, wenn aber Regen bevorsteht, zu allen Tageszeiten hören.

§. 3. Das Männchen ist 15 bis 18″ lang; über die ausgebreiteten Flügel gemessen, 30 bis 32″ breit; das Schienbein $3\frac{1}{4}$″, die Mittelzehe nebst Kralle $1\frac{1}{2}$″, der Schwanz 6″ lang.

Der $1\frac{1}{2}$″ lange, kolbig zugespitzte Schnabel ist gerade; von der Wurzel bis zu den länglichen Nasenlöchern grünlichgelb, an der Spitze schwarz. Die großen Augen haben blaßgelbe Sterne und Unteraugenlider von gleicher Farbe. Ein gelbbrauner Kreis umgibt die Augen, über welchem sich oben

1) Bechstein, Handbuch d. Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, Cap. 9, (Otis Oedicnemus, dickknieiger Trappe). Meyer, Ornithol. Taschenbuch, II, 317.

ein ſchmutzigweißer Streif ausdehnt. Von der Schnabelwurzel zieht ſich unter den Augen weg, nach dem Hinterkopfe, ein breiterer, ganz weißer Streif, welcher von dem Unterkiefer an wieder von einem ebenſo breiten dunkelbraunen begrenzt wird.

Das Gefieder auf dem Scheitel des ziemlich großen Kopfes iſt roſtfarben, dunkelbraun geſtreift; am ganzen Oberleibe bis zu den langen Deckfedern des Schwanzes und an den Schultern blaßroſtgelb, dunkelbraun gefleckt.

Von den zwölf Ruderfedern des Schwanzes ſind die ſechs mittlern grau, mit dunkelbraunen Querbändern belegt, die drei äußern auf jeder Seite weiß. Von dieſen hat die erſte eine ſchwärzliche Spitze, nächſt dieſer die zweite und dritte drei bis vier hier und da unterbrochene ſchwärzliche Querſtreifen.

Die vordern, oben tief dunkelbraunen, von der Mitte an ſchwärzlichen Schwungfedern ſind am innern Barte nach der Wurzel zu weiß, die hintern dunkelbraun, weiß gerändert. Die obern, größern Deckfedern der Flügel haben weißliche Spitzen, welche zugleich mit der weißen Wurzel der vordern Schwungfedern weißliche Streifen bilden, die aber mehr ins Auge fallen, wenn die Flügel ausgebreitet ſind, als wenn ſie zuſammenliegen.

Die Kehle iſt mit weißen ſtruppigen Federn beſetzt: der Unterhals, die Bruſt und der Bauch, bis zu den an den Spitzen blaß-roſtrothen unteru Deckfedern des Schwanzes, mit gelbgrau-weißlichen, dunkelbraun länglich gefleckten. Ebenſo gefärbtes, nur mit kleinern Flecken überſäetes Gefieder bedeckt die Schenkel, bis $1^1/_4$'' oberhalb des Knies. Von hier an erſcheint die kahle, geſchuppte Haut der unter dem Knie ſehr dicken Ständе (Füße) gelbgrünlich [1]). Die mittlere und äußere Zehe ſind bis zum erſten Gelenke mit einer Spannhaut verbunden. Alle drei Zehen ſind ziemlich ſtark, die Nägel kurz und hornbraun, die Ferſen glatt und ohne Hinterzehe.

§. 4. Das Weibchen hat braune Backen, am ganzen roſtgrauen Oberleibe viele längliche, am ganzen ſchmutzigweißen Unterleibe einzelne eirunde dunkelbraune Flecken. Die Kehle iſt am meiſten dicht und gleichmäßig mit kleinen, die Seiten nur einzeln mit größern braunen Flecken beſetzt. Im Ganzen ſind die Farben an ihm heller als am Männchen.

§. 5. Wahrſcheinlich paart ſich der männliche Steinwälzer nur mit einem Weibchen. Die Balzzeit tritt, je nachdem dieſe Brachvögel ſich in nördlichern oder ſüdlichern Gegenden aufhalten, früher oder ſpäter ein, bei uns im Monat Mai.

1) So fand ich mehr als zehn Exemplare von alten Vögeln dieſer Art, die ich in den Jahren von 1802—1806 zu erlegen und zu unterſuchen Gelegenheit hatte, überall gezeichnet, ſo auch beſonders die Haut an den Ständen gleich nach dem Tode gefärbt.

Häufig kommt der Fall nicht vor, daß sie in unsern Gegenden Gehecke machen; aber er ereignet sich doch zuweilen [1]).

Das Weibchen kratzt, wenn es befruchtet ist, eine kleine Vertiefung in den Erdboden, legt in diese zwei bis drei grüngraue, schwarzbraun und dunkelgrau gefleckte Eier und bringt sie in der dritten Woche aus. Es sitzt äußerst fest auf dem Neste, verläßt es selten und nur so lange als es nöthig ist um Nahrung zu suchen.

Schon am zweiten oder dritten Tage, nachdem die Jungen dem Ei entschlüpft sind, folgen sie laufend der Mutter, welche, wie es scheint, nun immer vom Männchen begleitet wird. Bei anscheinender Gefahr geben die Alten durch ängstliches Schreien ein Zeichen; dann drücken sich die Jungen augenblicklich und so fest, daß man sie eretreten kann.

Die Jungen haben noch im Herbste einen an der Spitze schmutzigaschgrauen, übrigens wie an den Alten gefärbten Schnabel. Am Oberleibe sind sie mit röthlichgrauem, der Länge nach schwarzbräunlich gefleckten Gefieder bedeckt; am Unterleibe mit weißgrauem, schwärzlich gefleckten; die Stände sind, wie bei den Alten, grünlichgelb [2]). Nach dem ersten Mausern wird die schwärzliche Farbe dunkelbraun. Erst im zweiten Jahre ist die Gefiederfarbenzeichnung standhaft.

§. 6. Im Monat April kommen die lerchengrauen Regenpfeifer auf ihrem Zuge an, und fallen in mäßig starken Flügen auf großen Lehden, Sandhegern und Brachfeldern ein. Diesen Aufenthaltsorten zufolge dürften sie daher zu den Sumpfvögeln eigentlich nicht gerechnet werden. Von dem einmal gewählten Aufenthalte entfernen sie sich den ganzen Sommer hindurch nicht weit und ziehen im September, bei guter, warmer Witterung auch wol erst im October wieder ab.

An heißen Sommertagen liegen selbst Alte in der Mittagsstunde äußerst fest, sodaß einer meiner Freunde, ein glaubwürdiger Mann, mir versicherte, er habe im Sommer 1803 einen für todt gehaltenen mit dem Stocke umgewendet, der dann erst sich zu bewegen anfing, eilig eine Strecke fortlief und schreiend davonflog.

§. 7. Die Nahrung der großen Brachvögel besteht in Mäusen, Thau-

1) In der §. 2 benannten Gegend des Königreichs Sachsen haben diese Regenpfeifer in zwei auf einander folgenden Jahren (1803 und 1804) auf einem großen, mit grobem Kies belegten Sandheger am Muldenstrome gebrütet und Junge gezogen; in den zwei folgenden fanden sie sich, wie in den vorhergien, im Monat April ein, machten aber kein Gebeck und traten den Herbstzug zu Ende des September an.

2) Noch vor dem Abdruck des gegenwärtigen Capitels (den 19. Juni 1804) gelang es dem Verfasser, eines alten Männchens und dreier Jungen habhaft zu werden. Von letztern waren zwei flugbar, eines noch nicht völlig. Auf dem Oberkopfe sah man bei letztern noch Spuren von weißgrauem Flaum. Die Richtigkeit der Gefiederfarben-Angaben kann daher verbürgt werden.

Anmerkung zur ersten Auflage.

fröſchen, Käfer- und Inſectenlarven, kleinen Käfern, Schnecken und Erdmaden und Gewürm, vorzüglich aber in Regenwürmern, welche ſie Morgens und Abends emſig aufſuchen.

Um des unter ziemlich großen Steinen verborgenen Gewürmes habhaft zu werden, wälzen ſie ſolche mit beſonderer Geſchicklichkeit um, daher ihr Name Steinwälzer.

Die Alten tragen den Jungen nur in den erſten Tagen Nahrung zu, nachher müſſen dieſe ſie ſelbſt ſuchen.

§. 8. Ihr Wildbret iſt ſehr wohlſchmeckend und zart, deshalb wird es vorzüglich geſchätzt, was auch der Grund ſein mag, daß dieſer Vogel zur Mitteljagd gerechnet wurde.

§. 9. Die Regenpfeifer ſind ſcheu und daher ſchwer zu beſchleichen. Doch gelingt es, an ſchönen Frühlingstagen, noch eher aber in den heißeſten Mittagsſtunden des Sommers und bei nebeligem Morgen zuweilen, ihnen mit dem Schießpferde, oder auch zu Fuß, in ſich immer verengenden Kreiſen, auf gehörige Schußweite anzukommen. Stehen ſie das erſtemal in großer Ferne auf, und der Jäger ſieht ſie wieder einfallen, ſo darf er ſie nicht aus den Augen laſſen, muß gleich von weitem zu traben anfangen und außer dem Winde vorbeireiten oder laufen zu wollen ſcheinen. Dann werden ſie ſich vielleicht drücken, bis er nahe genug kommt.

Führt er eine Doppelflinte und gelingt der erſte Schuß, ſo ſchwärmen die übrigen in der Nähe befindlichen Anverwandten ängſtlich ſchreiend um den Verwundeten herum, und dann iſt der zweite Schuß oft noch vortheilhaft anzubringen.

Abends und Morgens, wenn ſie, wie gewöhnlich, laut zu werden anfangen, bedient man ſich mit Nutzen der Lockpfeifen [1]), um ſie heranzuziehen. Hat man ſich vorher hinlänglich darauf geübt, den natürlichen Laut täuſchend nachzuahmen, ſo darf man ſich nur, von den Brachvögeln unbemerkt, gut verbergen, und ſobald ſie zu locken anfangen, ihnen antworten. Im erſten Augenblicke werden ſie horchen und ſtill ſein, dann ſchweige man auch; ſobald ſie aber wieder ſchreien, brauche man die Pfeife wieder. Eilig nahen ſie ſich dann im Fluge oder Laufe, und im letztern Falle, oder wenn ſie in der Nähe einfallen, kann oft mehr als einer mit einem Schuſſe erlegt werden.

Auch auf dem Brachvogelherd wird man zuweilen Steinwälzer

1) Man hat gewöhnlich meſſingene Lockpfeifen. Die Hauptkapſel iſt daumenſtark. 1½" lang. In derſelben wird ein unten zugeſpitztes Röhrchen, oben von der Dicke eines Pfeifenſtiels, mit einer gewöhnlichen Pfeifenöffnung eingelöthet und an der Seite der Kapſel ein rundes Loch angebracht, durch deſſen Zuhalten der tiefere, durch das Aufmachen aber der höhere Ton entſteht. Außerdem kann man aber auch ganz gewöhnliche hölzerne Kinderpfeifen dazu gebrauchen. Wer recht gut mit dem Munde oder, noch beſſer, auf dem Finger zu pfeifen geübt iſt, kann jedes andere Hülfsmittel entbehren.

fangen, beſonders wenn man ſich vermittelſt der Pfeife erſt einen Lockvogel [1]) verſchafft hat.

Doch würde es kaum der Mühe lohnen, blos darum einen Herd anzulegen. Ich verſpare daher die Beſchreibung deſſelben bis zu dem Capitel des dritten Abſchnitts, wo von mehrern Arten der Brachvögel die Rede ſein wird.

Viertes Capitel.

Der große Brachvogel.

Numenius Arquata *Lath.* [2]).

§. 1. Er wird auch Bracher, deutſcher Bracher, Giloch, Windvogel, Gewittervogel, Jütvogel, Gütvogel, Geisvogel, Goiſer, krummſchnäblige Schnepfe, Regenwulp und, wie der im vorigen Capitel beſchriebene eigentlichere Brachvogel, gleichfalls Faſtenſchlyer und Keilhaken genannt.

§. 2. Dieſe noch der Mitteljagd zugetheilte Federwildart gehört zur Familie der Schnepfen (Scolopacidae), der Ordnung der Sumpfvögel (Grallatores). Sie iſt den Sommer hindurch im Norden von Europa, Aſien und Amerika vorzüglich einheimiſch. Zu Ende des Monat September und im October zieht ſie weg, und kehrt gegen Ende des März und zu Anfange des April zurück. Doch hält ſie ſich hin und wieder in Deutſchlands ſüdlichern Gegenden, wo in den Brüchern und Sümpfen ſo warme Quellen ſind, daß ſie nie ganz zufrieren, auch den Winter hindurch auf. Obgleich alſo Zugvogel, behält ſie doch zuweilen, wie die Sumpfſchnepfen, ihren Stand.

Der Brachvogel iſt dem zahmen Huhne an Größe ziemlich gleich, doch ſind alle Theile etwas geſtreckter. Seine Länge beträgt 2′ 2″, wovon der Schwanz etwas über 3″ wegnimmt. Die Breite von einer Flügelſpitze zur andern iſt 3½′ reichlich. Zuſammengelegt reichen die Flügel bis ans Ende des Schwanzes. Bei verſchiedenen Vögeln dieſer Art findet jedoch oft eine bedeutende Abweichung in der Größe ſtatt, deren Grund noch nicht ausgemittelt iſt. Der etwas über 4″ lange, dünne, runde, an den Seiten ge-

1) Zum Futter der Lockvögel kann man harte, in Milch gequellte Semmel und zuweilen kleingeſchnittenes Fleiſch und Würmer nehmen.

2) Bechſtein, Handbuch d. Jagdwiſſenſchaft, Th. I, Bd. 2, Cap. 12. v. Wildungen, Taſchenbuch v. J. 1809—1812. Meyer, Taſchenbuch, II, 354. Um Irrungen zu vermeiden, hat der Verfaſſer die ohnehin nicht genau bezeichnende Benennung Krummſchnabel, welche dieſer Vogel in der erſten Auflage führte, verworfen, und obige gewöhnlichere — obwol auch nicht ganz richtige — an deren Stelle geſetzt.

rieſte, von der Mitte nach der Spitze zu abwärts gebogene Oberſchnabel iſt olivenbraun, an der Spitze ſchwärzlich; ebenſo der Unterſchnabel; außer an der fleiſchfarbenen Wurzel; der Augenſtern umbraun; die Stände ſind im Leben und gleich nach dem Tode graublau; ſpäterhin, beſonders in der freien Luft liegend, werden ſie ſchwärzlich, endlich ganz ſchwarz; vorn bis über die Zehen herab geſchildert, an den Seiten und hinten netzförmig; unter den mit einer Haut geränderten Zehen chagrinartig. Die Nägel ſind tief ſchwarzbraun und unter jeder ſteht eine kleine wulſtige Erhabenheit. Die Länge des Schienbeines beträgt $3\frac{1}{4}$″, die der Mittelzehe 2″, der Seitenzehe $1\frac{1}{2}$″, der Hinterzehe 5‴ (alles mit Ausſchluß der Nägel).

Die Hauptfarbe des Vogels iſt weißlich, dunkelbraun gefleckt, faſt wie an den Lerchen. Um die Augen herum zieht ſich ein weißer Kreis. Der Kopf iſt klein und erſcheint weißgelblich, dunkelbraun gefleckt; auf gleiche Weiſe der Obertheil des langen Halſes, nur mit weniger zahlreichen braunen Flecken. Der Oberrücken, die langen Schulterfedern und die Deckfedern der Flügel ſind dunkelbraun, einige an den Seiten roſtgelb gerändert, andere haben weiße Flecken. Die Mittelrücken- und die nächſten Steißfedern zeichnen ſich durch ſchneeweißes Gefieder aus, welches nur an dem letztbenannten Orte einige dunkle Längenſtreife hat. Die obern ziemlich langen Schwanzdeckfedern ſind gleich dem Schwanze ſelbſt, dunkelbraun und röthlichweiß gebändert, nur daß an erſtern mehr weißliche Streifen als braune ſichtbar werden. Die erſte Ordnung der Schwungfedern hat weiße Schäfte und dunkelbraune Fahnen; an denen der zweiten haben die innern Fahnen weiße Binden: an denen der dritten, welche ſehr lang geſchäftet ſind, roſtgelbe, in der Mitte unterbrochene Querſtreifen. Die Kehle iſt reinweiß; der Vorderhals, die Bruſt und der Unterleib weiß gegrundet. Letztgenannte Theile haben ſchmale, $\frac{1}{2}$″ lange, nach unten zugeſpitzte Streifen, die an den Seiten des Leibes um vieles häufiger und ſtärker werden. Reinweiß ſind die Schenkel- und Afterfedern gefärbt; die Deckfedern der Unterflügel weiß und dunkelbraun gefleckt.

Das Weibchen wird ſowol an der blaßgrauen, zuweilen grünglänzend ſchillernden Farbe des Kopfes, des Halſes und der Bruſt, welche Theile häufig dunkelbraun geſtrichelt, auch einzelne Federn röthlichweiß eingefaßt ſind, als auch an dem völlig dunkelbraunen, mit grauen und grauröthlichen Flecken beſprengten Rücken erkannt. Ueberhaupt zeichnet es ſich durch viel dunklere Farben vor dem Männchen aus. Dies iſt auch der Fall bei den einjährigen Jungen beider Geſchlechter.

Als Spielarten in Rückſicht der Farbe ſind 1. der weiße und 2. der roſenroth gebänderte Gütvogel anzuſehen.

Der Lauf dieſes Vogels iſt jedenfalls ſchneller als ſein Flug; doch rettet

beides ihn nicht ſo leicht von ſeinen Feinden, als die ihm eigene Schüchternheit und Aufmerkſamkeit auf Alles, was ſich irgend zu nähern ſcheint, verbunden mit äußerſt ſcharfen Geſichtswerkzeugen. Seinen Laut ſucht Bechſtein durch Hoi-Hoi-i zu verſinnlichen; Andere meinen, er klinge wie Carley oder Klarit. Sollten alle dieſe Beſchreibungen des Tones nicht genau zutreffen, ſo iſt es kein großer Schade; denn, wer dieſen Vogel nur einmal zu Geſicht bekommt, dem gibt er gewiß durch ſein Geſchrei Gelegenheit, ihn das zweite mal wieder zu erkennen.

§. 3. Wie die Schnepfen, paart ſich auch dieſe Sumpfvogelart und zwar gleich zu Anfange des Frühlings. Gewöhnlich gleich nach der Ankunft auf ihrem Sommerſtande macht ſich das Weibchen ein kunſtloſes Neſt auf trockenen Raſenhügeln (Kaupen), welche man in großen Sümpfen häufig findet, legt vier bis fünf olivengrüne, etwas ins Blaßbräunliche fallende, ſchwarz, auch braun gefleckte Eier und brütet ſie in drei Wochen aus. Die Jungen verlaſſen, gleich wenn ſie den Eiern entſchlüpft ſind, das Neſt, und folgen der Mutter, um die erforderlichen Aeſungsmittel kennen zu lernen. Bis ſie ein Jahr alt ſind und zum erſten male mauſern, iſt der Oberleib ſchwärzlich und rötblichgrau, der Unterleib grau und ſchwärzlich gefleckt. Die Bruſt aber ſchillert aus Grau in Olivengrün. Nach dem erſten Mauſern geht die ſchwärzliche Farbe in Dunkelbraun über, und in den nächſtfolgenden Sommermonaten tritt bei jedem Geſchlechte die beſtimmtere Gefiederfarbenzeichnung hervor.

§. 4. Während des Herbſt- und Frühjahrszuges fallen die großen Brachvögel in unſern Gegenden flugweiſe zu drei bis acht Stück, in andern weit ſtarkzähliger vereinigt, auf Brach- und grünen Saatfeldern, oder auf naſſen ſumpfigen Wieſen und Moorlehden ein. Da, wo ſie ihren Sommerſtand nehmen, halten ſie ſich am Tage faſt immer in kaupigen Sümpfen, im Norden, wie man ſagt, ſogar in Gebirgen auf, immer aber nur in Gegenden, wo ſie die erforderlichen Aeſungsmittel in der Nähe haben. Während der Lege- und Brütezeit lebt jedes Paar iſolirt für ſich, dann aber zieht ſich Jung und Alt wieder flugweiſe zuſammen und kettet ſich ſo an einander, daß alle Individuen eines ſolchen geſelligen Vereines, trotz ihrer natürlichen Schüchternheit, einen erlegten ihres Gleichen und aus ihrer Mitte ſo lange umſchwärmen und laut bejammern, bis erneuerte Verfolgungen ſie zur Flucht zwingen, oder bis nach längerer Zeit die Fruchtloſigkeit fernerer Verſuche, den erblaßten Freund zu wecken, ihnen einleuchtet.

Im Winter dauert dieſes geſellige Leben in ſüdlichern Ländern fort, und zwar wachſen die Flüge dort oft zu Scharen an, welche ſich dann in warmen Sümpfen, auf der Saat und vornehmlich an den Seeküſten aufhalten.

§. 5. Regenwürmer und anderes Gewürm, Muſcheln und Schnecken ſind die Aeſung, welche dieſer Vogel allen andern vorzieht; doch nimmt er auch Inſecten, Inſectenlarven, Spitzen von junger grüner Saat, verſchiedene Kräuter und Grasarten an. Nächſt dem Allen findet man auch in ſeinem Magen faſt immer der Verdauung wegen verſchluckte Kieſelkörner.

§. 6. Das Wildbret der alten großen Brachvögel muß beſonders zubereitet oder doch wenigſtens die Fetthaut abgelöſt werden, wenn es ſchmackhaft ſein ſoll. Vorzüglich ſchätzt man das der Jungen. In Holland werden die Eier als Leckerbiſſen gut bezahlt.

Außer dieſem unmittelbaren Nutzen ſtiften dieſe Vögel, wie die Regenpfeifer, mittelbar noch größern, da ihre Hauptnahrung aus ſchädlichen Inſecten und Würmern beſteht.

Ob auch der abgeſagteſte Wildfeind im Stande ſein würde, ihnen etwas aufzubürden, wodurch ſie ſchädlich werden könnten, bezweifle ich faſt; ſeine Gehörnerven müßten denn ſo reizbar ſein, daß ſie den kreiſchenden Laut nicht zu ertragen im Stande wären.

§. 7. Alle im vorigen Capitel, §. 9, erwähnten Hülfsmittel, die Jagd mit Erfolg zu betreiben, ſind auch hier anwendbar. In Rückſicht des Fanges iſt noch zu merken, daß dieſer auf dem eigentlichen Brachvogelherde weniger glücklich von ſtatten gehen möchte, als auf dem Waſſerherde, von welchem gleichfalls im dritten Abſchnitte, bei Gelegenheit der Anweiſung zum Fange anderer Sumpf- und Waſſervögel, die Rede ſein wird.

Dritte Abtheilung.

Raubthiere.

Der Wolf.

Canis Lupus *L.* [1]).

§. 1. Der Wolf wird oft zur hohen, oft aber zur Mitteljagd gerechnet. In Sachſen zu letzterer. In einem Edicte vom 8. November 1717 wurde verordnet:

1) v. Wildungen, Neujahrsgeſchenk 1795. Bechſtein, Handbuch d. Jagdwiſſenſchaft, Th. 1, Bd. 1, Cap. 11.

„daß Wölfe nicht nur von einem Jeden, der die Jagden hat, wenn er auch nur mit der Niederjagd allein beliehen, gefället, ſondern auch Dem, ſo einen Wolfsbalg in die Wildmeiſterei, worunter das Revier einbezirkt, einliefert, jederzeit allda 2 Rthlr. 12 Gr. zur Ergötzlichkeit gereicht werden ſollen".

Waidmänniſche Ausdrücke:

Der Wolf hat Lauſcher, keine Ohren.

Einen Balg, keine Haut.

Eine Ruthe oder Standarte, keinen Schwanz; die Spitze an derſelben heißt die Blume.

Die Zehen werden Klauen, die Eckzähne Fänge genannt.

Er ranzt, wenn er ſich begattet. Ranzzeit ſagt man daher, nicht Brunftzeit. Die Wölfin wölft, ſetzt nicht.

Er hat ein Lager, kein Bett oder Loch.

Er trabt, geht nicht und iſt flüchtig, läuft nicht.

Er raubt, indem er ein lebendes Thier reißt, d. i. packt, und wirft, d. h. niederzieht.

Er frißt den Raub.

Er wird todtgeſchlagen, wenn man ſeiner lebend habhaft wird, und nachdem er erlegt iſt, geſtreift, d. h. der Balg abgelöſt.

Er hat ſich durchgeſchnitten, wenn er ſich durch das Zeug gebiſſen hat.

Wenn mehrere Wölfe beiſammen ſind, ſo werden ſie ſämmtlich unter der Benennung Rotte begriffen.

§. 2. Der Wolf gehört zur Familie der Hunde (Caninae), der Ordnung der Raubthiere (Carnivora).

Wohl uns, unſern Heerden und Wildbahnen, daß dies ſchädlichſte und gefährlichſte Raubthier in allen wohlorganiſirten, policirten und gut angebauten Ländern entweder ganz ausgerottet worden iſt, oder, wo dies noch nicht möglich war, doch von Jahr zu Jahr fortwährend vermindert wird.

In England kennt man es ſchon ſeit mehr als einem Jahrhundert als einheimiſch nicht mehr.

Wie Unkraut in jedem Boden fortkommt und ſchwer zu vertilgen iſt, ſo lebt und gedeiht auch der Wolf unter allen Himmelsſtrichen zum Verderben anderer Thiere, und unnachläßliches eifriges Streben allein vermag, ſeiner Vermehrung Grenzen zu ſetzen.

In Deutſchland findet man ihn noch in den waldigen Gebirgen von Niederöſtreich, Böhmen, Schleſien; in Franken jetzt als ungebetener Gaſt öfter als vor zehn Jahren. Aus dieſen Gegenden trabt je zuweilen einer in die benachbarten Länder [1]).

1) Aus dem mittlern Deutſchland iſt er gegenwärtig faſt gänzlich verſchwunden.

In Spanien und Frankreich [1]), beſonders in den Pyrenäen und Ardennen, treibt dieſer Wüthrich ſein Weſen immer noch ungeſcheut, obwol nicht unverfolgt.

Im nördlichern Europa, z. B. in Polen, Kurland, Eſthland, tiefer in Rußland, trifft man ihn am häufigſten, ebenſo in Ungarn [2]), den Karpathen und Siebenbürgen [3]).

Der in unſern Gegenden bekannte hat $3\frac{1}{2}'$ Länge und oft über $2'$ Höhe. Doch iſt die Stärke, wie die Farbe der Wölfe nicht nur nach den Himmelsſtrichen, unter denen ſie wohnen, ſondern beides, vorzüglich aber die letztere, in einer und derſelben Gegend zuweilen verſchieden.

In nordiſchen Ländern gibt es ſchwarze oder vielmehr ſchwarzbraune und ſilbergraue, welche letztere für weiß ausgegeben werden.

Die Farbe des gewöhnlichſten Wolfes iſt an der Naſe ſchwarz, an der Schnauze braunſchwärzlich, an der Stirn grau und ſchwarz gemiſcht, auf dem Kopfe und im Nacken gelbbräunlich. Der Rücken, die Blätter und die Keulen auf der auswendigen Seite ſind in verſchiedenen Schattirungen mit ſchwärzlichbraunem, gelblichfahlem und weißgrauem, die Flanken mit grauweißlichem Haar bedeckt. Die Standarte iſt ebenſo wie der Rücken, nur die Blume weiß gefärbt. An den Vorderläufen wird unterwärts das Haar kürzer, behält auf der äußern Seite die Farbe wie an den Blättern; an der einwärts gekehrten fällt ſie ins Weißgelbliche, vorn vom Knie an bis über die Klauen aus Schwarzbraun in Schwarz. Auch das kürzere Haar auswendig an den Hinterläufen hat gleiche Farbe mit dem der Keulen; inwendig hingegen iſt es bis an den Leib herauf weißgraulich.

Die Kehle iſt weißlich, der Hals und die Bruſt grau mit etwas Braun gemiſcht, der Bauch vorn hellgelbbräunlich, hinten weißgrau.

Das Haar überhaupt iſt, vermuthlich nach Maßgabe des Alters und der Jahreszeit, bald dunkler, bald fällt es überall mehr ins Gelbliche.

Der Kopf iſt faſt wie am Fuchſe geſtaltet; wie bei dieſem, auch die kurzen, zugeſpitzten Lauſcher ſtets aufwärts gerichtet. Die Lichter glänzen, vorzüglich zur Nachtzeit feurig und ſtehen etwas nach außen gekehrt. Die Wimpern ſind lang, abwärts geſenkt.

Die faſt bis zu den Lauſchern geſpaltene Schnauze iſt inwendig oben

---

1) Hier wurden während der Revolution in einem Jahre 7351 Wölfe erlegt, ohne die zu rechnen, für welche man die durch das Geſetz feſtgeſetzte Belohnung nicht forderte.

2) Im Hanſag am Neuſiedlerſee in Ungarn kommen die ſogenannten Rohrwölfe ſehr häufig vor und leben dort in Erlenwäldern und in Röhricht. Eine genaue wiſſenſchaftliche Unterſuchung dürfte den Rohrwolf als eine eigene Art in die naturhiſtoriſchen Syſteme einreihen, denn ſeine relativen Körperverhältniſſe weichen von denen des gewöhnlichen Wolfes beträchtlich ab. Anmerk. zur dritten Auflage.

3) Im Jahre 1856 wurden in Siebenbürgen 101 Bären und 990 Wölfe erlegt.

und unten mit ſcharfen Waffen beſetzt, von denen ſich die vier eigentlichen Fänge (Eckzähne) durch vorzügliche Länge auszeichnen und wie beim Hunde geſtaltet und geſtellt, nur ſchärfer und länger ſind.

Der Geſchlechtstheil des männlichen Wolfes iſt faſt ebenſo wie am Hunde geſtaltet, die Klauen hingegen ſind nach vorn etwas länglicher zugeſpitzt als an dieſem.

Die Standarte trägt er ausgeſtreckt, doch etwas unterwärts hängend.

Er iſt vorn höher als hinten und kann daher nicht lange (wie man im gemeinen Leben ſich auszudrücken pflegt) auslaufen, in der Jägerſprache zu reden: nicht lange flüchtig ſein. Faſt immer ſpürt und ſieht man ihn nur im Trabe; aber dieſe Bewegung ſetzt er, ohne zu ermüden, ſehr lange hinter einander und mit unglaublicher Schnelligkeit fort, ob er gleich bei der langſamern lendenlahm zu ſein ſcheint. Beſondere Stärke hat er in den Halsmuskeln, ſodaß er einen Hammel von mäßiger Stärke ganze Strecken in der Schnauze forttragen kann.

Die Wölfin hat einen ſpitzigern Kopf, eine dünnere Standarte, iſt auch niedriger und im Ganzen ſchwächer als der Wolf.

Theils um ſich vor Nachſtellungen zu ſichern, theils um ſeinem Raube deſto leichter auf die Spur zu kommen, iſt er von der Natur mit äußerſt feiner Witterung (Geruch) und nicht viel weniger ſcharfem Geſicht und Gehör begabt.

Bewundernswürdig iſt ſeine Liſt, unbezähmbar ſeine Tücke. Zum Glück beſitzt er eine gute Portion Furchtſamkeit, beſonders vor dem Menſchen.

Andern Thieren zur Warnung vor einem ſo ſtarken, ſchlauen und gefährlichen Feinde, muß er ſich inſtinctmäßig, wenigſtens im Winter zur Nachtzeit, durch einen widrigen, helltönenden, heulenden Laut verrathen. Doch dient dies Geheul ihm auch dazu, andere Wölfe an ſich zu locken, um mit ihnen, in Rotten vereinigt, nach Raub herumzutraben.

Er ſoll ſein Alter auf 15 bis 18 Jahre bringen und keiner Krankheit ſo ſehr ausgeſetzt ſein, als der ſchrecklichſten und furchtbarſten unter allen, der Tollwuth.

§. 3. Die Ranzzeit fängt nach einigen Naturforſchern ſchon gegen Ende des December, nach andern erſt mit Eintritt des Februar an. Döbel nimmt den letztern Zeitpunkt als den einzig wahren an. Mein verſtorbener Lehrherr, der viele Jahre in Polen und Kurland gelebt hatte, verſicherte mir oft, der Wolf fange ſchon im Januar zu ranzen an. Dieſe verſchiedenen Meinungen ließen ſich allenfalls durch die Annahme vereinigen, daß die ältern früher, die jüngern ſpäter ranzten, oder daß gelindere Witterung das Ranzen beſchleunigte. Ohne beſtimmt entſcheiden zu wollen, pflichte ich deshalb Döbel bei, weil die Natur des Wolfes in ſo vielen

Stücken mit der des Fuchſes übereinſtimmt; dies kann alſo in dieſem auch der Fall ſein [1]).

Die Wölfin ſoll nicht länger als zwölf Tage ranzen; nach neun, andern Angaben zufolge, nach elf Wochen vier bis neun Junge, größtentheils männlichen Geſchlechts, in ſtillen, abgelegenen Dickungen, meiſtentheils in weiter ausgeführten Dachs- und Fuchsbauen, zuweilen aber auch in Lagern, welche ſie auf der Erde mit Grashalmen ausfüttert, wölfen. Die Jungen ſind wie die Hunde neun bis vierzehn Tage blind, werden fünf bis ſechs Wochen von der Mutter geſäugt, von ihr ſorgfältig vor den Nachſtellungen des freßgierigen Vaters verwahrt, zum Rauben angeführt und bleiben bis zur folgenden Ranzzeit unter der Aufſicht derſelben. In einem Alter von 18 Monaten ſind ſie ausgewachſen und fähig, ſich fortzupflanzen.

Während der Ranzzeit ziehen ſich oft mehrere Wölfe bei einer Wölfin zuſammen. Unter dieſen kommt es dann zu heftigen Kämpfen. Ob der ſtärkſte den Lohn ſeiner Tapferkeit erhält, oder ob ſich die Wölfin nach Gefallen einen Günſtling wählt, wer will es entſcheiden? — Aber das iſt gewiß, daß ſie ſich unvermerkt mit einem nur entfernt und in der Einſamkeit genießt und Genüſſe gewährt.

Die Begattung geſchieht auf die nämliche Art, wie bei den Hunden.

§. 4. Ueberall für vogelfrei erklärt, hält ſich der Wolf am Tage iſolirt in den unzugänglichſten Gegenden des Waldes, und ſelten während des Sommers im Getreide oder in dem hohen Graſe, welches man auf den polniſchen und tartariſchen Steppen findet, verborgen. Solange die Sonne über dem Horizonte ſteht, verläßt er, nur vom unbezwinglichſten Hunger geplagt, ſein Lager, um auf Raub, von dem er einzig und allein lebt, auszutraben. Gewöhnlich geſchieht dies mit Einbruch der Nacht.

Zuweilen drückt er ſich dicht an, oder gar auf ſtark befahrenen Wegen in tiefen Gleiſen platt nieder, und lauert, ob ihm der Zufall etwas verſchafft; meiſtentheils aber geht er allein, oder mit einer Rotte vergeſellſchaftet, in einer Nacht viele Meilen weit fort, kehrt aber noch vor Anbruch des Tages in ſein Lager zurück.

Er ſtellt allen lebenden Thieren mit einer Beharrlichkeit und Liſt nach, welche vollkommen das erſetzt, was ihm an Behendigkeit fehlt; denn in dieſer Rückſicht ſteht er vielen zahmen vierfüßigen Thieren und faſt allen Wildgattungen nach.

Was er einmal reißt, das wirft er, ſeltene Fälle ausgenommen, gewiß. Mit äußerſt fein organiſirten Sinnen ausgerüſtet, trabt er überall

1) Nach vielfältigen Erfahrungen des Herrn Oberforſtm. v. Ström ranzt in Schweden der Wolf zu Ende des Monats Februar und im Anfange des Monats März. Anmerk. zur zweiten Auflage.

unter dem Winde umher. Gewahrt er nun Schafheerden, Rindvieh oder Pferde im Freien, ſo ſchleicht er mit ungemeiner Vorſicht hinan und richtet, wenn ſie nicht von äußerſt wachſamen, ſtarken Hunden und von herzhaften Hirten bewacht werden, vorzüglich unter den Schafen, eine Metzelei an, bei welcher ſeine Grauſamkeit noch weiter geht, als die ihm eigene Gefräßigkeit. Oft wirft er, wenn er ungeſtört bleibt, acht bis zehn Stück, ehe er an einem frißt; wird er aber überfallen, ſo eilt er in möglichſter Geſchwindigkeit mit einem dem nächſten Dickicht zu und verzehrt es, wenn er in Sicherheit iſt, auf einmal. Dabei ſoll er die Geſchicklichkeit beſitzen, das Fleiſch aus der Haut herauszufreſſen, ohne dieſe weiter als da zu beſchädigen, wo er anſchneidet. Kaum würde es begreiflich ſein, wie er faſt zwei Schafe bei einer Mahlzeit aufzufreſſen im Stande iſt, wenn man nicht wüßte, daß die Verdauung außerordentlich ſchnell von ſtatten geht, ſodaß alle Augenblicke wiederholte Ausleerungen auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen.

Größere Thiere fällt er ſelten allein an; zwei Wölfe aber ſind ſchon im Stande, eine Kuh oder ein Pferd zu werfen. Doch gelingt ihnen, ſelbſt rottenweiſe, der Angriff auf letztere am ſeltenſten, da das einzelne ſich meiſtentheils durch die Flucht rettet, mehrere aber bei der Vertheidigung die Köpfe zuſammenſtellen und ihre Feinde durch unaufhörliches Hintenausſchlagen zum Ausreißen bringen, wol gar einen und den andern tödten.

Funk erzählt in ſeinem ausführlichen Texte zu Bertuch's Bilderbuche eine Geſchichte, welche als Beiſpiel der mütterlichen Zärtlichkeit einer Kuh intereſſant iſt. Ein Wolf macht nämlich Miene, ihr Kalb, mit dem ſie zufällig auf der Weide an einem Baume ſteht, anzufallen. Unbekümmert um die Gefahr, der ſie ſelbſt ſich ausſetzt, geht ſie mit den Hörnern auf den Wüthrich los, und faßt ihn ſo gut, daß ſie ihn mit denſelben an dem Baumſtamme todt drückt. Aus Furcht, er möchte wieder aufleben, bleibt ſie ſo lange in dieſer Stellung, bis ein nach geraumer Zeit dazu kommender Landmann den ſchon erſtarrten Wolf wegreißt.

In den Jahreszeiten, wo die Viehheerden des Nachts nicht mehr im Freien bleiben, oder, wenn ſie zu vorſichtig bewacht werden, müſſen ſich die Wölfe mit der mühſamern Jagd auf Wild begnügen.

Junges und ſchwächere Arten beſchleicht der Wolf. Doch ein ſolcher Fang reicht ſo wenig hin, ſeinen Heißhunger zu ſtillen, daß er ſich kaum damit abgibt, wenn es der Wölfin nicht darauf ankommt, ihren Jungen Nahrung zuzutragen, oder ſpäterhin das Rauben zu lehren.

Gelingt es dem einzelnen Wolfe nicht, Rehe oder Edelwild im Bette zu überfallen, oder zu werfen, wenn ein Stück da vorbeizieht, wo er ſich gedrückt hat, ſo vereinigen ſich mehrere zu einer förmlichen Jagd. Einer folgt dann auf der Fährte, die übrigen werfen ſich vor. Kommt das fliehende

Wild einem nahe genug, ſo ſpringt er darauf zu, und reißt und hält es ſo lange, bis die andern herzueilenden es werfen helfen. Gemeinſchaftlich verzehrt die ſaubere, immer mit trefflichem Appetit begabte Geſellſchaft ſehr ſchnell den Raub, der ihr bei hochtragenden Thieren am leichteſten zu Theil wird.

Ganze Rotten fallen auch Sauen und ſelbſt Bären an, mögen aber da den Sieg wol ſelten und nur durch harten Kampf erringen.

Sehr begreiflich iſt es, daß bei der Gefräßigkeit und Mordluſt der Wölfe ein kurzer Zeitraum und eine geringe Zahl ſolcher Gäſte hinreicht, den beſten Wildſtand auf Nichts zu reduciren.

Im Winter, oder wenn ſie ſonſt ſehr vom Hunger geplagt werden, ſchleichen ſie ſich an und in die Dörfer, arbeiten ſich unter den Schwellen der Ställe durch und richten in denſelben eine ſchreckliche Metzelei an. Haben ſie Zeit dazu, ſo freſſen ſie erſt auf der Stelle ſo viel ſie können und nehmen noch obendrein auf dem Rückzuge mit, was fortzubringen iſt. Werden ſie gleich anfangs geſtört, ſo muß doch etwas ihre Mühe lohnen, wäre es auch nur ein Hund oder ein kleineres Thier. Eilig entfliehen ſie damit dem Holze zu.

Alles Geflügel iſt ihnen Leckerſpeiſe, und ſie ſind ſo geſchickt, zwei Gänſe, die Hälſe übers Kreuz gelegt, auf einmal fortzuſchleppen.

Mangelt alle Gelegenheit zum Raube, ſo nehmen ſie auch mit geſtorbenem Vieh, gefallenem Wild und Leichen vorlieb. Auch ſchonen ſie bei eintretender Hungersnoth ihres Gleichen nicht, ſondern der Stärkere wirft und frißt den Schwächern.

Nur der allerhöchſte Mangel ſoll die Wölfe, wenn ſie ſich in ſtarken Rotten zuſammengezogen haben, dahin bringen, den Menſchen, welchen ſie ſonſt ſehr ſcheuen und fliehen, anzufallen.

Man will die Bemerkung gemacht haben, daß da, wo ſie Gelegenheit fanden, auf Schlachtfeldern die vergrabenen Leichen auszuſcharren und zu verzehren, ihre Gier nach Menſchenfleiſch ſo zugenommen habe, daß ſie nachher nicht nur Kinder aus den Häuſern geraubt, ſondern, ſelbſt in der mildern Jahreszeit, Anfälle auf erwachſene Menſchen gemacht hätten.

Solche Vorfälle mögen wol anfänglich zu der Benennung Währwolf[1]), und nach mancher Verbrämung durch Zuſätze zu den ſinnreichen Märchen Veranlaſſung gegeben haben, nach welchen dieſer als ein halbes Ungeheuer in den Kinderſtuben geſchildert wird.

§. 5. Verräth ſich auch der nahende Wolf nicht durch ſein Geheul, ſo wittern ihn doch zahme und wilde Thiere ſchon in weiter Entfernung.

1) Ein ſolcher Wolf, vor dem man ſich wahren, d. i. hüten, muß.

Bei Zeiten suchen sie sich dann durch eilige Flucht zu retten, oder durch alle in ihrer Macht stehende Mittel in Sicherheit zu stellen, oder zur Vertheidigung vorzubereiten.

Der Mensch ist eigentlich nur im Winter, vorzüglich wenn er zur Nachtzeit unterweges sein muß, einiger Gefahr ausgesetzt; aber auch unbewaffnet stehen ihm dann Sicherungsmittel zu Gebote, durch welche sie sehr gemindert wird, z. B. Feueranschlagen, Musik, Kettengeklapper, weshalb man in Gegenden, wo es viele Wölfe gibt, immer Ketten unter den Schlitten so befestigt, daß sie an einander schlagen, auch jedes fortdauernde Geräusch [1]). Bemerkenswerth ist das im Journal de Paris l'an 1805, No. 216, von Tiffier bekannt gemachte Sicherungsmittel gegen den Anfall der Wölfe auf Vorwerke und Schäfereien. Man soll nämlich in der Nähe des Gehöftes oder Hordenschlages an einem Stabe eine brennende Laterne von 10 Zoll Länge und 4 Zoll ins Gevierte aufhängen. Unfehlbaren Schutz soll dies Mittel gewähren, wenn jede Glasscheibe in der Laterne eine andere Farbe hat.

§. 6. Vielfältige Versuche, junge Wölfe zu zähmen, haben den Erfolg gehabt, daß sie ihre Natur bis ins dritte Jahr zwar verleugneten, dann aber boshaft und raubgierig wurden, und die erste beste Gelegenheit, sich in Freiheit zu setzen, benutzten.

Andere Proben, Bastarde von eingefangenen alten Wölfinnen und Hunden, oder von Wölfen und Hündinnen zu ziehen, gelangen nie. Eingeschränkt erzogene Wölfinnen begatteten sich hingegen fruchtbar mit Hunden — ob auch Wölfe mit Hündinnen, ist mir nicht bekannt — und brachten Blendlinge, welche sich durch Herzhaftigkeit und Dauer auszeichneten, aber ihrer Bosheit und Raubgier wegen nicht sehr brauchbar waren.

Diese pflanzten sich ungezwungen mit den reinen Hunderacen fort [2]). Bei dem natürlichen Widerwillen, welchen der herzhafteste junge Hund dadurch äußert, daß er den Wolf beim ersten Anblick und selbst bei der bloßen Witterung flieht, wovon ich selbst Zeuge gewesen bin, bei dem Hasse, den der ältere durch einen Kampf auf Leben und Tod beweist, muß man diesen Erfolg allerdings bewundern, um so mehr, da der Wolf den Hund frißt, dieser aber den gewürgten Wolf nicht weiter berührt [3]).

1) Petri erzählt in seinem Buche über Esthland und die Esthen: er habe bei Nachtreisen mehrere male sechs und mehrere Wölfe quer über den Weg gelegt gefunden, aber jedesmal hätten sie dem Pferde und Schlitten Platz und nie einen Versuch zum Anfall gemacht.

2) Lange haben sich die Naturforscher darüber nicht vereinigen können, ob der Wolf zum Hundegeschlechte gehöre. Obige Erfahrung hat für diese Meinung entschieden. Vielleicht war Döbel einer der ersten, welcher die einigermaßen gelungene Probe machte, eine jung gezähmte schwarze Wölfin mit einem Hetzhunde zu belegen. Sie endete beim Wölfen, wahrscheinlich weil der Hund zu stark gewesen war; aber die sechs Jungen, welche man bei der Oeffnung todt fand, waren vollkommen.

3) Ueber Bastardirungsversuche zwischen Wolf und Hund und ihre Resultate sind interessante Angaben in Bronn's Geschichte der Natur, Th. 3, Bd. 2, S. 177, zusammengestellt.

Anmerk. zur dritten Auflage.

§. 7. Der Balg des Wolfes, welcher im Winter am beſten iſt, wird zu allerlei Pelzwerk, z. B. zu Müffen, Wildſchuren, Pferdedecken u. dergl. verarbeitet. Man hält das von den Wammen für das vorzüglichſte. Die weißen Bälge ſind die koſtbarſten. Das weißgahre Leder gibt dauerhafte Pauken- und Trommelfelle, Handſchuhe u. dergl. Die Fänge werden zum Glätten und Poliren gebraucht. Waſſer über Wolfskoth geſchüttet und die Schafe damit beſpritzt, ſoll ſie vor ſeinen Anfällen ſichern (?!).

Das Wildbret dieſes Raubthieres genießt kein unvernünftiges Geſchöpf; nur die Tunguſen eſſen es, ſo oft ſie es haben können, gebraten; die Kalmucken aber, die doch ſonſt auch nicht ekel ſind, nur im äußerſten Nothfalle, und dieſer ſollte es auch uns wol lehren!

§. 8. Die Fährte des Wolfes hat viel Aehnliches mit der eines ſtarken Bauerhundes. Genaue Aufmerkſamkeit auf folgende Kennzeichen wird jedoch den Waidmann vor Irrthum im Anſprechen ſchützen:

1. Der Wolf ſchnürt, indem er wie der Fuchs die Tritte ſchnurgerade hinter einander ſetzt;
2. der Schritt iſt weiter wie beim Hunde, weil der Wolf immer trabt;
3. die Ballen drücken ſich länger und ſchmaler aus und der ganze Tritt iſt länglicher als beim Hunde;
4. die zwei mittlern Klauen ſtehen ſtets dicht beiſammen;
5. die Nägel an denſelben ſind in jedem reinen Tritte ſcharf ausgedrückt;
6. eine ganze Rotte Wölfe tritt zuweilen große Strecken weit genau in die Fährte des vorderſten; gemeiniglich ſo lange, bis ſie ſich, um den Raub zu erjagen, trennt.

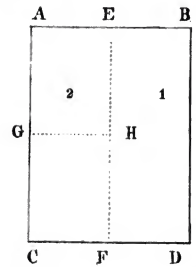
§. 9. Jagdhunde und leichte Hetzhunde ſind auch bei der Wolfsjagd anwendbar. Ueber beide Racen iſt das Merkwürdigſte in verſchiedenen der vorhergehenden Capitel bereits beigebracht worden.

§. 10. Die unvermeidlichen Koſten eines großen eingeſtellten Jagens können nirgends ſo reichlich erſetzt werden, als da, wo es noch viele Wölfe gibt. Nur möchte, wo dies der Fall iſt, ſelten ein hinlänglicher Zeugvorrath zu finden, auch in den unwegſamen Brüchern und Wäldern mit dem Treiben ſchwer fortzukommen ſein.

Geſtatten Verhältniſſe die Einrichtung eines ſolchen Jagens, ſo ſind ſo viel Jagdleute auszuſchreiben, daß mit denſelben der ganze abzujagende Bezirk umlegt, ringsum Wachfeuer unterhalten, und dann das Jagen durch Treiben von allen Seiten nach der Stallungsgegend zu ſo weit ins Enge gebracht werden kann, als die vorräthigen Lappen zur Lappſtadt und das Zeug zur weiten Stallung hinreichen. Außerdem muß noch ſo viel Zeug übrig ſein, daß das Jagen nicht nur damit der Länge nach in zwei Theile getheilt,

ſondern auch in der einen Hälfte deſſelben noch einmal quer durchgeſtellt und dadurch die Scheidung der Wölfe vom übrigen Wild noch an demſelben Tage, an welchem die Stallung ins Ganze gebracht wird, bewirkt werden kann [1]).

Zur Verſinnlichung des Verfahrens bei der Scheidung möge nachſtehende Figur dienen.



Man lege nämlich die Treiber auf dem linken Flügel B D an, laſſe ſie bis E F fortgehen und auf dieſe Weiſe alles Wild aus der mit 1 bezeichneten Hälfte der Stallung in die andere 2 hinübertreiben. Verſuchen bei dieſer Gelegenheit Wölfe zurückzugehen, ſo laſſe man es geſchehen. Auf E F hält man dann die Mannſchaft ſo lange an, bis hier das Zeug vermittelſt der an deſſen Oberleine befeſtigten andern Leinen auf die am obern Ende der Stellſtangen befindlichen, leicht beweglichen Rollen gehoben worden iſt, und an jeder dieſer Leinen zuverläſſige Männer, gut verborgen, angeſtellt ſind, welche das ſo eingerichtete Zeug, das man Falltücher, die Stellſtangen aber Schnappſtangen nennt, ſobald die Treiber wieder bis B D zurückgezogen ſind, bis auf 2 Fuß über der Erde niederlaſſen und, während dann das erſte Treiben repetirt wird, genau Acht haben, ob Wölfe oder anderes Wild auf die Falltücher zukommt [2]). Im erſtern Falle wird das Zeug durchaus in die Höhe gezogen, damit die Wölfe nicht durchkönnen; im letztern ganz bis auf die Erde niedergelaſſen, damit das Wild übergehe. Die umkehrenden Wölfe machen ſich gewöhnlich am Zeuge zurück, weshalb auf ein an den Falltüchern zu gebendes Zeichen die Treiber ſich nach der Mitte ſo lange zuſammenziehen, bis ſie vorbei ſind. Iſt man nun überzeugt, daß in dem Theile 1 kein oder wenig anderes Wild mehr zurückgeblieben iſt, ſo wird einſtweilen das Zeug auf E F feſtgeſtellt.

Dann legt man ein Treiben bei A E an, läßt es bis G H fortgehen, ſtellt hier mit Falltüchern durch, und wiederholt das Treiben ſo lange, bis ſämmtliches Wild, mit Ausſchluß der Wölfe, in den noch ruhiggelaſſenen Bezirk G H C F hinüber iſt. Dann werden die Treiber zwiſchen A und G angelegt und alle Wölfe über das zwiſchen E H ganz abgehobene Zeug in die große Abtheilung 1 getrieben, hierauf aber das Zeug wieder geſtellt und

1) Denn ſonſt würden in der Nacht die Wölfe eine gräßliche Niederlage unter dem miteingeſtellten Wilde anrichten.

2) Damit man an den Falltüchern Alles überſehen kann, müſſen die Scheidungsſtellflügel auf lichten Plätzen angebracht werden.

ganz feſt gemacht. Endlich geht das letzte Scheidungstreiben von C F auf die Falltücher bei G H los. An dieſen muß man nun ſehr genau Acht geben, daß kein Wolf, aber alles Wild hinübergelaſſen werde. Hat man nun den Zweck erreicht, daß ſämmtliches Wild in dem kleinen Diſtricte A E G H concentrirt iſt, ſämmtliche Wölfe aber in 1 und in G H C F eingeſchloſſen ſind, ſo werden letztere über die zwiſchen H F abgehobenen Tücher in die große Abtheilung 1 gejagt und nun auch hier feſt zugeſtellt.

Zum Beſchluß ſetzt man das Wild, nachdem die Tücher zwiſchen A G abgehoben worden, durch ein Treiben, welches von E H abgeht, in Freiheit.

Sollen Sauen von Wölfen geſchieden werden, ſo müſſen die Rollleinen an der Unterleine befeſtigt und die Tücher ſo weit in die Höhe gezogen werden, daß die Sauen darunter wegkönnen. Beſonders hierbei iſt große Vorſicht nöthig, damit kein Wolf unter dem Zeuge mit wegſchleiche.

Ueber eine Nacht darf man es nicht wagen, Wölfe im Zeuge ſtehen zu laſſen, und ſelbſt während dieſer muß das ganze Jagen mit gut unterhaltenen Wehrfeuern umlegt und aufmerkſam bewacht werden; denn die Wölfe werden bald dreiſt, und verſuchen Alles, ſich durchzuſchneiden. Deshalb darf man auch keine Tücher, an welchen unten Gemäſch befindlich iſt, anwenden.

Mit der Einrichtung eines Laufs verliere man ohne ausdrücklichen Befehl der Herrſchaft keine Zeit, ſondern ſtelle ſo viele Schützen, als man haben kann, auf ſchicklichen Plätzen, beſonders an den Zeugflügelecken an, und laſſe die Wölfe durch Treiber und Jagdhunde ſo lange in der Stallung herumjagen, bis ſie alle erlegt und zum Theil von leichten Hetzhunden gefangen ſind.

Daß bei einem Wolfsjagen der Verluſt einiger Stücken Wild, Sauen und Rehe nicht in Anſchlag kommen darf, ſondern daß man dieſe lieber den eingeſtellten Wölfen überlaſſen muß, als ihnen durch Zeitverluſt bei der Scheidung Gelegenheit verſchaffen darf, ſich auf eine oder die andere Art zu retten, verſteht ſich von ſelbſt.

§. 11. Hat man auf irgend eine Weiſe beſtimmte Kunde erlangt, daß irgendwo mehrere Wölfe liegen, oder ſind, wo es wenige gibt, deren einige, oder nur einer, im Winter bei einer Neue eingekreiſt, ſo umſtelle man den ganzen Bezirk mit halben Tüchern, mit Wolfs- oder Rehnetzen, oder doppelt mit Tuchlappen, ſodaß die untere Reihe bis auf die Erde hängt [1]), ziehe allenfalls auf der einen Seite der Stallung einige Schritte vor dem Zeuge Fallnetze, ſtelle die Schützen in der Stallung herum an und laſſe die Wölfe durch Treiber, welche mit Klappern verſehen ſind, oder

1) Man wird wohlthun, wenn man außer dem Winde zu ſtellen anfängt und das Geſchäft überhaupt ſo ſtill als möglich betreibt.

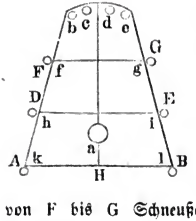
mit Steinen auf ein Stück Eiſen ſchlagen, rege machen, löſe am Ende auch einige Koppeln Jagdhunde und laſſe nicht eher ab, bis keiner von den eingekreiſten mehr lebt.

Wenn die Wölfe in der Nacht nach Raube herumtraben, kann man ihre gewöhnlichen Rückwechſel ſo verlappen, daß man den hintern Theil und die Flügel noch im Finſtern, vorn aber, wenn es Tag iſt, zuſtellt. Nur muß darauf Rückſicht genommen werden, daß immer ein beträchtliches Dickicht in der Lappſtadt und dieſe überhaupt nicht zu klein ſei; auch laſſe man nicht zu nahe an das dicke Holz heranlappen.

Beim Treiben in einer Lappſtadt dürfen die Jagdleute mit den Klappern nur bis auf die Hälfte des abzutreibenden Diſtricts vorwärtsgehen, dann müſſen ſie ſich wieder zurückziehen, und entweder das erſte Treiben wiederholen oder die andere Hälfte abgehen. Forcirt dürfen die Wölfe in einer Lappſtadt nicht werden, weil ſie ſonſt gern durchgehen.

Durch die Güte des königl. ſchwed. Oberjägermeiſters A. v. Ström erhalten die meiſten Leſer des gegenwärtigen Werkes wahrſcheinlich — ſowie dies auch bei mir der Fall war — die erſte Kunde von der Vor- und Einrichtung einer Lappſtadt auf Wölfe, welche in Schweden zur Verminderung dieſer höchſt ſchädlichen Räuber vorzüglich in Anwendung gebracht wird. Meinem hochverehrten Freunde ſtatte ich hierdurch für die gefällige desfallſige Mittheilung den aufrichtigſten Dank ab, und werde mich beſtreben, die Beſchreibung dieſer Vor- und Einrichtung genau im Sinne des Herrn Mittheilers zu geben, wie folgt:

„In einem großen Walde, welcher, vorgängiger Erfahrung zufolge, den Wölfen zum Winteraufenthalt dient, wähle man eine in einer möglichſt ebenen Gegend belegene Dickung aus, welche ihrer Bodenfläche nach groß genug iſt, um in derſelben während des Sommers folgende Vorrichtung zu treffen:



„Man laſſe — nach Ausweis der nebenſtehenden Figur — gleichſam in der Form eines ſanft zugeſpitzten, oben platt abgerundeten Kegels, in dem Dickicht eine Umfangsſtelllinie ſo aushauen, daß die Lappſtadt mit beiläufig 38 bis 40 Bund Tuchlappen (jedes Bund zu 80 Doppelſchritt Länge gerechnet (ſ. Th. 1, S. 54, §. 28, Nr. 1) um und um — d. h. von A über C, B, H bis wieder zu A — zu ſeiner Zeit eingerichtet werden kann. Gleichmäßig laſſe man von H bis C, auch von D bis E, ingleichen von F bis G Schneußen durchhauen, auch oben längs der Rundung die Schießſchirme b, c, d, e aus Flechtzäunen ſo erbauen, daß die in der Folge

darin angeſtellten Schützen den Zwiſchenraum zwiſchen den Schirmen überſehen und überſchießen können.

„Mit Eintritt der Plattfröſte, im Herbſt, wird zwiſchen der Grundlinie A H B und der Schneuß D E der Kirrungsplatz a mit einem paar todten Pferden belegt.

„Beim Winterſchnee nehmen die Wölfe die Kirrung bald auf. Jede Neue benutzt man dann zum Kreiſen auf der Umfangsſtelllinie. Ergibt ſich, daß in dem von derſelben eingeſchloſſenen Bezirk des Dickichts Wölfe ruhig ſtecken, ſo wird auf der beſagten Umfangsſtelllinie, nach der in den vorhergehenden §§. gegebenen Vorſchrift, mit der Einrichtung der Lappſtadt unverzüglich vorgeſchritten, und ſelbige hiernächſt mit ſo viel Treibeleuten umlegt, daß anfänglich zwiſchen je zwei und zwei ein freier Raum von beiläufig 60 Doppelſchritten bleibt.

„Nachdem dann die Schützen in den Schießſchirmen angeſtellt worden, ziehen die Jagdleute, mit welchen die Lappſtadtrundung bis dahin beſetzt war, ſich auf die beiden Flügel und ſowol auf dieſen als auf der Grundlinie A B alle Treiber ſchon etwas näher zuſammen. Von der Grundlinie A B aus geht dann das Treiben, unter allmäliger Beiziehung der auf den Flügeln A D und B E vertheilten Mannſchaft, ſtill bis zur Schneuß D E. Auf dieſer wird zum erſten male ganz gemacht, hierauf das Treiben ebenmäßig wie vorher fortgeſetzt bis auf die Schneuß F G und daſelbſt abermals ganz gemacht. Von da aus bewegt ſich endlich der Trieb, durch die fortwährend von beiden Flügeln beizuziehende Mannſchaft immer dichter beſtellt, ohne Unterbrechung fort, bis an die Schießſchirme b, c, d, e, aus welchen die Wölfe erlegt werden, wo und wenn ſie den Schützen bis auf gehörige Schußferne ſich nähern."

Der Verf. des vorliegenden Werkes erlaubt ſich zu Vorſtehendem folgende Bemerkungen:

1. Die allmälige Verſchmälerung der Lappſtadt bis zur Rundung hin hat den Zweck, durch ſucceſſive Beiziehung der Mannſchaft von den Flügeln nicht nur, ſondern auch durch den ohnehin immer dichter werdenden Stand der Treiber, das Zurückgehen der nun immer mehr ins Enge kommenden, durch Schußexploſionen oder durch ſonſtige Wahrnahme der Schützen ſcheu gemachten Wölfe ſo viel als möglich zu verhindern.

2. Da bekanntlich der Wolf ſehr leicht rege wird, ſo dürfte es räthlich ſein, zuerſt das ganze Dickicht zu kreiſen und die darin ſteckenden Wölfe im Weiten — wenn auch nur mit Federlappen — einzuſtellen, dann nach den bekannten Regeln ſie in dem Lappſtadtsbezirk zu concentriren und, wenn derſelbe ringsum mit Mannſchaft überall umſtellt iſt, die Lappſtadt ſelbſt einzurichten.

3. Die Beobachtung des Vor- oder Rückganges der eingeſtellten Wölfe dürfte jedenfalls nützlich und es daher gerathen ſein, an jedem Ende der Stellſchneußen, wie der Grundſtelllinie, außerhalb der Lappſtadt, auf den Punkten f g, h i, k l Schirme im voraus errichten zu laſſen, und in ſelbigen tüchtige, vorzüglich aufmerkſame Jäger vor dem Beginn des Treibens in der Lappſtadt anzuſtellen. Dieſen aber müßte zum unverbrüchlichen Geſetz gemacht werden, durchaus nicht auf vorwärtsgehende, ſondern einzig auf rückgehende Wölfe und auf dieſe auch dann nur zu ſchießen, wenn ſie (die Jäger) ihrer Sache, hinſichtlich der Erlegung, gewiß zu ſein glauben dürften. Im Gegenfalle müßten ſie gehalten ſein, nach erhaltenem Signal darüber, daß das ganze Treiben beendet ſei, in möglichſter Eile außerhalb der Lappſtadt an die Schirme b, c, d, e ſich zu verfügen und daſelbſt dem Jagdbefehlshaber über die Zahl der vor- und rückgegangenen Wölfe Bericht zu erſtatten, damit dieſer in den Stand geſetzt würde, nach dem Vergleich der Zahl der erlegten mit der Zahl der von den Obſervateurs vor- und rückgehend geſehenen, zu beſtimmen, inwiefern Wiederholung des Treibens nöthig ſei oder nicht.

§. 12. Kann oder will man keine Art von Zeug anwenden, ſo veranſtalte man ſo oft als möglich Treibejagen. Wie dieſe zweckmäßig einzurichten ſind, ſoll im dritten Abſchnitte bei der Fuchs- und Haſenjagd beigebracht werden.

In Polen, Eſthland und Kurland ſetzt man ſich im Winter, Abends gegen 10 Uhr, in einen Schlitten, und nimmt ein Spanferkel in einem Sacke und Schießgewehr zu ſich. Kommt man in Gegenden, wo Wölfe herumzutraben pflegen, ſo zwickt und kneift man das Ferkel, ſodaß es ſchreien muß. Demzufolge nähert ſich der Wolf und wird aus dem Schlitten geſchoſſen. Man muß mehr als ein Gewehr mitnehmen, um auf den Fall, wenn etwa eine Rotte Miene machte, das Pferd anfallen zu wollen, zur Vertheidigung vorbereitet zu ſein.

So kann man auch ein Stück Fleiſch an eine lange Leine binden, ſolches hinter dem Schlitten her und wenn ein Wolf auf der Schleppe nachkommt, die Leine immer kürzer ziehen, bis er ſchußmäßig heran iſt.

§. 13. Bei keiner andern Raubthierart dürfen die auf die Ausrottung oder doch möglichſte Verminderung derſelben zu verwendenden Koſten weniger berückſichtigt werden, als bei den Wölfen. Die Anlage eines Wolfsgartens verurſacht deren nicht wenige; aber ſie gewährt weſentliche Vortheile und iſt deshalb zu empfehlen.

Auf folgende Weiſe wird die Einrichtung derſelben mit geringem Koſtenaufwande bewerkſtelligt. Man läßt einen Bezirk, welcher etwa 800 bis 1000 Schritte im Umkreiſe hält und eine Dickung in ſich faßt, mit Planken

oder einem hohen Flechtezaun, bis auf eine 200 Schritte lange Oeffnung in Süd oder Süd-Oſt (weil die Winde, im Winter wenigſtens, am häufigſten aus Nord und Weſt wehen) umſetzen. An jedem Ende dieſes offenen Einganges wird eine Säule, an welcher verſchiedene Haken über einander einzuſchlagen ſind, eingegraben.

Geht das Dickicht bis auf ungefähr 40 Schritte an die Oeffnung heran, deſto beſſer. Etwa 100 Schritte von derſelben entfernt läßt man einen freien Platz abräumen, um auf demſelben die Wölfe mit geſtorbenem Vieh ankirren zu können und nahe bei demſelben, im Holze, aber ſo, daß die Kirrung ganz zu überſehen iſt, eine zwölf Ellen über der Erde auf Pfählen ſtehende Wachhütte erbauen und mit Reiſig verkleiden. Unfern des Wechſels (des Einganges), etwas rückwärts, wird in gleicher Höhe über der Erde ein ähnliches Wachhäuschen, welches zwei Wächter, zwei Bund Tuchlappen und zwei Bund Wolfsnetze, nebſt den nöthigen Forkeln faßt, errichtet. Aus der Hütte an der Kirrung bis zum Wachhäuschen zieht man durch Ringe, welche an dem obern Ende aufrechtſtehender Stangen befeſtigt ſind, einen Draht, und befeſtigt an demſelben im Wachhäuschen beim Wechſel eine leicht bewegliche Klapper oder einen Hammer.

Haben Wölfe die Kirrung angenommen, ſo begibt ſich ein Jäger mit Sonnenuntergang auf das Wachhäuschen an derſelben; zwei Gehülfen aber beſteigen das andere, ohne Licht bei ſich zu haben.

Wenn nun der Jäger einen oder mehrere heißhungrige Gäſte auf dem Kirrungsplatze erblickt, gibt er durch vorſichtiges Ziehen am Drahte den Gehülfen ein Signal, welchem zufolge jeder derſelben augenblicklich ein Bund Lappen nebſt den dazu gehörigen Forkeln ergreift und ohne Geräuſch an ein Ende des Wechſels läuft, die Lappen an den untern Haken an den Säulen anbindet und, nach der Mitte zu, auf die bei ſich habenden Forkeln hängt. Da, wo ſie zuſammenkommen, werden die Leinen verbunden.

So ſchnell als möglich holen ſie nun die Netze herbei, ſtellen damit den Wechſel feſt zu und bewachen ihn bis zum folgenden Morgen, an welchem die eingeſperrten Wölfe entweder im Garten oder am Wechſel, der immer gut beſetzt ſein muß, todtgeſchoſſen werden. Am letztgenannten Orte muß auch eine ſtarke eiſerne Gabel und eine Keule bei der Hand ſein, um den Wolf, wenn er ſich etwa in den Netzen verwickelte, faſſen und todtſchlagen zu können.

Man kann auch in einer Ecke des Gartens eine 12′ tiefe, 9 bis 10′ breite und lange, mit eichenen, glatt gehobelten, aufrechtſtehenden Pfoſten ausgeſchalte Grube anbringen, welche mit drei bis vier glatten Stangen belegt und mit Reiſig verdeckt wird. Hinter derſelben bleibt eine etwa 6′ lange und 2′ hohe Oeffnung im Zaune. Durch dieſe wird ſich der Wolf

retten wollen und in die Grube fallen, aus welcher er vermittelſt einer ſtarken Zange (wie die beim Dachs und Fuchs näher zu beſchreibende) lebendig heraufgezogen werden kann.

Uebrigens iſt der Wolf, wenn er ſich gefangen ſieht, furchtſam und nicht ſehr böſe.

§. 14. Dem einzelnen Jäger wird ſeine Mühe auf der Schießhütte am beſten belohnt.

Sie wird gewöhnlich auf Bäumen und ebenſo hoch über der Erde angebracht, wie die im vorigen §. erwähnten Wachhäuſer. An der nördlichen Seite derſelben muß ein bequemes Schießloch befindlich ſein. In einer Entfernung von ungefähr 30 Schritten gerade vor dem Schießloche werden die Wölfe mit geſtorbenem Vieh angekirrt. In mondhellen Nächten, vorzüglich im Winter, wenn Schnee liegt, erwartet ſie hier der Jäger mit einer guten, mit Nr. 0 oder Poſten geladenen Flinte.

§. 15. Wo das Anlegen der Wolfsgruben erlaubt iſt, und, ohne Menſchen und Vieh Schaden zuzufügen, bewerkſtelligt werden kann, gewähren auch ſie Vortheil.

Man macht ſie ebenſo wie die §. 14 beſchriebene; aber gewöhnlich 16′ tief und 12′ lang und breit. Mitten in derſelben wird eine glatte, 18 bis 19′ hohe Stange errichtet, am obern Ende eine Scheibe, in Eſth- und Liefland Tralje genannt, und auf derſelben ein lebendiges Schaf, oder, wenn es ſehr kalt iſt, eine Ente, weil ſie nicht ſo leicht erfriert, befeſtigt. An zwei einander gegenüberſtehenden Seiten der Grube hängt an einer Angel ein leichter, glatt gehobelter Deckel. Beide müſſen, aufgeſtellt, an der Stange zuſammenſtoßen, doch ſo, daß die leiſeſte Berührung ſie zum Fallen bringt. Sie werden leicht mit Reiſig bedeckt. Will man ſich der Deckel nicht bedienen, ſo verfährt man auf die §. 13 zur Bedeckung vorgeſchlagene Art. Uebrigens behauptet man, daß der Wolf dreiſter auf die Grube gehe, wenn man das zur Bedeckung nöthige Reiſig mit etwas Schafmiſt vermengt.

Will man die gefangenen Wölfe nicht in der Grube todtſchießen, ſo bedient man ſich zum Herausziehen der §. 13 erwähnten Zange, oder man zieht eine ſtarke Leine durch die Nabe eines Rades, macht unter derſelben eine Schleife, wirft dieſe dem Wolfe über den Kopf und zieht ihn ſo herauf.

Müßte die Grube an einem Orte angelegt werden, wo Näſſe es nicht erlaubt, ihr die gehörige Tiefe zu geben, ſo kann man ein paar ſtarke, ſchwere Tellereiſen hineinlegen und ſelbige mit Roggenſpreu einfuttern, damit ſtarker Froſt das Zuſchlagen nicht verhindert.

Petri ſagt in ſeinem oft angeführten Werke: „Man verengere in Eſth-

land die Wolfsgruben unten am Boden so, daß nur sehr wenig Platz zwischen der Stange und den Seitenwänden bleibe. Dadurch werde dem Wolfe das Vermögen zum Springen benommen". Doch würde, wenn man dies nachahmen wollte, die obere Oeffnung wol weniger groß, als die oben angegebene sein müssen.

§. 16. Auch der Wolf kann im Schwanenhalse sowol als auf dem Tellereisen gefangen werden [1]). Nur müssen die Eisen viel stärker sein, als es bei andern schwächern Raubthieren nöthig ist; auch müssen die Tellereisen zwei Federn haben.

Zum Ankirren auf dem Platze zum Schwanenhalse nehme man Rehleber, zum Abzugsbissen aber Rehwildbret oder Entenfleisch, brate Alles in Gänsefett und thue ein klein wenig Kampher hinzu. Statt der Rehleber kann man auch klein geschnittenes Wildgeschreide, roh, wie es ist, nehmen.

Die Witterung, womit jeder Theil des Eisens bestrichen wird, bereitet man auf folgende Art:

Laß frisches, unausgelassenes Gänsefett in einem neuen reinen Tiegel zergehen, thue Fenchelkraut, Baldriankraut, auch Knospen von Fichten oder Tannen, alles zu gleichen Theilen, hinein, und laß es über Schmiedekohlen, unter beständigem Umrühren mit einem reinen Hölzchen, beiläufig fünf Minuten lang braten, nur nicht bis zum Brannwerden. Wenn die ganze Masse vom Feuer genommen und noch heiß ist, rühre ein wenig Kampher hinein, seihe sie durch ein reines Leinwandläppchen in ein reines, neues, steinernes oder thönernes Gefäß und verwahre dieses, gut zugebunden, an einem kühlen Orte.

Jedes Jahr muß die Witterung frisch gemacht werden.

Das Tellereisen kann auf gleiche Weise verwittert werden (doch ist es gerade nicht nöthig, wenn es lange im Freien bleibt). Man legt einige derselben, mit den daran befindlichen Ketten an eingeschlagene Pfähle befestigt, entweder an Orten, wo gestorbenes Vieh liegt, herum, oder auf besondern Plätzen, indem man eine todte Gans oder Ente an eine hölzerne Gabel aufhängt, oder, besser noch, eins von beiden lebend an einer auf einem 3 Fuß hohen Pfahle befestigten Scheibe anbindet.

Werden nun die Eisen so um den Platz vertheilt, daß der Wolf nicht zur Scheibe kann, ohne eins zu betreten, so fängt sich auf diese Art der junge besonders recht gut.

Uebrigens sind alle Reinlichkeitsmaßregeln, welche beim Rauchwerksfange

1) Zum Stellen, Legen und Verwittern des erstern wird bei Gelegenheit des Fuchsfanges, des letztern aber beim Marderfange im folgenden Abschnitte Anweisung gegeben werden.

überhaupt genommen werden müssen, auch hier erforderlich, wenn man sich einen guten Fang versprechen will.

In Nr. 40 der Zeitschrift: Blätter aus der Gegenwart (Welt und Leute) v. J. 1833 (Leipzig, Baumgärtner) wird gesagt:

„Der Geruch der verbrannten Asa foetida (Ferula Asa, Stink-Asan) macht auf diese Thiere (die Wölfe) einen auffallenden Eindruck! Wenn man in einem Walde ein Feuer anzündet und eine hinlängliche Menge dieses Harzes hinein wirft, damit sich der Geruch in der Atmosphäre verbreitet, so nähern sich alle Wölfe, die sich in einem gewissen Umkreise befinden, dem Feuer und heulen kläglich. Sie werden durch diese Witterung so mächtig angezogen, daß man mehrere derselben mit Schießgewehr erlegen kann, ehe die übrigen zur Flucht sich entschließen."

So wenig nun auch der Verfasser des vorliegenden Werkes darüber abzusprechen im Stande ist, ob das Vorstehende vollen Grund habe, so kann er doch nicht glauben, daß alles am angezeigten Orte Vorgetragene ganz grundlos sei. Er theilt es daher denjenigen seiner Leser, die in Gegenden leben und als Jäger wirken, wo es darauf ankommt, der Wolfbrut nach Möglichkeit Abbruch zu thun, in der Absicht mit, um weitere Versuche in Betreff dieses Gegenstandes nicht nur, sondern auch darüber zu veranlassen, ob und inwiefern die a. a. O. erwähnte, anderweitige Behauptung:

„Das Bereiben der Schuhsohlen mit Asa foetida sei ein vorzügliches Hülfsmittel für Diejenigen, so mit dem Fange der Wölfe in Schlingen (soll wol heißen in Schlageisen?) sich zu beschäftigen Gelegenheit haben",

Stich halte oder nicht? Im ersten Falle wäre allerdings eine äußerst beachtungswerthe Methode, den Wölfen Abbruch zu thun, und es bedarf wol kaum der besondern Aeußerung des Wunsches: es möge Jeder, der über den einen oder den andern der im Vorstehenden beregten Gegenstände **gelungene** oder **mis**lungene Erfahrungen gemacht, solche in den gelesensten und **geachtetsten inländischen** und **ausländischen** Zeitschriften unverzüglich zu allgemeiner Kunde bringen!

§. 17. Vergiftung kann nur, als ein höchst grausames Mittel, bei einem Raubthiere, das selbst höchst grausam ist, entschuldigt, und darf höchstens nur da angewendet werden, wo auf andere Weise demselben nicht Abbruch genug geschehen und andern Geschöpfen dadurch kein Schaden erwachsen kann. Ist es aber einmal auf Vertilgung der Wölfe abgesehen, so läßt man einem mit Arsenik vergifteten Hunde oder Schafe die Haut bis auf den Kopf abziehen, im Fleische sowol als inwendig an der Haut

viele Einſchnitte machen, vermittelſt einer Blaſe, welche über die Hand gebunden iſt, oder mit einem Holze in jeden derſelben Arſenik einreiben, dann die Haut wieder darüberziehen und zunähen und dieſen Köder an einen Ort legen, wo Wölfe wechſeln.

Alle, die davon freſſen, ſind gewiß des Todes; aber auch nicht einmal die Haut iſt brauchbar.

§. 18. Der Wolf wird geſtreift, wie der Luchs und Fuchs.

Dritter Abſchnitt.

Niedere Jagd.

Erſte Abtheilung.

Haarwild.

Erſtes Capitel.

Der Haſe.

Lepus timidus *L.* [1]).

§. 1. Der alte männliche Haſe heißt Rammler, der weibliche Häſin, auch Satzhaſe. Die jungen Haſen werden halbwüchſig genannt, wenn ſie ihr Wachsthum halb vollendet haben; Dreiläufer, wenn ſie drei Viertheile ihrer vollkommenen Größe erreicht haben. Letztere Benennung erhalten an einigen Orten auch alte, die ſehr raſch auf drei Läufen rennen, während ſie mit dem einen Hinterlaufe ſchnellen, ohne den Boden zu berühren.

Die Ohren nennt man Löffel, die Augen Seher, die Füße, wie bei allem Haarwilde, Läufe, die Hinterläufe insbeſondere Sprünge, die Haare Wolle, den Schwanz Blume, auch Federlein, die Haut, wie bei allem zur niedern Jagd gehörigen Haarwilde, Balg.

Statt Fährte ſagt man von allem zur Niederjagd gehörigen Haarwilde Spur.

Die Haſen rammeln, indem ſie ſich begatten; die Häſin ſetzt, wenn ſie Junge bekommt; die von einer auf einmal geſetzten werden unter dem allgemeinen Namen Satz begriffen.

---

1) v. Wildungen's Neujahrsgeſch. 1798. Bechſtein, Handb. d. Jagdwiſſenſch., Th. 1, Bd. 1. Cap. 8. Dietzel, Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Abth. 2, S. 22.

Der Haſe äſet ſich, oder nimmt ſeine Weide, er frißt nicht; er iſt fett, nicht feiſt; gut oder ſchlecht, nicht dick oder mager.

Die Vertiefung, welche er in den Erdboden macht, um in derſelben ein mal oder öfter, auf längere oder kürzere Zeit zu ruhen, heißt das Lager. In dieſem ſitzt oder drückt er ſich; doch wird der letzte Ausdruck öfter gebraucht, wenn er ſich in demſelben zuſammenzieht, um ſo dem Blicke des ſich nähernden Menſchen oder Thieres weniger ausgeſetzt zu ſein; häufiger und jedesmal aber bedient man ſich deſſelben vorzüglich dann, wenn er ſich auf der Flucht, nur für den gegenwärtigen Augenblick, in einer Furche, hinter einem Raine, oder unter einem Buſche zu verbergen ſucht.

Aus dem Lager, oder da, wo er ſich gedrückt hat, wird er durch Menſchen oder Hunde aufgeſtoßen, von letztern auch aufgeſtochen.

Abends rückt er ins Feld, um Aeſung zu ſuchen; Morgens ins Holz, um zu ruhen. In das Lager fährt er, und ſo auch aus demſelben heraus, wenn er es verläßt; er ſpringt über Zeug, Hecken, Gräben u. dergl., er flieht nicht darüber.

Der noch nicht verendete Haſe, welchen der Jäger in ſeine Gewalt bekommt, wird von ihm genickt. Den verendeten wirft oder weidet er aus [1]), er bricht ihn nicht auf.

Um ihn zum Behuf der Fortſchaffung oder Aufbewahrung irgend woran hängen zu können, heſſet man ihn ein, d. h. man ſchärft über dem Knie des einen Hinterlaufes, zwiſchen der Heſſe und der Knochenröhre, eine Oeffnung ein, durch welche der andere Sprung bis übers Knie durchgeſteckt wird.

Endlich wird er wie alles zur kleinen Jagd gehörige Haarwild und wie jedes Raubthier geſtreift, nicht zerwirkt. Unter der Benennung Haſenklein [2]) verſteht man Alles, was bei der hohen und Mitteljagd zum Kochwildbret und zur Lunze gerechnet wird, nämlich: Kopf, Hals, Blätter, die untere Hälfte der Rippen und die Dünnungen, Herz, Lunge und Leber.

Bei dieſer und bei allen übrigen zur niedern Jagd gehörigen Wildarten behält der Jäger den Ausdruck Fett bei; er ſagt nicht, wie von den zur hohen und Mitteljagd gehörigen, ſtatt deſſen Feiſt.

§. 2. Der gewöhnliche oder gemeine Haſe wird je nach ſeinem Aufenthalte Feldhaſe, Wald- und Holzhaſe, Berghaſe, Grundhaſe, Sumpf- oder Moorhaſe, Bruchhaſe, Sandhaſe, Steinhaſe ꝛc. (ſcherzweiſe auch Lampe) genannt.

---

1) Obiger Ausdruck wird von allem zur Niederjagd gehörigen Haarwilde gebraucht, bei welchem dieſes Geſchäft ſtattfindet.

2) In mehrern Gegenden Haſenpfeffer, auch Schwarzhaſe genannt.

§. 3. Der gemeine Haſe [1]) iſt durch ganz Europa im Weſten bis zum 58° n. Br., im Oſten bis 49° n. Br. verbreitet; er wird indeſſen, ſelbſt gehegt, nicht überall gleich häufig angetroffen, ſondern ſcheint unter den gemäßigten Himmelsſtrichen und in fruchtbaren Gegenden am beſten zu gedeihen.

Er gehört zur Ordnung der Nager (Glires), und zwar zur Familie der Haſen (Leporinae) [2]).

---

1) Beiläufig muß ich hier des veränderlichen Haſen (Lep. variabilis L.) erwähnen, welcher auch der nordiſche, Alpen-, Stein- und Schneehaſe (eine treffliche Schilderung der Naturgeſchichte und Jagd der Alpenhaſen findet ſich in F. v. Tſchudi, Thierleben der Alpenwelt. S. 348. Anmerkung zur dritten Auflage), in einigen Gegenden des ruſſiſchen Antheils von Polen aber, zum Unterſchiede von dem größern grauen, den man den Lithauer heißt, der Liefländer genannt wird. Bechſtein gibt folgende Beſchreibung vom veränderlichen Haſen:

„Er bewohnt die höchſten und kälteſten Gegenden von Europa, Aſien und Amerika. In Deutſchland trifft man ihn auf den ſalzburgiſchen, tiroliſchen und andern ſüdlichen Alpen an.

„Im Sommer erſcheint die Farbe ſeiner Wolle größtentheils in einer ſanften Miſchung von Weißgrau mit Schwarz und Rothgelb. Der Kopf iſt röthlichgrau, der Nacken braungrau. An den Seiten verlänft, nach unten zu, das Weißgrau ſich immer mehr in Weiß, ſodaß der Bauch nur einen gränlichen Schimmer behält. Die Blume bleibt immer ganz weiß, nur die äußerliche Spitze iſt ſchwarz. Die Fußſohlen ſind dicht mit ſchwarzer, in Sibirien aber, wo der Balg überhaupt weit ſtärker bewachſen iſt, mit gelber Wolle beſetzt.

„Im Winter färbt ſich der veränderliche Haſe völlig weiß, bis auf die Ränder der Löffel, welche beſtändig und überall ſchwarz bleiben.

„Die Färbezeit tritt gewöhnlich in den Monaten April und September ein.

„In Grönland verdient dieſe Haſenart vorzüglich den Namen des weißen oder Schneehaſen; denn dort bleibt er das ganze Jahr weiß, in Lappland nur zehn Monate hindurch, während der übrigen zwei färbt er ſich fahl.

„Die Löffel des nordiſchen Haſen ſind kürzer, die Läufe viel dünner als am gemeinen. Jener iſt weniger geſchwind und nur auf Hudſonsbay ſo ſtark, als dieſer; ſonſt wiegt er ſelten mehr als 6¼ Pfund. Er wird ſehr fett. Gezähmt verwandelt er dennoch im Zimmer die Farbe."

Der Angabe mehrerer Schriftſteller, die Häſin dieſer Art ſetze jährlich nicht öfter als ein mal und nur zwei Junge, kann der Verfaſſer, geſtützt auf die Autorität eines höchſt achtungswerthen, zuverläſſigen Mannes, welcher zehn Jahre in Nordamerika zubrachte und dort die Natur fleißig beobachtete, widerſprechen. Nach der Verſicherung dieſes Mannes ſetzt nämlich der veränderliche Haſe in Canada mehr als ein mal im Jahre, auch mehr als zwei Junge auf ein mal.

„Die veränderlichen Haſen leben nicht ſo iſolirt als die unſrigen, ſondern ſie ziehen ſich ſcharenweiſe aus den hohen Gebirgen an der ſüdlichen ſibiriſchen Grenze in fruchtbarere Ebenen oder in nördliche Waldungen, und von da, wenn es die Jahreszeit verlangt, wieder zurück.

„Sie halten ſich gern in Felſenritzen, aber nicht, wie die Kaninchen, in Bauen auf, und äſen in der mildern Jahreszeit Alpengräſer und Kräuter (gewiß auch, wo ſie es haben können, grünes Getreide und Kohl), in Grönland das dort wachſende weiße Moos; im Winter überall Schale und Knoſpen der Bäume und Sträucher.

„Das Wildbret ſoll, beſonders im Winter, unſchmackhaft ſein; doch eſſen es die Grönländer gekocht, das im Magen befindliche Gräſe aber ohne weitere Zubereitung. Das Geſcheide gibt ihnen Dochte für die Lampe, der Pelz Bekleidung für die Kinder.

„Die Jagd hat nichts Beſonderes; in Lappland fängt man ſie in einer Art von Stecknetzen.

„Ungeübten Schützen ſoll es oft widerfahren, daß ſie im Winter beim Schnee den weißen Haſen überſehen, wenn ſie nicht beſonders auf den ſchwarzen Löffelrand und auf die gleichfarbige Blumenſpitze Acht haben."

2) Der moſaiſchen Geſetzgebung zufolge gehört der Haſe zu den unreinen Thieren. Im 3. Buche Moſis, Cap. 11. V. 6, heißt es: „Der Haſe wiederkäuet auch, aber er ſpaltet die Klauen nicht, darum iſt er auch unrein." Das faſt ununterbrochene Muskelſpiel an Oberlippe und Naſe beim Haſen, auch wenn er ſich nicht äſet, hat die alten jüdiſchen Beobachter wahrſcheinlich zu der Anſicht verleitet, der Haſe wiederkäue. Dieſer Irrthum hat ſich traditionell durch Jahrtauſende fortgepflanzt und erſt im Anfange unſers Jahrhunderts ſeine wiſſenſchaftliche Widerlegung gefunden. Uebrigens kann man nur ſtaunen, daß ein ſo exacter Beobachter wie Bechſtein noch über dieſen Punkt in Zweifel ſein, ſich ſogar der falſchen Anſicht zuneigen konnte. Anmerkung zur dritten Auflage.

Der ganze Balg deſſelben hat auf dem Grunde im Sommer eine ſchwächere, im Winter eine ſtärkere graue wollige Bedeckung, aus welcher weniger dicht ſtehendes längeres Haar hervorgeht. Beides wird gemeinſchaftlich unter dem Namen Wolle begriffen, und iſt vorzüglich an den Löffeln weit kürzer als an allen übrigen Theilen des Körpers.

Jeder Löffel hat an der äußern Seite der Spitze einen ſchwarzen, 2 Zoll herabwärts etwas breiter werdenden Fleck, an dem einwärtsſtehenden Rande aber einen ſchwarzbraunen, einzeln mit Gelbbraun gemiſchten Streif, welcher nach dem Kopfe zu ſich mehr ausbreitet und endlich in Hellbraun verläuft. Zwiſchen jenem Fleck und dieſem Streif bildet ſich ein oben ſpitzwinkeliger, weißgrauer Zwickel. Die Naſe iſt gelbbraun, die Stirn ſchwarz auf dem Grunde, ſtark mit Gelbbraun belegt. An beiden Seiten der Naſe zieht ſich ein ſchmaler weißlicher Streif neben den Sehern vorbei, bis zur Wurzel der Löffel hinauf. Die Wangen ſind bräunlich, mit Gelb, Weiß und Grau gemiſcht. Der Bart iſt ſchwarz, die Kehle vorn ganz weiß, hinterwärts hellgelbbraun. Zwiſchen den Löffeln bildet ſich ein weißgrauer, mit Schwarzbraun gemiſchter Fleck, welcher dicht unter denſelben ganz weiß, im Genick aber wieder mit Schwarz und Gelb gemiſcht wird. Der ganze Rücken iſt, bis zur Hälfte der Seiten herab, ſchwarzbraun, gelb geſtichelt; der untere Theil der letztern in der Mitte gelb, ſtark mit Grau gemiſcht, vorn bräunlichrothgelb. Ebenſo ſind die Blätter, noch heller auswendig die Vorderläufe gefärbt. Am hintern Theile der Seiten geht die dunkle Rückenfarbe mehr in Gelbbraun, an den Keulen in Aſchgrau, mit Hellbraun gemiſcht, über. Die Hinterläufe haben auswendig gleiche Farbe mit den vordern. Die Blume iſt ſchneeweiß bis auf einen ſchwarzen Streif, welcher ſich auf der nach dem Rücken zugekehrten Seite bis an die Spitze derſelben hinaufzieht. Die innern Seiten der Läufe und der Bauch ſind ganz weiß [1]). Der Kopf iſt dick und rundlich, die Stirn erhaben; die an den Seiten ſtark muſchelförmig zuſammen-

---

1) Der gemeine Haſe iſt ſo bekannt, daß der Verfaſſer anfänglich entſchloſſen war, ſich auf die Schilderung der Farben nicht einzulaſſen. Da er dieſe bei mehrern Schriftſtellern ſo verſchieden angegeben, die vorſtehende Beſchreibung aber, beim angeſtellten Vergleich zwiſchen ſechs vor ihm hängenden, nur bei zweien in unerheblichen Stücken abweichend fand, ſo glaubte er, daß ſie ihren Raum doch wol verdienen könnte.

Uebrigens gibt es, ſelbſt bei unſerm Haſen, bemerkenswerthe Farbenvarietäten, als:

1) Den ganz weißen, der auch zuweilen graue Rückenſtreifen hat. Man ſieht ihn nur ſelten.

2) Den röthlichen. Er iſt, den weißen Bauch und die Blume abgerechnet, ganz rothgelb, ſemmelgelb oder fuchsroth.

3) Den ganz ſchwarzen, oder ſchwarzbraunen, welcher höchſt rar iſt.

4) Den grau und weiß gefleckten. Man findet ſogar halb weiße und halb graue.

5) Den mit einer weißen Bläſſe, auch wol mit weißen Läufen.

6) Den ſogenannten Bergha ſen, welcher ſich durch braune oder ſchwarze Wolle unter dem Halſe auszeichnet.

Ueber den ſogenannten gehörnten Haſen vergleiche v. Wildungen, Waldmanns-Feierabende. Hft. 3, S. 21 fg.

gebogenen, oben schmäler werdenden, abgerundeten Löffel sind, wo nicht länger, doch ebenso lang als der ganze Kopf.

Die dicke, große, mit langen, nach den Seiten abstehenden Barthaaren besetzte Schnauze geht oben in einer tief gespaltenen Oberlippe aus. Der innere Theil beider Lippen ist ganz mit kurzem Haar verbrämt. Die großen Seher liegen weit heraus, stehen sehr nach der Seite des Kopfes, haben weder Augenwimpern noch Nickhaut (weshalb der Hase mit offenen Augen schläft) und einen schwarzen Stern. Der Hals ist kurz und stark, die Brust enge, der Leib lang gestreckt und (solange das Gescheide nicht ausgeworfen ist) fast überall gleich stark. Die Blume hat, bei zwölf Wirbelknochen, doch nur $1\frac{3}{4}$" Länge, und steht beständig oberwärts gekrümmt. Die Vorderläufe sind verhältnißmäßig kurz und schwach (dünn) gegen die hintern, welche noch etwas mehr als die halbe Länge des ganzen Hasen haben. Mit letztern tritt er bis an die Ferse auf. Auch findet man im Gelenk an der Hesse den sogenannten Hasensprung, ein etwa $3\frac{1}{2}$" langes Knöchelchen, welches oben am Kopfende mit einem $\frac{1}{2}$" langen, etwas weniger breiten Wirbel versehen ist, gleich unter diesem sich sehr verdünnt, nach dem andern Ende gekrümmt sich zuspitzt und in einem rundlichen Knöpfchen endigt. Vermöge der Elasticität desselben erhält der Hase die Kraft, sich springend fortzubewegen. Nur bei dieser Wildart findet man die Sohlen sämmtlicher Läufe überall und stark mit Wolle besetzt. Zuweilen können wol Hasen erlegt worden sein, welche sich die Haare an den Sohlen abgelaufen haben; daß dies aber ein Kennzeichen seines Aufenthalts auf einer Koppeljagd sein soll, sagt Herr von Wildungen wol nur zum Scherz; denn wahrscheinlicher gibt dazu anhaltender Plattfrost im Winter, und sehr große Trockenheit im Sommer, auch auf geschonten Revieren, Veranlassung.

Die Vorderläufe gehen in fünf, die hintern in vier Zehen aus, von denen die zweite von außen am längsten ist. Jede derselben ist mit einem hornbraunen, zugespitzten, unterwärts gekrümmten Nagel bewaffnet.

Der Hase hat 28 Zähne, und zwar in der obern Kinnlade vorn, als Nagethier, zwei auswendig gefurchte Schneidezähne, hinter diesen zwei inwendig gefurchte kleine Zähne (eigentlich nur Stifte); auf jeder Seite aber sechs schmale Backenzähne. In der untern Kinnlade stehen vorn gleichfalls zwei auswendig gefurchte Schneidezähne, an jeder Seite aber nur fünf Backenzähne.

Bei dieser Wildart wird nur ein Magen, ingleichen ein sehr starker Blinddarm gefunden, und hieraus beweist schon Büffon evident, daß er nicht wiederkäuen kann, wie es von Vielen behauptet worden ist.

Die Stärke und Schwere der gemeinen Hasen ist, nach Maßgabe des Klima, in welchem, und der Aesung, von welcher sie leben, so abweichend,

daß keine allgemeine Beſtimmung darüber ſtattfinden kann. Ihr Gewicht verändert ſich nämlich ſo ſehr, daß ein ausgewachſener Haſe an einem Orte ſieben, am andern, vorzüglich im December, 16 Pfund wiegt.

Es iſt ein allgemein als richtig anerkannter Erfahrungsſatz, daß ſie unter den kalten und gemäßigten Himmelsſtrichen am ſtärkſten werden, unter den heißern am ſchwächſten bleiben, und unter den heißeſten faſt gar nicht gedeihen oder doch nur kümmerlich leben.

Ueberall übertreffen die Berg- und Holzhaſen alle übrige an Stärke.

Der Sinn des Gehörs iſt, vermittelſt der hinterwärts im Gehörgange liegenden beinernen Röhre, welche ein natürliches Schallloch bildet, beim Haſen der ausgezeichnet ſchärfſte.

Auch ſeine Naſe iſt gut; deſto ſchlechter das Geſicht[1]).

Faſt möchte man glauben, die Natur habe ihn durch Munterkeit, Schnelligkeit und Schlauheit für die ängſtlichen Gefühle zu entſchädigen geſucht, welche die ihm eigene Furchtſamkeit und Schreckhaftigkeit ſo häufig erregen müſſen.

Hat er irgend Gelegenheit gefunden, unter dem Schutze der Dunkelheit ſeinen ſehr guten Appetit in Ruhe zu ſtillen, und iſt die Witterung nicht ganz ungünſtig, ſo wird kaum ein Morgen vergehen, an welchem er ſich nicht, gleich nach Sonnenaufgang, theils zum Zeitvertreib, theils um die Näſſe aus der Wolle des Balges loszuwerden, auf trockenen Plätzen, vorzüglich auf Sandſchellen, entweder mit ſeines Gleichen oder allein herumtummelt. Komiſche Sprünge, abwechſelndes Kreislaufen und Wälzen ſind dann Aeußerungen des Wohlbehagens, in welchem er ſich zuweilen ſo ſehr berauſcht, daß er ſeinen ärgſten Feind, den Fuchs, für einen Spielkameraden anſieht und einen kurzen Spaß mit ſeinem Leben bezahlt. Wird der alte Haſe nicht ſo von jenem überliſtet, iſt er geſund und bei Kräften, ſo rettet er ſich bei ſeiner Schnelligkeit faſt immer durch die Flucht. Kann er durch dieſes Mittel den Nachſtellungen der Raubthiere und Hunde nicht entrinnen, ſo ſucht er ſich durch Wiedergänge und Hakenſchlagen denſelben zu entziehen. Da dies Alles ihn vor den raſchen Windhunden nur ſelten ſchützen kann, ſo ſtrengt er, von dieſen verfolgt, alle Kräfte an, ein Feldholz zu erreichen, ſucht einen andern Haſen aus ſeinem Lager aufzuſtoßen, und verbirgt ſich in demſelben, während die Hunde jenem folgen, geht gerade in eine Heerde Vieh, fährt in die erſte beſte Röhre, die er findet und ſchwimmt, im Nothfall, mit vieler Behendig-

1) Sehr vielfältige Jagdbeobachtungen haben mich überzeugt, daß das Geſicht des Haſen durchaus nicht ſo ſchlecht iſt, wie faſt alle Autoren übereinſtimmend angeben, daß er ſich im Gegentheile eines ſcharfen Geſichts erfreut, und daß nur die ungemein große Beweglichkeit ſeines Auges, verbunden mit der ihn charakteriſirenden Furchtſamkeit, die meiſten Beobachter veranlaßt haben, ihm Schwäche der Geſichtsſinne zu imputiren. Anmerkung zur dritten Auflage.

keit durch ziemlich breite Gewäſſer, ſelbſt durch Ströme, wenn ſie nicht zu reißend ſind.

Iſt es übrigens Gefühl der Schwäche oder Muthloſigkeit, kurz, er wagt es nie, ſich irgend einem lebenden Geſchöpf anderer Art zu widerſetzen, und nur wenn Eiferſucht oder Begierde, den Geſchlechtstrieb zu befriedigen, ihn reizt, läßt er ſich auf einen Kampf mit ſeines Gleichen ein.

Bei der geringſten eingebildeten oder wahren Gefahr und Ueberraſchung bringt ihn der Schreck nicht ſelten ſo aus aller Faſſung, daß er, jedes Rettungsmittel vergeſſend, in größter Angſt hin- und herläuft, ja wol gar in jämmerliche Klagen ausbricht.

Schreck und Furcht ſind es auch, welche machen, daß er mehr als anderes Wild, Raubthiere ausgenommen, Federlappen u. dergl., auch alle ſogenannte Scheuſale, reſpectirt.

Sein größtes Laſter iſt Bosheit; nicht weil es ihm je zuweilen, wenn auch ſelten, einfällt, dieſe durch Kratzen und Beißen zu äußern, wenn er gepackt wird, ſondern weil der Satzhaſe durch Verleugnung aller älterlichen Liebe, der Rammler aber noch dazu durch Grauſamkeit gegen junge Häschen, die er ſchutzlos findet, ſie auf die empörendſte Art zu Tage legt.

Die Schnelligkeit des Haſen im Laufen rührt größtentheils daher, daß er, indem ſeine Hinterläufe viel länger ſind als die vordern, ſtark überbaut iſt, und hierin liegt auch der Grund, weshalb er beſſer bergauf als bergab rennen, und ſich, wenn er ruhig iſt, in ganz kurzen langſamen Sprüngen, in deſto weitern und raſchern hingegen, je mehr ihm daran liegt, von der Stelle zu kommen, immer aber nur ſatzweiſe, fortbewegen kann. Beim Aeſen wird man zuweilen bemerken, daß er mit den Vorderläufen allein ein paar kleine Schrittchen vorwärtsthut, ohne das auf der Erde ruhende Hintertheil zu bewegen. Iſt er auf dieſe Weiſe ſo lang als möglich geſtreckt, ſo zieht er letzteres rutſchend nach und macht doch noch eine Art von Sprung.

Auch hat er das Eigene, daß er entfliehend, ohne beſondern Grund, in einiger Entfernung von ſeinem Lager, auf einem erhabenen freien Platze einen Kegel macht, d. h. die Poſitur eines aufwartenden Hundes annimmt. Wird er aber von jagenden, nicht zu raſchen Hunden verfolgt und iſt er ein gutes Stück voraus, ſo ſtellt er ſich nicht nur auf die völlig ausgeſtreckten Hinterläufe, ſondern geht ſo auch wol ein paar Schritte fort und ſieht ſich dabei nach allen Seiten um. Dies nennt man Männchen machen. Beides kann vielleicht als Sicherungsmaßregel gegen ſchnellen Ueberfall angeſehen werden.

Gewöhnlich gibt er nur dann einen Laut von ſich, wenn er ſich in der Gewalt ſeiner Feinde und keine Rettung ſieht. Dieſer ähnelt beim Alten dem Geſchrei eines ſtarken Kindes, beim Jungen ertönt er höher. Den

murrenden, welchen man beim Rammeln bemerkt haben will, habe ich nie gehört.

Sein Alter bringt er höchſtens auf ſieben bis acht Jahre, und wahrſcheinlich deshalb nicht höher, weil durch unmäßige Befriedigung des Begattungstriebes die Lebenskraft zu ſchnell conſumirt wird. Aber auch dieſes kurze Ziel erreicht wol kaum von Hunderten einer, da ſo viele Feinde dem unglücklichen Haſen nach dem Leben trachten.

§. 4. Die Rammelzeit beginnt bei harten Wintern zu Anfang des Monats März, bei mäßigen im Februar, bei ganz gelinden zuweilen ſchon gegen Ende des Januar. Oefter noch als ſonſt ereignet ſich jetzt der letzte Fall. Allerdings kann hierzu der ſo ſehr vermehrte Anbau des Klees und der Winterölſaat beitragen, durch deren Genuß der Begattungstrieb früher gereizt wird, der in früherer Zeit durch die ſpärliche Winteräſung länger unterdrückt wurde.

Uebrigens wird durch das frühe Rammeln für die Wildbahn ſicher nichts gewonnen, da faſt immer der erſte Satz im Nachwinter verloren geht, und mit ihm oft ein anſehnlicher Theil der Satzhaſen durch Milchverſetzung.

Zu Anfang der Begattungszeit ſchwärmen unaufhörlich die Rammler, Häſinnen ſuchend, umher und folgen der Spur derſelben, gleich den Hunden, mit zur Erde geſenkter Naſe. Sobald ein Paar ſich zuſammenfindet, beginnt die verliebte Neckerei durch Kreisläufen und Hakenſchlagen, wobei anfänglich der Satzhaſe immer der vorderſte iſt. Aber nicht lange dauert es, ſo fährt dieſer von der Seite und ehe der Rammler es ſich verſieht, gibt ihm die äußerſt gefällige Schöne praktiſch Anleitung zu Dem, was er thun ſoll [1]). In möglichſter Eile bemüht ſich dieſer nun, ſeine Gelehrigkeit thätig zu beweiſen, iſt aber dabei ſo ungalant, im Moment des höchſten Entzückens mit den ſcharfen Nägeln der Vorderzehen der Geliebten große Klumpen Wolle von den Dünnungen und Keulen abzureißen.

Kaum erblicken Andere ſeines Geſchlechts den Glücklichen, ſo eilen ſie blitzſchnell heran, um ihn entweder ganz zu verdrängen, oder doch die Freuden des Genuſſes mit ihm zu theilen. Anfänglich verſucht es jener, ſeine Schöne zur Flucht zu bewegen; aber aus Gründen, die ſich aus den unerſättlichen Begierden derſelben leicht erklären laſſen, bezeigt ſie nur ſelten Luſt dazu, und ſo hebt ein neues Schauſpiel an, indem die Häſin von mehrern Competenten verfolgt und geneckt, endlich aber vom behendeſten, der ſich den

1) Dadurch ſowol, daß die Häſin ihre lüſterne Begierde, ebenſo wie die Hündin beweiſt, als dadurch, daß die Oeffnung, durch welche bei der Begattung die Ruthe des Rammlers hervortritt, faſt an eben der Stelle ſteht, wo das verborgene Feigenblatt des Satzhaſen ſich befindet, konnte wol die fabelhafte, jetzt veraltete Meinung, daß es unter dem Haſengeſchlechte Zwitter gebe, und ebenſo die noch lächerlichere, die Verwandlung der Geſchlechter behauptende, deſto leichter entſtehen, da außer der Rammelzeit beim alten männlichen Haſen das Kurzwildbret nicht immer, bei jungen nie fühlbar iſt.

Minnefold dann nicht leicht entgehen läßt, eingeholt wird. Daß unter ſo kritiſchen Verhältniſſen nicht Alles ruhig abgehen kann, verſteht ſich von ſelbſt. Eiferſucht erbittert auch Haſengemüther, und ſo entſteht ein Kampf, zwar nicht auf Leben und Tod, aber höchſt luſtig für den Beobachter. Zwei, drei und mehrere fahren zuſammen, rennen an einander, entfernen ſich, machen Kegel und Männchen, fallen wieder unter poſſierlichen Sprüngen auf einander los und bedienen ſich dabei mit, in ihrer Art kräftigen, Ohrfeigen, ſo daß die Wolle weit umherſtiebt, bis endlich entweder der ſtärkſte den Siegerlohn empfängt, oder noch öfter ſich betrogen findet, indem die undankbare Schöne, müde, dem unnützen Balgen zuzuſehen, ſich mit einem der Streitenden, oder gar mit einem neuen Ankömmling in aller Stille unbemerkt entfernt; gewiß überzeugt, daß auch die Hintergangenen nicht unterlaſſen werden, fremden Reizen zu huldigen, ſobald ſich Gelegenheit dazu findet.

Dreißig bis ein und dreißig Tage geht die Häſin tragend, rammelt während ihrer Schwangerſchaft immer fort, und ſetzt, gewöhnlich vom März bis Ende des Auguſt vier mal, ihre Jungen in einer aufgeſcharrten Vertiefung, welche ſie im Felde mit einiger ſich ſelbſt ausgerupften Wolle, auf Wieſen mit Grashalmen und im Holze mit abgefallenem Laube ausfüttert. Der erſte Satz beſteht faſt immer aus ein bis zwei, der zweite und dritte aus drei bis fünf, der vierte wieder nur aus ein bis zwei Jungen. Tritt die Rammelzeit ſchon im Januar oder zu Anfang des Februar ein, ſo erfolgt natürlich jeder Satz früher und es kommt dann auch wol noch der fünfte hinzu. In dieſem Falle iſt der vierte ebenſo ſtarkzählig wie der dritte. Wie bei allen übrigen Wildarten werden auch bei dieſer gewiß drei mal mehr Junge männlichen als weiblichen Geſchlechts geſetzt; kein Wunder alſo, wenn ſowol aus dieſem Grunde, als deshalb, weil, wie bei allen Thieren, die Mortalität des letztern an ſich weit ſtärker iſt, unter zehn geſchoſſenen Haſen kaum ein Satzhaſe bemerkt wird.

Zuweilen findet man noch im October und November geſchoſſene Satzhaſen tragend; doch würde dieſer Satz der kalten Nächte wegen immer verloren gehen, wenn auch die Mutter am Leben geblieben wäre.

Die Häſin ſäugt ihre Jungen höchſtens drei Wochen, iſt aber ſchlechte Mutter genug, nur während der erſten fünf bis ſechs Tage bei ihnen zu bleiben, dann aber, neuer Genüſſe halber, ſie faſt auf immer ihrem Schickſal zu überlaſſen. Nur von Zeit zu Zeit kommt ſie einmal zu ihren Kindern zurück, lockt ſie durch ein eigenes Geklapper mit den Löffeln und reicht ihnen das Geſäuge dar, wahrſcheinlich mehr, um ſich vor Milchverſetzungen zu ſchützen, als um jenen Nahrung zu geben.

Sowol in dieſer Liebloſigkeit der Mütter, von welcher man bei andern Thieren nur ſelten Beiſpiele findet, als in der Grauſamkeit, mit welcher die

Rammler junge Haſen behandeln [1]), ob ich gleich nie geſehen habe, daß ſie, wie man behaupten will, dieſelben freſſen; in dem Abgange, welcher durch die Nachſtellungen der Raubthiere und Raubvögel, ſowie durch die Senſe beim Gras-, Rübſen- und Kleehauen veranlaßt wird; endlich darin, daß weit weniger Häſinnen geſetzt werden als Rammler, und daß erſtere früher und häufiger fallen als letztere, in dieſem Allen iſt der Grund zu ſuchen, warum ein ſonſt ſo fruchtbares Geſchlecht ſich in geſchonten Revieren nicht noch weit ſtärker vermehrt, als es in der That geſchieht, und warum die alte Jägerſage: der Haſe rückt — zu Anfang der Rammelzeit — ſelb ander ins Feld, und geht — zu Egidi, wenn die ganze Familie beiſammenbliebe — ſelb ſechzehen zu Holze, ſelten oder nie ganz beſtätigt wird.

Beiſpiele von Ueberfruchtung der Häſinnen, indem man in ihnen faſt ganz bis zum Setzen ausgebildete und kurz vor dem Tode empfangene Embryonen zugleich gefunden haben will, ſind mir zwar nicht vorgekommen; dennoch würde ich mir die Unbeſcheidenheit nicht verzeihen, den Erfahrungen wackerer Männer, welche in allen ältern und neuern Naturgeſchichten aufgezeichnet ſind, zu widerſprechen, um ſo weniger, da Mutterſcheide und Uterus Eins ſind, da man weder Muttermund, noch Mutterhals (wie bei andern Thieren) findet, ſondern da jedes der Mutterhörner, auch Trompeten genannt, eine Oeffnung hat, welche bis in die Mutterſcheide geht [2]), und ſo in der That eine doppelte Gebärmutter vorhanden iſt.

Bei keiner andern Wildart hat man ſo häufige Beiſpiele von Misgeburten als bei dieſer: Haſen nämlich mit doppelter Zunge, mit an den Seiten des Maules, den Fängen der Hunde gleich, lang herausſtehenden Zähnen, mit zwei Köpfen u. dergl. [3]). Vorzüglich merkwürdig iſt die in v. Wildungen's Taſchenbuch v. J. 1798, S. 14, geſchilderte, in der Naturalienſammlung des Herrn Erbprinzen von Sachſen Koburg befindliche: „Im J. 1783 ward nämlich im Anſpachiſchen eine mit zwei Jungen tragende

1) Ich ſelbſt hörte einſt einen jungen Haſen klagen, glaubte, da es in der Nähe des Dorfes war, ihn in den Klauen einer Katze zu finden und eilte hinzu, um dieſer den Lohn mit einem Schuſſe zu geben. Statt meine Vermuthung beſtätigt zu finden, ſah ich den Rammler vor dem Häschen ſitzen und ihn mit beiden Vorderläufen von einer Seite zur andern es unaufhörlich ſo maulſchelliren, daß das arme Thierchen ſchon ganz matt zu werden anfing. Dafür mußte aber auch der alte Herr ſeine Bosheit mit dem Leben bezahlen. Das junge Häschen nahm ich mit nach Hauſe, verſtutzte die Löffel, ſetzte es nach einigen Wochen wieder aus und hatte die Freude, im folgenden Frühjahre beim Rammeln zu ſehen, daß ich mir einen Satzhaſen erhalten hatte.

2) S. v. Wildungen, Taſchenbuch v. J. 1798, S. 12, wo auch ein bei Haſen nicht ſelten vorkommender Fall von Bauchhöhlenſchwangerſchaft aus Göhen's Europ. Fauna, Th. 2, S. 343, mitgetheilt iſt.

3) Den in Bechſtein's Handbuch der Jagdwiſſenſchaft, Bd. 1, Th. 1, Cap. 8, S. 149, §. 99, für Monſtroſität erklärten Haſen mit ſo weit geſchlitzten Löffeln, daß ſie wie vier ausſahen, möchte ich dafür unbedingt nicht annehmen, da es ja wohl möglich iſt, daß in der früheſten Jugend deſſelben der Finder ſich den Spaß machte, die Löffel aufzuſchlitzen. Wie viel an dieſem Theile des Körpers ganz verſtutzte und durchlöcherte findet man nicht?

Häſin geſchoſſen. Das eine, noch lebende, war natürlich geſtaltet; am andern aber, dem todten, iſt der Rücken der Länge nach geſpalten und durch dieſen Spalt ein in der Mitte liegendes, vollſtändig ausgebildetes Haſenköpfchen ſichtbar, das zwar höchſt wahrſcheinlich zu dieſem Embryo ſelbſt (der, den Rücken und einen Vorderlauf ausgenommen, in einer dichten, glatten Haut feſt eingehüllt liegt) gehört, auf den erſten Anblick aber natürlich ſo ausſieht, als ob in dieſem jungen Häschen ein anderes eingeſchachtelt läge."

Die jungen Haſen werden mit offenen Sehern und hängenden Löffeln geſetzt; letztere nehmen aber gleich den zweiten Tag ihre gewöhnliche Stellung an. Ihr Haar — denn die eigentliche Wolle entſteht erſt ſpäterhin — iſt kurz und dunkel gefärbt. Die meiſten haben an der Stirn einen weißen ſternförmigen Fleck, welchen viele das ganze erſte Jahr hindurch behalten. Er ſoll ein Zeichen ſein, daß der Satz aus mehrern Jungen beſtanden hat. Im Magen ganz junger findet man kleine Kugeln von geronnener Milch oder Lab, die ſich täglich mehr verzehren. Es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe mit zur Erhaltung der von der Mutter ſo früh verlaſſenen Kinder beitragen mögen. (S. v. Wildungen's oben angeführtes Taſchenbuch, S. 16.)

Nicht leicht verläßt eine ſolche junge Familie die Gegend, wo ſie geſetzt ward. Obgleich die Geſchwiſter den Tag in abgeſonderten Lagern zubringen, ſo ſind ſie doch nicht weit von einander entfernt, rücken auch zuſammen auf die Aeſung, bis ſie halbwüchſig werden und dann ganz ſich von einander trennen.

Nach 12 bis 15 Monaten, in Gegenden, die ſich eines ſehr milden Klimas erfreuen und wo die Aeſung vorzüglich gut iſt, vielleicht noch früher, erreicht der Haſe ſein volles Wachsthum; doch rammeln die Jungen vom erſten Satze eines Jahres oft noch im folgenden Auguſt und ſetzen ein Junges, welches aber, wenn auch die Mutter am Leben bleibt, doch nur ſelten aufkommt.

§. 5. Die im zweiten Paragraph dieſes Capitels angeführten Haſenbenennungen zeigen zugleich die Gegend an, in welcher ſich dieſe oder jene Familie immer, oder doch die längſte Zeit im Jahre aufzuhalten pflegt. Ungern verläßt überhaupt der Haſe ein Revier, wo er aufgewachſen oder einmal einheimiſch geworden iſt, ganz. Findet er in demſelben nicht Gelegenheit, ſeinen ſo heftigen Begattungstrieb zu befriedigen, oder fehlt es ihm im Winter an Aeſung, ſo entfernt er ſich zwar wol weiter als gewöhnlich, doch kehrt im erſten Falle der Satzhaſe jedesmal, wenn die Satzzeit herannaht, der Rammler aber zur Herbſtzeit, im letztern aber einer wie der andere mit Eintritt des Thauwetters zurück. Nur fortdauernde Unruhe in und außer der Schießzeit und der Gebrauch der Wildboden- oder Jagdhunde, ſowie

in kleinern Revieren der der Windhunde, veranlaßt eine Auswanderung für immer.

Der Feldhaſe, d. i. der, welcher flache und große Feldmarken bewohnt, hält ſich im Frühjahre größtentheils in den Saatfeldern auf, verläßt ſie auch vor der Ernte nicht. Bis die Winterſaat zu ſchoſſen anfängt, äſet er dieſe; dann aber rückt er kurz vor Sonnenuntergang (nach einem warmen Regen etwas früher) auf die mit Sommergetreide beſäeten Aecker. Auch dieſes nimmt er nicht mehr an, wenn es zu alt wird, bleibt aber dann den Tag über in der Saat, welche Brachäckern, friſch bepflanzten Krautfeldern und neuerlich beſäeten Rübenſtücken am nächſten iſt, um während der Nacht die Weide nicht zu weit ſuchen zu dürfen. Steht das Getreide ſehr hoch und dicht, ſo bahnt er ſich Steige durch daſſelbe, theils um ſich das Fortkommen zu erleichtern, theils um nicht ſo ſehr von anhängendem Thau oder Regen benäßt zu werden.

Wenn während der Ernte das Stück, in welchem er ſeinen Aufenthalt gewählt hatte, abgehauen iſt, zieht er ſich in ein anderes noch ſtehendes. Entgehen ihm endlich dieſe Zufluchtsorte ganz, ſo drückt er ſich unter Hafer- oder andern Schwaden, im hohen Klee, in Kraut-, Kartoffel- und Rübenfeldern, oder er macht ſich ein Lager in den Stoppeläckern, vorzüglich in den dort von den zahmen Sauen gewühlten Löchern, und in den Grummetwieſen. Hier überall, mit kräftigen Aeſungsmitteln umgeben, ſchwelgt er im Genuſſe derſelben. Unter dieſen ſind ihm alle Kohl- und Rübenarten Leckerbiſſen; doch verachtet er auch junges Gras und feine Kräuter, unter denen er der Peterſilie den Vorzug zu geben ſcheint, nicht.

Im Spätherbſte wählt er zu ſeinem Aufenthalte nicht ganz friſch gepflügte Sturzäcker, mit Raupen beſetzte Lehden, nicht zu feuchte, mit Binſen bewachſene Vertiefungen, vorzüglich aber zeitig geſäete Winterölſaat. Letztere macht dann, nebſt dem jungen Wintergetreide überhaupt, in dem er, wenn die Felder mit Rainungen durchſchnitten ſind, auch wol den Tag über ſitzen bleibt, den größten Theil ſeiner Weide aus.

Solange im Winter gar kein, oder doch nur wenig Schnee liegt, verändert er weder die eben erwähnten Wohnorte, noch den Unterhalt; nur bei der Nacht geht er, wo Nachläſſigkeit des Beſitzers es geſtattet, in die Gärten und ſucht den eingeſchlagenen und aufgeſchichteten Kohl auf. Fällt ſtarker Schnee, ſo läßt er ſich in ſeinem Lager völlig verſchneien, zieht ſich aber, ſobald das Unwetter nachläßt, in die Nähe der Klee- und Rübſenfelder, ſcharrt mit den Läufen den Schnee weg und äſet ſo viel Grünes als möglich. Von hier aus beſucht er nun auch immer früher und häufiger die benachbarten, nicht ganz gut verwahrten Gärten. Bekommt der Schnee eine Eisrinde, ſo nimmt für dieſe armen Geſchöpfe der Mangel täglich mehr

überhand, und je mehr dies geſchieht, deſto gefährlicher werden ſie (inſofern man ihnen nicht mit guter und hinlänglicher Fütterung bei Zeiten zu Hülfe kommt) den Gartengewächſen, Baumſchulen und Baumpflanzungen; denn die Schale der meiſten jungen Bäume und Sträucher [1]) iſt ihnen jetzt ebenſo willkommen, als Braunkohl ꝛc.

Vermindert ſich durch Thauwetter der Schnee hinlänglich, oder geht er ganz weg, ſo ziehen ſie ſich wieder in die Sturzäcker zurück und ſitzen am liebſten in den Miſthaufen. Grünes Getreide aller Art iſt dann ausſchließlich ihre Weide.

Der Buſchhaſe, d. i. der, welcher mehr in kleinen Gebüſchen als im Felde lebt, nimmt zu allen Zeiten gleiche Aeſung mit dem Feldhaſen an, rückt aber nur Abends auf die Felder und jungen Holzſchläge und Morgens mit Tagesanbruch oder doch bald nach Sonnenaufgang wieder zu Holze; doch verwechſelt er auch zuweilen während des Sommers ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt am Tage auf einige Zeit mit hochbeſtandenen Getreidefeldern, oder wenn ſtarker Regen fällt, mit Brachäckern und Lehden.

Erſchreckt durch jedes fallende Blatt, weicht er im Herbſte, wenn die Sträucher ſich zu entlauben anfangen, ganz aus dem Holze und lebt, ſolange dieſe Periode dauert, wie der Feldhaſe. Bei ſtürmiſcher und ſchlackiger Witterung drückt er ſich ſpäterhin gern auf alten erlenen Stöcken (Stämmen) und hinter ſtarken Eichen.

Im Winter, wenn es ſehr kalt iſt, oder viel Schnee liegt, zieht er ſich in die dichteſten Gehölze, mit eintretendem Thauwetter aber in das lichte Holz. Da der Buſchhaſe unter dieſen Umſtänden überall um ſich her wenigſtens Holzſchale und Knospen zur Aeſung findet, ihm auch immer noch der Wechſel in die benachbarten Gärten offen bleibt, ſo wird er, ſelbſt ohne Winterfütterung, nicht leicht dem Hungertode ausgeſetzt ſein.

Der eigentliche Waldhaſe, oder der, welcher große Wälder bewohnt, zieht ſich während der milden und fruchtbaren Jahreszeiten in die Vorhölzer, und rückt von da aus, wenn ihm die Aeſung auf den jungen Gehauen und auf den Wieſen nicht genügt, gegen Abend in die Felder. Stellt ſich aber ein harter Winter ein, ſo weicht er in die ſtärkſten Dickungen und immer tiefer in den Wald zurück. Ihn vertreibt das fallende Laub im Herbſte nicht, und er lebt faſt das ganze Jahr hindurch von Kräutern und Eicheln; wenn dieſe im Winter aber zu fehlen anfangen, von Dem, was an warmen Quellen grün hervorſproßt, von junger Holzſchale und von den Knospen des gefällten Holzes. Beſonders liebt er die feine Rinde der Birkenzweige.

Der Berghaſe befindet ſich bei dem Genuſſe der in der Nachbarſchaft

1) Vorzüglich der Akazie und ganz jungen Lärche. Auch den Schwarzdorn würden ſie ganz zu Grunde richten, wenn ſeine ſcharfen Stacheln und harte Rinde es nicht hinderten.

ſeines Aufenthalts wachſenden aromatiſchen Kräuter ſo wohl, daß er nur, wenn Felder in der Nähe ſind, ſolche aus Lüſternheit beſucht, und dennoch wird er, wie ſchon geſagt, ſtärker am Leibe und fetter als jeder andere.

Alle übrige Haſenarten verlaſſen gegen Abend ihren Aufenthalt, nehmen gleiche Weide mit den Feldhaſen an, und rücken gegen Morgen in die einmal gewählte Heimat zurück.

Außer der Rammelzeit, während welcher Alles, was Haſe heißt, vorzüglich aber der Rammler, faſt in unaufhörlicher Unruhe iſt, bringt dieſe Wildgattung, inſofern ſie nicht geſtört wird, den ganzen Tag ſchlafend, oder doch lauſchend im Lager zu; nie aber geht der Haſe gerade auf den Ort zu, wo er ſchon ein altes zu finden weiß oder ein neues machen will, ſondern er macht erſt einige Wiedergänge und Abſprünge, d. h. er läuft, wie man bei einer Neue leicht zu bemerken Gelegenheit findet, erſt ein Stück über den Ort, wo er zu ruhen gedenkt, hinaus, kehrt auf ſeiner Spur zurück, ſpringt, ſoweit er kann, von der Seite, macht wieder einige Sätze vorwärts, dann noch einen Abſprung, und ſo verfährt er noch einige mal, bis er mit dem weiteſten Satze an den Platz kommt, wo er bleiben will.

Bei der Zubereitung des Lagers ſcharrt er im freien Felde mit den Vorderläufen eine ungefähr 2 bis 3 Zoll tiefe, am hintern Ende gleichſam gewölbte Höhlung in die Erde, welche ſo lang und breit iſt, daß der obere Theil des Rückens nur ſehr wenig ſichtbar bleibt, wenn er in derſelben die Vorderläufe gerade ausſtreckt, auf dieſen den Kopf mit angeſchloſſenen Löffeln ruhen läßt, die Hinterläufe aber unter dem Leibe zuſammenzieht und ſo ſich drückt. Auf dieſe Weiſe ſchützt er ſich während der milden Jahreszeiten leidlich vor Näſſe, Sturm und Ueberfall. Hinter hohen Rainungen und ſogenannten Kaupen auf den Lehden, in Lehmgruben, auf Wieſen, welche noch mit Gras beſtanden ſind, unter Sträuchern und an Eichſtämmen erreicht er dieſen Zweck ſchon dadurch, daß er blos die hintere Aushöhlung des Lagers macht. Im weichen Schnee aber iſt das Lager gemeiniglich ſo tief ausgehöhlt, daß man, wenn der Haſe hineingefahren iſt, oder ſich verſchneien ließ, nichts von ihm als nur einen kleinen ſchwarzgrauen Punkt gewahr wird.

Im Sommer iſt der vordere Theil des Lagers faſt immer nach Norden, im Winter nach Süden, bei ſtürmiſchem Wetter aber ſo gerichtet, daß der Bewohner deſſelben unter dem Winde ſitzt.

§. 6. Zur Anlage der Winterfütterung für Haſen wähle man Gegenden, wo ſich zu dieſer Jahreszeit der Haſe am liebſten aufhält.

Haſer oder Weizenkörner auf kleine Häufchen geſtreut, Möhren und Kohl behalten den Vorzug zur Fütterung; wem dieſer Unterhalt aber zu theuer ſcheint, der gebrauche Kohlſtrünke, Erbſenſtroh oder getrockneten Klee lieber als Heu.

Durch die hier vorgeſchlagenen Mittel wird bei ſehr harten Wintern dem Hungertode und dem Auswechſel in andere Reviere ſchon ziemlich ſicher vorgebeugt; letzterm aber ganz gewiß, wenn man ihnen täglich etwas gekochten Kohl auf dem Felde, im Holze hingegen friſch gehauene birkene, aspene oder ſchwarzdornene, 24 Stunden in Heringslake geweichte Reiſer beifügt.

§. 7. Faſt kein lebendes Geſchöpf hat ſo viele und vielerlei Feinde, als der unglückliche Haſe, obgleich er nicht ein einziges anderes beleidigt und allenfalls nur Dem Schaden zufügt, welchem er den meiſten Nutzen und manches Vergnügen gewährt; ich meine den Menſchen. Sämmtliche Widerſacher des armen Lampe kann ich dem jungen Leſer wol nicht kürzer und auf keine Weiſe angenehmer namentlich aufführen, als wenn ich ihm die Reime herſetze, mit welchen, wie mit ſeinem oft angeführten Taſchenbuche überhaupt, Herr von Wildungen den Jagdliebhabern ein ſo willkommenes Neujahrsgeſchenk gemacht hat.

Menſchen, Hunde, Wölfe, Lüchſe,
Katzen, Marder, Wieſel, Füchſe,
Adler, Uhus, Raben, Krähn,
Jeder Habicht, den wir ſehn,
Elſtern ja nicht zu vergeſſen,
Alles — Alles will ihn fr—eſſen!

Alte und geſunde Haſen ſind freilich vor Krähen und Elſtern ſicher; aber finden dieſe einen verendeten, oder bemerken ſie Schwäche oder Unbeholfenheit an einem noch lebenden, ſo iſt er, gleich dem jungen, ihre ſichere Beute.

Von den innern Feinden dieſer Wildart rede ich ebenſo wenig, als von denen der übrigen, da uns bis jetzt noch keine Mittel zu Gebote ſtehen, ſie aus dem Wege zu räumen.

Unter den Krankheiten, welchen die Haſen unterworfen ſind, iſt die häufigſte die, welcher vorzüglich die Rammler ausgeſetzt ſind, und die ſich durch unzählige kleine Geſchwüre, Hitzblattern, welche man im Sommer an den Geſchlechtstheilen, auch zuweilen an und um den After herum findet, äußert. Sie entſteht allerdings durch unmäßige Befriedigung des Begattungstriebes und überhaupt durch die beſtändige Erhitzung während der Rammelzeit, wird aber dem Haſen ſelten tödtlich [1]), und faſt immer im Herbſte durch das Aeſen der jungen Winterſaat, des Kohls und der Rüben geheilt. Mit gelbem Waſſer angefüllte Bläschen, Blaſenwürmer, findet man, beſon-

1) Obgleich der Genuß des Wildbrets eines an dieſer Krankheit leidenden Haſen dem Menſchen nie ſchadet, ſo muß doch gewiß eine beſondere Art von Lüſternheit dazu gehören, des krankhaften Zuſtandes des Haſen eingedenk, gleichwol davon eſſen zu können.

ders nach ſehr ſtrengen Wintern, im Frühjahre am Herzen, an Lunge und Leber. Ich bin verſucht zu glauben, daß ſie durch den in der Zeit der Noth häufigen Genuß der Holzſchale und Knospen hervorgebracht werden. Auch gehen daran, wie an der Leberfäule, die, meines Erachtens, vom Genuſſe fauliger Blätter, vorzüglich von der Oelſaat, herrührt, viele verloren. Es wäre wol der Mühe werth, in ſolchen Gegenden, wo man die beiden letztgedachten Krankheiten öfters bemerkt, Verſuche anzuſtellen, ob ſie nicht dadurch vermindert oder doch unſchädlicher gemacht werden könnten, wenn man Akazien-, Dornen- oder birkene Reiſer in Salzwaſſer weichte, und, dieſe in Häufchen vertheilt, den Haſen im Winter zur Fütterung auslegen würde.

§. 8. So vielfach und gut dieſe Wildart auch benutzt werden kann, ſo groß auch das Vergnügen iſt, welches die Haſenjagd Liebhabern gewährt, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß der Schade, welchen ſie, im Uebermaß gehegt, nicht nur Gärten, ſondern auch Feldern zufügt, den Nutzen, den ſie gewährt, bei weitem überſteigen würde, wenn man nicht darauf bedacht ſein wollte, erſtern, wenigſtens in Gärten und Baumſchulen, durch feſte Umzäunungen und in Baumpflanzungen durch Bewinden der jungen Stämme mit Stroh, oder durch Beſtreichen derſelben mit einem Brei aus Lehm und Kuhmiſt möglichſt zu verhüten.

Den Pflanzſchulen im Freien ſoll folgendes ziemlich einfache Mittel Schutz gewähren: Man umgebe ſie ringsum mit bogenweiſe in die Erde geſteckten, geſpaltenen Reifſtäbchen und beſtreiche dieſe an der unterwärts gekehrten Seite alle 14 Tage mit Schweinefett, unter welches Schießpulver gemiſcht worden.

Von der jungen Saat aber kann man die Haſen abhalten, wenn alle 20 Schritte ein oben geſpaltenes Stäbchen geſetzt, in die Spalte ein in Franzoſenöl oder aufgelöſte Asa foetida getauchtes Läppchen geklemmt, und dieſes gegen Thau und Regen mit einer Eierſchale bedeckt wird. Von 14 zu 14 Tagen muß dieſe verſcheuchende Witterung ſo lange aufgefriſcht werden, bis das Getreide dem Maule ſeiner Beſchädiger entwachſen iſt.

Daß das Wildbret der Haſen, beſonders der jungen, auf mancherlei Weiſe zubereitet, ſehr ſchmackhaft, leicht verdaulich und nahrhaft iſt, gehört zu den bekannten Dingen.

Das Haſenfett[1]) vertritt die Stelle des Zugpflaſters bei Zahnſchmerzen, Geſchwüren und eingeſtochenen Splittern.

Der Balg iſt im Winter am dichteſten mit Wolle beſetzt und dann am beſten zu gebrauchen. Jetzt bezahlt man das Stück mit zehn bis zwölf

1) Liegt der Schnee nicht zu tief und hat er keine Eiskruſte, ſo iſt im kälteſten Winter der Haſe am fetteſten; wahrſcheinlich deshalb, weil die Kälte bei ihm, wie bei allen Thieren, die Eßluſt vermehrt und die Ausdünſtung vermindert.

Groſchen, wenn er gleich nach dem Streifen, umgekehrt, auf ein Brett oder gabelförmiges Holz gezogen und an einem warmen Orte gut abgetrocknet worden iſt. Rauchgar gemacht dient er zu allerhand Pelzwerk, leiſtet auch bei Flüſſen auf den leidenden Theil gelegt und bei andern langwierigen Krankheiten, dem Patienten, um das Wundliegen zu verhindern, untergeſchoben, gute Dienſte. Aus dem der Wolle, welche zu Hüten, Strümpfen, Handſchuhen, Unterkleidern u. dergl. verarbeitet wird, beraubten Balge kocht man nicht nur Leim, ſondern Beutler, Schuh- und Siebmacher verwenden ihn auch auf mannichfache Art zu ihren Arbeiten. Der bis an das Kniegelenk rauch gelaſſenen Laufknochen bedient ſich Jedermann zu einem leichten Kehrbeſen; der Phyſiker, in Ermangelung einer Fuchsſtandarte, zum Reiben des Elektrophors (Elektricitätsträgers); der Buchbinder zur Bearbeitung des Leders, der Goldſchmied und Vergolder zum Glätten.

Der Haſenſprung gibt Pfeifenräumer, Ahlen u. dergl. Vom Gebrauche des Geſcheides als Köder und Schleppe zum Raubthierfange wird an andern Orten dieſes Werkes die Rede ſein.

Gezähmt und zu Kunſtſtücken abgerichtet, wobei die ihm eigene ſchnelle Beweglichkeit der Vorderläufe, welche man durch den Ausdruck Trommeln bezeichnet, ihm ſehr zuſtatten kommt, verſchafft der Haſe Manchem, dem es an gutem Willen oder an Kräften fehlt, ſein Brot auf andere Weiſe zu verdienen, Unterhalt. Auch kann er, wenn man ſich die Mühe gibt, außer der Rammelzeit auf die Unruhe Acht zu haben, welche er vor Eintritt ſtürmiſcher und übler Witterung blicken läßt, als ziemlich ſicherer Wetterprophet gelten.

§. 9. Die Spur aller vier Läufe des Haſen zuſammengenommen macht beinahe die Figur eines Dreiecks. Indem er nämlich bei jedem Sprunge die Hinterläufe über die vordern hinaus einſetzt, bildet der Abdruck derſelben gleichſam die Endpunkte der mehr oder weniger ſchräg ſtehenden Grundlinie des Triangels. Der Tritt desjenigen Vorderlaufes, mit welchem er zurückbleibt, gibt den Vereinigungspunkt der Seitenlinien; der Eindruck des andern, mit welchem er anſpringt, hingegen wird faſt gerade auf der kürzern Seitenlinie ſichtbar, und ſo ſtellen ſich ſämmtliche vier Tritte beim vollen Lauf ungefähr ſo dar: ; hupelnd, oder im kurzen Sprunge aber ſo: .

Dieſe Figuren zeigen, daß, wenn auch der Haſe mit dem linken Vorderlaufe anſpringt, der rechte Hinterlauf doch beim Nachziehen vor dem linken zu ſtehen kommt.

§. 10. Auch bei dieſer Wildart gibt es Kennzeichen, durch welche der Rammler von der Häſin, und der junge Haſe vom alten zu unterſcheiden iſt.

Wird nämlich die Häſin aufgejagt, ſo ſteht die Blume derſelben im Herbſte unbeweglich aufwärts, in der Rammelzeit aber meiſtentheils abwärts gerichtet; beim Rammler hingegen iſt ſie ſtets aufwärts gerichtet, und man bemerkt faſt immer ein häufiges und geſchwindes Schnellen mit derſelben, welches von der kräftigern Bewegung des Hintertheils herzurühren ſcheint.

Sie (die Häſin) iſt ſtärker (größer und geſtreckter); er (der Rammler) aber iſt im Ganzen gedrungener gebaut, hat vorzüglich ſtärkere Lenden, einen kürzern, aber breitern, rundern und wolligern Kopf und einen längern und dichtern Bart. Bei ihr iſt die Rückenwolle mehr haſengrau, ins Schwärzliche fallend, das Seitenhaar heller gefärbt, die Blume etwas länger, aber weniger breit und weiß; an ihm iſt die Farbe der Blätter mehr braunroth.

Sie hält die längern, ſchmälern Löffel weniger dicht zuſammen und drückt ſie, im Lager oder beim Herausfahren, platt an die Seiten des Kopfs; bei ihm ſind ſie kürzer, breiter und weißlicher; er legt ſie im Lager dicht zuſammen, gerade nach dem Rücken hinter, hält ſie aber auf der Aeſung, im Laufen, und wenn er Männchen oder Kegel macht, aufgerichtet und enger; doch bewegt er öfters abwechſelnd einen vor dem andern hinterwärts.

Der tragende Satzhaſe ſitzt auch während der Rammelzeit feſt; nie dann der Rammler. Auch an ſolchen Herbſt- und Wintertagen, wo keiner von beiden gut halten will, thut es die Häſin doch noch am erſten.

Junge Haſen ſind im Herbſte und Winter an den hellern Farben des Balges, beſonders an dem weißlichen Fleck an der Stirn, an den gelbröthlichen Flanken und dem breiter weißen Unterleibe zu erkennen. An ihnen läßt ſich die Haut zwiſchen den Löffeln in die Höhe ziehen, bei alten ſitzt ſie am Schädel feſt; auch kann man an jenen (den jungen) die Löffel ſehr leicht der Länge nach durchreißen, an dieſen nur mit einiger Anſtrengung. Bei Unterſuchung der Gelenke an den Vorderläufen wird man bemerken, daß ſich dieſe bei jungen merklich und fühlbar trennen, daß bei alten aber faſt gar kein Zwiſchenraum ſtattfindet.

§. 11. Am unentbehrlichſten und nützlichſten zur Betreibung der Haſenjagd iſt unſtreitig der gute, vollkommen ausgearbeitete Hühnerhund [1]).

Der alte, lange und regelmäßig geführte und behandelte gibt oft einem jungen unerfahrnen Waidmann oder Jagdliebhaber mehr und beſſere Anleitung zum richtigen Verfahren bei der Jagd, als mancher Lehrherr; aber ſehr leicht iſt es, den jungen Hund durch falſches Benehmen bei der Haſen-

1) Diezel hat eine ganz entgegengeſetzte Anſicht, und wir empfehlen allen Jägern, die ſich für dieſen wichtigen Gegenſtand intereſſiren, ſeine Gründe in dem mehrfach erwähnten Werke: Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Abth. 2, S. 70, nachzuleſen. Anmerk. zur dritten Auflage.

jagd zu verderben, wenn er auch noch ſo gut abgerichtet iſt. Hier werden vorläufig die nothwendigſten Eigenſchaften eines zur Haſenjagd brauchbaren erwähnt, weiter unten aber die richtige Behandlung deſſelben bei der Suche gelehrt werden; von der Hühnerhundsrace, Zuzucht, Behandlung, Fütterung und Dreſſur ſoll in dem vom Rebhuhne handelnden Capitel ausführlich die Rede ſein.

Ein tauglicher Hühnerhund muß vor allen Dingen eine gute Suche und Naſe haben, d. h. er muß, bei ſtetem Hin- und Hervevieren vor dem Jäger, das Wild ſchon in beträchtlicher Entfernung wittern. Dennoch aber kann es eigentlich ohne vorhergegangene feſte oder Parforcedreſſur überhaupt nie einen ganz fernen Hühnerhund geben. Einzelne, höchſt ſeltene Ausnahmen können dieſen Satz nicht umſtoßen, welcher vorzüglich bei der Haſenjagd ſich bewährt, weil bei keiner andern dem Hunde der unverbrüchlichſte Gehorſam nothwendiger iſt, als bei dieſer.

Gehorſam iſt alſo die erſte Forderung, welche er befriedigen muß, wenn ihn der Jäger für brauchbar auf der Haſenjagd erklären ſoll. Hat er dieſen, ſo wird er nicht weiter hinaus und raſcher ſuchen, als es der Schütze für nützlich und nöthig hält; er wird, je nachdem die Haſen vor ihm aushalten oder nicht, in gehöriger Entfernung vorſtehen, ſich abrufen oder abpfeifen laſſen, keinen eher aufſtoßen, bis der Zuruf des Jägers ihn dazu berechtigt; noch weniger einem herausfahrenden je laut[1]), auch nicht einmal ſtumm jagend folgen, inſofern Schweiß in der Spur und der Ruf: Cherche, apporte! es ihm nicht zur Pflicht macht.

Den erlegten oder gefangenen Haſen darf er nicht herumreißen, ſondern muß ihn augenblicklich und ſo raſch, als es ſeine Kräfte erlauben, müßte er ihn auch noch ſo weit tragen, dem Jäger bringen, während des Ladens des Gewehrs ſich nicht entfernen und nur nach erfolgtem Zuruf: Allons, cherche! weiter ſuchen.

Auf dem Anſtande ſoll er, ſelbſt ohne an die Fangleine genommen zu ſein, ſtill und unbeweglich zu ſeines Herrn Füßen liegen und höchſtens nur den Blick unverwandt nach dem Orte richten, wo er das Wild gewahr wird.

Endlich muß er ſogar dem kalten Schweiße folgen, wenn er auch erſt nach einigen Stunden darauf gebracht wird, und darf nie den verendet und erkaltet gefundenen Haſen liegen laſſen.

§. 12. Auch bei der Haſenjagd bedient man ſich hier und da der deutſchen oder polniſchen Jagdhunde, über deren Fortpflanzung, Erziehung, Behandlung und Gebrauch ſchon in mehrern frühern Capiteln

1) Der ſeltene, für den Jäger nützliche Fall, daß der Hund im Freien nie, im Holze aber nur dann und nicht anders laut jagt, als wenn ihm weit hinaus zu ſuchen verſtattet wird, kann nur bei ganz eigenen Naturanlagen ſtattfinden, welche hier nicht in Anſchlag kommen.

dieſes Werkes, beſonders §. 12, 13 und 15 des erſten Capitels der dritten Abtheilung, im erſten Abſchnitte, geſprochen worden iſt [1]). Hier nur noch etwas über eine, bei jungen Jagdhunden nicht ſeltene Untugend, die nämlich, daß ſie Schaf- und Schweineheerden anfallen. Ereignet ſich dieſer ſehr unangenehme Fall, ſo verſuche man es nicht, ſie von dem Stück abzujagen, welches ſie einmal niedergezogen haben, ſondern eile hinzu, koppele die Hunde ein, und nehme ſie an die Leine. Während der Zeit laſſe man die Heerde wegtreiben, ſtrafe jeden einzeln mit höchſter Strenge, ziehe dann mit den feſt an der Leine gehaltenen Hunden wieder hinan und wiederhole die Züchtigung, wenn ſie wieder Miene machen, anzufallen. Dann noch erneuerter Ueberfall zeigt Unverbeſſerlichkeit an, und verdient Todesſtrafe. Auch darf der gute Jagdhund nicht vorlaut oder waidelaut ſein, d. h. er muß keine andere als die ganz friſche noch warme Fährte jagen, die einmal aufgenommene aber auch dann nicht verlaſſen, wenn anderes Wild vor ihm rege wird.

§. 13. Nächſt dem Hühnerhunde werden die Windhunde bei der Haſenjagd am häufigſten gebraucht; oft aus Liebhaberei, aber faſt immer zum Nachtheile des Reviers. Deshalb wäre zu wünſchen, daß ſie in geſchloſſenen Revieren gar nicht, und höchſtens nur in ſolchen, die mit der Koppeljagd beläſtigt ſind, angewendet werden möchten.

Wahr iſt es, gute thun der Jagd weniger Schaden, inſofern ſie immer eingeſchränkt gehalten werden und nie allein herumlaufen dürfen, gewähren auch auf der Koppel, wo ſelten ein Haſe den Schützen aushält, ſogar Nutzen, weil ihnen unter der Hand eines ſachverſtändigen Führers nie oder doch nur ſelten etwas entkommt; aber viel Vergnügen kann es doch in der That nicht machen, höchſtens 3—400 Schritte weit die Hunde laufen zu ſehen, ihnen nicht einmal raſch mit dem Pferde zu folgen, beim Fange abzuſteigen, um den Haſen zu retten, und dann bei einem neuerdings aufgeſuchten wieder ebenſo zu verfahren. Schlechte hingegen geben zwar dem Liebhaber zum Raſchreiten Gelegenheit, aber noch öfter zum Aerger über den ſchlechten Erfolg der nutzloſen Anſtrengung. Nächſtdem ſind ſolche das ſicherſte Mittel, ein recht gut beſetztes Gehege in kurzer Zeit auszuleeren; denn der einmal fehl-

1) Eben da ich dieſes ſchreibe, gelange ich zum Beſitz eines in vieler Rückſicht recht intereſſanten Buches unter dem Titel: Ueber die kleine Jagd ꝛc. von F. E. Jeſter. Da der erſte Theil meiner Arbeit ſchon unter der Preſſe iſt, ſo konnte ich an dem vorher angegebenen Orte, wo von den Jagdhunden die Rede iſt, Herrn Jeſter's Vorſchläge wegen der Behandlung junger den meinigen nicht an die Seite ſetzen; es geſchieht deshalb hier. Der genannte Schriftſteller will nämlich: „man ſolle beim Einjagen nur einen alten vorzüglich guten Hund zu den jungen nehmen". Es kann dies allerdings den Vortheil haben, daß ſie von dieſem nur Gutes ſehen; ob aber bei der von mir vorgeſchlagenen Methode ſie nicht feuriger jagen lernen ſollten, überlaſſe ich dem Urtheil Anderer. Nur vergeſſe man meinen Wunſch nicht, das Einjagen an Orten vorzunehmen, wo die Hunde von dem ſie begleitenden Jäger überſehen werden können.

gehetzte Haſe kommt ſicher der Gegend, wo er ſo geängſtet ward, ſobald nicht wieder zu nahe! Tritt nun der Fall, daß nicht gefangen wird, öfter oder gar häufig ein, ſo wird die Auswanderung auf benachbarte ruhige Reviere immer beträchtlicher, und die Emigrirten, welchen doch die Rückkehr weder verwehrt werden kann noch darf, ſchleichen ſich, ſo zu ſagen, nur zur Nachtzeit in ihr Vaterland, um alte Freunde und Nachbarn zu warnen oder gar zum Davongehen zu bewegen. Ich ſelbſt habe ein Revier gekannt, in welchem jährlich gegen 400 Haſen geſchoſſen wurden, bis es dem Inhaber einfiel, Windhunde zu halten. Sie waren nicht ganz ſchlecht, aber auch nicht vorzüglich gut; der Mann wußte auch, was zum Hetzen gehört, aber dennoch kam das bisher trefflich beſetzt geweſene Gehege in den nächſten zwei Jahren, ohne andere Veranlaſſung, ſo ſehr herunter, daß während einer ganzen Schießzeit nicht 150 Haſen gehetzt und geſchoſſen werden konnten. Nun wurden die Windhunde abgeſchafft. Gleich in der nächſtfolgenden Jagdzeit erlegte man gegen 300, und jetzt alljährlich wieder gegen 400 Stück.

So lange freilich, als immer noch Koppeljagden exiſtiren und ſo unwaidmänniſch behandelt werden wie bisher, bleibt allerdings dem Koppelberechtigten, wenn er zuweilen Haſen für ſeinen Tiſch haben will, nichts übrig, als ſich guter Windhunde zu befleißigen. Aber angenommen auch, er hetzte jährlich 60 Haſen damit, was immer viel auf einer Koppel ſagen will, ſo bezahlt er ſie doch theuer genug, wenn er den zur Anſchaffung und zum Unterhalt der Hunde erforderlichen Aufwand in Anſchlag bringt. Immer wird noch viel auf das Vergnügen gerechnet werden müſſen! Doch — viel Köpfe, viel Sinne! Was mir nicht behagt, kann einem Andern ſo viel Freude gewähren, daß er es für unnöthig hält, das Nachtheilige zu berückſichtigen. Für ſolche ſei Das geſagt, was in den folgenden Paragraphen über dieſe Hunderace und weiter unten über die Jagd mit denſelben vorkommt.

§. 14. Auch in Rückſicht des Windhundes und der Jagd mit demſelben gibt es techniſche Ausdrücke, welche ich hier vor allen Dingen mitzutheilen nöthig finde.

Die Jagd mit Windhunden heißt Hetze; das ſtrichweiſe Hin- und Herreiten auf den Feldern, um die Haſen aufzuſtoßen, Suche.

Der unten in einem Ringe vereinigte, zwei Finger breite Riemen, welchen der Hetzende über die linke Schulter und unter dem rechten Arme wegnimmt, und ſo überhängt, wird der Hetzriemen genannt. In dem Ringe befeſtigt man den Strick, d. i. eine fingerſtarke, halb aus Hanf halb aus Haaren verfertigte, drei Klaftern lange Leine, deren anderes Ende durch den Ring, welcher an jeder Halfung befindlich iſt, gezogen wird. So nimmt man drei bis vier Windhunde, die, auf dieſe Weiſe vereinigt, gleichfalls den Namen Strick erhalten, an; dann aber macht man mit der Jäger-

ſchleife [1]) in dem beim Hetzriemen erwähnten Ringe die Leine einſtweilen feſt.

Hierauf werden die Hunde ſtrickbändig gemacht, d. h. man gewöhnt ſie, am Stricke ruhig ſich führen zu laſſen, auf der rechten Seite des Pferdes herzulaufen, ohne ihm unter die Füße zu kommen und ohne zu dehnen. Auch müſſen ſie ſich auf den Zuruf der ihnen beigelegten Namen gemächlich wieder annehmen laſſen, wenn ſie losgelaſſen worden ſind.

Junge Windhunde hetzet man ein, indem ſie, um ihren Beruf kennen zu lernen, zugleich mit einem alten Hunde auf Haſen gelöſet und durch ihn zum Fangen angeleitet werden. Der Zeitpunkt des Löſens wird das Anhetzen genannt.

Hetzt man an einem Tage zu oft oder zu weit an, kommt dadurch ein Hund von Kräften oder außer Athem, ſo iſt er überhetzet. Geſchieht das einigemal mit jungen Hunden, ſo wird man zu ſeinem Verdruſſe gewahr werden, daß ſie gleich beim Anhetzen oder doch bald darnach umkehren und hinter das Pferd gehen, ſtatt dem Haſen zu folgen. In dieſem Falle ſagt man: ſie ſind verhetzt.

Wenn die Hunde den Haſen einholen und ihm, er mag ſich wenden wohin er will, zuvorkommen, ſo ſagt man: ſie rahmen; kann er endlich gar nicht mehr fort, ſo fangen oder greifen und würgen ſie ihn.

Sehen ſie den herausfahrenden Haſen jedesmal augenblicklich, ſo äugen ſie gut; rücken ſie ſchnell an ihn heran, ſo ſind ſie raſch, leicht und laufen gut; fangen ſie, ohne oft vorher zu rahmen, ſo nehmen ſie gut auf. Beſitzen ſie dieſe eben erwähnten Eigenſchaften alle und außerdem die, daß ſie nicht reißen, d. h. ſich nicht mit dem gefangenen Haſen herumziehen, ſondern ihn, ſobald er gewürgt iſt, auf den erſten Zuruf: Aus! fallen laſſen, ohne ihn zu beſchädigen, und ruhig dabei ſtehen bleiben, ſo kann man ſie gut, ja vortrefflich nennen.

Befindet ſich beim Strick einer, welcher die andern nicht zum Reißen kommen läßt, ſondern vom gefangenen Haſen abbeißt, ſo fernerer Beſchädigung wehret, wol gar dem Reiter den Haſen ans Pferd bringt, ſo wird er mit dem Ehrennamen Retter belegt [2]).

Der Windhund, welcher im Stande iſt, einen alten Haſen ohne Beihülfe eines andern Hundes zu fangen, wird Solofänger genannt.

Die Hunde haben gut Geläuf, wenn der Boden, auf welchem gehetzt werden ſoll, weder zu hart noch zu weich iſt, im umgekehrten Falle ſchlechtes.

1) Wie dieſe gemacht wird, laſſe der Unerfahrene ſich von einem Jäger zeigen; die Beſchreibung des Handgriffes kann nicht anders als undeutlich ausfallen.

2) So vortheilhaft es auch iſt, einen Retter beim Strick zu haben, ſo nachtheilig würden zwei werden, weil dieſe bei jedem Fange zuſammenfallen und ſich ſelbſt beſchädigen müßten.

§. 15. Es gibt lang- und kurzhaarige Windhunde. Die erſtern ſollen mehr Dauer haben. Die meiſten ſind hellfahl; doch findet man an ihnen Farben und Flecken aller Art, dunkelbraune etwa ausgenommen, wie man ſie an andern Hunden, beſonders an Hetzhunden, bemerkt.

Auf die Größe kommt weniger an, als auf Leichtigkeit [1]); doch wird der große und raſche Hund, wenn er gut aufnimmt, dem kleinern vorgezogen.

Hier die Schilderung eines gut gebauten: Der Kopf muß lang, ſchmal, überhaupt aber klein, das Behänge kurz, ſchmal, halb hängend, das weit hervorliegende Auge lebhaft und hell, die Schnautze lang, ſpitz, auf der Naſe etwas abwärts gekrümmt, weit geſpalten und mit guten Fängen beſetzt, der Hals und Leib lang und mager, letzterer in den Flanken ſehr eingezogen, der Rücken hoch und breit, das Rückgrat aber nach dem Kreuze zu etwas oberwärts gebogen, die Ruthe (der Schwanz) lang, dünn, an der Spitze geringelt ſein. Der Hund muß magere Blätter, kurze Keulen, magere Läufe, ſtarke, herausliegende Flechſen, kurze Feſſeln, nie aber Gänſelatſchen haben, d. h. er muß nicht durchtreten (wie man von Pferden zu ſagen pflegt). Die Zehen an den Füßen müſſen, wenn er, langſam gehend, auftritt, dicht beiſammen, wenn er aber läuft, nicht ſehr aus einander ſtehen, und, mit andern Hunden verglichen, in ſtarken, mehr gekrümmten ſcharfen Nägeln ausgehen.

Gute Zeichnung in Rückſicht der Farben erhöht ſeine Schönheit.

§. 16. Will man Junge ziehen, ſo muß zuvörderſt ſowol die Hündin als der Hund, mit welchem dieſe belegt werden ſoll, alle Vorzüge haben, die man von guten Windhunden fordert, auch von reiner Race ſein. Die Zuchthündin darf nicht über drei, höchſtens vier Jahre alt ſein, und nicht gern läßt man ſie anders als ſo zu, daß ſie im Frühjahre wölft. Sobald man bemerkt, daß ſie läufiſch zu werden anfängt, wird ſie von andern Hunden getrennt. Wenn die Taſche (das Geburtsglied) ſtark anläuft und zu färben, d. h. Schweiß zu verlieren, anfängt, ſperrt man den für ſie beſtimmten Gatten ſo lange mit ihr zuſammen, bis ſie fünf oder ſechs mal ſich mit einander gebunden, d. i. ſich begattet haben. Dann bleibt die Hündin 14 Tage lang in dem Behältniß, wo ſie ſich befindet, allein. Während ſie tragend iſt, muß ſie vorzüglich gut gefüttert, aber auf keine Weiſe Anſtrengungen ausgeſetzt werden. Sie bringt gewöhnlich nach 63, nie vor Verlauf von 60 Tagen, ſechs, acht bis zehn Junge, von denen man nicht über drei Stück liegen laſſen darf. Sollten mehrere von einem Wurfe aufgezogen werden, ſo kann dies durch Ammen, wie bei andern

1) Mangel an dieſer wird faſt immer dadurch ſichtbar, wenn die Hunde ſich gleich beim Anhetzen theilen und vorgreifen, ehe ſie zum Rahmen kommen.

Hunden, geſchehen. Sie müſſen ſechs bis acht Wochen ſaugen. Während der beiden letzten Wochen gewöhnt man ſie, indem die Mutter zu halben Tagen von ihnen entfernt wird, weißes, altbackenes, gekrümeltes, in Milch oder Schöpsknochenbrühe geweichtes Brot zu freſſen; dann ſperrt man ſie ab, und zieht ſie bei eben dem Futter auf, welches die Alten bekommen.

§. 17. Da Windhunde nie fett und dick ſein dürfen und doch Kräfte haben müſſen, ſo darf man ihnen nur ſelten Haferſchrotſuppen, ſondern gutes Brot, halb aus Gerſten-, halb aus Roggenmehl gebacken, einen Tag blos mit Waſſer, den andern mit Brühe, welche aus zerſchlagenen Schöpsknochen gekocht wird, täglich nicht öfter als einmal, aber reichlich geben, dieſe Suppe aber nur mäßig ſalzen. Fleiſch taugt für ſie gar nichts, noch weniger harte Knochen. Friſches Waſſer zum Saufen muß nie fehlen. An Tagen, wo man hetzen will, darf ihnen, ehe die Jagd beendigt iſt, nie volles Futter, ſondern vor oder während derſelben nur etwas trockenes Brot gereicht werden.

§. 18. Bei keiner Art von Hunden iſt es nothwendiger, als bei dieſer, für immerwährende Bewegung zu ſorgen, damit ſie ſich nicht verliegen und ſteif werden. Da ſie aber ſehr näſchig, auch mitunter falſch zu ſein pflegen, gern junges Vieh, vorzüglich Hühner, Enten und Gänſe würgen und verzehren, noch lieber aber in die Felder laufen und ſich eine Jagd auf ihren eigenen Leib machen, ſo darf man ſie nicht ganz frei herumgehen laſſen, ſondern es iſt am räthlichſten und beſten, ſie den Tag über in einem reinlich gehaltenen, von Zeit zu Zeit mit friſchem Sande ausgeſtreuten geräumigen Zwinger, während der Nacht aber in einem oft mit friſcher Strohſtreue zu verſehenden Stalle zu verwahren. Nächſtdem gehört zur guten Wartung (bei jungen Hunden vorzüglich) öftere Reinigung vom Ungeziefer, und, wenn ſie nicht erhitzt ſind, an warmen Tagen fleißiges Baden in friſchem Waſſer.

§. 19. Wenigſtens 15 bis 18 Monate muß der Windhund alt ſein, ehe er zum Hetzen angewendet werden darf.

Außer dem Strickbändigmachen, welches etwa vier Wochen vor Eröffnung der Jagdzeit dadurch geſchieht, daß man täglich zwei junge Hunde und einen alten, oder zwei alte und einen jungen erſt zu Fuß, dann zu Pferde, am Stricke ausführt, im letztern Falle ſie unter dem Zurufe: Schone dich! dicht neben, nicht vor, unter oder hinter dem Pferde zu gehen gewöhnt (wobei freilich mäßige Strafe, vermittelſt der Hetzpeitſche und eines Ruckes am Strick, ſo oft ſie an demſelben zu dehnen anfangen, nicht fehlen kann), findet keine eigentliche Abrichtung ſtatt, man müßte denn das Einhetzen dafür annehmen. Bei dieſer Gelegenheit nimmt man gern zwei gute alte und zwei junge Hunde, oder wenigſtens einen alten, wo möglich einen Retter, und drei junge in einem Strick zuſammen, ſucht mit dieſen eine

Gegend ab, wo es nicht zu viele Haſen gibt (weil ſich die Hunde ſonſt, wenn, während auf einen gehetzt wird, ein anderer herausfährt, zerſplittern, und wahrſcheinlich keinen fangen), hetzt die erſten male auf alte Haſen gar nicht, auf junge aber auch nicht anders, als wenn ſie nicht weiter als höchſtens 50 bis 60 Schritt entfernt ſind. Sobald man bemerkt, daß die jungen jedesmal ſchnell und zugleich hinanrücken, rahmen und wegnehmen, bemüht man ſich, ſie mitunter an alte Haſen zu bringen, die ihnen mehr Arbeit machen. Fangen ſie auch da gut, ſo wird der alte Hund weggelaſſen und mit den jungen allein gehetzt. Dann und überhaupt in der erſten Zeit verhüte man jede Fehlhetze ſorgfältig. Man hetze deshalb nie weit an, noch weniger von vorn [1]), oder auf ſehr hartem Boden, wo die Hunde, weil ihnen bald die Ballen wehthun und wund werden, nicht fortkönnen, mit einem Worte, wo ſie ſchlechtes Geläuf haben, ſondern ſuche mit ihnen auf feuchten, aber nicht ſenkigen, oder auf nicht ganz friſch beſtellten Aeckern; vermeide aber auch dabei ſolche Gegenden, wo es viele Hecken, breite Wege, Raine, Gräben oder Feldhölzer gibt. Sobald ſie rahmen, eile der Reiter hinzu, ſpringe gleich, wenn ſie gefangen haben, vom Pferde und nehme ihnen unter dem Zuruf: Aus! den Haſen ab. Bemerkte er aber einen, welcher Miene machte, ſich zum Retter aufwerfen zu wollen, ſo laſſe er ihm den Willen und feure ihn durch Zureden und Liebkoſungen immer mehr dazu an.

Das Reißen dulde er in keinem Falle, ſondern beſtrafe mit der Peitſche die Hunde, welche auf den Ruf: Aus! nicht nachgeben wollen, mäßig, ſcharf aber gleich das erſte mal die, welche ſich etwa das Anſchneiden zu Schulden kommen laſſen. Nur hüte er ſich, den geſtraften gleich wieder gehen zu laſſen, wohin er will, er nehme ihn vielmehr augenblicklich zugleich mit den übrigen an den Strick und ziehe fort, ſonſt dürfte es in der Folge ſehr ſchwer halten, ſeiner nach irgend einer Hetze habhaft zu werden.

Zuweilen, aber nur ſelten, gebe man jungen Hunden das Geſcheide eines Haſen, den ſie ſelbſt gefangen haben, doch nie gleich auf der Stelle, wo ſie ihn wegnahmen, denn dadurch möchte der natürliche Hang zum Reißen und Anſchneiden vermehrt werden, ſondern einige hundert Schritte davon, wo möglich da, wo man anhetzte. Dies wird ſie begieriger und aufmerkſamer machen. Man dulde es ferner nie, daß ſie beim Aeugen eines herausfahrenden Haſen gleich am Strick vorwärts fahren. In dieſem

1) Dieſer Fall tritt freilich ſelten, aber doch zuweilen, durch beſondere Veranlaſſung ein. Es iſt aber ſehr natürlich, daß die Hunde, ſelbſt alte, beim Anhetzen beſonders feurig ſind, und ſo den auf ſie zukommenden Haſen weit überfahren. Ehe ſie ſich wenden können, bekommt er einen weiten Vorſprung, und ſo müſſen die Hunde unnützerweiſe ihre Kräfte verſchwenden, um ihn wieder einzuholen. Sonderbar iſt es, daß, wo gewöhnlich gehetzt wird, der Haſe ſeinen Vortheil ſo gut kennt, daß er ſich nicht leicht wendet, wenn die Hunde von vorn auf ihn zukommen, ſondern zwiſchen ihnen durchfährt.

Falle hetze man nicht einmal, ſondern ziehe ſie unter dem Zuruf: Schone dich! mit einem mäßigen Rucke zurück ans Pferd.

Beſſer iſt es freilich, wenn der Reiter den Haſen früher ſieht als die Hunde; im Gegenfalle müſſen doch dieſe nie unbändig ins Zeug fahren, bis der Ruf: Hetz! ertönt. Zeugten ſie den Haſen nicht gleich, ſo reite man ihn an, bis ſie ihn erblicken, dann aber laſſe man die Hunde vor und laſſe ihnen den Willen, ſonſt rechnen ſie in der Folge zu ſehr auf Unterſtützung. Auch wird durch das Pferdegepolter der Haſe nur flüchtiger.

Ueber das Hetzen mit alten Hunden wird weiter unten bei Beſchreibung der verſchiedenen Jagdarten mehr vorkommen.

§. 20. Trotz aller angewendeten Vorſicht, das Ueberhetzen zu vermeiden, geſchieht es doch an warmen Herbſttagen nicht ſelten zufällig. In dieſem Falle ſtürzen die Hunde, ſobald ſie gefangen haben, athemlos nieder, bekommen auch wol krampfhafte Zufälle. Dann trete man hinter ſie, ſchlage die Arme unter den Vorderläufen zuſammen, hebe ſie ſo hoch, daß ſie in der Schwebe hängen, und ſchüttele ſie einige mal hin und her, ſchütte ihnen hierauf einen guten Schuß Schießpulver aus dem Horne, welches man immer gefüllt bei ſich haben muß, ein, geſtatte ihnen das Stilliegen nicht, ſondern führe ſie am Strick ſo lange langſam hin und her, bis ſie ſich völlig erholt haben. Noch weniger, und wenn ſie auch nicht überhetzt ſind, laſſe man es zu, daß ſie ſich gleich nach dem Fange in Waſſerpfützen wälzen oder daraus ſaufen. Nie darf dies eher geſchehen, als bis ſie völlig bei Athem ſind [1]), ſonſt verſchlagen ſie leicht, d. h. ſie gehen nach einiger Ruhe mehr oder weniger ſteif, bekommen geſchwollene Läufe, oder werden völlig contract, je nachdem der Verſchlag ſtärker oder ſchwächer war. Im letztern Falle, ſowie nach jeder vorzüglich großen Anſtrengung, nehme man unverzüglich lauwarmen Eſſig, miſche etwas Kienruß und Salz hinein und waſche die Läufe und Blätter ſtark und oft damit; im erſtern wende man gleich, und täglich fortgeſetzt, lauwarme Ameiſenbäder, oder ſolche an, die aus warmem Waſſer, in welchem Kamillen abgekocht ſind, und aus darin aufgelöſter weißer Seife und aus Weizenkleie beſtehen. Sollte dies Alles nicht gehörig wirken, ſo waſche man den Patienten mit einem Abſud von drei bis vier Loth weißer Nießwurz, welche mit vier Maß Kovent oder Nachbier in einen neuen Topf gethan wird. Dieſer muß dann gut bedeckt und verklebt ans Feuer kommen, und das Ganze bis auf die Hälfte einkochen. Beim Abnehmen vom Feuer thue man noch eine gute Meſſerſpitze voll Spießglas (Antimonium crudum) hinzu.

1) Iſt dies aber der Fall, und haben ſie ſich völlig ausgekühlt, ſo bringe man ſie an friſches, reines Waſſer zum Saufen. Dies ſtärkt ſie.

Starkes Erbrechen, vielleicht auch ein Ausſchlag, wird die Folge dieſes Mittels ſein. Deshalb muß der Patient, bis er hergeſtellt iſt, warm gehalten und nicht an die Luft gebracht werden [1]).

§. 21. Ein nicht nothwendiges, für Haſengehege leicht ſchädlich werdendes, aber doch noch hier und da übliches Jagdrequiſit ſind die Haſengarne und Federlappen. Von Verfertigung und Stellung der Federlappen habe ich beim Jagdzeuge ausführlich geſprochen; die Haſengarne betreffend, hier, was das Verfertigen ſowol als das Stellen anlangt, kürzlich Folgendes:

Die Haſengarne werden mit 14 Maſchen, deren jede von einem Knoten zum andern 3″ hält, angefangen, und aus dünnem, gutem Hanfbindfaden, 225 leipziger Ellen lang, geſtrickt. Dann zieht man eine ebenſo ſtarke, oder, wenn es um Leichtigkeit zu thun iſt, eine etwas ſchwächere, Ober- und Unterleine ein, wie an den Wolfs- und Rehnetzen. Dieſe Leinen müſſen ſo lang ſein, daß das Netz 150 Ellen buſenreich ſtellt, an jedem Wechſel aber 6 Ellen bei jeder übrig bleiben. An dem einen Ende derſelben bindet man einen ähnlichen Haken wie bei den Rehnetzen, zum Aufnehmen, an dem andern hingegen einen gleichen Heftel zur Befeſtigung ein.

Die Zahl der verhältnißmäßig kürzern Forkeln, ſowie das ganze Verfahren beim Stellen, kommt in allen Stücken mit Dem überein, was §. 18 des Capitels über das Jagdzeug geſagt worden iſt.

§. 22. So unbeſtreitbar ſchädlich alles Jagen mit Netzen und Garnen auf den Wildſtand und alſo auf die Erhaltung der Wildbahn einwirken muß, ſo können doch beſondere Verhältniſſe — z. B. Erhaltung des Rechts zu dieſer Jagdbetriebsweiſe oder zur Frohnleiſtungsforderung bei ſelbiger — es nöthig machen, von Zeit zu Zeit einmal darauf zurückzukommen.

Tritt dieſer Fall in Rückſicht der Haſenjagd ein, ſo vermeide man es wenigſtens, eine ganz geſchloſſene Stallung einzurichten, d. h. man laſſe nie einen kleinern oder größern Wald- oder Feldbezirk ganz mit Garnen fangbar umſtellen, ſondern höchſtens nur auf einem Flügel, und zwar, wo möglich, an der äußerſten Reviergrenze, in vorgedachtem Maße, beſtellen. Das hierbei zu beobachtende Verfahren iſt aus dem Capitel über das Reh, §. 17, und dem Capitel über das Jagdzeug, §. 18, bekannt. Nächſt-

1) Warum ich ſowol hier als bei der Hirſchparforcejagd beſonders über die Behandlung einiger Hundezufälle ſpreche, da doch im Allgemeinen dieſem Gegenſtande ein eigenes Capitel des dem zweiten Theile beigefügten Anhangs gewidmet iſt, darüber kann ich, zur Rechtfertigung dieſer ſcheinbaren Unordnung, weiter nichts anführen, als daß ich es für nicht unnütz hielt, gegen die bei der Parforce- und Windhunden vorzüglich gewöhnlichen Zufälle auf der Stelle die Mittel anzugeben, deren man ſich bisher mit beſonderm Vortheil bedient hat.

dem iſt noch zu bemerken, daß beim Abjagen nicht gerade auf die Garne zu, ſondern längs des zugeſtellten Flügels geſucht oder getrieben werden darf, wenn dieſe Art zu jagen möglichſt geringen Nachtheil ſtiften ſoll.

§. 23. Wenn §. 21 geſagt wurde, daß der Gebrauch der Federlappen bei der Haſenjagd dem Gehege gefährlich werden könne, ſo darf nicht unbemerkt bleiben, daß beim oftmaligen dies allerdings zu fürchten ſei, keineswegs aber beim ſeltenen, auf Localität und Jahreszeit richtig berechneten.

Wo nämlich ein geſchloſſenes Feldrevier von Wald- oder von Feldgemarkungen, die der leidigen Koppeljagd unterworfen ſind, oder in welchen Habſucht und Eigennutz die Jagdregel dictirt, begrenzt wird, da mag der Beſitzer des geſchloſſenen Reviers immerhin zum eigenen Nutzen und Vergnügen, gegen Ende des Monats October, alljährlich einmal verlappen, oder, wie man zu ſagen pflegt, einen Verzug machen. Es geſchieht dies auf folgende Weiſe:

Abends nach 9 Uhr, wenn vorauszuſetzen iſt, daß Haſen, Füchſe, Dachſe ꝛc. aus dem anſtoßenden Reviere in die zu verziehende Feldgemarkung herübergewechſelt ſind, werden in möglichſter Stille und, begreiflicherweiſe, ganz im Dunkeln, längs der Grenze 12 bis 15 Schritt von derſelben hereinwärts und auf beiden Flügeln ſo weit als möglich hinaus, die Lappen, $1\frac{1}{2}'$ über der Erde, nach der ſchon angegebenen Vorſchrift, geſtellt, wobei dahin zu ſehen iſt, daß bei feuchter Witterung die Leinen nicht zu ſtraff angezogen werden.

Am folgenden Morgen, mindeſtens eine Stunde vor Tagesanbruch, ſtellen die Schützen längs der Grenze und beſonders an den Flügeln vor den Lappen ſich an, um vorzüglich die in dem Verzuge befindlichen Füchſe oder andern Raubthiere, oder auch Haſen, wenn es ſein ſoll, zu erlegen.

Späterhin, um 9 Uhr etwa, wird die im Verzuge belegene Feldmarkung abgeſucht; nach Beendigung der Suche aber der Verzug gehoben und für etwa nöthige Abtrocknung und für gute Aufbewahrung der Federlappen geſorgt.

§. 24. Nach der Jahreszeit ſind auch die Arten, die Schießjagd auf Haſen zu betreiben, verſchieden. Nur der Anſtand, dieſe für den ungeübten Schützen einzig ſichere Methode, von Zeit zu Zeit etwas in die Küche zu liefern, kann die ganze Schießzeit hindurch exercirt werden; obgleich nicht immer mit gleicher Zuverſicht auf glücklichen Erfolg.

Wer nun vermöge der Lage ſeines Reviers oder durch andere Umſtände veranlaßt wird, ſelbige in Anwendung zu bringen, der gebe, ſchon ehe die allgemeine Verfolgungsepoche des armen Lampe angeht, Acht, wo er gegen Abend auf die Weide und des Morgens zu Holze, oder auf dem Felde ſei-

nem Lager zurückt; denn, auch dieſe Wildart hält Wechſel, ſolange ſie an einem Orte Aeſung findet und nicht zu ſehr beunruhigt wird.

Da, wo einer oder mehrere an einem Holzraude bemerkt wurden, darf man ſich in der Folge nur gegen Sonnenuntergang oder eine halbe Stunde vor deren Aufgang bei gutem Winde hinter einem Baume oder Strauche verborgen halten, und man kann ziemlich gewiß ſein, daß man, im September Abends oft noch bei hellem Tage, dann vom October an, von Woche zu Woche ſpäter, bis bei tiefem Schnee der Hunger ſie wieder früher auf die Aeſung treibt, Morgens immer noch in der Dämmerung zu Schuſſe kommt. Steht oder ſitzt der Schütze ganz ſtill, ſo kommt ihm, wenn er den richtigen Standpunkt gewählt hat, der Haſe ſo nahe, als es nur gewünſcht werden kann.

Wer hingegen weder Zeit noch Luſt hätte, ſich um den Haſenwechſel vorher zu bekümmern und ſich doch anſtellen wollte, der würde zuvörderſt bei der Wahl des Platzes darauf Rückſicht zu nehmen haben, daß ſolche Aeſung in der Nähe vorhanden iſt, welche es wahrſcheinlich macht, daß Haſen nach derſelben ſich ziehen.

Iſt der Wind gut, und finden ſich etwa Schluchten oder wenig gangbare Wege, welche ſich nach dem Dickicht hineinziehen, ſo nehme man in der Nähe derſelben ſeinen Stand.

Wo es wenig Haſen gibt, bedient man ſich, um ſie auf gewiſſe Punkte hinzuleiten, Abends vorzüglich, mit Nutzen der ſogenannten Nothlappen, und zwar auf folgende Art: Es werden dicht am Holze kleine Stäbchen 15 bis 20 Schritte von einander entfernt in die Erde geſteckt, ſolche oben geſpalten, und in dieſe Spalten etwa 6″ lange und ebenſo breite Stückchen weißes Papier eingeklemmt. Vor dieſen ſcheut ſich der der verlappten Fronte ſich nähernde Haſe, geht längs derſelben fort und erſt auf einem oder dem andern Flügel heraus. Beſetzt man nun die Flügel mit Schützen, ſo kommt gewiß einer von ihnen zum Schuß.

Auf großen ganz freien Feldmarken benutzt man zum Anſtande Weiden und Gräben, oder gräbt Löcher mit Sitzen ein, um ſich im zeitigen Herbſte an den Kraut und Rübenäckern, ſpäterhin aber an der grünen Winterſaat, vorzüglich an Raps- oder Rübſenbreiten, hinter oder in denſelben zu verbergen. In ſolchen Gegenden wird er jedoch, wenn nicht, wie im Anhalt-Köthenſchen, die Haſen in großer Menge vorhanden ſind, nicht eher mit großem Vortheil betrieben, als bis Schnee fällt.

Noch will ich hier eines kleinen Kunſtgriffes erwähnen, während der Rammelzeit, gemeiniglich bis zur Mitte September, jeden 2 — 300 Schritte entfernten Rammler, inſofern er nicht gerade eine Häſin treibt, heranzulocken; ich meine das ſogenannte Reitzen oder Rätzen, d. h. die Nachahmung des

klagenden Lautes eines jungen Häschens, welcher hervorgebracht wird, wenn man das vordere Ende des Nagels am Daumen auf die Unterlippe drückt, mit der Oberlippe mäßig auf die aufwärts gekehrte Seite der Daumenſpitze kneift und durch eine kleine an der einen Seite gelaſſene Oeffnung in kurzen Abſätzen äußere Luft einzieht. Anweiſung eines Sachkundigen wird über das Verfahren hierbei leichter Aufſchluß geben, als ſeitenlange Beſchreibung. So viel iſt gewiß, der Rammler eilt, ſobald er den Laut vernimmt, wenn der Schütze nur irgend ſtill ſteht, bis zu ſeinen Füßen heran. Oft habe ich mir den Spaß gemacht, ohne ſchießen zu wollen, zu reizen, und auf ganz freiem Felde kam der Haſe mir ſo nahe, daß ich ihn mit dem Schnupftuche werfen konnte. Was ihn übrigens dazu veranlaßt, iſt wol ſchwer zu beſtimmen; elterliche Zärtlichkeit gewiß nicht, denn die Häſin, von der man dies eher glauben könnte, entfernt ſich vielmehr, wenn ſie den Laut hört, als daß ſie ſich heranziehen ſollte. Eher vermuthe ich, daß der Rammler ſich vorſtellt, ein anderer ſeines Gleichen ſei im Begriffe, dem jungen Häschen das Garaus zu machen, um ſeine geilen Triebe bei der Mutter deſto eher befriedigen zu können. Ein gleiches Bedürfniß fühlt auch jener, und ſo eilt er hinzu und will helfen, wahrſcheinlich in der Vorausſetzung, daß, wenn nur dies Hinderniß aus dem Wege geräumt ſei, es ihm nicht ſchwer werden könne, ſeinen Nebenbuhler zu verdrängen.

Gut und faſt nothwendig iſt es, auch bei dieſer Jagd einen Hühnerhund bei ſich zu haben, welcher gut apportirt, zum Stilliegen gewöhnt, und auf den Schweiß gearbeitet iſt [1]). Denn ſelbſt der geübte Schütze kann dafür nicht ſtehen, daß der Haſe auf der Stelle ſtürzt. Geht der angeſchoſſene fort, ſo läßt man den Hund gleich nach, und ſo hat man nicht zu fürchten, daß der Fuchs denſelben finde und verzehre, ehe am andern Morgen nachgeſucht werden kann.

§. 25. Auf großen Feldmarken, auf Grummetwieſen und im jungen, nicht allzu dicht beſtandenen Holze gewährt unſtreitig die Suche das meiſte Vergnügen und den größten Nutzen, inſofern dieſe Jagdart von guten Jägern mit fernen Hunden und zur rechten Zeit betrieben wird.

Jeder ſchöne, warme Herbſttag eignet ſich zum Abſuchen; doch hält der Haſe an einem nicht ſo gut, als am andern im Lager aus. Denn ſteht eine Wetterveränderung und vorzüglich ſtarker Wind bevor, ſo mag der Himmel noch ſo helle ſein, die Sonne noch ſo warm ſcheinen und der Thau oder Reif noch ſo gut abgetrocknet ſein, der Haſe wird, beſonders auf Stoppel-

1) Ich ſelbſt war einſt im Beſitz eines in jeder Rückſicht vortrefflichen Hundes, der, wenn es dunkel war, mich dadurch auf die aus dem Holze rückenden Haſen aufmerkſam machte, daß er, dicht an meinen Füßen liegend, dieſe mit der Naſe unvermerkt berührte, und dann unverwandt auf die Stelle hinblickte, wo das Wild ſich befand.

feldern oder Sturzäckern, faſt immer ſo frühe herausfahren, daß der Jäger auf gehörige Flintenſchußweite von höchſtens 50 Schritten nicht fertig werden kann. Macht man dieſe Bemerkung an einem Tage drei bis vier mal nach einander, ſo iſt es am beſten, gleich vom weitern Suchen auf demſelben Terrain abzuſtehen, und allenfalls einen Verſuch im lichten Strauchholze, auf Krautfeldern oder Grummetwieſen zu machen. Mislingt auch dieſer, ſo gebe man lieber die Jagd auf; denn außerdem werden die Theilnehmer an derſelben hitzig und verdrießlich, fangen an zu weit hinzuſchießen, und thun dem Gehege dadurch beträchtlichen Schaden.

Im Winter beim Plattfroſt ſpare man die Mühe des Suchens ganz. Nur an ſehr gelinden Tagen belohnt ſie ſich da in Sturzäckern und Miſthaufen zuweilen, doch ſelten. Deſto beſſer hält der Haſe während der erſten zwölf Stunden nach einer gefallenen Neue, vorzüglich wenn der Schnee einen Schuh und darüber hoch liegt.

§. 26. Auch bei Ausübung dieſer Jagdart iſt der Hühnerhund unentbehrlich. Ein fermer Hund, der eine gute Suche hat, iſt für drei bis vier Schützen hinreichend, und ein Jäger allein kann mit einem ſolchen in einigen Stunden eine große Fläche begehen.

Mehr als zwei Hunde auf einmal zu führen, wird ſich wol kein Sachverſtändiger einfallen laſſen; aber auch dieſe müſſen ſich kennen, und nicht leicht kann ein anderer Fall eintreten, der mehr als einen nothwendig machte, als der, daß man einen jungen Hund durch den ältern, geübtern früher ferme zu machen wünſchte, als es ohnedies geſchehen könnte.

In der Gegend, welche abgeſucht werden ſoll, zieht man ſich unter Wind, d. h. nach der Seite hin, wo der Wind gerade, oder doch ſchräge auf den Hund zukommt, und geht hier allein, oder wenn mehr Jäger beiſammen ſind, mit ihnen in gerader Linie 40 bis 60 Schritte [1]) aus einander geſtellt, eine beliebige Strecke vorwärts. Soll der Hund vor mehr als einem Schützen ſuchen, ſo muß der Jäger, welcher ihn führt, in der Mitte, das übrige Perſonal aber zu beiden Seiten und langſam gehen, damit der Hund nicht übereilt werde. Keiner als der Herr oder Führer deſſelben darf ihm zureden, noch weniger ihn ſtrafen; wenn er nicht verdorben werden ſoll.

Je beſſer die Haſen halten, deſto mehr Feld kann man ihn nehmen laſſen; je lockerer ſie ſitzen, deſto mehr muß er angehalten werden.

Steht er vor einem Haſen, welches Der, welcher ihn kennt, bald bemerken wird, da faſt jeder Hund vor dieſen anders zeichnet, d. h. eine andere Poſitur macht, als vor Hühnern und anderm Federwilde, ſo fängt

1) Im Gebüſche müſſen die Schützen näher neben einander bleiben, der Hund aber kurz vor ihnen ſuchen, ſodaß jeder Schütze ſeine Nachbarn und den Hund im Auge behalten kann.

der Schütze, welcher am nächſten iſt, zu kreiſen an [1]), bis er den Haſen im Lager anſichtig wird. Dann ſchießt er vor dem jungen Hunde, wenn es möglich iſt, im Sitzen, vor einem alten aber, wenn er Jäger iſt, gewiß lieber erſt, nachdem er ſelbſt ihn herausgejagt hat, im Laufen.

Bis der Kreiſende geſchoſſen und wieder geladen hat, müſſen die übrigen Jagdtheilnehmer ſtehen bleiben; theils damit der Hund nicht hitzig werde und einſpringe ehe er ſoll, theils um die Linie der Suche nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt iſt es nicht nur wegen der Ordnung, ſondern auch wegen der Sicherheit Aller nothwendig, daß die Schützen gerade Linie und Diſtanz halten; unverzeihlich aber, wenn einer von ihnen auf die Linie ſchießt. Unvorſichtigkeit dieſer Art hat ſchon ſo viel Unglück geſtiftet, daß man nicht oft genug davor warnen kann. Wird ſie vom Jäger verſchuldet, ſo verdient er dieſen Namen nicht, wol aber ſtrenge Beſtrafung.

Jeder geübte Schütze weiß faſt jedesmal, wenn er einen Schuß that, ob er getroffen oder gefehlt hat [2]) und hiernach zu beurtheilen, ob er den Hund im erſten Falle unter dem Zuruf: Apporte! nachlaſſen, oder im entgegengeſetzten ſogleich abpfeifen ſoll.

So ſehr einige Schriftſteller auch dawider ſind, den Hühnerhund dem angeſchoſſenen Haſen folgen zu laſſen, ſo kann ich ihnen doch in dieſem Falle nur mit Einſchränkung beiſtimmen. Man vermeide mit jungen Hunden während der eigentlichen Dreſſur ſolche Hetzen, laſſe keinem das Jagen eines Haſen, auf den nicht geſchoſſen wurde, je hingehen, ſondern pfeife ihm zu und erwarte ſein Zurückkommen, nehme ihn, wenn er nicht hört, an die Dreſſirleine, ſtrafe ihn durch derbes Rücken an der Leine unter dem Zuruf: Pfui, Haſe! und unter wiederholtem Pfeifen; ſo wird er bald bemerken, daß er nur dann folgen darf, wenn er Schweiß findet, oder wenn ihn der Zuruf: Cherche, apporte! dazu berechtigt. Ueber die

---

1) d. h. er beſchreibt, in raſchem Schritte ununterbrochen fortgehend, einen ſo großen Zirkel, daß er immer die ganze Fläche deſſelben genau überſieht und beſchießen kann.

2) Nur ſelten geſchieht es, daß der Haſe, welcher Schrote bekam, nicht umſtürzt oder ſtark zuſammenrückt oder Wolle verliert. Indeſſen kommen doch einzelne Fälle vor, daß auch der angeſchoſſene ohne das geringſte Zeichen große Strecken fortgeht, und dann mit einemmale ſich überſchlägt und endet; deshalb iſt es gut, gleich anfänglich bei Schießübungen das Abkommen beurtheilen zu lernen. Welche ſonderbare Fälle ſich übrigens bei der Jagd ereignen, mag Folgendes beweiſen: Der Verfaſſer ſelbſt ſchoß, wenn ſeine Büchſe auf den Brand geladen war, ſie jedesmal beim Nachhauſegehen ab, öfters auf Haſen, wenn ſich gerade Gelegenheit darbot. Zwei mal geſchah es, daß die Kugel ihnen den Unterleib aufriß. Ohne zu ſtürzen, gingen die Haſen fort und verloren nach und nach das ganze Geſcheide. Das erſte mal faß der Haſe beim Anſchuſſe nahe vor dem Holze; ungefähr in einer Entfernung von 150 Schritten fand man ihn erſt beim Nachſuchen; das zweite mal erreichte er, ſchwer verwundet, einen zu der Jahreszeit durchaus unzugänglichen Bruch und mußte da im Waſſer verſunken ſein, weil einer der beſten Hühnerhunde ihn zu finden nicht im Stande war. Ich würde das Zeugniß des noch lebenden Revierjägers Jacobi zu Schierau unweit Deſſau hierüber beibringen, welcher bei beiden Ereigniſſen gegenwärtig war, wenn ich in den Augen Derer, die mich kennen, eines ſolchen zu bedürfen glaubte; auch hoffe ich, daß keiner meiner Leſer die zweckloſe Ungereimtheit mir zutrauen wird, bei dieſer Gelegenheit mit einer Lüge unterhalten zu wollen.

Mittel, dem Hunde das Jagen abzugewöhnen, wird ſpäter ausführlich geſprochen werden.

Endlich hüte man ſich, dem Hunde entgegenzugehen, wenn er den geſchoſſenen Haſen apportirt, oder ihm ſolchen gar unterwegs abzunehmen. Nimmt man aber wahr, daß ein junger Hund ihn fängt und doch liegen läßt, ſo nehme man den Hund an die Leine, ziehe ruhig bis dahin, wo er den Fehler beging, animire ihn durch gütlichen Zuruf zum Apportiren, bringe erſt dann die bei der Anweiſung zur Dreſſur näher anzugebenden Handgriffe und Strafmittel ſteigend in Anwendung, wenn er nicht gleich folgt, und laſſe, wenn er den Haſen endlich aufnimmt, ihn ſolchen unter dem öfter wiederholten Zuruf: Ah, bien; apporte! tragen bis dahin, wo er angeſchoſſen wurde. Dann aber vergeſſe man nicht, ihn zu ſtreicheln und zu loben.

Iſt nun unter Beobachtung der vorſtehenden Regeln der feſtgeſetzte Strich abgeſucht worden, ſo gibt der Anführer der Jagd ein verabredetes Zeichen, durch Ruf oder Pfeife. Dem zufolge verſammeln ſich ſämmtliche Schützen bei ihm, nachdem ſie den Hahn am Flintenſchloſſe feſt in die Ruhe geſetzt haben, und nehmen mit ihm Rückſprache, wie und wo eine neue Suche angelegt und gemacht werden ſoll.

So wird fortgefahren, bis die Jagd beendigt iſt.

§. 27. In Holzgegenden, oder wenn ſonſt die Suche auf dem Felde nicht ſtattfinden kann, iſt das Treiben, Klappern — auch Klopfjagd genannt — in einem irgend gut mit Haſen beſetzten Reviere nicht weniger unterhaltend, gibt auch gute Ausbeute, inſofern bei der Einrichtung deſſelben das weſentlich Nothwendige nicht vernachläſſigt wird.

Treiben wird dieſe Jagdart genannt, weil das Wild durch mehrere Menſchen auf die Schützen zu getrieben wird; Klappern, weil man, vorzüglich im Holze, jedem, oder doch den meiſten Treibern ein Inſtrument gibt, welches aus einem etwa 8 bis 10″ langen und 4 bis 5″ breiten, dünnen, von hartem Holze geſchnittenen, in der Mitte mit einem viereckigen, 1″ großen Loche verſehenen Brettchen beſteht. Durch das Loch wird ein genau paſſendes, 8″ langes, gerades Stäbchen ſo weit getrieben, daß es auf der obern Seite des Brettchens ungefähr 2″ herausſteht, und dann auf beiden Seiten durch ein kleines Querpflöckchen ſo befeſtigt, daß es ſich weder vor- noch rückwärts bewegen kann. Am obern Ende dieſes Stäbchens läßt man einen Kerb einſchneiden, welcher 1″ tief und $\frac{1}{2}$″ breit iſt, in ihm den 3″ langen, am untern Ende abgerundeten Hammerſtiel ſo einpaſſen, daß er ſich, wenn er, nachdem ein kleines Loch durch Stab und Stiel gebohrt worden, mit einem genau paſſenden Bolzen gut befeſtigt iſt, frei nach der Länge des Brettchens hin und her bewegen läßt. Das obere Ende des Stiels

wird in ein 3″ langes hölzernes Hämmerchen eingelaſſen und durch einen Querpflock feſt gemacht. Faßt man nun dieſes Inſtrument beim untern Theile des Stäbchens, welcher zum Handgriffe dient, und bewegt die Hand ſo daß der Hammer wechſelsweiſe auf einer und der andern Seite des Brettchens aufſchlägt, ſo entſteht dadurch das Geklapper, von welchem es ſeinen Namen erhalten hat.

Klopfjagd heißt das Treiben, wenn die Treiber ſich, ſtatt der Klappern, zweier Stöcke bedienen, und mit dem einen auf den andern, im Holze auch an das Geſträuch oder an Bäume ſchlagen und dadurch ein ähnliches Geräuſch machen.

Uebrigens kann dieſe Jagdart bei gehöriger Rückſicht auf Jahreszeit und Witterung ſowol im Felde als im Holze ausgeübt werden. Im erſten Falle macht man Feldtreiben, im letzten Holztreiben.

§. 28. Ein Feldtreiben anzuſtellen, ſolange im Herbſte die Haſen noch beim Suchen aushalten, würde deshalb unzweckmäßig ſein, weil die meiſten die Treiber bei ſich vorbeigehen laſſen, ohne aufzuſtehen, und weil die herausfahrenden dann auch nicht einmal gut vorwärts, ſondern faſt immer an den Seiten oder hinten durchgehen.

Gelindes Wetter und weicher Boden eignen ſich alſo durchaus nicht dazu, wol aber Plattfroſt und helle, kalte Wintertage, vorzüglich in Gegenden, wo die Felder durch kleine Gebüſche unterbrochen oder von Waldungen begrenzt werden; denn ſobald nur ſo viel Schnee fällt, daß der Boden völlig bedeckt iſt, zieht ſich der Haſe ins Holz.

Auf großen, ganz freien Feldmarken hingegen, wo er keine andere Zuflucht hat, thut auch der tiefſte Schnee keinen Eintrag, inſofern er 48 Stunden gelegen hat.

Deſto weniger guten Erfolg darf man ſich vom Holztreiben verſprechen, wenn das Laub noch nicht abgefallen iſt, weil da der Haſe ſich gar nicht treiben läßt; oder während des Laubfalles, weil er da im Holze nicht gern ſitzt. Eher iſt beim Plattfroſt etwas auszurichten. Liegt aber der Schnee nicht allzu tief, und iſt er erſt vom Geſträuch abgefallen, ſo iſt dies, beſonders bei heiterm Himmel, der Zeitpunkt, welchen man zur Klapperjagd im Holze zu wählen hat. Je kälter und hellhöriger es iſt, deſto beſſer geht das Wild vorwärts.

§. 29. Folgende Einrichtungen müſſen eigentlich ſchon im zeitigen Herbſte gemacht werden, wenn das Treiben wirklich Vergnügen machen und den höchſtmöglichen Nutzen gewähren ſoll:

Wo in den Feldmarken trockene Gräben, Weiden und andere Bäume, Remiſen oder große Steine nicht vorhanden ſind, um in und hinter denſelben die Schützen anzuſtellen, laſſe man auf den Rainungen, ungefähr 80 Schritte

von einander entfernt, Schießlöcher mit doppelten, einander gegenüber ſtehenden Sitzen ſo tief ausgraben, daß, wenn rundum von der ausgeworfenen Erde ein gleichhoher Rand gemacht worden iſt, der Schütze, bis der Haſe ſchußmäßig nahe genug kommt, ſich in denſelben gnüglich verbergen, dann aber, aufgerichtet, ſich überall frei hinwenden und bewegen kann.

Zum Behuf der Klapperjagden im Holze ſorge man dafür, daß alle geradeaus gehende Wege, welche ſich nach Maßgabe der Verſchiedenheit des Windes zum Anſtellen der Schützen ſchicken, von überhängenden Aeſten geſäubert werden.

§. 30. Ehe ich zur Beſchreibung deſſen fortgehe, was vor und bei dem Treiben ſelbſt zu beobachten iſt, ſchlage ich folgende Jagdgeſetze vor, deren genaue Befolgung meines Erachtens viel dazu beitragen würde, die Theilnehmer an der Jagd ſowol als die Treiber vor Schußverletzungen zu ſichern:

1. Jeder Schütze muß ſein Gewehr ungeladen auf den Verſammlungsort bringen; bei 2 Gr. (9 Kr. Rhein.) Strafe [1]).
2. Niemand darf ſein Gewehr eher laden, als bis von Dem, welcher die Jagd dirigirt, auf einem freien Platze das Zeichen dazu gegeben wird, bei 2 Gr. Strafe.
3. Keine geladene Flinte ſoll anders getragen werden, als ſo, daß, wenn ſie mit der linken Hand über den Kopf genommen worden, der Riemen von der linken Schulter über die Bruſt herab, unter dem rechten Arme weggeht, die Mündung des Gewehrs aber in die Höhe gekehrt iſt. Wer ſie anders trägt, zahlt 2 Gr. [2]).
4. Wer, wenn die Schützen nach Beendigung eines jeden einzelnen Treibens ſich verſammeln, den Hahn nicht in die Ruhe geſetzt hat, zahlt 4 Gr.
5. Wem das Gewehr durch ſein Verſchulden losgeht, gibt 8 Gr. Strafe.
6. Wer beim Treiben auf die Linie ſchießt, in welcher die Schützen ſtehen, zahlt, auch wenn er Niemand beſchädigt hat, bei der erſten Uebereilung 8 Gr., bei jeder folgenden 16 Gr.
7. Wer auf dem Felde dann noch in das Treiben ſchießt, wenn die Flügel- und Mittelführer die rothe Fahne, von welcher weiter unten die Rede ſein wird, aufgehoben tragen, zahlt die Nr. 6 angeſetzte Strafe.

---

1) Die obigen Strafanſätze ſind — wie ſich von ſelbſt verſteht — beliebigen Abänderungen unterworfen.

2) Es würde lächerlich ſein, die unter Nr. 3 vorgeſchlagene Maßregel deshalb nicht zu nehmen, weil ſich doch der Fall ereignen könnte, daß bei dem Zuge von einem Treiben zum andern etwas zum Schuſſe käme; denn theils iſt er an ſich ſelten, theils gelingen ſolche übereilte Schüſſe noch ſeltener, theils verdient der unwahrſcheinliche Nutzen gegen gewiſſe Gefahr nicht in Betracht gezogen zu werden.

8. Wer im Holze, mögen die Treiber auch noch ſo entfernt ſein, ins Treiben ſchießt, zahlt 2 Gr., waren ſie bis auf 100 Schritte heran, 4 Gr., bei noch geringerer Entfernung 8 Gr. Die zweite Uebereilung wird auch hier doppelt beſtraft.
9. Wer den ihm angewieſenen Standort auch nur um einen Schritt breit verläßt, ehe das Treiben beendigt iſt, gibt 4 Gr.
10. Wer am Ende der ganzen Jagd die Flinte nicht ſogleich abſchießt, oder den Schuß auszieht, zahlt 2 Gr.
11. Was am Ende der Schießzeit an Strafgeldern eingekommen iſt, wird zum Beſten der Armen verwendet.

§. 31. Schon den Tag vor dem Treibjagen hat der Jäger, welcher es dirigiren ſoll, Beobachtungen und nach dieſen ſeine Dispoſition zu machen, auch andere Einrichtungen zu treffen, welche ich hier kürzlich anzeigen zu müſſen glaube.

A. Daß die Haſen ſich, auch beim beſten Winde, nicht gern nach manchen Gegenden hintreiben laſſen, iſt bekannt; daß ſie aber ohne beſondere Veranlaſſung von Zeit zu Zeit, vorzüglich im Felde, andere Lieblingswechſel wählen, iſt wol eine Bemerkung, die nicht jeder Jäger zu machen Gelegenheit fand. Einer der geſchickteſten, den ich gekannt habe, benutzte ſie auf folgende Art zu ſeinem Vortheil: Er ritt den Nachmittag zuvor, ehe er treiben laſſen wollte, ganz langſam auf den Feldmarken umher, und gab Acht, welche Richtung die erſten vier, fünf aufgeſtoßenen Haſen nahmen. Nach dieſer Bemerkung ſtellte er, wenn der Wind es irgend erlaubte, am folgenden Tage die Schützen an, und jedesmal liefen auch die Haſen am willigſten dahin.

Ich ſelbſt habe ähnliche Erfahrungen gemacht, empfehle dies unbedeutend ſcheinende Hülfsmittel in weitläufigen, gut beſetzten Feldrevieren zur Nachahmung und füge noch hinzu, daß man ſich dabei eines Pferdes bedienen, nie einen Hund mitnehmen, dem herausfahrenden Haſen aber ganz freien Lauf laſſen muß. Ferner

B. muß der Dirigirende überlegen, wie er, der Wind mag am Morgen des Jagdtages wehen, woher er will, die verſchiedenen Treiben ſo zu ordnen vermag, daß kein zu großer Zeitverluſt entſteht.

Er nehme deshalb darauf Bedacht, daß er die Schützen auf jeden Fall, wo nicht gerade unter dem Winde, doch in gutem Seitenwinde anlegen kann.

Wegen der Folge der Treiben ſind die Meinungen der Jäger verſchieden. Viele wollen, man müſſe ſie ſo einrichten, daß das aus dem erſten herausgejagte, nicht erlegte Wild in eins der folgenden laufe, alſo im Oberwinde anfangen, weil man da Hoffnung habe, das durchgekommene wieder zu finden.

Meiner Ueberzeugung nach iſt dies Verfahren nicht das rechte; denn

1) welcher wirkliche Jagdliebhaber wird es nicht gern ſehen, wenn auch der größere Theil des vorhandenen Wildes glücklich davon kommt, und durch wiederholte Beunruhigung nicht aus dem Reviere gejagt wird?

2) ſcheint es faſt, als gäbe das in einem Bezirk rege gemachte Wild, wenn es in den andern kommt, durch ſeine Flucht dem dort befindlichen gleichſam ein Zeichen, ſich bei Zeiten vor der Gefahr zu retten. Natürlich trägt aber

3) auch das nahe Schießen und der Wind dazu bei, die folgenden, unter dem Winde liegenden Treiben auszuleeren.

Dies ſind die vorzüglichſten Urſachen, warum man bei der gegentheiligen Anordnung an Orten, auf welche man das meiſte Vertrauen zu ſetzen Urſache hatte, oft kein Wild findet. Sie waren es daher, welche mich ſtets beſtimmt haben, alle an den Seiten ſich begrenzenden Abtheilungen eines Reviers nach einander und zwar, wenn es der Wind irgend erlaubte, von dem in der Folge zu bejagenden Diſtricte abwärts treiben zu laſſen; zugleich aber ſorgte ich immer dafür, daß auf dem Flügel, wo die Treiben an einander ſtießen, und da, wo die Jagdleute ſich anlegten, vor und während des Treibens Alles ſehr ruhig und ſtille herging.

Endlich

C. ſind alle Schützen und Jagdleute, deren Zahl nach dem größern oder kleinern Flächeninhalte der Treiben, die der letztern (der Jagdleute) aber beſonders nach der Witterung berechnet werden muß [1]), zu einer gewiſſen Stunde des folgenden Morgens auf einen genau beſtimmten Verſammlungsort zu beſcheiden.

§. 32. Sobald am Jagdtage das ganze Perſonal auf dem Sammelplatze beiſammen iſt, wählt der Dirigirende, wenn ihm Leute vom Metier, z. B. Jägerburſche, nicht zu Gebote ſtehen, drei mit der Sache im Allgemeinen und auf dem Reviere genau bekannte, zuverläſſige Männer unter den Jagdleuten aus, von denen einer den rechten Flügel, der andere den linken, der dritte aber das Mittel in den Treiben führt. Mit dieſen wird verabredet, in welcher Ordnung ſie genommen, wo jedes angelegt und wie es fortgehen ſoll, allen übrigen Jagdleuten aber eingeſchärft, den Führern pünktlich Folge zu leiſten.

Hierauf werden ſo viel Nummerlooſe gemacht, als Schützen gegenwärtig ſind, und von dieſen zieht jeder eins, welches ihm ſeinen Stand und Nachbar

1) An einem kalten, hellhörigen Wintertage richtet man mit 10 Treibern ebenſo viel und mehr aus, als an einem gelinden, oder wenn der Schnee weich iſt, mit der doppelten Zahl. Auch können und müſſen im erſtern Falle die Treiben viel weitläufiger genommen werden, als im letztern.

in allen Treiben beſtimmt [1]). Endlich macht man, wo Strafgeſetze eingeführt ſind, ſolche bekannt, zeigt auch laut und deutlich an, welche Wildarten und was in Rückſicht des Geſchlechts von ihnen geſchoſſen oder geſchont werden ſoll.

§. 33. Wenn nun das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gegeben worden iſt, geht der ganze Jagdzug bis dahin fort, wo Schützen und Treiber ſich trennen. Hier ſtellt ſich der Führer des Flügels der letztern, welcher den weiteſten Weg zu machen hat, an die Spitze; ihm folgt die erſte Hälfte der Jagdleute; dann kommt der Mittelführer, nach ihm die andere Hälfte der Treiber, und hinter ihnen ſchließt ſich der Führer des andern Flügels an. So geordnet begeben ſie ſich, auf dem vorgeſchriebenen Wege ſtill und ruhig fortgehend, dahin, wo das Treiben angelegt werden ſoll. Dort ziehen ſie ſich in der eben erwähnten Ordnung ſo aus einander, daß alle freie Zwiſchenräume gleich groß ſind, und bleiben, ohne irgend ein Geräuſch zu machen, ſtehen, bis das Zeichen zum Abgehen gegeben wird.

Die Schützen nehmen unter Anführung des dirigirenden Jägers ihren Weg dahin, wo ſie angeſtellt werden ſollen. Bis in die Nähe des Treibens kann man ihnen den Spaß, ſich munter zu unterhalten, wol gönnen; dem ſtillen Beobachter wird es ſogar Vergnügen gewähren, wenn er hört, wie faſt Jeder die Güte ſeines Gewehrs, die ſich vielleicht ſelten genug bethätigt, herausſtreicht und ſeine Heldenthaten aus vorigen Zeiten erzählt, deren Grund oder Ungrund der erfahrene Mann leicht zu beurtheilen im Stande iſt.

Mit deſto mehr Genauigkeit muß beim Anſtellen auf ruhiges Verhalten geſehen werden.

Jedem Schützen wird ſein Stand, welchen er unter keiner Bedingung verlaſſen oder verändern darf, der Nummer nach, die er zog, ohne Noth nicht weiter als höchſtens 80 bis 90 Schritt von dem des Nachbars entfernt, angewieſen. Vortheilhaft iſt es, wenn auch auf jedem Flügel des Treibens einigen Schützen Plätze angewieſen, d. h. ſogenannte Haken geſtellt werden, weil dadurch mancher Haſe, welcher ſonſt frei durchgehen würde, noch zum Schuß kommt.

Im Holze finden es einige Jäger gut, einige Schritte vom Wege in das Treiben hinein die Schützen anzulegen. Wahr iſt es, das Wild nähert ſich unbehutſamer; aber wie wenig iſt das gegen die Gefahr in Anſchlag zu bringen, in welcher jene unaufhörlich ſchweben, da ſie ſich nicht im Auge behalten können! Ebenſo wenig iſt es zu billigen, wenn ihnen die Plätze ſo

1) Durch dieſe Maßregel wird am füglichſten dem Vorwurf der Parteilichkeit beim Anſtellen begegnet. Damit aber die Inhaber der letzten Nummern nicht immer am weiteſten gehen müſſen, iſt es gut, wenn beim erſten Treiben Nr. 1 zu ſtellen anfängt, beim zweiten die letzte und ſo in umgekehrter Ordnung fort, bis zu Nr. 1. Bei allen folgenden wird dann ebenmäßig abgewechſelt.

angewieſen werden, daß ſie den Stellweg zwiſchen ſich und dem Treiben frei haben; denn dadurch wird Jeder in die Verlegenheit geſetzt, in das Treiben zu ſchießen, der Hitzige auch wol verleitet, die Richtung zu vergeſſen, in welcher die Uebrigen ſtehen. Deshalb bin ich der Meinung, dicht ans Holz und ſo zu ſtellen, daß der Weg im Rücken behalten wird; denn, wird eine Dickung abgetrieben, ſo können die Schützen ſelten in das Treiben ſchießen, wenn ſie, ohne auf die Gefahr der Jagdleute oder die etwa feſtgeſetzte Strafe Rückſicht zu nehmen, es auch thun wollten; ſie müſſen vielmehr das Wild heraus und über den Weg laufen laſſen; iſt es aber bis dahin, ſo ſind die Nachbarn auch faſt immer vor Schaden geſichert. Nur Plattfroſt und mit Glatteis belegte Bäume machen einen Unterſchied, weil unter dieſen Umſtänden die Schrote auf der Erde und an dieſen, wie an Steinen, in unzuberechnenden Richtungen abprallen. Eben deswegen ſei unter ſolchen Verhältniſſen der Schütze doppelt vorſichtig, und nie ſchieße er eher, bis das Wild wenigſtens 20 Schritte weit aus der Linie iſt, auf der er mit ſeinen Nachbarn ſteht.

§. 34. Hat nun auch der letzte Schütze ſeinen Stand eingenommen, ſo gibt der Dirigirende das mit den Treibern verabredete Zeichen zum Abgange. Beide Flügelführer, und mit ihnen die nächſtfolgenden Jagdleute ziehen ſich dann etwas vor, geben wieder ein Zeichen, welchem zufolge ſich auch das Mittel in Bewegung ſetzt, und ſo geht Alles in unveränderlicher Richtung auf die Schützen los. Iſt der Tag ſehr hellhörig, ſo müſſen die Treiber ſtill bleiben, im entgegengeſetzten Falle aber etwas laut werden. Iſt Geräuſch nöthig, ſo thun die §. 27 angegebenen Klappern von Zeit zu Zeit, aber nicht unabläſſig gebraucht, die beſten Dienſte. Starkes Schreien ſchadet immer, denn dadurch kommen die meiſten Wildarten, vorzüglich aber die Haſen, beſonders wenn erſt einige mal geſchoſſen worden iſt, ſo in Angſt, daß ſie wie blind auf die Treiber zulaufen und unaufhaltſam durchbrechen.

Tritt der Fall ein, daß die in einem Feldtriebe befindlichen Haſen Luſt zum Durchgehen verrathen, ſo wird dies am beſten dadurch verhütet, wenn das ganze Treiben während eines kurzen Zeitraumes anhält, jeder einzelne Mann aber ganz ſtill ſich einige Schritte hin und her bewegt. Gemeiniglich machen die Haſen in einiger Entfernung Kegel oder Männchen und kehren dann ſich wieder nach den Schützen zu. Dies iſt der Augenblick, in welchem die Jagdleute mäßig laut vorwärts gehen müſſen.

Das Zuſammenlaufen der Treiber iſt der letzte, faſt immer fruchtloſe Nothbehelf, das Durchbrechen zu verhindern. Die ſchon §. 30 unter 7. erwähnte kleine rothe Fahne, welche bei einer Feldjagd jeder Treibenführer ſo lange niedergeſenkt tragen muß, bis er und ſeine Untergebenen etwa noch 150 Schritte von den Schützen entfernt ſind, dann aber als beſtimmtes

Zeichen, daß nun nicht mehr in das Treiben geſchoſſen werden dürfte, aufgehoben wird, kann, wie ich aus Erfahrung weiß, ſehr viel dazu beitragen, die Treiber für Schußverletzungen zu ſichern; im Holze aber wäre freilich dieſe Maßregel zwecklos.

Daß Stöber- oder Jagdhunde in einem regulären Treiben nicht gelöſt werden dürfen, iſt wol jedem einigermaßen mit der Sache Vertrauten einleuchtend.

§. 35. Jeder Schütze ſteht, ſitzt oder liegt, je nachdem es die Umſtände erfordern, während das Treiben immer mehr ins Enge kommt, unbeweglich ſtill auf dem ihm angewieſenen Poſten und wartet mit Gelaſſenheit, bis ihm das Wild ſchußmäßig iſt, ehe er die Flinte an den Backen nimmt. Faſt immer iſt das zu frühe Anſchlagen hauptſächlich ſchuld am Fehlen, wahrſcheinlich weil durch das angeſtrengte Blicken aufs blanke Korn das Auge geblendet wird, oder weil die Schwere des Gewehrs Zittern im Arme verurſacht. Als feſt begründet kann man den Erfahrungsſatz annehmen: wer lange zielt, trifft ſelten.

Unſchicklich iſt es, wenn ein Schütze auf einen Haſen, welcher ſeinem Nachbar näher war, früher ſchießt, als bis dieſer ihn gefehlt oder leicht verwundet hat; im höchſten Grade unbeſcheiden, wenn an Orten, wo das Schießen ins Treiben nicht verboten iſt, ein Nachbar dem andern das Jagdvergnügen dadurch ſtört, daß er Feuer gibt, wenn das Wild vielleicht noch 80, 90 Schritte entfernt iſt.

Das Hab Acht! zurufen, in der guten Meinung, den Schützen, auf welchen das Wild zugeht, aufmerkſam zu machen, ſchadet faſt immer und nützt ſelten, beim Feldtreiben nie. Der Fuchs kehrt gewiß jedesmal um und ſchleicht ſich durch die Treiber; da aber, wo es viele Haſen gibt, gehen vielleicht drei, vier zurück, während man einen nicht ohne Schuß davon kommen laſſen will. Wenigſtens ſollte man nie eher irgend einen Laut hörbar werden laſſen, bis das Wild neben dem Schützen, welcher es verſah, aus dem Treiben herausgeht.

Niemand, der etwas erlegt hat, darf ſeinen Standort verlaſſen, um es zu holen, weil er von Andern geſchoſſen zu werden wagt, und beiläufig auch anderes herankommendes Wild verſcheucht. Selbſt das Löſen eines Hundes, welchen man bei ſich hat, iſt unrecht, ſolange das verwundete Stück noch im Treiben iſt, oder wenn es in ein künftiges geht.

§. 36. Sämmtliche Schützen und Treiber ziehen ſich, wenn ein Treiben beendigt iſt, da zuſammen, wohin ſie beſtellt worden ſind. Jeder, der etwas angeſchoſſen zu haben glaubt, darf dies nicht verſchweigen, ſondern muß es dem Dirigirenden ſagen, auf Verlangen den Anſchuß zeigen, übrigens aber ihm die fernern Maßregeln überlaſſen.

Unbeſcheiden würde es ſein, wenn dieſer (den Fall ausgenommen, daß außerdem ein verwundetes Stück, an dem ſehr viel gelegen wäre, ganz verloren gehen könnte) das weitere Nachſuchen auf der Stelle ſelbſt verrichten und ſo den fernern Gang der Jagd unterbrechen wollte. Er gebe alſo entweder einem andern Sachverſtändigen den Auftrag, mit einem guten Hunde nachzuziehen, wenn das angeſchoſſene Wild nicht in eins der künftigen Treiben ging; denn dann muß entweder das Suchen ausgeſetzt bleiben, bis auch das genommen iſt, und nur den Jagdleuten eingeſchärft werden, beim Durchgehen genau Acht zu haben, ob ſie etwas liegen ſehen, oder es muß ein Jäger mit dem an der Leine arbeitenden Hunde auf der Fährte ſo nachziehen, daß er den Treibern um mehrere Schritte vor iſt. In dieſem Falle darf aber der Hund nicht eher gelöſt werden, bis der Jäger den Platz findet, wo das Wild ſich gedrückt oder niedergethan hatte und wo ganz friſcher Schweiß und Ausriß kund thun, daß es ſoeben erſt rege wurde.

Ueberhaupt aber iſt es Pflicht des Jägers, unter deſſen Aufſicht das Revier ſteht, wo möglich an dem Jagdtage ſelbſt, oder doch am folgenden Morgen allem Angeſchoſſenen genau nachzuſuchen.

Bei Verrichtung dieſes Geſchäfts kommt es darauf an, ob es möglich iſt, der Fährte und dem Schweiße zu folgen oder nicht. Im erſtern Falle wird, mit dem Hunde an der Leine, ſo lange darauf nachgearbeitet, bis man das verwundete Stück verendet findet, oder bis es herausfährt; dann ſchieße man es, wo möglich, auf der Stelle todt, oder laſſe den Hühnerhund nach. Hat man keinen Schweiß, ſo bleibt freilich nichts Anderes übrig, als den Hund ganz frei ſuchen zu laſſen und abzuwarten, ob er etwas findet.

§. 37. Alles in einem Treiben geſchoſſene Wild bringen die Schützen oder Jagdleute auf den Sammelplatz zuſammen, und ſtrecken es dort reihenweiſe hin.

Gut iſt es, wenn eine Liſte geführt und in dieſer eingetragen wird, wie viel Stück jeder Art und von wem ſie erlegt worden ſind.

So wenig der wahre Jäger darüber ſich ſtreiten wird, ob er oder ein Anderer einen Haſen geſchoſſen habe, ſo kommen doch kleine Irrungen über dieſen Punkt, unter den ſogenannten Dilettanten wenigſtens, nicht ſelten vor. Gewöhnlich wird, obgleich oft mit Ungrund, Demjenigen das Erlegungsrecht zuerkannt, welcher zuletzt ſchoß; denn genauere Unterſuchung kann, ſchon des Zeitverluſtes wegen, ſelten ſtattfinden. Indeſſen muß ich auf die ſchon früher mitgetheilte Bemerkung, die nach allen meinen Erfahrungen untrüglich iſt, verweiſen: Alles Haarwild fällt, wenn es nicht von vorn oder von hinten geſchoſſen wird oder im Feuer zuſammenbricht, indem es verendet, auf die Seite, auf der es überhaupt nur, oder doch am tödtlichſten, verwundet ward. Hiernach kann, wenn

das Stück noch unberührt auf der Stelle liegt, wo es ſtürzte, in den meiſten Fällen mit Gewißheit entſchieden werden.

Endlich, ehe man zu einem andern Treiben fortſchreitet, läßt man die Haſen einheſſen (ſ. §. 1), und übergibt ſie ſo lange den Jagdleuten zum Tragen, bis ſich zum Nachhauſeſchaffen Gelegenheit findet [1]).

§. 38. Wenn im Vorhergehenden jenes Treibjagen nicht erwähnt worden iſt, bei welchem durch eine große Menge von Jagdleuten die Haſen aus einer ganzen Gegend auf einen kleinen Bezirk zuſammengetrieben, und hier entweder mit Netzen oder Lappen ganz umſtellt, oder doch dadurch, daß neben dem letzten Schützen auf jedem Flügel ein Jagdmann, und ſo um das ganze Jagen herum ein Treiber nicht weit vom andern ſteht, faſt ebenſo ſehr eingeſchränkt werden, ſodaß bei immer größerer Verengerung der Bauer faſt ebenſo viele Haſen todtſchlägt, als der Schütze erlegt: ſo geſchah dies aus dem Grunde, weil ich dergleichen mörderiſche Jagden haſſe und nur dann billigen kann, wenn dieſe Wildart ſo übermäßig ſich vermehrt hätte, daß ihr auf keine andere Weiſe hinlänglicher Abbruch gethan werden könnte, um den Schaden, welchen ſie Feldern und Gärten zufügt, weniger fühlbar zu machen.

Und doch iſt die Nothwendigkeit eines ſolchen Verfahrens, welche wol jetzt an ſehr wenig Orten eintreten kann, immer ein ſicherer Beweis, daß vorher zur Ungebühr gehegt und alſo ein ſolches Revier nicht nach richtigen Grundſätzen behandelt worden iſt.

§. 39. Zuweilen erlaubt es weder die Zeit, noch die örtliche Lage einer großen Feldpläne, reguläre Treiben einzurichten. Dann ſind die ſogenannten Keſſeltreiben anwendbar, welche in der That auch viel Vergnügen gewähren würden, wenn nicht, da unter den vielen dazu erforderlichen Schützen immer unvorſichtige ſich befinden könnten, einige Gefahr damit verbunden wäre. Jedoch kann dieſe allerdings durch zweckmäßige Maßregeln wo nicht ganz verhütet, doch ſehr vermindert werden. Mehr hiervon weiter unten; jetzt von der Anordnung.

Der ganze auf einmal abzujagende Bezirk kann entweder ringsum, oder, inſofern an dem einen Ende deſſelben ein breites Waſſer oder ein Dorf belegen wäre, halbmondförmig ſo umlegt werden, daß anfänglich ganz im Weiten, aber gleichweit von einander entfernt, neben dem zweiten oder dritten Treiber ein Schütze zu ſtehen kommt.

Sobald das verabredete Zeichen gegeben wird, ſetzt ſich Alles in Be-

1) Stärkere Wildarten, z. B. Rehe, welche oft bei Holztreiben beiläufig geſchoſſen werden, heftet man gleichfalls ein, indem die Haut über der Sehne des einen Hinterlaufs vom Geäfter bis zum Knie aufgeſchärft, die Sehne ſelbſt vom Knochen losgezogen und durch die entſtandene Oeffnung der andere Hinterlauf bis über das Knie geſteckt wird, dann läßt man ſie an Baummäſten bis zur Abholung aufhängen.

wegung. Iſt das Jagen ganz in der Rundung umſtellt, ſo nimmt jedes Individuum ſeine Richtung nach dem Mittelpunkte zu; bildet es aber einen halben Zirkel, ſo müſſen die Flügelführer an beiden Enden, nebſt den ihnen zunächſt gehenden Jagdleuten und Schützen, während die übrigen ſich nach dem Waſſer oder Dorfe zu bewegen, ſich immer mehr vorhalten, ſo daß ſie bei Zeiten auf beiden Seiten da ankommen, wo den Haſen der Ausgang nach vorn zu verſperrt iſt. Nach und nach kommt dann das Ganze mehr ins Enge, das Wild aber wird unruhiger und ſucht einen Ausweg. Steht nun der ganze oder halbe Zirkel noch im Weiten, ſo kann wol den Haſen entgegengeſchoſſen werden, um die nicht getroffenen zurückzuſcheuchen; ſobald er ſich aber ſo verengert, daß die ſich gegenüber ſtehenden Schützen nicht über 200 Schritt von einander entfernt ſind, darf es Niemand wagen, eher Feuer zu geben, als bis das Wild durchgebrochen und rückwärts iſt. Auch hier würden die aufgehobenen Warnungsfahnen das beſte Mittel zur Beſtimmung des Zeitpunktes ſein, von welchem an nicht mehr in das Treiben geſchoſſen werden darf.

§. 40. Von §. 22 an bis hierher iſt blos von ſolchen Haſenjagdarten die Rede geweſen, welche nur mit Beihülfe der Flinte betrieben werden, und deshalb iſt auch wol hier der Ort, wo von der Ladung derſelben geſprochen werden muß.

Gewöhnlich werden vom Anfange der Schießzeit an bis in die Mitte des October, oder ſo lange als die Hühner halten, bei der Haſenſuche auch Hühner geſchoſſen; deshalb bedient man ſich in dieſer Periode mit Nutzen des Schrotes Nr. 4. Späterhin, und ſo lange der Haſe hält, wendet man Nr. 3 an, und im Winter beim Treiben Nr. 2.

Indeſſen habe ich ſehr brave Jäger gekannt, welche das ganze Jahr hindurch mit Nr. 4 Haſen ſchoſſen. In gewiſſer Rückſicht und bedingungsweiſe können ſie auch wol Recht haben. Denn allerdings hält faſt jede Flinte, beſonders die franzöſiſche, das klare Schrot beſſer zuſammen, als das grobe; es iſt alſo immer wahrſcheinlicher, daß der Haſe eher abſolut tödtlich verwundet wird, wenn man ihn mit ſechs Körnern trifft, als wenn dies mit dreien der Fall iſt. Aber freilich muß dann auch von der Zeit an, wo die ſtärkere Winterwolle den klaren Schrotnummern mehr Widerſtand leiſtet, als den gröbern, die höchſte Schußweite bis auf 40 Schritte eingeſchränkt werden. Dies war auch der unwandelbare Grundſatz eines ſehr erfahrenen alten Jägers, des verſtorbenen Oberforſtmeiſters von Arnim in Annaburg, welcher überhaupt Den für einen Stümper erklärte und in ſeiner Geſellſchaft auf der Jagd nicht duldete, der die eben angezeigte Schußweite überſchritt.

§. 41. So wenig ich den an mehrern Orten dieſes Werks aufgeſtellten Grundſatz widerrufe, daß Jagd- oder Wildbodenhunde nie an-

gewendet werden dürfen, wenn es andere Mittel gibt, die Jagd mit Nutzen zu betreiben, ſo kann ich doch nicht leugnen, daß man ſich ihrer in gebirgigen, waldigen, unzugänglich bruchigen und Heidegegenden faſt ausſchließlich bedienen muß, wenn den Haſen Abbruch gethan werden ſoll. Ich will hier nur der Lüneburger Heide erwähnen, wo durch die Suche ebenſo wenig als durch Treiben auszurichten iſt. Denn bei der erſtern kann man den Hühnerhund faſt nie überſehen, wenn er auch ganz kurz ſucht, und wäre dies auch dann und wann möglich, ſo würde man doch den Haſen, vor welchem er ſtände, weder im Lager, noch bei dem Herausfahren anſichtig werden; beim letztern aber ſitzt er im Heidekraute ſo feſt, daß er entweder gar nicht aufſteht, oder doch gleich wieder ſich drückt und dann ſicher die Jagdleute vorbeigehen läßt.

Da meine eigenen Erfahrungen über dieſen Gegenſtand ſich blos auf einige Jagden, denen ich im Hannöverſchen beizuwohnen Gelegenheit hatte, einſchränken, ſo liefere ich hier größtentheils einen Auszug aus dem oben erwähnten Jeſter'ſchen Werke [1]), in welchem, meines Erachtens, in dieſer Rückſicht das Benehmen des Jägers am gründlichſten auseinander geſetzt wird, und füge nur einige Bemerkungen bei, welche ſich auf ſelbſtgemachte Erfahrung gründen.

§. 42. Obgleich das durch eine größere Anzahl Hunde verſtärkte Geläut (der Laut) dem Ohre des Jagdliebhabers angenehm iſt, ſo wird doch dadurch ein glücklicher Erfolg der Jagd weit öfter verhindert als bewirkt. Mit vier bis fünf Hunden wird, wenn jeder einzelne gut, zuverläſſig, weder zu raſch noch zu faul iſt und guten Laut hat, gewiß mehr ausgerichtet, als mit zehn bis zwanzig zuſammengerafften.

§. 43. Es iſt räthlich, vor dem Monat October nirgends, in Holzgegenden aber nie eher als bis das Laub völlig abgefallen und durch einen ſtarken Regen auf dem Erdboden feſtgedrückt iſt, mit den Jagdhunden auszuziehen.

Große Wärme und Trockenheit erſchweren ihnen die Arbeit; ein grauer Herbſttag, feuchter, aber nicht zu naſſer Boden, Morgenthau, Reif und im Winter die Neue [2]) erleichtern ſie; ſtarker Wind, Plattfroſt, oder mit ſchwacher Eisrinde überzogener Schnee macht jeden Verſuch mit dieſer Jagdart unnütz.

Die Wildbodenhunde ſuchen immer mit tiefgeſenkter Naſe; durch die Feuchtigkeit des Bodens wird ſie daher immer angefriſcht und empfänglicher,

---

1) Jeſter, Ueber die kleine Jagd (3. Aufl., 1848), I. 194–202.

2) Doch muß es ſeit zwölf Stunden, oder doch ſeit Mitternacht nicht mehr geſchneit haben, und der Schnee weder zu tief, noch zu locker und ſandig liegen, wenn am folgenden Morgen gejagt werden ſoll.

die Fährte aufzunehmen; in den Morgenſtunden finden und halten ſie deshalb am beſten an.

§. 44. Nur einem und immer demſelben Jäger muß die Aufſicht und Anführung der Hunde anvertraut ſein; doch kann ihm in weitläuffigen Revieren allenfalls bei der Jagd ſelbſt ein Gehülfe zugeſellt werden.

Erſterer wenigſtens ſoll, wo das Terrain das Fortkommen zu Pferde irgend erlaubt, beritten [1]) und gut beritten ſein, jeder aber die Flinte bei ſich führen.

Bei der Wahl der Anführer iſt nicht nur auf gründliche Kenntniß alles deſſen, was zu dieſer Jagd gehört, ſondern auch vorzüglich darauf zu ſehen, daß ſie überall, im eigenen Reviere ſowol als in den benachbarten, Beſcheid wiſſen und genau mit den Wechſeln und Stegen bekannt ſind, welche die Haſen und Füchſe anzunehmen pflegen.

§. 45. Daß die Jagdhunde nicht eher als ſie ſuchen ſollen, losgekoppelt werden dürfen, iſt ſchon geſagt worden. Wenn dies unter dem Zuruf: Los Hunde! Los, los! geſchehen iſt, folgen ihnen die Aufſichtführenden ſo viel als möglich und feuern ſie durch beliebiges, aber immer wörtlichgleiches Zureden, oder durch Blaſen auf dem Halben Monde (einer bekannten Art von Jagdhörnern) zum Suchen an. Fällt ein oder der andere Hund eine Fährte an, welches raſchere Suche, ſchnellere Bewegung der Ruthe und Schnäufeln mit der Naſe bemerkbar machen, ſo wird der Zuſpruch verſtärkt.

Beim erſten Laut eines Hundes, der, wenn der Haſe im Geſichte deſſelben herausfährt, gewöhnlich mehr ſchreiend als bellend ertönt, lockt man die übrigen durch Juchen und mit den Worten: Hier, hier! Hai, hai! herzu, bringt ſie auf die Fährte, bezeichnet ſie ihnen unter dem Zuruf: Da weg, da weg! und fährt fort, ſie aufzumuntern, bis ſie alle auf derſelben beiſchlagen (fortgehen und laut werden). Dann animire man nicht weiter, ſondern laſſe den Hunden freien Willen. Ein gleiches Benehmen findet auch dann ſtatt, wenn der Haſe von einem der Theilnehmer an der Jagd geſehen, von jungen Hunden aber die Fährte in der Hitze überſchoſſen wird.

Kennt der Jäger ſeine Hunde gehörig, ſo bemerkt er gewiß auch in der Entfernung am Laut und an der Art zu jagen, ob ſie einen Haſen oder Fuchs, den ſie gemeiniglich eifriger jagen, vor ſich haben. Er wird ſogar bald beurtheilen können, ob ſie einen alten oder jungen Haſen, einen Rammler oder eine Häſin verfolgen. Beſonders der alte Rammler geht gewöhnlich gleich vom Anfang an eine weitere Strecke fort, ehe er einen

1) Was indeſſen nur ſelten der Fall ſein dürfte, da auf einem Terrain, welches dem Jäger zu reiten erlaubt, jede der bisher erwähnten Jagdarten angezeigter iſt, als die mit Bracken, die Lüneburger Heide etwa ausgenommen.

Wiedergang macht, als die Häſin; junge Haſen hingegen wenden ſich bald hierhin, bald dorthin, ſchlagen Haken über Haken und entfernen ſich nicht leicht weit vom Lager; gemeiniglich aber kommt Alt und Jung dieſer Wildart nach längerer oder kürzerer Zeit wieder dahin zurück, wo es angejagt wurde.

So wenig die Jagd mit Wildbodenhunden ſich dazu eignet, von einem Manne allein betrieben zu werden [1]), ſo kommen doch in den Gegenden, wo ſie gewöhnlich iſt, Fälle vor, wo der Revierjäger zu einer Jahreszeit Haſen ſchaffen ſoll, in welcher dort auf andere Art keiner zu bekommen iſt. Ihm bleibt dann, wenn er dieſe ſchwierige Aufgabe ohne Gehülfen löſen ſoll, nichts Anderes übrig, als einen oder zwei alte, langſame Hunde zu nehmen, um mit ihnen einen Haſen aufzuſuchen und auf dem Anjagdsplatze ſeine Rückkunft zu erwarten. Nur höchſt ſelten würde ihm das Vorſpringen auf dem Wechſel etwas helfen, weil der Haſe faſt immer eher da ſein möchte als er. Hat er nur einen Gehülfen, welcher auf dem Reviere und mit der Sache ſelbſt Beſcheid weiß, ſo ſtellt dieſer ſich auf dem Hauptpaſſe vor; jener hingegen bleibt bei den Hunden und, wenn ſie zu jagen anfangen, auf dem Anjagdsplatze. Nimmt nun die Jagd unerwartete Wendungen, ſo muß nur der Vorſtehende coupiren.

Sicherer und weniger ermüdend für Jäger und Hunde iſt dieſe Jagd, wenn mehrere Schützen daran theilnehmen; aber doch kann es nicht fehlen, daß unvortheilhaftes Terrain, ungünſtige Witterung, häufige Wiedergänge und Abſprünge, und bald darauf erfolgtes Drücken des Haſen oft machen, daß die Hunde abkommen und ſtill werden. Dann eile der Jäger, welcher ſie führt, hinan, ehe ſie zu ſchwärmen anfangen, behalte ſie in Aufſicht, ſuche, mit ihnen kreiſend, die ganze Gegend genau ab, und gebe nicht eher die Hoffnung, wiederzufinden, auf, bis wirklich gar nichts mehr zu thun iſt. Ungeduld und übereiltes Weiterſuchen macht die Hunde unachtſam; öftere Vorfälle der Art verderben ſie auf immer.

§. 46. Kann man über mehrere Schützen disponiren, ſo ſtellt dieſe, ehe die Hunde gelöſt werden, ein erfahrener Mann entweder am Rande des zu bejagenden Diſtricts, auf den bekannten Wechſeln, oder innerhalb deſſelben auf den Wegen und Stegen an. Gut iſt es, wenn in dieſem Falle

1) Nach vielfältiger eigener Erfahrung füge ich bei, daß die Jagd mit Wildbodenhunden am vortheilhafteſten betrieben wird, wenn man Bracken in mäßiger Anzahl, die aber nicht alle an einander gewöhnt ſein dürfen, dazu verwendet. Hat man vier oder fünf Hunde, die an einander gewöhnt ſind, ſo werden, wenn einer von ihnen einen Haſen aufſticht und laut wird, ſogleich alle übrigen auf der nämlichen Spur beiſchlagen. Kommt nun der Haſe keinem der Schützen ſchußgerecht, was doch ſehr oft der Fall ſein kann, ſo geht ungemein viel Zeit unbenutzt verloren, ehe er wieder dahin zurückkommt, wo er angejagt wurde. Hat man aber Hunde, die ſich nicht kennen, ſo ſucht in der Regel jeder für ſich und jagt auch den von ihm aufgeſtoßenen Haſen allein. Natürlich wird dadurch die Spannung für die Schützen erhöht und es ſteht ein viel günſtigeres Jagdreſultat zu erwarten.
Anmerkung zur dritten Auflage.

einer von den Schützen den Jäger, welcher die Hunde unter Aufſicht hat, ſo lange begleitet, bis dieſe zu jagen anfangen und dann auf der Stelle, wo der Haſe rege ward, ſtehen bleibt.

Gern poſtirt man die revier- und ſachkundigſten Schützen auf die Flügel, damit dieſe, wenn der Bezirk nicht ganz umſtellt werden konnte, da ſich vorwerfen, wo ſich die Jagd hinwendet. Daß dies mit Vorſicht, andere Perſonen und ſich keiner Schußverletzung auszuſetzen, geſchehen müſſe, iſt begreiflich.

§. 47. Kein Schütze, welchem nicht beſonderer Auftrag dazu ertheilt worden, darf ſeinen ihm angewieſenen Stand eher verlaſſen, bis er abgerufen wird.

Jeder Einzelne wird wohlthun, wenn er überall um ſich her die freien Stellen im voraus erſpäht, wo er mit Sicherheit hinſchießen kann. Beim erſten Laut der Hunde muß er ſchußfertig ſein, und immer, ohne ſich viel hin und her zu bewegen, ſeine Blicke nach allen Seiten wenden; denn oft macht ſich, vorzüglich der alte Haſe, wie ſchon geſagt, oder der Fuchs raſch vorwärts und kommt einem über den Hals, wenn die Jagd noch weit entfernt zu ſein, oder eine ganz entgegengeſetzte Richtung zu nehmen ſcheint.

Geht ſie bei ihm heraus, ohne daß er einen Schuß anbringen kann, ſo benachrichtigt er den die Hunde in Aufſicht habenden Jäger davon, durch den Zuruf: Zieh nach! Hierher!

Sieht er, daß das Wild auf einen ſeiner Nachbarn zugeht, ſo ruft er ihm: Hab Acht! zu.

Verwundet er das angejagte vor den Hunden, ſo folge er ihm ſo ſchnell als möglich, um gleich bei dem Fange zu ſein, damit es von den Hunden nicht zerriſſen oder verzehrt werde. Uebrigens nehme man es mit jungen Hunden, oder bei der erſten Jagd im Jahre auch mit den alten, nicht ſo genau, ſondern gönne ihnen den Schmaus einmal; das wird ſie deſto feuriger machen.

Stürzt das gejagte Wild gleich auf den Schuß, ſo bezeichnet der Schütze dies durch den Ruf: Hohoho! todt! eilt dann hinzu, hebt es gleich auf und hält es frei in die Höhe, damit die nacheilenden Hunde ſehen, daß ſie nicht umſonſt gearbeitet haben. Liegen laſſe er es nicht, bis die gierigen Freſſer herankommen, ſonſt möchte nicht viel zu retten ſein.

Von Zeit zu Zeit einmal, aber nicht jedesmal, wird der erlegte Haſe auf der Stelle ausgeworfen und den Hunden das Geſcheide zur Belohnung preisgegeben.

§. 48. Für Männer, welchen das Gehen beſchwerlich wird, oder die keine Liebhaber vom Schießen ſind, iſt die Haſenhetze in der That eine ebenſo angenehme Unterhaltung als zuträgliche Bewegung.

Man wähle dazu vorzüglich nicht zu warme Herbſttage, bis die erſten Nachtfröſte einfallen, die Morgenſtunden, dann aber den Nachmittag, überhaupt aber Gegenden und Zeitpunkte, wo und wenn die Hunde nach §. 19 kein ſchlechtes Geläuf haben. Dann nehme man ſie an den Strick, reite dahin, wo man, der Jahreszeit nach (ſ. §. 5), Haſen zu finden hoffen darf, und ſuche einen ganzen Bezirk, wenn ſie feſtſitzen, mit dem Winde, wenn man aber bemerkt, daß ſie nicht gut halten, gegen den Wind, oder bei gutem Seitenwinde, Strich vor Strich ab.

Ueberall müſſen die Ackerſtücken nicht der Länge, ſondern der Breite nach abgeſucht, und immer Vorkehrungen getroffen werden, daß die Suche nicht gerade auf Kraut- und Kartoffelfelder, in welchem der angehetzte Haſe, wenn ſie irgend breit ſind, ſich faſt immer mit dem beſten Erfolge verbirgt, ehe die Windhunde, die ihre Naſe nie brauchen, ihn rahmen oder wegnehmen können, zugeht, und ebenſo wenig den Rainungen und harten Wegen entlang, welche er ohnedies ſobald als möglich annimmt, weil es den Hunden äußerſt ſchwer wird, ihn da einzuholen.

Gibt es in dem Reviere hin und wieder Feldhölzer, oder ſonſt in Rückſicht des Terrains kritiſche Stellen, ſo nehme man jeden einzelnen Strich davon abwärts, indem in erſtern die Hunde durch Anrennen leicht lahm werden und doch nie fangen, auf letztern aber der Haſe einen großen Vorſprung gewinnt, ehe dieſe nebſt den Reitern folgen können.

Die Hetze hat allerdings auch deshalb Annehmlichkeit, weil ſie von einem einzelnen Manne mit ebenſo gutem Erfolge als die Schießjagd betrieben wird, und weil nicht nur dann mehrere Reiter daran Antheil nehmen können, wenn man über zwei Strick Hunde, ſondern auch wenn man nur über einen disponiren kann. In jedem Falle wird gleich beim Anfange der Suche von Dem, welcher die Hunde am Stricke führt, die Schleife, mit welcher dieſer am Hetzriemen befeſtigt iſt, gelöſt, dann das Ende deſſelben einmal um die rechte Hand geſchlagen und mit dem Daumen feſtgehalten. Reiten mehrere Jagdliebhaber nur mit einem Strick Hunde auf die Hetze, ſo nimmt Derjenige, welcher denſelben führt, im Mittel der Suche ſeinen Stand, die übrigen aber ziehen ſich nach beiden Seiten gleichzählig und in gleichen Entfernungen ſo weit aus einander, daß, wenn nahe genug vor einem oder dem andern Flügelführer ein Haſe herausfährt, darauf gehetzt werden kann; haben ſie aber zwei Strick Hunde bei ſich, ſo nimmt der eine Führer den rechten, der andere den linken Flügel ein. Zwiſchen beiden vertheilen ſich die Reiter, ſodaß die Hunde von jedem Flügel den im Mittel aufgehenden Haſen einholen können.

So geht die Suche, Schritt vor Schritt reitend, fort, indem jeder Theilnehmer überall umherblickt, um keinen herausfahrenden, ſelbſt auch nicht

leicht einen im Lager ſich drückenden Haſen zu überſehen [1]). Im letztern Falle wird der benachbarte Strick auf ein verabredetes Zeichen ſo nahe als möglich herangezogen; im erſtern aber, bei nicht zu großer Entfernung des Haſen, durch den Ruf: Hetz! das Zeichen zum Löſen der Hunde gegeben.

Nie darf man mit zwei Strick Hunden zugleich anhetzen, auch nicht einmal dann, wenn der erſte den Haſen beim andern vorbeibrächte, zu Hülfe hetzen, wenn man die Hunde nicht läſſig machen will.

Uebrigens bleibt es bei allen §. 19 und 20 gegebenen Vorſchriften; nur in Rückſicht der Diſtanz, auf welche mit Hunden, die im zweiten oder dritten Felde ſtehen, d. h. ſchon eine oder zwei Hetzzeiten mitgelaufen haben, angehetzt werden kann, laſſen ſich gewiſſe Regeln nicht angeben. Bekanntſchaft mit der Schnelligkeit der Hunde, genaue Achtſamkeit aufs Terrain und aufs Geläuf und Uebung müſſen den Maßſtab liefern.

Zu ſcharfes Reiten im Moment des Anhetzens taugt bei gutem Geläuf und auf ganz freiem Felde nie etwas, theils weil ſich ſonſt auch alte Hunde in der Folge zu ſehr auf Hülfe verlaſſen, theils weil, wie ſchon geſagt, das Gepolter der Pferde den Haſen flüchtiger macht.

Nimmt dieſer aber einen Weg oder eine Rainung an, oder hätte es den Anſchein, als könnte er ein benachbartes Krautfeld oder Gehölz erreichen, dann wende man Alles an, was eigene Kraft und Schnelligkeit des Pferdes vermögen, um ihm zuvorzukommen und nöthigenfalls durch Peitſchenhiebe ſeinem Laufe eine andere Richtung zu geben. Vorzüglich muß, wenn mehrere Reiter beiſammen ſind, der, welcher am wenigſten entfernt iſt, ſein Möglichſtes thun, von den übrigen aber unterſtützt werden; denn das Abkürzen der Hetze trägt viel zur längern Erhaltung der Hunde bei.

Man hüte ſich, die Hunde je aus dem Geſicht zu verlieren, beſonders wenn eine Fehlhetze zu befürchten wäre; denn nimmt man ſie da nicht ſo ſchnell als möglich an den Strick, ſo fangen ſie an, herumzuſchwärmen, finden wol gar einen friſchen Haſen, ver- oder überhetzen ſich durch zu große Anſtrengung ſelbſt, oder werfen ſich, wenn ſie Gelegenheit finden, ins Waſſer und verſchlagen.

Mehr als vier Haſen ſoll man in der Regel an einem Tage ſelbſt mit den geübteſten Hunden nicht hetzen; man müßte denn etwa zwei junge gefangen haben, die ihnen nichts zu thun gemacht hätten, dann kann der fünfte allenfalls noch mitgenommen werden.

---

1) Vom Pferde ſieht man allerdings den Haſen im Lager leichter als zu Fuß; doch gehört auch hier ein geübtes Auge dazu, um ihn an der Auszeichnung der Wollenfarbe von den ihn umgebenden Gegenſtänden zu unterſcheiden. So viele Jäger ich nun auch gekannt habe, welche hierin eine eigene, ganz außerordentliche Fertigkeit ſich erworben hatten, ſo fand ich doch unter allen keinen, der die ſo vielfältig nachgebetete Sage, „als könne man am frühen Morgen den Ort, wo er ſitzt, an einem von da aufſteigenden Dunſtwölkchen erkennen“, zu beſtätigen im Stande geweſen wäre.

Gingen hingegen etwa die erſten drei Hetzen oder zwei davon weit fort, ſo begnüge man ſich mit dieſer Zahl. Noch nothwendiger iſt dies, wenn man, nachdem die zweite eine Fehlhetze war, den dritten Haſen gefangen hat. Entkäme aber ja der letzte, ſo ſuche man auf jeden Fall weiter, hetze nur ſehr nahe und in vorzüglich gutem Geläuf; beſchließe alſo nie die Jagd mit einer Fehlhetze, weil ſonſt die Hunde gar leicht das Zutrauen zu ſich ſelbſt verlieren.

Das Verhetzen der Hunde kann, unter Befolgung der in dieſem und in §. 19 vorgeſchlagenen Maßregeln, eigentlich nie ſtattfinden. Ereignete ſich aber durch Verſehen ein ſolcher Fall, ſo iſt es zwar immer ſchwer, aber nicht unmöglich, den Fehler wieder gut zu machen, indem man jeden einzelnen verwahrloſten Hund zu einem Strick guter Hunde bringt, auch mit dieſen recht kurz und wo möglich junge Haſen anhetzt. Bringt man es nur erſt dahin, daß jeder einmal beim Fange war, ſo kann man ſie wieder allein brauchen, muß aber in der erſten Zeit doppelt vorſichtig ſein, und jede ſtarke Ermüdung und Fehlhetze zu vermeiden ſuchen.

Auch im Winter können die Hunde zuweilen geübt werden, wenn der gefallene Schnee noch weich iſt; liegt er aber ſo tief, daß die Haſen Noth leiden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß dies unterbleiben muß. Aasjägerei würde man es mit v. Wildungen zu nennen berechtigt ſein, wenn Eigennutz Herrn oder Diener dazu in letzterwähntem Falle verleiten könnte.

§. 49. Zuweilen wenden Windhundbeſitzer ſelbige auch zum Beſetzen der wichtigſten Päſſe an, welche Haſen und Füchſe bei Holztreiben oder bei der Jagd mit Wildbodenhunden annehmen könnten. Alles was hierbei etwa beſonders zu beobachten iſt, beſteht im Anſtellen der Hunde mit dem Hatzmanne dicht am Holze und in dem Abwarten des richtigen Zeitpunktes zum Anhetzen. Mit letzterm übereile man ſich nicht, ſondern laſſe das Wild ſo weit aufs Freie heraus, daß es ſo leicht nicht umkehren kann, ohne vor Wiedererreichung des Gehölzes gefangen zu werden. Das Hetzen auf Rehe iſt revierverderblich und jedenfalls unwaidmänniſch.

§. 50. Immer iſt ein Retter beim Strick ſehr ſchätzbar, beſonders aber für einen bejahrten Liebhaber der Hetze, weil er ſich weder beim Reiten noch beim Abſteigen zu übereilen braucht.

Der Solofänger ſteht in großer Achtung, wird ſehr gut bezahlt, und, wie der Retter, vom Sachverſtändigen vorzüglich geſchont, und das mit Recht, da einer ſo ſelten wie der andere iſt, und beide nicht abgerichtet werden können, ſondern ihre Virtuoſität von der Natur erhalten oder von ihren Ahnen geerbt haben müſſen.

Bedenkt man nun noch dazu, wie ſehr ſich beſonders der Solofänger

anſtrengen muß, wenn er allein einen alten Haſen fangen ſoll, ſo wird man leicht einſehen, daß er um ſo vorſichtiger zu behandeln iſt, je leichter er außerdem ruinirt werden kann. Dies zur Warnung für ſogenannte Liebhaber! Jetzt einige Worte über die Behandlung deſſelben. Findet man einen jungen Hund unter dem Stricke, welcher ſich durch vorzügliche Schnelligkeit im Laufen und Fangen auszeichnet, ſo nehme man ihn an einem der nächſtfolgenden Tage allein, reite mit ihm an einen Ort, wo das Geläuf vorzüglich gut iſt, hetze anfänglich nur auf junge Haſen und ganz nahe, an den nächſtfolgenden Hetztagen aber immer weiter, bis auf 80 Schritte, an. Endlich mache man auch den Verſuch, den Hund etwa in der Entfernung von 40 Schritten auf einen alten Rammler zu löſen. Mehr als zwei Haſen, höchſtens, wenn ein junger dabei iſt, drei, dürfen an einem Tage mit dem beſten Solofänger nicht gehetzt werden.

Nur ſelten und höchſtens dann, wenn ein oder ein paar mal fehlgehetzt worden iſt, vereinige man ihn im Strick mit andern guten und raſchen Hunden, aber ja nicht auf lange Zeit.

§. 51. Die nicht ungewöhnliche Art, die Hunde frei neben dem Pferde herlaufen zu laſſen, wenn man auf die Hetze reitet, kann ich nicht billigen; denn es gehört gewiß höchſt ſeltene Folgſamkeit dazu, wenn ſie nicht unaufhaltſam jedem herausfahrenden Haſen, ſobald ſie ihn äugen, folgen ſollen. Natürlich werden auf dieſe Art ſelbſt die beſten ebenſo leicht verhetzt als überhetzt.

Ferner verzärtle man die einmal eingehetzten nicht durch zu ſorgfältiges Aufſuchen des beſten Geläufs, verderbe ſie jedoch auch nicht muthwillig beim ganz ſchlechten, bringe ſie aber oft auf verſchiedenen Boden und in fremde Reviere.

Endlich probire man Windhunde, die man kaufen will, jedesmal auf dem Reviere, wo ſie an das Geläuf gewöhnt ſind, und laſſe ſich nicht irre machen, wenn ſie auf fremdem Boden in den erſten acht Tagen weniger leiſten.

Auch beurtheile man gute Hunde darum nicht falſch, wenn ſie im Spätherbſte weniger ſchnell fangen, als im September. Daran iſt meiſtentheils die durch reichliche Aeſung der üppig aufſproſſenden Winterſaat zunehmende Schnelligkeit des Haſen, vorzüglich des Rammlers, und unter dieſen wieder deſſen, welcher im vollen Rennen oft mit dem einen Hinterlaufe ausſchnellt, und deshalb an manchen Orten Dreiläufer genannt wird, ſchuld.

Nur das iſt ein unfehlbares Zeichen von ſchlechten Hunden, wenn ſie nicht bis zum Rahmen dicht beiſammen bleiben, ſich vielmehr gleich beim Anhetzen theilen und vorgreifen. Alte entkräftete nehmen faſt durchgängig dieſe üble Gewohnheit an.

§. 52. Beiläufig will ich erwähnen, daß man mit engliſchen oder

franzöſiſchen Jagdhunden auch Haſen parforcejagen kann. Nur Liebhaberei und ein tüchtig geſpickter Beutel kann einen ſolchen Aufwand um eines ſo geringen Gegenſtandes willen einigermaßen entſchuldigen.

Der glückliche Ausgang dieſer Jagd hängt übrigens davon ab, daß 1) nur wenige Haſen da, wo ſie ausgeübt werden ſoll, vorhanden ſind; 2) daß die Hunde gut eingejagt und folgſam ſind, auch die Fährte des Haſen, auf welchen ſie angelegt wurden, ſelbſt dann nicht verlaſſen, wenn ein anderer herausfährt; 3) daß das Terrain zur Parforcejagd geeignet iſt. Auf keinen Fall würden ſich Holzreviere dazu ſchicken; auch iſt mir kein Beiſpiel bekannt, daß in ſolchen ein Verſuch gemacht worden ſei, ſondern immer hat man große Feldpläne oder höchſtens Heidegegenden gewählt. In letztern mußte man ſchon nicht ſelten mit unbeſiegbaren Schwierigkeiten kämpfen. Endlich 4) müſſen die Jäger tüchtige Pferde haben [1]) und brav reiten; denn einer von ihnen muß den angelegten Haſen unabläſſig im Auge behalten, weil er, zu Anfang der Jagd wenigſtens, von andern nicht zu unterſcheiden iſt.

Uebrigens iſt vieles von dem, was bei der Hirſchparforcejagd, und vorzüglich das, was dort über die Behandlung der Hunde geſagt worden iſt, auch bei der auf Haſen anwendbar, der Gegenſtand überhaupt aber zu geringfügig, um länger dabei zu verweilen.

§. 53. Für ſehr rüſtige und beherzte Reiter hat das ſogenannte Haſen-Bugſiren vielen Reiz. Zu dem Ende begeben ſich ihrer zwei oder mehrere, die auf jeden Fall mit vortrefflichen Pferden verſehen ſein müſſen, auf eine große, ganz freie Feldmarkung, theilen ſich da in gleichen Entfernungen aus und ſuchen ſo lange ſtrichweiſe ab, bis ein Haſe herausfährt. Während einer von den Reitern ihm unabläſſig folgt, ſuchen ſich die übrigen ſo vorzuwerfen, daß der Haſe bei jeder veränderten Richtung ſeines Laufes von einem coupirt werden kann.

Anfänglich muß er nicht zu ſcharf angeritten, ſondern unabläſſig nur in der Entfernung beobachtet und am Ruhen verhindert werden. Bemerkt man nach fünf bis acht Minuten, daß er Verſuche ſich zu drücken macht, dann laſſe der Reiter, welcher ihm zunächſt iſt, raſch ſein Pferd hinanlaufen, und verfolge ihn, von den übrigen durch unausgeſetztes Coupiren unterſtützt, ſo lange, bis er nicht mehr fort kann. Will er nun nach einem tüchtigen Choc im Freien ſich drücken, ſo geſtatte man ihm das und umreite ihn, während einer etwa fünf Minuten dauernden Pauſe, im Schritt. Beim

1) Da der Boden in ſolchen Gegenden, wie die unter 3) zuletzt bezeichneten, bei naſſem Wetter, oder immer ſehr weich und ſenkig, auch deshalb meiſtentheils mit vielen und breiten Graben durchſchnitten iſt, ſo verſagen deutſche und polniſche Pferde oft den Dienſt, weshalb die engliſchen oder von engliſcher Race gefallenen den Vorzug haben und faſt unentbehrlich ſind. Bei andern Parforcejagden iſt der Fall umgekehrt.

wiederholten Verſuche, ihn herauszujagen, wird man finden, daß er total verſchlagen hat und mit der Hand gegriffen werden kann.

Daß während der ganzen Jagd alles Mögliche angewendet werden muß, ihn von ſolchen Orten abzuhalten, wo er ſich dem Blicke der Reiter entziehen könnte, verſteht ſich von ſelbſt.

§. 54. Jeder von Hunden oder im Netz gefangene, oder mit Gewehr erlegte, nicht verendete Haſe wird bei den Hinterläufen aufgehoben, und, indem man ihm mit der hohlen Hand einen kräftigen Schlag hinter die Löffel gibt, genickt [1]). Unwaidmänniſch iſt das Gegenſchlagen gegen einen Baum oder Stein.

Beim Auswerfen oder Auswaiden ſchärft man, nachdem die Keulen, während der Haſe auf dem Rücken liegt, ſcharf aus einander gedrückt worden, vom Waideloche über das Schloß herein eine ſo große Oeffnung bis aufs Geſcheide durch, daß zwiſchen dieſem und der Bedeckung deſſelben am Unterleibe die flache Hand bis an das Zwerchfell hinaufgeſchoben und dort der Schlund mit dem Zeige- und Mittelfinger zuſammengedrückt werden kann. Dann faßt man mit unterwärts gekrümmter Hand das ganze Geſcheide, zieht es nach dem Schloſſe zu heraus, jedoch ſo vorſichtig, daß der Maſtdarm, welcher zuletzt dicht am Waideloche auszulöſen iſt, nicht abgeriſſen wird.

Wo die Lunze dem Jäger nicht zufällt, bleibt ſie unberührt und gehört zum Haſenklein.

Im Winter kann der Haſe ſo lange unausgewaidet bleiben, bis er geſtreift werden ſoll. Viele ſind der Meinung, der Braten ſei dann zarter und von beſſerm Geſchmack; auch ſehen es die Wildbretshändler lieber, wenn ſie den Haſen unausgeworfen bekommen.

Bei warmem Wetter kann indeſſen weder auf jene Liebhaberei, noch auf den Wunſch der letztern von Seiten des Jägers Rückſicht genommen werden, inſofern er nicht an demſelben Tage abliefern kann.

Das Streifen und die fernere Behandlung des Haſen, bis er auf den Tiſch kommt, iſt Küchenſache.

---

1) So ſchrieb es die alte Jägerregel vor. Neuere Erfahrungen haben gelehrt, daß das Verenden leichter und ſchneller erfolgt, wenn man mit dem Daumen und Zeigefinger die Lungen unterhalb der Blattſchaufeln kräftig zuſammendrückt, worauf Erſtickung ſogleich erfolgt und wodurch das erbärmliche Klagen des Haſen beſeitigt wird.

Zweites Capitel.

Das Kaninchen.

Lepus Cuniculus *L.* [1]).

§. 1. Alle beim Haſen angeführte waidmänniſche Ausdrücke werden auch von den Kaninchen gebraucht. Doch iſt hier noch zu bemerken, daß bei dieſen der Rammler auch zuweilen Bock genannt wird. Eigentlich ſollte letzterer Ausdruck nur von zahmen, nie von wilden Kaninchen gebraucht werden.

Ihr unterirdiſcher Aufenthaltsort heißt Bau, jeder einzelne Ausgang Röhre. Dieſe wird von ihnen ausgeführt, indem ſie vermittelſt der Vorderläufe ſich ſcharrend in den Boden hineinarbeiten und die Erde mit den Hinterläufen zurück- und herauswerfen.

§. 2. Das Kaninchen iſt ſonſt auch unter den Namen Kanickel, Karnickel, Küllen, Küniglein, Küniglhaſe, Kunigl, Kunele, Kunlein, Lulle, Murkchen, Rabbet, Lapina bekannt. Das Junge wird von einigen alten Schriftſtellern Lamprete genannt [2]).

Wegen der Aehnlichkeit in der Geſtalt und wegen der Gleichheit im innern Bau wird es von allen Naturforſchern als eigene Art zur Gattung Haſe gezählt.

§. 3. Die Kaninchen ſtammen aus dem ſüdlichen Europa, und zwar urſprünglich aus Spanien und Alt Griechenland, von dort aus ſind ſie zuerſt nach Frankreich und Italien und dann nach Deutſchland und England verpflanzt worden.

In kalten Ländern, z. B. in Schweden und andern noch nördlicher gelegenen, gedeihen ſie im Freien nicht; hingegen findet man ſie in mehreren Gegenden von Aſien und Afrika. Auch in den ſüdlichen Theilen von Amerika, wohin ſie durch Europäer erſt gebracht wurden, haben ſie ſich außerordentlich vermehrt.

§. 4. Die Farbe des gemeinen, wilden Kaninchens erſcheint bei flüchtiger Anſicht ſchwarz und gelbbräunlich melirt, nur am Unterleibe weißgrau; bei genauerer Unterſuchung aber fand ich die einzelnen Theile des Körpers der folgenden Beſchreibung gemäß gezeichnet und geſtaltet.

Die Löffel ſind mit ſehr kurzem Haar beſetzt, welches am auswendigen Rande, wie auf der ganzen innern Seite derſelben, weißgraulich

1) v. Wildungen, Neujahrsgeſchenk v. J. 1799. Bechſtein, Handbuch d. Jagdwiſſenſchaft, Th. I. Bd. I. Cap. 10.

2) Soll vielleicht Lamprette heißen und wäre ſo ein Diminutiv mit franzöſiſcher Endung von Lampe (Haſe); beſſer dann freilich und rein deutſch: Lämpchen.

gefärbt ist. Auf der auswendigen verbreitet sich $^3/_4$″ von der Spitze herab ein schwarzbrauner Flecken, welcher nach dem auswärts gekehrten Rande in einem schmälern gelbbraunen, mit Schwarz gestichelten, nach dem einwärts stehenden aber in einem aschgrauen breitern Streifen verläuft. Mit dem eben gedachten Streifen ist der ganze übrige Theil der Löffel bis zur Wurzel herab belegt. Der ganze Körper ist auf dem Grunde des Balges mit dunkelgrauer Wolle besetzt, aus welcher auf der Stirn dichtstehendes, an der Wurzel schwarzes, an der Spitze aber dunkelfalbes Haar hervorgeht, sodaß die Oberfläche schwarzgelb erscheint.

Bei alten Kaninchen sind die Seher mit einem gelblichen, bei jungen mit einem weißlichen Rande umgeben. Aus diesem zieht sich ein gleichgefärbter schmaler Streifen bis zu den Löffeln hinauf und bis zu dem theils aus schwarzen, theils aus grauen, 2 bis $2^1/_2$″ langen Haaren bestehenden Schnurrbarte herab. Die wie am Hasen geformten Lefzen, ingleichen die untern Kinnbacken und die Kehle sind weißgrau behaart. Der Augenstern ist schwarz.

Zwischen den Löffeln fängt ein rosiröthlicher, fingerbreiter Streif an, welcher über den ganzen Hals herabgeht und zwischen den Schultern in einem ebenso gefärbten, $1^1/_2$″ breiten, 2″ langen Flecken endigt. An beiden Seiten dieses Streifs ist das Genick mit gelbweißlicher und fahler Wolle besetzt. Von den Schultern an verbreitet sich über den ganzen Rücken bis auf die Keulen in gleicher Mischung rostgelbes und schwarzes Haar, welches an den hintern Theilen der letztern eine blaßgraue Farbe annimmt. Die Blume ist auf der obern Seite bis zur weißen Spitze schwarz, nur falb geändert, unten ganz weiß. Die Seiten des Halses, die Blätter, die Seiten, Dünnungen und die auswärts gekehrten Theile der Keulen erscheinen oberwärts dunkler, unterwärts heller gelbfahl; die äußern und vordern Seiten der Läufe rosiröthlich. Die Brust ist dunkel-semmelfarbig, wenig mit Hellweißgrau gemischt; der Unterleib und die einwärts gekehrte Seite der Läufe bis zum Knie herab weiß, hin und wieder in Grau schillernd.

Die Nägel an den Zehen sind weiß, scharf und lang.

Bei alten Kaninchen stellen sich alle Farben lebhafter und dunkler dar als an jungen [1]).

---

1) Des Verfassers eigentlichem Zwecke gemäß konnte oben nur vom inländischen, wilden Kaninchen die Rede sein; doch möge der bei uns bekannten und also merkwürdigsten Varietäten hier Erwähnung geschehen. Nämlich:

1. das Hauskaninchen. Viele dieser Art behalten die Farbe der wilden; sonst gibt es weiße, graue, schwarze, braun und weiß, gelb und weiß, schwarz und weiß gefleckte und dergl. mehr, und zwar will man behaupten, daß die Flecken nach Belieben hervorzubringen wären, wenn man die Wände des Kaninchenstalls mit Flecken von der Farbe häufig bemalte, welche man an der künftigen Generation zu sehen wünscht. An den weißen ist der Augenstern lackroth und mit einem weißlichen, lackfarbig schattirten Streife umgeben.

Die Schwere eines völlig ausgewachſenen beträgt 4 bis 5 Pfund, die Höhe 6 bis 7″, die Länge des Körpers 15 bis 18″, die der Blume 2″, die der Löffel 2½″. Immer iſt der Rammler ſtärker als das Weibchen. Die verhältnißmäßig geringere Länge der Löffel und der Hinterläufe iſt die einzige Abweichung, welche man bei dem Vergleich der äußern Geſtalt des Kaninchens mit der des gemeinen Haſen bemerkt; im Innern findet gar keine ſtatt.

Es bewegt ſich ganz wie jener. Obgleich es aber nicht ſo ſehr überbaut iſt als er, ſo übertrifft es ihn doch, aber nur im erſten Moment, an Schnelligkeit, immer an Gewandtheit. Letztere beweiſt es beſonders bei dem ihm noch mehr eigenen Hakenſchlagen oft zum nicht geringen Verdruß des nicht ganz geübten Schützen; erſtere hingegen vermindert ſich bald und zwar ſo ſehr, daß ein irgend raſcher Hühnerhund auf freiem Felde ein geſundes einzuholen im Stande iſt, wenn es in einer Entfernung von 2 bis 300 Schritten keine Gelegenheit ſich zu verbergen findet.

Die Sinne des Aeugens, Vernehmens und des Witterns ſind bei ihm äußerſt ſcharf und fein organiſirt.

Es iſt ungleich verſchmitzter und ſchlauer als der Haſe. Schon durch die Schwierigkeit, ſelbiges auf der Weide zu beſchleichen, beweiſt ſich dies; mehr noch durch die geſchickte Anwendung der Fähigkeit, unterirdiſche Baue auszuführen und durch das ſchnelle Zurückeilen in dieſe wenigſtens für den Augenblick ſichern Schutzorte, ſobald die Annäherung eines Feindes es nöthig macht.

Andere von ſeiner Lebensweiſe hergenommene Gründe geben ihm noch weſentlichere Vorzüge vor jenem. Ich rechne hierher den Hang zur Geſelligkeit und zur Verträglichkeit mit ſeinesgleichen; die größere und treuere Anhänglichkeit, welche die Gatten gegen ſich und ihre Kinder beweiſen, ungeachtet die Natur ihnen nicht weniger heftige Geſchlechtstriebe als dem Haſen zu Theil werden ließ; die Achtung, welche überhaupt die Jugend dem Alter, vorzüglich aber die ganze Familie dem Stammvater beweiſt, und endlich den Inſtinct, man möchte faſt ſagen, die Bedachtſamkeit, bei anſcheinender

---

2. Der ſogenannte Seidenhaſe, auch das angoriſche oder engliſche Kaninchen genannt. Es gibt graue, weiße und rothe. Man hält auf ſie vorzüglich, weil das ihnen monatlich abgekämmte ſchöne und weiche, 2 bis 3″ lange Haar zu Winterweſten, Strümpfen, Haubſchuhen u. dergl. gut zu verarbeiten iſt. Alle dieſe Sachen halten ſehr warm, dären aber ſtark ab. Stiebt Dem, der ſie trägt, von dem Haar etwas ins Auge, ſo wird dadurch oft eine örtliche Entzündung verurſacht. Die beſte Anleitung zur Behandlung dieſer Thierchen gibt Mey in ſeiner Anweiſung zur Zucht derſelben.

Beide genannten Varietäten werden in unſern Gegenden im Winter nur im Stalle, im Sommer aber durch eine 4′ über und 1 bis 2′ unter der Erde ſtehende Mauer auf einen gewiſſen Bezirk im Freien eingeſchränkt, gezogen und unterhalten. Da man ihnen gewöhnlich hölzerne oder ſteinerne Röhren macht, ſo geben ſie ſich die Mühe nicht, Baue anzulegen. Friſcher Sand darf in ihrem Behältniß nicht fehlen. Ihre Aeſung iſt die der wilden.

Gefahr nicht nur auf individuelle Rettung Rückſicht zu nehmen, ſondern auch durch beſtimmte Warnungszeichen andere Glieder der kleinen Colonie davon zu benachrichtigen.

Den hellpfeifenden Laut des Kaninchens hört man nur als Klage, wenn es keine Möglichkeit zu entrinnen ſieht, oder Schmerzen empfindet.

Sein Alter bringt es nicht leicht über ſieben Jahre.

§. 5. Im Monat Februar oder März fangen die Kaninchen zu rammeln an.

So wahr es iſt, daß beide Geſchlechter, obgleich ſie ebenſo heftige Begattungstriebe zu empfinden ſcheinen als die Haſen, weit weniger veränderlich in ihren Neigungen ſind als jene, ſo kann doch die Behauptung, daß der Rammler ſich auf immer mit einem Weibchen paare, als erwieſen nicht angenommen werden. Das iſt indeſſen ausgemacht, daß er, ſolange das Weibchen bei ihm bleiben will und kann, nicht von der Seite deſſelben weicht, ihm auch oft Zärtlichkeitsbeweiſe gibt; aber nie iſt er ſo zudringlich, ihm folgen zu wollen, wenn es ſich von ihm zurückzieht. Möchte doch mancher Mann an dieſen Aeußerungen der Beſcheidenheit und des ehelichen Zutrauens ein Beiſpiel nehmen, und nur in dem Falle dies kleine unvernünftige Weſen übertreffen, daß er in der Zeit des Entbehrens ſüßer Genüſſe, während welcher dieſes nicht immer ſtandhaft treu ſein kann, über ſeine Leidenſchaften Herr zu bleiben ſich ernſtlich bemühte!

Beim Begattungsacte ſelbſt ſtreckt das Weibchen alle vier Läufe lang aus und läßt zuweilen einen leiſen Laut hören, der ſicher mehr Folge des Entzückens als des Schmerzes iſt; denn, beißt ihm auch der Rammler dabei ins Genick, ſo geſchieht dies doch mit weit mehr Discretion als bei andern Thieren.

Selbſt während der Tragzeit (Schwangerſchaft) iſt das Weibchen geneigt zur Begattung, auch ſogleich, nachdem es geſetzt hat, fähig zur Befruchtung. Dennoch hat man kein Beiſpiel von Ueberfruchtung, obgleich es, wie die Häſin, eine doppelte Gebärmutter hat.

Es geht, wie die Häſin, 30 bis 31 Tage tragend und ſetzt bis zum October faſt alle fünf Wochen vier, ſechs bis zwölf, einige Tage, was bei allen unſern Nagethieren (mit Ausnahme des gemeinen Haſen) der Fall iſt, blind liegende Junge in einer beſondern, mit ſeiner Bauchwolle reichlich ausgefütterten Kammer, d. i. Aushöhlung, welche im tiefſten Hintergrunde einer von den vielen ſich durchkreuzenden Röhren eines Hauptbaues befindlich iſt. Selten kommen die Jungen früher zum Vorſchein, als bis die Mutter ſie zu ſäugen aufhört, und dies pflegt nicht eher zu geſchehen, als dann, wenn ſie wieder ſetzen will. Bis dahin bleibt ſie zwar nicht immer bei ihnen, rückt vielmehr täglich zu wiederholten malen, nachdem ſie

den Ausgang der Röhre mit Erde verſtopft und dieſe beuäſſet (d. h. mit ihrem Harn befeuchtet) hat, auf die Aeſung, welche ſie dann ſehr eilig annimmt. Bei dieſer Gelegenheit ſucht ſie den harrenden Gatten auf, um mit ihm, wenn auch nur auf kurze Zeit, ſüßer Vertraulichkeit zu pflegen. Bald aber kehrt ſie zu den frühern Pfändern derſelben zurück, und erfüllt, mit Aufopferung alles geſelligen Vergnügens, ihre Mutterpflichten treulich. Selbſt dem Gatten wird der Zugang zu den kürzlich geſetzten Jungen nicht geſtattet, weil wahrſcheinlich die ſorgſame Mutter ſchon öfter die Erfahrung gemacht hat, daß er ihnen, ſei es in einem Anfall von verliebter Raſerei, oder aus übertriebener Zärtlichkeit, das Leben zu rauben fähig iſt. Bosheit treibt ihn dazu gewiß nicht an; denn erblickt er ſeine Kinder zum erſten male im Freien, ſo empfängt er ſie mit Aeußerungen echter Zärtlichkeit, nimmt ſie zwiſchen die Pfoten, ſtreichelt ſie freundlich, leckt ihnen die Seher und theilt mit der Mutter die Bemühung, ſie ſchickliche Aeſungsmittel ſuchen zu lehren.

Bei der dieſen Thieren eigenen, ſo überſchwenglichen Fruchtbarkeit und bei der glücklichen Verborgenheit, in welcher Alt und Jung vor vielen ſeiner Feinde, am Tage wenigſtens, meiſtentheils lebt, kann es nicht fehlen, daß eine anfänglich ganz geringzählige Colonie in kurzer Zeit ſich ungeheuer vermehrt [1]), um ſo mehr, da die Jungen in warmen Ländern im fünften, in kältern aber im achten Monate ihres Lebens ſchon zeugungsfähig ſind [2]).

Im zwölften Monate erreichen ſie ihr volles Wachsthum. Sonderbar iſt es, daß, trotz der Uebereinſtimmung mehrerer äußern und aller innern Theile, nie eine fruchtbare Vermiſchung zwiſchen Haſen und Kaninchen ſtattfindet. Selbſt ganz junge beider Arten, mit einander zahm erzogen, wurden deſto bitterere Feinde, je mehr ſie heranwuchſen. Bei der außerordentlichen Geilheit dieſer Thierchen ließen es zwar, wenn Kaninchenrammler mit Häſinnen, oder umgekehrt, Haſenrammler mit Kaninchenweibchen zuſammengeſperrt wurden, erſtere an häufigen Verſuchen, letztere zu ihrem Willen zu zwingen, nicht fehlen; aber entweder büßte unter dieſen Umſtänden das Weibchen durch die beſtändige Anſtrengung, ſich den Zudringlichkeiten des Männchens anderer Art zu widerſetzen, das Leben ein, oder letzteres ging durch den immer gereizten, nie befriedigten Begattungstrieb verloren [3]).

---

1) Plinius (Nat. hist., cap. LV, §. 81. 218) erzählt, daß die Menge der Kaninchen auf den jetzt zu Spanien gehörenden Baleariſchen Inſeln ſo groß war, daß die Bewohner bei Kaiſer Auguſtus um militäriſche Hülfe gegen dieſe Thiere flehten. Anmerkung zur dritten Auflage.

2) Pennant hat ſich die Mühe gegeben zu berechnen, daß von einem Paar in vier Jahren 1,274,840 Stück entſtehen können, wenn man annimmt, daß jedes Weibchen in einem Jahre ſieben mal ſetzt und im Durchſchnitte bei jedem Satze acht Junge bringt.

3) Im dritten Theile von Martini's Ueberſetzung des Büffon, S. 187, Anm. 4, wird geſagt, daß aus der Vermiſchung eines zahmen Kaninchens mit einer Katze drei Junge entſtanden wären, deren eines einer gewöhnlichen Katze, zwei hingegen (Männchen und Weibchen) am Vordertheile der Katze, hinten dem Kaninchen geglichen, daß ſie aber ſämmtlich den zwölften Tag nicht überlebt hätten.

Brachte man einen Hasenrammler und einen Kaninchenbock zu einem Weibchen einer oder der andern Art, so büßte gewöhnlich der erstere im Kampfe für seine wahren oder eingebildeten Gattenrechte das Leben ein.

§. 6. Vorzüglich gern wählt diese Wildart zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte Gegenden, wo sandiger oder doch mit Sand vermischter Boden das Ausführen der Baue erleichtert, und wo Anhöhen mit Vertiefungen abwechseln; doch kommt sie auch auf ganz flachem Boden, ja selbst an felsigen Berghängen fort, wenn diese entweder mit einer nur mäßigen Erdschicht belegt sind, welche die Anlage unterirdischer Wohnungen begünstigt, oder Ritzen darbieten, welche Zufluchtsorte gewähren.

In der Nachbarschaft fließender Gewässer sind die Kaninchen schlau genug, zur Anlage der Baue so hoch über der Wasserfläche erhabene Orte zu wählen, daß sie beim stärksten Anschwellen vor dem Eindringen der Nässe sicher bleiben. Auch wird man ihre Wohnungen immer nur in solchen Gegenden finden, wo sie zu keiner Jahreszeit Weide und Aesung weit suchen müssen.

Nie, oder nur selten wohnen sie tief in den Wäldern, desto lieber aber in Vorhölzern, oder in Gegenden, die mit Strauchwerk, vorzüglich mit Wachholdergestrüppe besetzt sind; doch verschmähen sie auch die nacktesten nicht, nur muß es an Gelegenheit, hinlänglich schützende Baue auszuführen, nicht fehlen.

Je starkzähliger eine Kaninchencolonie ist oder wird, desto mehr vergrößert sie durch gemeinschaftlichen Fleiß die schon vorhandenen Baue, oder legt neue an, und verbreitet sich weit und schnell.

Am Ende der verschiedenen Röhren nimmt jedes erwachsene Individuum, vorzüglich jedes tragende Weibchen, seine besondere Kammer ausschließlich in Besitz.

Durch das häufige Ein- und Auskriechen werden die Hauptröhren am Ausgange immer mehr erweitert, und so gleichfalls, obgleich in geringerm Maße, die Fluchtröhren; sämmtlich aber verengern sie sich in der Gegend der Kammern so sehr, daß nur die kleinsten und schmächtigsten ihrer zahllosen Feinde bis dahin einzudringen vermögen. Einem der gefährlichsten, dem Fuchse, ist wenigstens insofern der Zugang gesperrt, daß es dem schwachen, schüchternen Völkchen nie an Zeit gebrechen kann, durch einen andern Ausgang zu entwischen, wenn er sich die Mühe nehmen will, nachzuarbeiten.

In holzleeren Gegenden bringen sie den Tag fast immer im Baue hin,

---

Auch sollten Kaninchenböcke sich öfters mit Hühnern begattet und diese so sehr geliebt haben, daß sie nicht nur neben ihnen geschlafen, sondern ihnen auch anderwärts geraubtes Brot zugetragen hätten. Wenigstens als Märchen verdienen diese Geschichtchen ihre Stelle!

einzelne Fälle ungerechnet; denn zuweilen findet man doch auch da eins im Wieſengraſe, unter Getreideſchwaden und in Sömmerungsfeldern unfern ihrer eigentlichen Wohnung. Iſt dieſe aber mit Buſchwerk umgeben und werden ſie hier nicht zu oft beunruhigt, ſo pflegen ſie bei hellem, freundlichem Wetter, ſelbſt im Winter, nicht zu Baue zu gehen, ſondern drücken ſich unter den dickſten Sträuchern und ſitzen da ſehr feſt; bei ſtürmiſcher, trüber, regnigter Witterung ſuchen ſie auch hier im Baue Schutz.

Aus der Verborgenheit rücken ſie gemeiniglich, ſobald der Abendſtern erſcheint, im Sommer oft noch früher, auf die Aeſung, zeigen aber auch da mehr Sorgfalt für ihre Sicherheit als der Haſe; denn ehe ſie ſich vom Baue entfernen, blicken ſie, dicht vor der Röhre ſitzend, ſpähend umher [1]), fliehen beim geringſten Anſchein von Gefahr, nachdem ſie ihre Kameraden durch ſtarkes Aufſchlagen mit den Hinterläufen davon benachrichtigt haben, pfeilſchnell in ſolche zurück, und hüpfen, wenn ſie keine fürchten zu müſſen glauben, erſt gemächlich vorwärts. Mit gleicher Behutſamkeit gehen ſie auch zu Werke, ehe ſie das Holz verlaſſen, und nicht leicht bleibt irgend etwas von ihnen unbemerkt.

Von innern, bürgerlichen Fehden, von Bruder- oder Gattenzwiſt wiſſen die Glieder dieſer volkreichen Republik nichts, in welcher Achtung gegen das Alter, beſonders in einzelnen Familien gegen den Stammvater, zum Grundgeſetz erhoben zu ſein ſcheint.

Im Knabenalter trieb ich ſelbſt eine ſogenannte kleine Oekonomie mit Hauskaninchen, und mit Vergnügen erinnere ich mich noch heute, daß ich das Meiſte von dem beſtätigt gefunden habe, was in Martini's Ueberſetzung des Büffon, Th. 3, S. 193 fg., nach der Angabe eines Hrn. La Chapt du Moutier, ungefähr mit folgenden Worten erzählt wird:

„Bei der ſtärkſten Zunahme der Familie blieben doch auch die ſpäter entſtandenen Väter dem Stammvater gleichſam untergeordnet. Sobald beim Futter oder ſonſt ein Streit entſtand, eilte dieſer ſchnell herbei. Die, welche er im Kampfe überraſchte, wurden hurtig aus einander gebracht und auf der Stelle beſtraft. Daher kam es, daß gewöhnlich gleich beim Anblick des gerechten und ſtrengen Richters Alles wieder in Ruhe und Ordnung war.

„Ein anderer Beweis der Herrſchaft des Stammvaters über alle ſeine Nachkommen ergab ſich daraus, daß ſie ſich, wenn ſie zuſammengepfiffen wurden, alle hinter ihm verſammelten und ihm bis vor das ihnen angewieſene Behältniß folgten. Hier ließ er ſie ſämmtlich bei ſich vorbeigehen, und beſchloß dann erſt den Zug."

---

1) Dieſe Vorſichtsmaßregel wird in der Jägerſprache durch ſichern ausgedrückt.

§. 7. Wie der Haſe nimmt das Kaninchen Getreide (reifes und grünes), Blätter der Winterölſaat, Gras, Kräuter, Klee, Kohl und Rüben aller Art, von welchen letztern es die Erde ringsum wegſcharrt, um mehr davon zu genießen, zur Aeſung an; weiß noch beſſer als jener im Winter den Schnee vom Grünen wegzubringen, um deſſen habhaft zu werden, und löſt zu dieſer Zeit noch emſiger die Schale von den jungen Bäumen ab. Vorzüglich liebt es die der Akazien- und Wachholderſträucher, auch nicht weniger Früchte, Spitzen und Nadeln der letztern. Olivenblätter ſoll es äſen, der Genuß derſelben ihm aber Blutharnen verurſachen.

§. 8. Ungeachtet, das wilde beſonders, ſich ſelbſt beim tiefſten Schnee ohne beſondere Winterfütterung durchzubringen ſucht, ſo kann doch eine feſte, darüber gezogene Eiskruſte und ſehr heftige Kälte völlige Ausrottung bewirken, wenn man nicht eben die Mittel anwendet, welche §. 6 des vorhergegangenen Capitels angegeben wurden, und ihnen nicht Weizenkleie und Wachholder beifügt.

§. 9. Außerhalb des Baues ſind die Feinde des Haſen auch die des Kaninchens; innerhalb deſſelben iſt der unverſöhnlichſte, gefährlichſte und mordſüchtigſte das Frettchen.

Dieſes, wie alle übrige kleinere Arten von Raubthieren, welche zu den Wieſeln gerechnet werden, ſucht es in den engſten und geheimſten Schlupfwinkeln der Baue ſchleichend auf. Gelingt es dem Kaninchen nicht zeitig genug, durch ſchleunige Flucht zu entkommen, ſo iſt es ohne Rettung verloren. Dies weiß die arme, hülfloſe Creatur aber auch ſo gut, daß ſie, überraſcht, ſich in einen Winkel drückt und klagend ſich würgen läßt.

Schon für den Marder ſind faſt immer die Röhren der Kaninchenbaue zu enge, als daß er ohne Geräuſch und raſch genug eindringen könnte; noch ſeltener erreicht der Fuchs, welcher ohnedies Gelegenheiten genug findet, ſie im Freien zu überliſten, hier ſeinen Zweck.

§. 10. Die ſo große Vermehrung der Kaninchen macht, daß, wenn ſie irgend gehegt werden, der Schade, welchen ſie Saatfeldern, nicht ganz genau verwahrten Gärten, Baumſchulen und Baumpflanzungen, die in ihrer Nachbarſchaft liegen, zufügen, noch beträchtlicher iſt, als der, welchen die Haſen verüben, um ſo mehr, da ſie ſich weniger in einem Reviere ausbreiten und alle Pflanzen ſo dicht an der Erde abbeißen, daß die ſogenannten Herzblätter und mit ihnen die ganzen Stauden verloren gehen. Deshalb wird auch an einigen Orten für jedes Paar abgelieferte Kaninchenlöffel ein gewiſſes Schieß- und Fanggeld bezahlt, wobei die übrige Benutzung dem Jäger zu gute geht; gemeiniglich aber muß dieſer das Kaninchen abliefern und erhält dafür halb ſo viel Schießgeld als für den Haſen.

Faſt überall iſt es erlaubt, ſie auch in der Schonzeit zu erlegen.

Dessen ungeachtet sind sie da, wo sie sich einmal eingenistet haben, sehr schwer und ohne Frettchen gar nicht zu vertilgen.

In Frankreich hat man in frühern Zeiten berechnet, daß, wenn der Werth eines Stücks 12 bis 15 Sous betrage, der Schade, welchen es anrichte, jährlich auf einen Louisd'or zu schätzen sei Dieser Berechnung zufolge glaubte der Prinz Condé die Hälfte des Ertrags seiner Güter durch sie verloren zu haben, ließ sie deshalb auf alle mögliche Art aufreiben und selbst ihre Baue zerstören [1]).

Um diese sonst ziemlich gut zu nutzende Wildgattung möglichst unschädlich zu machen, und um doch das Jagdvergnügen nicht ganz zu verlieren, hat man den Versuch gemacht, sie auf einer kleinen Insel auszusetzen. Daß diese Maßregel nur da von Nutzen sein kann, wo ein milderer Himmel als der unserige das Zufrieren des Wassers nie voraussetzen läßt, fällt in die Augen.

Das Wildbret der Kaninchen ist fast so weiß wie Hühnerfleisch, süßlich von Geschmack, aber trocken; am besten das der Jungen. Doch wird es von Manchen sehr geschätzt und auf vielerlei Art zubereitet. Von vorzüglich gutem Geschmack soll das von solchen sein, welche in einer Gegend leben, wo der Boden eher schlecht als gut und mit Quendel und andern zarten Kräutern bewachsen ist; von ausgezeichnetem aber, wenn sie Hügel und Berge bewohnen, auf denen Wachholdersträucher befindlich sind.

Eine ganz eigene Benutzungsart ist mir erst kürzlich bekannt geworden. Ein niederländischer Gutsbesitzer unterhielt nämlich einen ungeheuer besetzten Kaninchenberg mit nicht geringem Aufwande, wollte aber dennoch berechnet haben, daß er dadurch noch Nutzen ziehe, daß er jährlich eine große Menge dieser Thiere zur Schweinemastung anwendete. Wahrscheinlich hat der gute Mann nicht daran gedacht, daß die kostbare Fütterung der Kaninchen, auf dem geradern Wege verwendet, ihm mehr eingetragen hätte.

Der Balg gibt als Futter ein brauchbares Pelzwerk; die Wolle oder das Haar davon wird zu feinen Hüten und, mit Seide versetzt, zu warmen Strümpfen und Handschuhen [2]) verarbeitet.

Die englischen und moskowitischen Bälge werden am meisten, nach diesen aber die bolognesischen vorzüglich geschätzt.

Die besten von den aschgrauen Hauskaninchen genommenen werden nicht selten fälschlich für Fehen [3]) ausgegeben, gehalten und bezahlt.

---

1) Martini's Uebersetzung des Büffon. III, 225.

2) Ob dies beim gemeinen Kaninchen auch der Fall ist, kann ich nicht mit Gewißheit behaupten. Vorzüglich wird hierzu das Seidenhasenhaar angewendet.

3) Unter Fehe, Feech, Veh, oder Grauwerk sind eigentlich die Bälge des grauen kanadensischen oder virginischen Eichhorns zu verstehen, welche man für ein vorzügliches Rauchwerk

§. 11. Keine auf Kaninchen anwendbare Art zu jagen gewährt ergiebigere Ausbeute, als das Frettiren. Dieſer Ausdruck iſt von dem dazu erforderlichen Frett oder Frettchen hergenommen.

Ehe ich zum Gebrauch dieſer Thierchen übergehe, halte ich es für nöthig, in dem nächſtfolgenden Paragraphen das Merkwürdigſte aus der Naturgeſchichte und von der Behandlung derſelben mitzutheilen.

Das Frett oder Frettchen (Mustela furo *L.*, Viverra, Ictis bei Neuern) gehört zur Familie der Marder (Mustelinae), der Ordnung der Raubthiere (Carnivora). Es ſtammt urſprünglich aus der Barbarei her, wo es auch jetzt noch wild gefunden und Nimſe genannt wird. Als dort die Spanier, in deren Vaterlande die Kaninchen ſich über alle Beſchreibung vermehrt hatten, es als Erbfeind derſelben kennen lernten, brachten ſie Männchen und Weibchen mit herüber, ſuchten ſie eingeſchränkt zu erhalten, zogen Junge davon, und wendeten ſie mit Vortheil zur Verminderung der ihnen läſtigen Kaninchen an. Kaum erfuhr man dies in andern Ländern, wo man deren zu eben dem Zwecke bedurfte, ſo ſuchte man ſich auch in den Beſitz derſelben zu ſetzen, und jetzt findet man ſie bei den meiſten Jägern unſerer Gegend, die wilde Kaninchen auf ihren Revieren haben.

Das Frettchen zeichnet ſich durch hellrothe Augen aus. Der ganze Balg iſt auf dem Grunde, wie beim Iltis, mit gelber Wolle belegt, aus welcher ſich langes, ſtacheliges, von der Wurzel herauf blaßgelbes, an der Spitze weißgefärbtes Haar erhebt [1]).

Die Körperlänge des Männchens beträgt 14 bis 15″, die des Schwanzes 7″, die Höhe 7 bis 8″. Das Weibchen iſt beträchtlich kleiner.

Es iſt länger und geſtreckter gebaut als der Iltis. Sein ſchmaler Kopf geht in einer ſpitzigen Schnauze und einem fleiſchfarbenen Näschen aus; die weit aus einander und aufgerichtet ſtehenden Lauſcher ſind kurz und abgerundet; die Zehen der niedrigen Läufe gehen in weißen Fängen (Krallen) aus.

Das Gebiß iſt ganz wie beim Iltis; in Rückſicht der Rippenzahl hingegen findet bei dieſen ſonſt, wie es ſcheint, nahe verwandten Thierarten einige Verſchiedenheit ſtatt; denn das Frett hat 15 Rippen, der Iltis aber, wie jeder andere Marder, nur 14.

---

hält. Das Rückenhaar iſt ſchön aſchgrau in Schwarz ſpielend, das Bauchhaar und das an der Fahne weiß in Grau ſchillernd. Schwarzer Feh heißt daher der Rückentheil, weißer Feh der Bauchtheil. Die Wammen werden Fehwammen (Fehbam nach Bechſtein) genannt und am wenigſten geſchätzt. Siehe Martini's Ueberſetzung des Büffon. III, 227. Nach Bechſtein liefern alle nördlichen Gegenden dieſes Grauwerk.

1) Als Farbenvarietäten, die beſonders unter den Böcken (Männchen) gewöhnlich ſein ſollen, ſind die zu bemerken, welche weiße Zeichnung am Kopfe und kaſtanienbraune Spitzen am Rückenhaar haben; auch noch andere, welche mit dieſen Farben geſcheckt ſind. Beide Arten hält man für Baſtarde vom Iltis und Frett.

Es kann ſich nicht eben ſchnell bewegen und erſcheint im Freien faſt nicht anders als mit hochgekrümmtem Rücken; im Baue aber dehnt es ſich lang aus und bringt ſo durch die engſten Röhren der Kaninchenbaue bis zu den Kammern ein. Der Sinn des Geruchs ſcheint der ſchärfſte zu ſein, und faſt immer iſt das Näschen in ſchniffelnder Bewegung.

Wie alle Raubthiere iſt es mit Mordſucht, beſonders aber, wie der Marder, mit Blutdurſt erfüllt. Unbarmherzig fällt ſelbſt das junge unerfahrene einem ihm vorgehaltenen Kaninchen ins Genick, berauſcht ſich gleichſam durch den Schweiß, welchen es ausſaugt, ſchläft, wie das Alte, darüber ein, und erwacht oft erſt wieder nach fünf bis acht Stunden [1]). Ueberhaupt verſchläft dieſe Thierart den größten Theil ihrer Lebenszeit. Iſt ſie aber einmal wach und nicht zu enge eingeſchränkt, ſo neckt ſie ſich gern mit ihres Gleichen ſpielend herum. Immer falſch, ſtellt ſie ſich zwar recht freundlich und zuthunlich gegen Bekannte, beißt aber ſelbſt ihren Wohlthäter oft hinterliſtig und derb in die Finger. Je häufiger ſie rohes Fleiſch und beſonders Blut genießt, deſto hämiſcher und boshafter wird ſie, vorzüglich gleich nachher.

Es gibt, wenn es ruhig iſt, einen ſchwach murrenden Laut aus, bei ſchmerzlichen Empfindungen aber einen hell kreiſchenden.

Zweierlei Krankheiten koſten vielen dieſer in ihrer Art ſo brauchbaren Thierchen das Leben: die Auszehrung nämlich und der Durchfall. Die Grundurſache beider liegt gewöhnlich in nicht vollkommen angemeſſener Fütterung und Wartung. Erſtere iſt immer tödtlich und zwar gleich in den erſten vier, fünf Tagen, auch iſt mir kein Mittel dagegen bekannt; die letztere würde, nach Bechſtein, vielleicht durch folgendes zu heben ſein: Man nehme Bohnenmehl und Siegelerde oder einen Theelöffel voll Magnesia alba, koche daraus einen Brei und gebe ſolchen dem Thiere früh nüchtern zu freſſen.

Die Frettchen begatten ſich jährlich zwei mal [2]). Während der Ranzzeit bemerkt man einen ziemlich ſtarken Biſamgeruch. Das Weibchen ſucht das Männchen mehr, als es von dieſem geſucht wird, geht ſechs Wochen tragend und muß, wenn die Werfzeit herannaht, in einem mit Heu gut

1) Von dem von einigen Schriftſtellern angegebenen 24ſtündigen ununterbrochenen Schlafe habe ich nie ein Beiſpiel erlebt.

2) Man will behaupten, daß ſie ſich gern mit dem Iltis vermiſchen. Die dadurch entſtehenden Baſtarde ſollen aber weniger brauchbar ſein, als die reine Race. Ob dies Alles ſich ſo verhalte, kann ich aus Erfahrung nicht ſagen. So viel aber weiß ich, daß beide Thierarten nicht immer gute Freunde ſind; denn, kaum hatte ich einſt mein Frettchen in einen ſeichten Bau gelaſſen, als ſich in demſelben ein unmäßiges Gepolter und ſonderbares Geſchrei erhob. Beim augenblicklichen Einſchlagen fanden wir, daß das Frett ſich ſchon feſt im Genick eines Iltis verbiſſen hatte. Woher mochte es wol kommen, daß der letztere, welcher ſtärker und ebenſo gewandt als jenes iſt, doch gleich die Flucht ergriff und von dieſem überwunden ward?

ausgefütterten Behältniß allein eingesperrt werden. Hier bringt es jedesmal fünf bis neun Junge, welche 14 Tage bis drei Wochen blind bleiben, nicht selten aber gleich nach der Geburt von der Rabenmutter selbst aufgefressen werden. Haben sie vier Wochen gesogen, so kann man das Alte wieder zu den erwachsenen Frettchen bringen, die Jungen aber bei Semmel und Milch aufziehen. Nur hüte man sich, den Fraß sauer werden zu lassen.

Die Frettchen halten in unserm Klima im Freien nicht aus, sondern müssen in einem im Winter mäßig erwärmten Aufenthaltsorte gut gepflegt werden. Vorzüglich sehe man immer auf Reinlichkeit, weil dies zur Erhaltung derselben und zur Verminderung des sonst sehr übeln Geruchs beiträgt. Gewöhnlich verwahrt man sie paarweise in Tonnen, Kisten, oder mit Draht vergitterten Käfigen, und bereitet ihnen in diesen ein Lager von Werg, Heu oder Stroh. Hätte man mehrere, so können sie allenfalls in einer Stube beisammen wohnen, insofern man nur jedes hitzige Weibchen mit einem Männchen abgesondert zusammenbringt und das erstere, wenn es hochtragend ist, absperrt; doch mag bei diesem Verfahren wol die Schüchternheit vermehrt werden.

§. 12. So nützlich auch für die Erhaltung der Frettchen eine, vorzüglich aus rohem, zarten Fleische bestehende Nahrung sein mag, so glaube ich doch der, welche sich auf Semmel, weißes Brot und Kleie, in Milch geweicht, einschränkt, und nur zuweilen mit kleingeschnittenem, gekochtem Hühner-, Tauben- und Kalbfleische abwechselt, den Vorzug geben zu müssen. Einmal, weil dieses Futter ihre Mordsucht nicht erregt, und dann, weil sie bei demselben gewiß zahmer werden, woran allerdings nicht wenig gelegen ist. Sollten sie auch Honig fressen, so würde ich doch nicht rathen, ihn zu geben, weil er ihnen, wie man sagt, schädlich ist. Reicht ihnen Der, welcher sie in der Folge gebrauchen will, jedesmal den Fraß selbst und nie eher, bis sie sich auf einen willkürlichen, aber unveränderlichen Ruf nähern, so gewöhnen sie sich bald so an ihn, daß er sie aufnehmen und tragen kann, wohin er will. Ich selbst hatte ein Paar, die auf den ersten Pfiff zu mir eilten, und, wenn ich ihnen ihr Schüsselchen etwas hoch vorhielt, aufwartend, wie die Hunde, daraus fraßen. Andere habe ich gekannt, welche, wenn ihr Herr vor dem Baue, in dem sie arbeiteten, pfiff, selbst dann sogleich herauskamen, wenn man schon glaubte, sie wären eingeschlafen.

§. 13. Sollen die Frettchen ihrer natürlichen Neigung und Bestimmung zufolge zur Kaninchenjagd gebraucht werden, so ist auf Jahreszeit, Lage der Baue, Witterung und Tageszeit gehörige Rücksicht zu nehmen.

Nur die Zeit von der Mitte des Monat October bis zu Ende Februar ist eigentlich zum Frettiren schicklich, weil während derselben in

der Regel nicht zu fürchten iſt, daß das Frettchen junge Kaninchen finde, und dann durch das Würgen derſelben ſich zwar Genuß und Vergnügen, dem Jäger aber Verdruß und Langeweile mache. Zwar gibt es Mittel, dieſe Unannehmlichkeit, welche ſich auch wol in der angegebenen Zeit mit alten ereignet, zu verhüten; aber durch Anwendung derſelben zieht man ſich in der That oft neue und größere zu.

Auf Bauen, welche im Holze liegen, darf man bei hellem Sonnenſchein nicht eher frettiren, bis die Kaninchen vorher durch Hunde oder Menſchen hineingetrieben worden ſind. Hier ſchicken ſich kalte, trübe, aber trockene Tage überhaupt am beſten zu dieſer Jagd; naſſe, ſtürmiſche weniger, weil an ſolchen theils das Frettchen oft ohne weitere Veranlaſſung in einer Röhre liegen bleibt und einſchläft, theils die Kaninchen nicht ſo ſchnell vor ihrem Feinde fliehen, und alſo leichter von ihm beſchlichen werden.

Befinden ſich hingegen die Baue im Freien, ſo wählt man lieber heitere und kalte Witterung, weil bei ſolcher das Frettchen am munterſten iſt.

Immer und überall ſind die Morgenſtunden ſchicklicher zum Frettiren, als die Nachmittage; denn bliebe im erſten Falle auch ein Frettchen im Baue, ſo würde es doch vor Abend wieder herauskommen.

§. 14. Ehe man mit dem Frett ausgeht, muß es zwar ſo viel Futter bekommen, daß es Hunger nicht mehr noch, als Natur zum Morden reizt; nur hüte man ſich, es zu überſättigen, weil es ſonſt träge wird und ſo in der erſten beſten Röhre, auch ohne ein Kaninchen gewürgt zu haben, liegen bleibt.

Dann bringt man zwei oder drei Stück, möglichſt gezähmte, in einen mit Moos oder Werg ausgelegten Kaſten, nimmt ein oder zwei Kaninchen- oder Haſengarne, nebſt Forkeln und eine hinlängliche Anzahl Decknetze[1]), ingleichen einen Spaten, und begibt ſich, in Geſellſchaft der Theilnehmer an der Jagd, auf einen Hauptbau.

Nachdem die am wenigſten bekrochenen Röhren mit Holz oder Säcken verſtopft ſind, werden Garne recht buſenreich und fallbar um den ganzen Bau hergeſtellt; jede der offenen Röhren aber belegt man mit einem Decknetze. Hierauf nimmt man ein Frettchen aus dem Kaſten, läßt es in die Hauptröhre und zieht auch über dieſe ein Decknetz.

Sobald das unter der Erde wohnende Kaninchenvolk ſeinen Erbfeind bemerkt, wird es durch ein ſtark hörbares Poltern ſeine Unruhe verrathen

---

1) Die Kaninchengarne werden ebenſo geſtrickt wie die Haſengarne, nur aus feinerm Bindfaden und über etwas ſchmälere Brettchen, damit die kleinern Creaturen nicht durchfahren können. Will man ſich der Haſengarne bedienen, ſo muß man ſie buſenreicher als gewöhnlich ſtellen.

Die Decknetze knüttet man wie die Kaninchengarne, ſodaß ſie 4 bis 5′ im Quadrat halten. In jeder Ecke wird ein 6 bis 8″ langer Bindfaden und an dieſem eine Bleikugel befeſtigt.

und sich durch die Flucht zu retten suchen, jedes einzeln herausfahrende Kaninchen sich in den Decknetzen verwirren oder in die Garne laufen. Die Gefangenen nimmt man so schnell als möglich aus und nickt sie, stellt und legt die Netze wieder ordentlich, bis endlich, wenn der Bau leer ist, das Frettchen auf eine von den Röhren herauskommt. Man gebe genau Acht hierauf, damit es gleich aufgenommen werden kann; denn sonst kehrt es um und pflegt der Ruhe nach Bequemlichkeit. Auch lasse man das nämliche Frett nicht in einen andern Bau, sondern immer ein frisches, oder wenigstens ausgeruhtes. Wer sich bei dieser Gelegenheit den Spaß machen will, Kaninchen zu schießen, der lasse die Garne etwas weiter abwärts stellen und nicht alle Röhren verdecken. Zwischen den offenen stelle er sich dann so an, daß er sie alle übersehen und beschießen kann, ohne einem Menschen Schaden zu thun.

§. 15. Viele, die sich mit dem Frettiren abgeben, pflegen dem Frettchen ein ledernes Maulkörbchen umzuschnallen, oder ihm einen kleinen Knebel durch das Maul zu ziehen, und eins wie das andere am Halse und Kopfe zu befestigen. Allerdings wird dadurch das Würgen und das Einschlafen, welches, wie schon gesagt, unmittelbare Folge des Blutsaugens ist, gewiß verhindert; aber desto mehr scheint die natürliche Trägheit dieses Thieres durch das Gefühl der Unmöglichkeit, seine instinctmäßige Mordsucht zu befriedigen, genährt zu werden, und oft rächt es sich dann durch langes Außenbleiben.

Besser ist es, ihm ein schmales Halsbändchen, an welches ein Paar ganz kleine Schellen befestigt sind, anzumachen. Durch den Klang derselben werden die Kaninchen aufmerksam und früh genug rege; und dennoch kann der Eifer des Frettś nicht erkalten, weil es seine Kraft auf keine Weise beschränkt fühlt.

Beide angegebene Maßregeln sind jedoch in Bauen, wo der Boden mit kleinem Gewürzel durchwachsen ist, deshalb gefährlich, weil das Frettchen mit dem Halsbändchen oder Maulkörbchen an einer Wurzel hängen bleiben kann, und so im Baue umkommen muß, wenn, wie fast immer, Ausgraben unmöglich wird.

Am sichersten und auf die unschädlichste Art wird dem Würgen, wozu besonders die Männchen geneigt sind, vorgebeugt, wenn man die eigentlichen Fänge (Eckzähne) mit einer Zange verbricht oder sie abfeilt. Daß dies mit Vorsicht geschehen müsse, und nicht wohl anders bewerkstelligt werden könne, als unter Anwendung eines dem zu Anfang dieses Paragraphen erwähnten ähnlichen Knebels, darf ich wol kaum erwähnen.

Tritt indessen dennoch zuweilen der unangenehme Fall ein, daß ein Frettchen im Baue bleibt, so ist das einfachste Mittel, sich vor dem Verluste

deſſelben zu hüten, wenn es ſich mit den Händen leicht fangen läßt, auch das beſte. Der, welcher es gewöhnlich füttert, bleibe nämlich ſo lange auf dem Baue, bis es freiwillig herauskommt, und nehme es dann augenblicklich in Verwahrung. Gut iſt es nächſtdem, wenn bei einer ſolchen Gelegenheit die Netze nicht eher weggenommen werden, bis man das Frett wieder hat, damit es, vorzüglich im Holze, ſich nicht unbemerkt wegſchleichen könne.

Nicht ſelten ſieht man es nicht gar weit hinten in der Röhre liegen. Iſt es dann an das Heraupfeifen zum Futter oder an einen gewiſſen Namenruf gewöhnt, ſo kommt es meiſtentheils heraus, wenn man ihm das bekannte Zeichen zur Annäherung gibt; außerdem binde man ein lebendes oder verendetes Kaninchen feſt an das Ende einer Stange, welche bis an das ſchlafende Frettchen reicht. Beim Vorhalten dieſes Leckerbiſſens erwacht es ſogleich, fährt voller Begierde zu und verbeißt ſich ſo feſt, daß es, daran hängend, herausgezogen werden kann.

Hat es ſeine Lagerſtätte im Hintergrunde oder in einer Kammer des Baues genommen und erlaubt die Tageszeit oder irgend ein anderer Umſtand das Warten auf dem Baue nicht, ſo verſtopfe man die Fluchtröhren, mache am Ausgange jeder Haupttröhre ein Lager von Moos oder Heu, und verſetze ſie vor demſelben mit einem Steine oder auf andere Art. Wird nun in Zwiſchenräumen von zwei zu zwei Stunden der Bau wiederholt beſucht, ſo findet man das Frett gewöhnlich ſchlafend auf einem Lager.

Gefährlich und alſo durchaus verwerflich iſt jeder Verſuch des Ausräucherns.

§. 16. Zufällig wird man auf der Haſenjagd bei der Suche nicht ſelten da Kaninchen zu ſchießen Gelegenheit finden, wo ſie ſich einmal eingeniſtet haben, und hierdurch, wie durch andere tägliche Erfahrungen widerlegt ſich die alberne Sage: daß dieſe aus der von ihnen bewohnten Gegend die Haſen ganz vertrieben. Nur ganz in der Nähe der Baue wird man keinen Haſen im Lager antreffen, weil es ihm da zu unruhig hergeht.

Der gute Hühnerhund muß ebenſo vor dem Kaninchen wie vor dem Haſen ſtehen und wird dabei auch faſt immer die nämliche Poſitur annehmen. Das Benehmen des Jägers weicht nicht im geringſten von dem ab, was darüber bei der Haſenſuche geſagt worden iſt.

§. 17. Außer dem Frettiren gibt es keine ſicherere und bequemere Art, den Kaninchen Abbruch zu thun und ihrer grenzenloſen Vermehrung Schranken zu ſetzen, als den Anſtand.

Nach Maßgabe der §. 6 bemerkten Zeit, wenn, und der Art, wie ſie aus den Bauen oder aus dem Holze auf die Aeſung rücken, beſtimmt ſich das dabei zu Beobachtende von ſelbſt. Denn es iſt einleuchtend, daß man ſich, wenn die Baue im dichten jungen Holze befindlich ſind, nicht an

oder auf demselben anstellen kann: einmal, weil man von sechs kaum eins auf den vielen Röhren zu Gesicht bekommen würde; dann aber auch, weil man sich bei aller Vorsicht nicht hinlänglich verbergen könnte, und so gewiß einem oder dem andern von den unbemerkt herausschlüpfenden beim Sichern in die Augen fiele, dies aber gewiß nicht ermangelte, Allarm zu schlagen, mit seinen Kameraden in die Verborgenheit zurückzueilen und dort mit ihnen so lange zu verweilen, bis sie, unter dem Schutze der Dunkelheit, zur Befriedigung ihrer Aeseluft [1]) gemächlich und ohne Gefahr befürchten zu dürfen, das Freie suchen können.

Der Anstandsort wird also unter solchen Verhältnissen mit besserm Erfolge an dem Holzrande zu wählen sein, welcher der Weide am nächsten ist. Aber auch da nehme man den guten Wind genau wahr, verberge sich so vorsichtig als möglich hinter einem Baume oder in einem ausgeästeten Strauche, stehe unbeweglich still und versuche es nicht, früher das Gewehr an den Backen zu nehmen, bis man vor dem scharfen Blicke des schlauen Thierchens sicher ist.

Im hohen Holze könnte man, gut verdeckt stehend, in der Nachbarschaft der Baue bleiben, auch gleich schießen, wenn eins herausrückte und dabei den Kopf vom Schützen abwärts gewendet hätte; aber nur zu oft möchte der Fall sich ereignen, daß es nach dem Schusse nicht gleich endete und in eine Röhre zurückfiele. Dadurch ginge es dann nicht nur verloren, sondern öftere Fälle der Art könnten wol gar dazu beitragen, daß eine ganze Familie den Bau verließe.

Im Freien hingegen, wo die Baue gemeiniglich an Hügeln und Abhängen ausgeführt sind, würde man eine oben über denselben befindliche Vertiefung benutzen, oder Schießlöcher eingraben, oder kleine Schirmchen von belaubtem Holze anbringen müssen, um sich bei gutem Winde auf eine oder die andere Art verstecken zu können. Hier bliebe aber freilich kein anderer Ausweg übrig, als den Moment zum Schusse zu benutzen, wenn ein Kaninchen die Röhre verläßt.

§. 18. Ist die Witterung so beschaffen, daß die Kaninchen im Holze vermuthlich außer dem Baue sitzen, so kann auch mit Erfolg ein Treiben gemacht werden; nur muß man vorher die Röhren, der Hauptbaue wenigstens, verstopfen. Gern wählt man zum Anstellen der Schützen die Wechsel von einem Baue zum andern und Wege, welche das Holz durchschneiden. Sind nun den Kaninchen alle Aussichten benommen, einfahren zu können, so drücken sich die, welche durchkommen, gleich wieder im nächsten Dickicht.

1) Man glaubt es wol ohne Versicherung, daß ich mir etwas darauf zu Gute thue, die Jägersprache mit einem neuen Ausdrucke bereichert zu haben?!

Das Treiben ſelbſt muß kurz gefaßt und mehrere mal wiederholt werden; auch müſſen die Treiber brav hin- und hergehen, an die Sträucher klopfen und, vorzüglich beim Repetiren, laut ſein.

Auf dieſe Weiſe kann man ſich und Andern auf einem kleinen Bezirk ſtundenlang ein den Liebhaber ſehr unterhaltendes Jagdvergnügen machen, mit welchem zugleich noch die unvergleichlichſte Uebung im Schnellſchießen verbunden iſt.

§. 19. Hühnerſchrot, auch Nr. 4 genannt, iſt das anwendbarſte zur Kaninchenjagd.

§. 20. Die erlegten Kaninchen werden, wenn ſie nicht gleich auf den Schuß verenden, genickt, dann eingehetzt, ausgeworfen und endlich geſtreift, wie der Haſe.

Drittes Capitel.

Der Biber.

Castor Fiber *L.* [1]).

§. 1. Unter allen Haarwildsgattungen iſt es der Biber allein, bei welchem der Schwanz dieſe Benennung auch in der Jägerſprache behält.

Er brunſtet, indem er ſich begattet [2]); er bringt Junge. Seine künſtlich gebaute Wohnung heißt Burg, Bau hingegen die, welche er auf längere oder kürzere Zeit am Ufer der Gewäſſer ohne weitere Vorbereitung da wählt, wo er einen ruhigen, verborgenen, ſchicklichen Platz dazu findet.

Der Ort, wo er das Land betritt, wird der Ausſtieg, der aber, wo er ruhig ins Waſſer ſteigt, der Einſtieg genannt.

Er fährt oder fällt ins Waſſer, wenn er im Baue, in der Burg oder auf dem Lande aufgeſchreckt wird.

Er geht nach ſeiner Aeſung und ſchneidet Stangen ab.

Kommt er, noch nicht verendet, in die Gewalt des Jägers, ſo wird er todtgeſchlagen; dann geſtreift.

Manche Jäger bedienen ſich der Ausdrücke Balg und Fell als ſynonym;

---

1) Bechſtein, Handbuch d. Jagdwiſſenſchaft, Th. 1, Bd. 1, Cap. 24. v. Wildungen, Taſchenbuch v. J. 1807.

2) Der Verfaſſer kann Denen, welche den Biber zu den Raubthieren zählen, nicht beipflichten, und ſchon deshalb den bei dieſen gewöhnlichen Ausdruck ranzen nicht billigen. Auch ſchickt er ſich, wie jeder andere bei der kleinen Jagd auf das Begattungsgeſchäft anwendbare, für den Biber, der ſich durch Mäßigkeit bei Ausübung deſſelben vor allem Haarwilde auszeichnet, um ſo weniger, da man mit demſelben die Idee von überſtarken Begattungstriebe zu verbinden pflegt.

letzteres ſcheint, als ſonſt in der Jägerſprache verpönt, verwerflich zu ſein, erſteres beſſer durch Haut erſetzt werden zu können.

§. 2. Der Biber wird auch Caſtor, Erd- oder Landbiber, auch gemeiner Biber[1]) genannt und gehört in die Familie der Biber (Castorinae), in die Ordnung der Nager (Glires).

§. 3. Er wird in ganz Europa gefunden, ſelten jedoch in den ſüdlichen Theilen; einzeln in unſern Gegenden; geſellſchaftlich ſchon, obgleich in geringer Zahl, in den nördlichen bis nach Lappland hinauf. Häufiger und in ſtärkern Colonien vereinigt, trifft man ihn im ruſſiſchen Aſien, in Menge aber in Nordamerika an[2]).

Seine Körperlänge beträgt 2′ und 4 bis 6″, den Schwanz ungerechnet. Dieſer iſt 11 bis 12″ lang, oben am Leibe 4 bis 5″, in der Mitte 5 bis 6″ breit.

In der Höhe hält der Biber 1′ 2 bis 3″, in der ſtärkſten Breite 12 bis 15″, im Gewicht 40 bis 60 Pfund.

Der kurze, ſtarke, zuſammengedrückte, mit kurzem, ſtruppigem Haar dicht beſetzte Kopf geht in einer ſtumpfen wulſtigen Schnautze aus, welche inwendig mit 16 Backen- und vier Schneidezähnen bewaffnet iſt. Letztere ſind faſt wie beim Eichhorn geſtaltet, keilförmig nämlich und oben wie ein Meißel geſchärft. Die beiden obern haben auf der innern Seite hinter der Schärfe eine kleine Rieſe und 10‴ Länge, die untern ſind 1″ lang, ſeitwärts etwas aus einander gekrümmt und ſo geſtellt, daß die obern ſich gleichſam in die Kimme hineinſchieben können. Sie ſind bei jüngern Bibern ſo rein und weiß von Farbe, wie das beſte Elfenbein, bei ältern gelblich, auch ſo feſt und glaſirt, daß eine ordinäre Feile darauf nicht greift. Braun iſt die Farbe der kleinen Seher, welche faſt wie an der Fiſchotter liegen. Die kurzen abgerundeten Lauſcher ſtehen nur wenig über das Kopfhaar hervor.

Der Hals iſt kurz und ſtark, der Leib überall dick, hinten noch etwas mehr als vorn, der Rücken gewölbt.

Schneidet man das Hintertheil (den Schwanz) eines dritthalb- bis dreipfündigen Karpfen rund ab und legt ihn auf eine Seite, ſo wird man dadurch die Form und gewöhnliche Stellung des am äußerſten Ende abgerundeten, platten, nur in der Mitte etwas gewölbten Schwanzes ziemlich treffend ſich verſinnlichen können. Dieſer den Biber vor allen Säugthieren

---

1) Wahrſcheinlich zum Unterſchiede von der Biberratte und von der Zibethratte. Beide Thierarten ſind in unſerm Welttheile nicht einheimiſch und gehören deshalb nicht in dieſes Werk.

2) Bis jetzt iſt es noch nicht ganz genau wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt, ob der nordamerikaniſche Biber identiſch mit dem europäiſchen iſt. Viele Gründe ſprechen für eine ſpecifiſche Verſchiedenheit beider.
Anmerkung zur dritten Auflage.

ſo beſtimmt auszeichnende Theil iſt vom Leibe abwärts ungefähr 3″ breit behaart, ſonſt überall mit ſechseckigen, bläulich blaßbraunen Schuppen belegt, zwiſchen welchen kurze, borſtige Haare einzeln hervorſtehen. Werden die Schuppen mit einem Meſſer weggenommen, ſo ſieht man den Abdruck ihrer Form, wie bei den Fiſchen, auf der fiſchähnlichen damit bedeckten Subſtanz. Sie ſind beinahe $^1/_8$″ dick und fühlen ſich pergamentartig an.

Die Vorderläufe ſind kurz und ſtark wie am Dachſe; die Füße ſtehen einwärts und haben fünf getrennte, mit gekrümmten Krallen bewaffnete Zehen.

Etwas länger ſind die Hinterläufe, deren unbehaarte Füße gleichfalls einwärts geſtellt und mit ſchwarzgrauer glatter Haut überzogen, die daran befindlichen fünf ziemlich langen Zehen, von welchen die vierte zwei Krallen zu haben ſcheint, durch Schwimmhäute verbunden.

Vier beutelartige Drüſenſäcke, die ſich in die Vorhaut öffnen, ſondern eine ſtarkriechende ölartige Flüſſigkeit ab, die unter dem Namen Bibergeil (Castoreum) bekannt iſt und in der Medicin als kräftiges Heilmittel benutzt wird. Sie wiegen ungefähr zwei Unzen. Bei beiden Geſchlechtern öffnen ſich die Geſchlechtstheile an der Extremität des Maſtdarms, ſodaß nur eine einzige äußere Oeffnung vorhanden iſt.

Ueber den ganzen Körper dieſes ſonderbaren Thieres (den Kopf ausgenommen, deſſen ſtruppige Bedeckung ſchon oben erwähnt ward) bis zu den glatten Schwimmfüßen an den Hinterläufen und bis zur Schwanzwurzel, verbreitet ſich zweierlei Haar, kürzeres wolliges nämlich, welches ſeidenartig weich und bräunlichgelb iſt, auch die Grundbekleidung der Haut ausmacht, und längeres, feſtes, ſtarkes, welches über jenes emporragt, kaſtanienbraune Farbe und ſehr vielen Glanz hat.

Wie bei den allermeiſten Wildarten findet man auch bei dieſer mancherlei Farbenvarietäten [1]). Dahin gehört:

1. der Biber, an welchem nach d'Aubenton das längere Haar von der Wurzel bis zu zwei Drittheilen der Länge aſchfarben, übrigens rothbraun, das kürzere hingegen auf dem Rücken ganz aſchfarben, am Bauche aber perlgrau war;
2. der ganz weiße;
3. der weiß und grau gefleckte;
4. der weiße, rothgeſchimmelte;
5. der dunkelbraune. Die letztere Auszeichnung findet deſto mehr und häufiger ſtatt, je weiter gegen Norden er einheimiſch iſt, ſodaß man in den nördlichſten Gegenden, obwol ſelten,
6. faſt ganz ſchwarze findet.

1) Bei uns, wo dies Thier an ſich ſelten iſt, muß natürlich dieſer Fall es noch mehr ſein, und nur da, wo es häufig wohnt, konnte man dergleichen Beobachtungen zu machen Gelegenheit finden.

Zu ſchnellen Bewegungen auf dem Lande iſt freilich der Bau dieſes Thieres nicht eingerichtet; es geht vielmehr nur langſam mit den Hinterläufen wackelig, faſt wie die Ente. Man will behaupten, es könne auf dieſen aufgerichtet auch fortkommen, dabei zwiſchen den Vorderläufen ſogar etwas tragen. In unſern Gegenden möchte der Waidmann wol nicht leicht Gelegenheit finden, von der Wahrheit oder Unrichtigkeit dieſer Angabe ſich überzeugen zu können.

Im Schwimmen gibt der Biber der Fiſchotter nichts nach, kann indeſſen weniger lange hinter einander unter dem Waſſer aushalten und ſteckt deshalb faſt immer die Naſe, aber auch nur dieſe, heraus, um Luft zu ſchöpfen. Den Schwanz ſoll er beim Schwimmen ſo wenden können, daß die ſcharfen Kanten ober- und unterwärts gerichtet ſind, auch deſſen ſich zum Steuerruder bedienen. Mag nun auch dies nicht ganz erwieſen ſein, ſo iſt es doch unbeſtreitbar, daß er, bei drohender Gefahr ins Waſſer fahrend, in demſelben Augenblick mit dem Schwanze einen derben, laut klatſchenden Schlag darauf thut; vorzüglich dann wenn mehrere ſeines Gleichen in der Nähe ſind — wahrſcheinlich alſo zum Rettungszeichen.

Seine Sinne, beſonders die Witterungswerkzeuge (der Geruch) ſind ſehr fein organiſirt und des leiſeſten Eindrucks empfänglich.

Zum Theil aus eigener Erfahrung bekannt mit der Geſchicklichkeit dieſes Thieres in Anwendung ſeiner Fähigkeiten zu mechaniſchen Verrichtungen, mit ſeiner Erfindungskraft, mit ſeiner ungemeinen Vorſichtigkeit, die unter anderm auch daraus hervorgeht, daß es, bei dem Gefühl des Mangels an Kraft, auf der Erde ſchnell entfliehen zu können, ſich immer nur einige Schritte vom Waſſer entfernt, kann es dem Verfaſſer nicht einfallen, ihm einen hohen Grad thieriſcher Klugheit abſprechen zu wollen. Aber deſſen ungeachtet vermag er es nicht, ſeiner Ueberzeugung zuwider, ihm dies Alles in ſo hohem Grade zuzuſchreiben, als es andere, übrigens ſehr achtungswerthe Männer vor ihm gethan haben. In einem der folgenden Paragraphen wird er verſuchen, ſeine Gründe, wenigſtens in mancher Rückſicht, deutlicher aus einander zu ſetzen.

Mehr verträglich und weniger leidenſchaftlich iſt keine andere Wildart als dieſe.

Im wilden Zuſtande kühn und tapfer bei der Gegenwehr [1]), wird der Biber doch nie der angreifende Theil ſein.

Erwachſen eingefangen, duldet er keine Einſchränkung gelaſſen, nimmt auch nicht den mindeſten Grad von Zahmheit an. Dies beweiſt unter anderm

1) Er iſt im Stande, einem ſtarken Hunde, welcher es wagt, ihn unbehutſam zu packen, mit ſeinem äußerſt ſtarken Gebiß die Läufe zu zermalmen. Wenn aber der gute Flemming ſagt, ſie bieben wie die Schweine von unten nach oben, ſo iſt dies reine Unwahrheit.

Göze's Erzählung (in der Europäiſchen Fauna), nach welcher ein in Weſtbothnien gefangener mit Ketten gefeſſelt werden mußte, dadurch aber ſo in Wuth gerieth, daß er dicke Holzknüttel entzwei, und Schweinen, die ihm zu nahe kamen, die Beine gerade wegbiß [1]).

Von klein auf in der Nähe des Menſchen erzogen, legt er die Wildheit ſo ganz ab, daß er ſeinen Herrn ſelbſt im Freien nicht verläßt. Gmelin fand (wie er in ſeiner Reiſe durch Sibirien ſagt) bei einem dortigen Befehlshaber einen gezähmten, der ganz frei umherlief und Alles mit ſich machen ließ. Er ging zuweilen 25 bis 30 Werſte weit allein fort, brachte ſich zu ſeiner Zeit ein Weibchen mit, gab ihm aber den Abſchied wieder, wenn er ſeiner überdrüſſig war [2]).

Vermeidet man es, einen jungen Biber in der erſten Zeit an und in das Waſſer zu bringen, ſo wird ihm die Bewegung in dieſem Elemente, welches ſonſt ſoviel Reiz für ihn hat und ſelbſt zu ſeiner Exiſtenz zu gehören ſcheint, für die übrige Lebenszeit entbehrlich. Uebrigens iſt und bleibt er nach vollendeter Erziehung immer ruhig und ſanft, aber auch traurig, ja man könnte faſt ſagen ſchwermüthig. Im zahmen Zuſtande ſchläft er, wie im wilden, ſehr feſt, ſehr viel und nie anders als auf dem Bauche liegend.

Der wilde Biber ſoll im Kampfe einen Laut hervorbringen, welcher dem heiſern Geſchrei eines Schweines gleiche, bei der Brunft aber einen ſchnalzenden, der dem des gemeinen Eichhorns ähnle, doch natürlich viel ſtärker ſei. So erzählt man!

Sein Alter ſoll er auf 15 bis 20 Jahre bringen.

§. 4. Die Brunftzeit dieſer Wildart fällt in die Wintermonate. Während derſelben ſchließt ſich das Männchen nur an ein Weibchen an, übt, wie man ſagt, den Begattungsact mit Heftigkeit, aber wol kaum, wie Einige behaupten, auf den Hinterläufen aufgerichtet ſtehend, ſondern wie andere Säugethiere, und ſoll zur Vollendung deſſelben geraume Zeit bedürfen. Sobald das Weibchen befruchtet iſt, zieht ſich das Männchen beſcheiden zurück. Jenes bringt nach vier Monaten (wie Einige wollen, gerade nach 16 Wochen) gewöhnlich im April, längſtens zu Anfang des Mai, in ſeiner Burg oder im Baue, auf einem aus Laub und trockenem Graſe oder Schilf bereiteten Lager, zwei bis drei neun Tage blind liegende Junge. Während

1) Entlehnt aus Jeſter, Ueber die kleine Jagd, V. 63.

2) Vgl. Jeſter, a. a. O. Gmelin ſagt: er habe wilden Männchen die Weibchen entführt. Mir ſchien das unwahrſcheinlich; ich ſetzte deshalb: „er habe immer eins mitgebracht", und auch dies iſt nur ſo zu verſtehen, daß es dem zahmen Männchen bis in die Gegend folgte, wo der Herr deſſelben wohnte, daß es dort an einem in der Nachbarſchaft befindlichen Gewäſſer ſo lange ſich aufhielt und Beſuche des Geliebten annahm, als die Brunft dauerte. Uebrigens konnte es ſich ja auch wol nachher freiwillig zurückziehen, ohne gerade verſtoßen zu werden.

der erſten vier Wochen leben dieſe blos von der Milch, welche das Geſäuge der Mutter hergibt, die nächſtfolgenden 14 Tage hindurch führt dieſe ihnen junge, weiche Baumſtämmchen, vorzüglich aspene zu, an welchen die Kleinen ſich nicht nur im Nagen und Schneiden üben, ſondern auch die ſüße Schale davon äſen. Haben ſie ein Alter von ſechs Wochen erreicht, ſo folgen ſie ſchon der Mutter ins Waſſer, ſteigen mit ihr aus und erhalten an jungen Weiden oder Aspen die erſte Anweiſung zum Verfahren beim Abſchneiden und Fortſchaffen.

Vielleicht macht dem Leſer nachſtehende Erzählung um ſo eher Vergnügen, wenn ich verſichere, daß ſie blos Reſultate ſolcher Beobachtungen enthält, welche ich auf dem damals meiner Familie zuſtändigen, in der Muldenaue an der deſſauiſchen Grenze belegenen Rittergute Moeſt zu machen Gelegenheit hatte.

Derſelbe Jäger, welcher jetzt noch jenes Revier in Aufſicht hat, ein geſchickter und braver Mann, ſah einſt, als er Abends (ich glaube im Monat Juli) am hohen Ufer eines alten Flußbettes hinging, an den vorn ſpitzen, hinten immer mehr ſich ausbreitenden Furchen, welche ſich in dem ſtillen Waſſer bildeten, daß irgend etwas auf ihn zuſchwamm. Da er ſich gerade in einer Gegend befand, wo ihm das am Rande ſtehende Geſträuch verborgen zu bleiben Gelegenheit darbot, und da der Wind gut war, ſo erwartete er deſto aufmerkſamer, was erfolgen würde, weil auf dem dieſſeitigen Ufer ſowol als auf dem jenſeitigen der Biber ſchon immer geſchnitten hatte. Noch war es nicht ganz finſter, er wurde daher bald an den Naſenpunkten auf der Waſſerfläche gewahr, daß es wirklich Biber waren. Sie ſchwammen indeß nach der gegenüberſtehenden Seite, ſtiegen aus und gingen in das nahegelegene Weidicht. Als ſie dort emſig zu ſchneiden begannen, entfernte er ſich vorſichtig und ſtattete meinem Bruder Bericht von dieſem bei uns ſeltenen Ereigniß ab. Auch ich, deſſen Leidenſchaft für Alles, was auf Jagdkunde Bezug hatte, bekannt war, erhielt ſogleich Nachricht und ward auf den andern Tag zu einer Conferenz beſchieden. Wir kamen bei derſelben dahin überein, daß wir am folgenden Abende uns längs dem Ufer anſtellen wollten, nicht um zu ſchießen, wenn es auch mit Erfolg geſchehen könnte, ſondern um zu beobachten.

Ich erhielt meinen Platz dem Orte gegenüber, wo die Familie Tags zuvor ausgeſtiegen war. In der Dämmerung kam ſie wieder raſch im Waſſer hergezogen, nahm auch denſelben Weg bis zum Ausſtiege. Hier trat die Mutter zuerſt allein ans Land und ging, nachdem ſie, den Schwanz noch im Waſſer hängend, einen Augenblick geſichert hatte, in das Weidicht. Eilig in ihrer Art, folgten ihr die drei Jungen, welche ungefähr die Größe einer halbwüchſigen Katze haben mochten. Kaum waren auch ſie im Holze, als

das durchs ſchnelle Schneiden veranlaßte ſchnarpende Getöſe hörbar wurde. Nach Verfluß einiger Minuten fiel die Stange. Noch eiliger und volltönender ward nun der eben erwähnte Laut, indem das ſämmtliche Perſonal in Thätigkeit war, um die Zweige abzuſondern, vielleicht auch um gleich auf der Stelle Schale davon zu äſen. Es war einer der ſchönſten Sommerabende, der Vollmond ſpiegelte ſich in der Waſſerfläche: wer hätte da nicht gern noch länger verweilt, um das Weitere abzuwarten? Nach einiger Zeit kam die Alte, das Ende einer Weidenſtange mit der Schnauze gefaßt, jedoch auf allen vier Läufen gehend, zum Vorſchein. Gleichmäßig waren ſämmtliche Junge hinter ihr zu beiden Seiten des Stabes vertheilt und emſig beſchäftigt, ihn an und in das Waſſer zu ſchaffen. Nach einer kurzen Ruhe wurde er da von der ganzen Geſellſchaft wieder mit der Schnauze gefaßt; höchſt eilig und ohne auszuruhen, ſchwamm ſie mit ihrer Beute denſelben Weg zurück, auf welchem ſie gekommen war; doch konnte weder ich noch einer der übrigen neben mir Angeſtellten, weil das Waſſer Krümmen machte und es Nacht war, wahrnehmen, wo ſie am Ende blieb. Oefter ſtellten wir uns an, auch weiter von einander entfernt, und immer ſchien es, als wenn ſie von dem jenſeitigen Ufer, welches mit einer hochnſerigen Lache in Verbindung ſtand, wo ſie vermuthlich einen Bau hatte, herkäme. Dort Unterſuchungen anzuſtellen, war uns nicht erlaubt, weil der erwähnte Ort und das ganze jenſeitige Ufer zu einem anhalt-deſſauiſchen Reviere gehört. Auf unſerer Seite haben wir, aller angewandten Mühe ungeachtet, weder Burg noch Bau entdecken können. Hin und wieder am Rande des Waſſers fanden wir indeſſen ſtärkere und ſchwächere Aspen- und Weidenſtangen, von denen die Schale völlig abgenagt war.

Da man die Biberfamilie auf keine Weiſe ſtörte, ſo blieb ſie bis zum nächſten Herbſte beiſammen. Als aber dann die Mutter todtgeſchoſſen war, veränderten zwar die Jungen ihren Aufenthalt nicht, aber ſie kamen nur einzeln zum Vorſchein. Eins davon ſchoß der Jäger, das andere wurde im Tellereiſen gefangen, das dritte kam weg. Seitdem bemerkte man an jenem ſogenannten alten Waſſer nie wieder einen Biber.

Nach dem verhältnißmäßig ſchnellen Wachsthum der Jungen zu ſchließen, von denen im Vorhergehenden die Rede geweſen iſt, möchte doch wol Flemming's Angabe: daß der Biber gegen das Ende ſeines zweiten Lebensjahres völlig ausgewachſen ſei, die richtige ſein. Wahrſcheinlich ſind ſie dann auch brunftfähig.

Sollten hingegen die Schriftſteller Recht haben, welche behaupten, er vollende ſein Wachsthum erſt im dritten Jahre, ſo würde die erſte Brunſt vielleicht auch erſt im nächſtfolgenden Winter erfolgen.

Bei einem Thiere, welches nie häufig in unſern Gegenden war und

von Jahr zu Jahr ſeltener wird, das auch aus vielen Gründen im wilden Zuſtande, worauf doch hierbei Alles ankommt, nicht ununterbrochen in ſeiner Lebensweiſe beobachtet werden kann, wird dies, wie manches Andere, wol immer nur auf Muthmaßungen beruhen. Auch ſei dem, wie ihm wolle; wenn man nur aufhören wollte, das Publicum durch ganz unwahrſcheinliche Erzählungen, von denen ich in der Folge einige zu erwähnen Gelegenheit haben werde, gegen Alles mistrauiſch zu machen, was auf Naturgeſchichte des Wildes überhaupt, vorzüglich aber dieſer Art Bezug hat.

Die Erziehung der jungen Biber bleibt gleich von klein auf der Mutter allein überlaſſen. Auch ſie trennt ſich beim Eintritt der nächſten Brunftperiode von ihnen. Von dieſer Zeit an müſſen ſie ihre eigene Oekonomie anfangen.

§. 5. Wahrſcheinlich ſind es die beſtändigen Nachſtellungen, denen dieſe dem Holze allerdings ſchädliche, zugleich aber dem Fänger anſehnlichen pecuniären Vortheil gewährende Wildart ausgeſetzt iſt, welche machen, daß ſie in allen gut cultivirten und ſtark bevölkerten Ländern überhaupt nicht mehr häufig gefunden wird, auch, die Brunftzeit und die Periode, während welcher die Mutter bei ihren Kindern bleibt, abgerechnet, ganz iſolirt lebt.

Ueberall bewohnt der Biber nur da die Ufer der Flüſſe, der ältern Flußbetten, oder ſolcher Lachen und Landſeen, welche mit Flußwaſſer in Verbindung ſtehen, wo deren Ränder mit Weidicht dicht beſetzt oder von andern Laubholzwäldern begrenzt ſind und nicht gar häufig von Menſchen oder von Viehheerden beſucht werden.

An den meiſten Flüſſen Deutſchlands hat er keine Burg, ſondern nur ſogenannte Baue, wie die Flußotter [1]; nur höhlt er dieſe etwas tiefer aus, ohne jedoch ordentliche Röhren zu bilden. Hierzu benutzt er, wie jene, die Gelegenheiten, welche ihm ſich darbieten, um unter hohen, oben überhängenden Ufern, oder hohlen Baumſtämmen, welche an dieſen ſtehen, verborgen, der Ruhe zu pflegen. Gemeiniglich wählt er den Platz dazu ſo nahe am Waſſer, daß er, im Baue liegend, den Schwanz darin hängen laſſen, und bei irgend einiger Gefahr gleich hineinfahren kann.

Gar gern ſonnt er ſich im Wiederſcheine. Iſt daher ſeine Wohnung ſo gelegen, daß er dieſe Ergötzlichkeit immer entbehren muß, oder doch in den Mittagsſtunden an Ort und Stelle nicht genießen kann, ſo ſteigt er auf unfern des Ufers ſtehende erlene Böcke oder auf Kopfweiden, welche nur ſo ſtark mit Holz bewachſen ſind, daß den Sonnenſtrahlen der Zugang auf den Ort, wo er ruht, nicht ganz verwehrt wird. Mangelt ihm auch dieſe Gelegenheit, ſo bringt er vom ſchwächern Holze, welches er der Aeſung

1) S. §. 6 des erſten Capitels der dritten Abtheilung dieſes Abſchnitts.

halber schnitt, so viel zusammen, als erforderlich ist, um sich unter den vom Ufer über das Wasser hängenden Sträuchern ein Lager bereiten zu können, auf dem er, den Schwanz ausgenommen, im Trocknen ist.

An allen diesen Orten läßt er sich, trotz seiner sonstigen Vorsicht, doch nicht selten so sehr vom Schlafe überwältigen, daß der Jäger bis auf kurze Entfernung an ihn heranschleichen kann.

Im Frühjahre bei starken Eisgängen und überhaupt bei großen Ueberschwemmungen sucht er auf Kopfweiden, an Felswänden, welche den Strom begrenzen, im Nothfall auch auf Ausschalungen, die an Mühlgerinnen u. dergl. angebracht sind, oft ganz in der Nähe der menschlichen Wohnungen, Zuflucht, und sitzt oder liegt da so fest, daß ihn zuweilen der erste Fehlschuß nicht einmal zur Flucht reizt. Uebrigens ist mir kein Beispiel bekannt, daß der Biber am hellen Tage schwimmend oder auf dem Lande holzschneidend angetroffen worden wäre; doch können beide Fälle in Gegenden sich wol ereignen, wo er ungestört bleibt. Erst mit Einbruch der Nacht kommt er bei uns zu diesem Zwecke aus dem Baue hervor. Ist der Ort, wo er schneiden will, weit davon entfernt, so legt er selbst im reißendsten Strome große Strecken, ununterbrochen fortschwimmend, zurück.

Nur im stillen, ruhigen Wasser scheint er sich zum Vergnügen zu baden.

Noch ist zu bemerken, daß er ohne Noth seinen Aufenthalt nicht leicht verändert, fast jede Nacht, solange er etwas findet, die Orte besucht, wo er zu schneiden gewohnt ist, und dann immer in Rücksicht des Aus- und Einstiegs genau Wechsel hält.

§. 6. An der Elbe und Lippe sollen, wie man sagt, die Biber noch Burgen bauen. Ich selbst habe nie eine gesehen, obgleich ich mir jahrelang Mühe gab, am erstgenannten Strome dergleichen ausfindig zu machen.

Eine Elb-Biberburg zeugt der Beschreibung nach, welche ich von alten Jägern und Fischern davon erhielt, allerdings schon von unermüdlicher Arbeitsamkeit, von nicht gemeiner Benutzung körperlicher Kraft, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, von einem gewissen Grade von Bausinn. Ich halte es daher nicht für unnütz, hier Das, was ich darüber erfuhr, mitzutheilen, wäre es auch nur deshalb, um den jungen Waidmann darauf hinzuleiten, daß er sich gewöhne, bei Allem, was er über diesen und andere Gegenstände liest, einen Unterschied zwischen Wahrheit, Wahrscheinlichkeit und Uebertreibung zu machen.

Erfahrung hat die Biber belehrt, daß alle ihnen von der Natur verliehene Eigenschaften und Fähigkeiten nicht hinreichen, ihren anzulegenden Wohnungen hinlängliche Festigkeit da zu geben, wo der Strom heftig anfällt; sie benutzen daher, wo es nur immer möglich ist, die Gelegenheit, sie

in und auf von Menſchen angelegten Waſſerbauen da aufzuführen, wo ſie, wenigſtens im Fundamente, von dieſen Schutz erwarten können, d. h. auf der Seite, welche dem Stromanfalle nicht ausgeſetzt, und wo daher das Waſſer beim niedrigen und Mittelſtande immer ruhig iſt.

Kann dieſer für ſie glückliche Fall nicht eintreten, ſo ſuchen ſie an ſolchen Orten, wo der Fluß vor längerer oder kürzerer Zeit ſich ein anderes Bett machte, in dem alten verlaſſenen, oder, wenn dies auch nicht ſein kann, an dem obern Ende einer im eigentlichen Stromufer befindlichen Bucht einen Platz, wo ſie den Grund wenigſtens zum Theil auf Baumſtämmen, die unter der Waſſerfläche verſandet wurden, oder aus dem Ufer hervorragen [1]), legen können.

Iſt die Wahl eines Ortes getroffen, ſo gehen ſie zur Nachtzeit ans Land, um das nöthige Holz zu ſchneiden. So viel ſie auch mit ihren Schneidezähnen ausrichten können, ſo machen ſie ſich doch nie an andere als weiche Holzarten, die keine bittere Schale haben, z. B. an Aſpen, Pappeln und Weiden, vielleicht auch (doch kann ich das aus Erfahrung nicht ſagen) Birken. Die größte Stärke ſolcher Stämmchen, die ſie wählen, beträgt (bei uns) im Durchmeſſer 3 bis 4″. Wo der Biber einen für ſeinen Zweck brauchbaren findet, da ſetzt er ſich auf der Seite, wo er hinfallen ſoll, gemächlich auf dem Hintertheile nieder, und macht ſehr geſchickt und mit unglaublicher Schnelligkeit [2]) etwa 8″ über der Erde einen Einſchnitt. Iſt dieſer nach Verhältniß der Stärke der Stange tief genug, ſo geht er auf die andere Seite und ſchneidet da etwa 3″ höher ein. Bemerkt er, daß der Stamm bald fallen muß, ſo ſetzt er, vorzüglich wenn es windig iſt, oft ab, beobachtet, in die Höhe blickend, auch wol etwas abwärts gehend, ſorgfältig, wohin er ſich zu neigen ſcheint, und iſt auf dieſe Weiſe ſo ſehr auf eigene Sicherheit bedacht, daß noch nie ein Beiſpiel von Verletzung bekannt wurde. Weniger Behutſamkeit wendet er bei dünnen Stäben an, die ihm im Fallen keinen Schaden zufügen können. Dieſe ſchneidet er entweder von einer Seite durch, oder er geht, immer fortnagend, im Kreiſe herum.

Sowol der in der Erde ſtehenbleibende Stamm, als das Ende der abgeſchnittenen Stange erſcheint demnach kolbig zugeſpitzt.

Nachdem die Aeſte vom gefällten Holze abgeſchnitten ſind, wird alles zum Verbauen Taugliche zu Waſſer an den Ort transportirt, wo die Burg

---

1) In dem Flußbette der Mulde habe ich viele, 60 und mehrere Schuh lange Eichen, welche über 12′ hoch mit Sand und Erde bedeckt waren, alle mit der Spitze gegen Morgen, und mit dem oft 40″ im Durchmeſſer haltenden Stammende gegen Abend lagen, gefunden. Aus was Anderm als aus einer vor undenklichen Zeiten in dieſen Gegenden ſtattgehabten Erdrevolution kann dieſe ſonderbare Erſcheinung erklärt werden?

2) Er nagt ebenſo raſch am Holze, wie das Eichhörnchen an der Nuß, nur natürlich weit kräftiger und vernehmlicher. Daß er dabei den Kopf von der Seite biegen muß, iſt einleuchtend.

entſtehen ſoll; dort auf Palliſaden, wo es nöthig iſt, welche am Ufer der Biber geſchickt einzugraben, auch die Erde feſt daran anzutreten, ſie vielleicht gar mit dem Schwanze niederzuſchlagen weiß, wird der Grund in rundlicher Form, die allen Gebäuden der Art eigen iſt, gelegt, dann das Holzwerk über und gegen einander gefügt, und mit dünnen Weiden ſo durchflochten und verbunden, daß das Ganze einem mäßigen Waſſerdrucke zu widerſtehen vermag.

Gewöhnlich ſoll die Burg aus drei Stockwerken beſtehen, von denen das unterſte der Waſſerfläche gleiche [1]), auf niedrigen, das zweite auf mittlern, und das dritte auf hohen Waſſerſtand berechnet iſt, ſodaß der Bewohner derſelben, ſolange das Waſſer im Ufer bleibt, aus dem oberſten nicht vertrieben wird. In jedem Stockwerke iſt der Boden mit Holz, dieſes aber wieder mit Gras, Schilf, Moos, Kräutern, auch wol mit Lehm belegt und der Eingang am Vordertheile angebracht, das ganze Gebäude aber an den Seiten und oben gegen Eindrang des Regens durch gute Ausfütterung und Bedeckung geſichert.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch eine ſolche kleine Burg ihre Entſtehung den vereinten Kräften und Bemühungen eines männlichen und weiblichen Bibers kurz vor und während der Brunſtperiode zu verdanken habe.

Kann der erſtere nicht vielleicht dunkel fühlen, daß nichts ihm leichter die Dankbarkeit und Liebe des letztern zu erwerben im Stande iſt, als Behülflichkeit zu einer bequemen Wohnung? Und wer kann es ihm zur Laſt legen, wenn er dieſen Weg einſchlägt, um jenen Zweck zu erreichen? Aber wenn nun im Hintergrunde doch dabei ſo etwas von dem Intereſſe durchblickte, dieſe Behauſung mit dem geliebten Gegenſtande zu theilen, dort ſelige Stunden in ungeſtörter Ruhe und unter ſüßen Genüſſen zu verleben? Wer von uns Männern darf es wagen, ſelbſt hiergegen ſeine Stimme zu erheben? Müſſen wir es nicht bekennen, daß auch wir meiſt nur geben, um wieder zu empfangen oder doch um mitzugenießen?

Wenigſtens misbraucht das Bibermännchen das ihm zugeſtandene Recht ſo wenig, daß es, ſobald die Tage der Wonne vorüber ſind, auf Bequemlichkeit Verzicht thut, und die Wohnung, welche es mit errichten half, dem Weibchen ganz zum Wochenbette einräumt. Dies übernimmt dagegen, wie ſchon §. 4 geſagt worden, die Erziehung der Pfänder ihrer Liebe ganz allein, beſitzt aber wol ſchwerlich die ihm von einigen Naturgeſchichtſchreibern beigelegte Reſignation, den Erwachſenen die Burg zum Theil, oder ganz ab-

1) Wenn einige Schriftſteller ſagen, die untere Abtheilung ſtehe immer unter dem Waſſer, ſo geſtehe ich gern, daß ich nicht einſehe, wozu ſie der Biber benutzen ſollte, da ſie, ſeiner Natur nach, für ihn unbewohnbar wäre.

zutreten, vielmehr entfernt es ſie, wenn er wieder zu liebeln anfängt, vielleicht in der guten Abſicht, um ſie nicht zu Zeugen von Vertraulichkeit zu machen, die zu früh Begierden in ihnen wecken könnte, die ſie noch nicht kennen ſollen [1]).

Daß die Biber in unſern Gegenden bei ihren Burgen Abdämmungen im Waſſer anlegen ſollten, davon habe ich durchaus von meinen Gewährsmännern nichts erfahren können, auch nie die geringſte Andeutung wahrgenommen.

§. 7. Schon in den nördlichern Theilen von Europa fangen die Biber, zu gewiſſen Jahreszeiten wenigſtens, geſellig zu leben an, ſodaß nach Petri (Eſthen und Eſthland, I, 106) in Eſthland mehrere, obwol nicht viele ſich vereinigen. In Rußlands nördlich-aſiatiſchen Provinzen ſollen dergleichen Colonien zuweilen aus 50 Mitgliedern beſtehen, in Nordamerika aber mitunter bis auf 300 Stück anwachſen.

Sie ziehen ſich im Juni oder Juli zuſammen, trennen ſich aber, oder vermindern ſich doch an Zahl gegen die Brunſtzeit, und leben dann während derſelben paarweiſe, nachher bis zur Wiedervereinigungsperiode meiſt iſolirt — die Weibchen in Geſellſchaft ihrer Jungen — in Burgen oder Bauen, wie die unſerigen.

Daß die Geſellſchaftsbiber (ich werde mich der Kürze wegen dieſes Ausdrucks öfter bedienen, wo blos von amerikaniſchen und überhaupt im Norden geſellig beiſammenwohnenden die Rede iſt), wenn ſie ſehr beunruhigt oder gar ihre Burgen zerſtört werden, Baue mit Röhren auf dem Lande ausführen und lange ſich in dieſen verborgen halten ſollen, ohne das Waſſer zu beſuchen, erwähne ich zwar, kann aber nicht leugnen, daß es mir unwahrſcheinlich iſt, weil der Körperbau dieſer Thiere es unmöglich macht, daß ſie auf dem Trocknen irgend einem ihrer Feinde, deren es in jenen Gegenden doch ſo manche gibt, von welchen ſie in dieſen Verſchanzungen aufgeſucht werden würden, entrinnen, und weil ſie in der That, wie ſchon geſagt, im wilden Zuſtande nicht lange das Waſſer entbehren können.

Da ſie heftigen Leidenſchaften durchaus nicht unterworfen und zugleich klug genug ſind, der einzigen, welche unter ihnen, wie unter allen vernünftigen und unvernünftigen Geſchöpfen, das meiſte Unheil anrichten könnte, der Eiferſucht dadurch auszuweichen, daß ſie ſich früher zerſtreuen, als die Periode eintritt, die am erſten ſie erregen möchte: ſo leben ſie bei ihrer republikaniſchen Verfaſſung ruhiger und einträchtiger, als es bei einer ſolchen unter uns Menſchen der Fall zu ſein pflegt.

---

1) Ich darf nicht auf lauter gutmüthige Leſer rechnen! Um alſo nicht misverſtanden zu werden, hier die Erklärung: daß dieſe und ähnliche Stellen nur als Verſuche anzuſehen ſind, den Vortrag weniger trocken werden zu laſſen.

Uebrigens liefern sie, durch die Anlage ihrer Burgen, den sprechendsten Beweis, wie viel durch vereinigte, gehörig in Thätigkeit gesetzte Kraft und Anstrengung, selbst bei dem Abgang aller künstlich-mechanischen Hülfsmittel, ausgerichtet werden kann, wenn man auch alles Unwahre und Unwahrscheinliche abrechnet, was uns ältere und neuere Reisebeschreiber zu erzählen für gut gefunden haben.

Durch die Güte eines verständigen, wahrheitsliebenden Freundes, der mehrere Jahre in Nordamerika zubrachte und vermöge seiner Geschäfte mehr als Andere Gelegenheit hatte, Beobachtungen zu machen, befinde ich mich in dem glücklichen Falle, manches Berichtigende hierüber beizubringen.

Er selbst hat, wie er sagt, keine einzige Biberburg an einem Strome, sondern alle, die ihm zu Gesicht kamen, an Landseen, welche mit jenem in Verbindung stehen, gefunden. Ohne nun die Existenz derselben an Flüssen ganz leugnen zu wollen, bestätigt er meine im vorhergehenden Paragraph geäußerte Meinung über die in diesem Falle nothwendige Lage derselben.

Was die Anlage, Ausführung und Form betrifft, so sollen diese gleichfalls in allem mit Dem übereinstimmen, was ich am eben angeführten Orte gesagt habe, nur allerdings weit mehr ins Große gehen.

Obgleich mein Freund persönlich keine von den größten Burgen gesehen hat, so gesteht er doch ein, daß ihm glaubwürdige Männer versichert hätten, solche könnten wirklich zuweilen 24 bis 30′ im Umfang, und über 8′ in der Höhe halten, in diesem Falle auch oft zwölf und mehrere Bewohner fassen, die, solange sie bei einander blieben, in ungestörtem Frieden und ungetheilten Gütern lebten. Als Augenzeuge könne er nur von halb so großen und kleinern, also auch weniger starkzählig bewohnten sprechen; dafür habe er aber auch sechs, acht und mehrere neben einander gefunden.

Die stärksten Baumstämme, welche sie verbauen, halten nach seiner Angabe 6, 8, höchstens 10″ im Durchmesser. Nie schneiden sie aber auch dort in andern als weichen Holzarten. Und in der That ist das auch sehr begreiflich; denn so scharf auch ihre Schneidewerkzeuge sind, so möchten sie sie doch im harten Holze zu schnell abnutzen. Auch würden sie wegen der Schwere desselben beim Transport mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Unstreitig müssen diese Thiere schon beim Fortschaffen der leichtern Stämme des weichen Holzes von der angegebenen Stärke sich nachbarlich beistehen und zu diesem Zweck aus einer ganzen Gegend sich vereinigen. Und wahrscheinlich dauert diese gemeinschaftliche Arbeit so lange fort, bis das Werk vollendet ist [1]).

1) Die lächerlich lügenhaften Nachrichten einiger Reisenden von gemeinschaftlicher Berathung über die Anlage der Burg, von ausdrücklich angestellten Baumeistern, von Sklavendiensten, welche alte oder überwundene Biber thun müßten, indem sie auf den Rücken geworfen, mit Steinen und Sand befrachtet, zum Wagen dienten, verdienen kaum Erwähnung, viel weniger Widerlegung.

Hier verdient auch wol die außerordentliche Reinlichkeit dieser Thiere Erwähnung; denn nie lassen sie Losung da fallen, wo sie wohnen, sei es im Baue oder in der Burg. Selbst der gezähmte Biber thut es, wenn er eingesperrt ist, im höchsten Nothfalle nur nahe an der Thür, und stößt den Unrath gleich, wenn sie geöffnet wird, über die Schwelle hinaus.

So viel man auch bisher von den Abdämmungen, welche Biber vor ihren Burgen machen sollen, geschrieben hat, so muß ich doch bekennen, daß ich diesen Thieren zwar einen hohen Grad von Kunstfertigkeit im Holzwasserbaue zugestehe, daß ich mir aber nicht vorstellen kann, warum und wie sie solche zu diesem Behufe anwenden sollen. Denn bei der gewöhnlichen Lage der Burgen am ruhigen Wasser wäre die sehr schwierige Arbeit völlig unnütz. Gleichwol wird in dem Punkte der Mensch vom Thiere nicht selten übertroffen, daß es ohne hinlänglichen Grund seine Kraft nicht in Thätigkeit setzt.

Wollte man annehmen, ein solcher Damm sollte dazu dienen, den Strom zu fangen, d. h. machen, daß der Wasserstand vor dem Damme immer eine gewisse Höhe behalte, so wäre dies nicht anders zu bewirken, als wenn er von einem Ufer bis zum andern geführt würde. Und wer, der nur einigen Begriff von der Gewalt und dem Druck des Flußwassers hat und mit den Gegenwirkungsmitteln bekannt ist, kann Thieren es zutrauen, daß sie letztere, welche uns Menschen nur die angewandte Mathematik darbietet, durch Instinct und Fleiß zu ersetzen vermöchten?

Gesetzt aber auch, die Biber hätten keine andere Gelegenheit finden können, Burgen zu errichten, als da, wo der Strom mit Heftigkeit anfällt, gleichwol wäre ihnen ein ruhiger Badeplatz gemüthlich oder unentbehrlich; gesetzt, sie wollten zu Erreichung dieses Zwecks einen Damm, oder vielmehr einen Uferbau, stromabwärts führen: wie soll das ausführbar sein? Durch Faschinen und Pfähle? Angenommen, das Thier wäre im Stande, erstere zu binden und gehörig anzulegen, letztere aber hinlänglich zuzuspitzen: welche Hülfsmittel stehen ihm zu Gebote, die Pfähle einzutreiben? Man wird uns doch nicht zumuthen wollen, den Schwanz, oder die Vorderläufe dafür anzunehmen? Könnten hundert Schläge mit solchem Werkzeuge bewirken, daß ein mäßiger Pfahl (und es müßten doch starke und lange verwendet werden) nur 3″ tief in die Erde dränge? Wie viel Schläge soll das Thier mit jenem Werkzeuge thun können, ohne die gräßlichsten Schmerzen zu empfinden und ohne sich tödtliche Contusionen zuzuziehen, da die genannten Theile nur eine $^1/_8$″ starke Schuppen- und Hautbedeckung haben?

Andere Schriftsteller, von denen die meisten so wenig als ich aus eigener Beobachtung sprachen, fühlten die Unmöglichkeit, daß der Dammbau auf diese Weise von Bibern zu bewerkstelligen sei, und sagten, eine solche

Anlage beſtehe aus auf einander gelegten Holzſtücken, welche mit Zweigen durchflochten, eine Art von Kaſten bildeten, der inwendig mit Sand, Erde und Steinen ausgefüllt und oben mit Raſen überlegt wäre. Ohne die Möglichkeit zu unterſuchen, das hierzu erforderliche Material geſchwind genug herbeizuſchaffen; wie ſollen die Baumſtämme unter der Waſſerfläche eines Fluſſes ſo lange in gehöriger Richtung erhalten werden, bis ſie mit einander verbunden und die Zwiſchenräume ausgefüllt werden, da die Biber bekanntlich vortreffliche Schwimmer, aber ſchlechte Taucher ſind? Und wenn auch dieſe Schwierigkeiten durch die Menge der Theiluehmer am Geſchäft zu beſiegen wären, könnte das Ganze haltbar ſein, wenn es nicht auf allen Seiten mit ſtarken Pfählen verwahrt würde? Daß ich den Bibern die Geſchicklichkeit, Pfähle und Balliſaden auf dem Lande einzugraben und zu verfeſtigen, nicht ganz abſpreche, habe ich ſchon im vorigen Paragraph geſagt; daß ſie aber dies unter dem Waſſer nicht im Stande ſind, beweiſt gleichfalls das Unvermögen, lange zu tauchen. Wollte man aber auch annehmen, daß ſie ſich beſtändig ablöſten, ſo würde im Strome doch alle Arbeit der Art verloren ſein, weil das gegrabene Loch immer wieder verſchüttet ſein würde, ehe der Pfahl eingeſetzt werden könnte.

Aus den angeführten Gründen, und da mein oft erwähnter Freund verſicherte, daß er die Kunſt, Dämme irgend einer Art zu verfertigen, an den nordamerikaniſchen Bibern nicht habe kennen lernen, vergebe man es mir, wenn ich die Exiſtenz ſolcher Anlagen ſo lange wenigſtens ganz bezweifle, bis ich durch genauere und wahrſcheinliche Beſchreibung von meinem Unglauben bekehrt werde.

§. 8. Der Biber äſt in hieſigen Gegenden vorzüglich die ſüße junge Schale weicher Holzarten, z. B. der Pappeln, Aspen, Weiden, Haſeln u. dergl., in Amerika die des Biberbaums (Magnolia glauca *L.*), der dortigen Eſche (Fraxinus americana *L.*), des Storaxbaums (Liquidambar styraciflua *L.*), des Saſſafras (Laurus Sassafras *L.*) und aller Holzarten, welche ſüßen Gummi enthalten.

Im Sommer verſchmäht er überall auch Wurzelwerk von Kalmus, Seeroſen und einigen Schilfarten nicht; auch ſoll er ſogar im Herbſte wildes Obſt annehmen.

Ob es wahr iſt, daß man, wie in den Mémoires de Sarassin geſagt wird, während des Winters in den Biberburgen einen großen Vorrath von kleingekauter Holzſchale finde und daß der Biber vor Winters friſche Baumzweige um ſeine Burg her unter dem Waſſer in die Erde ſtecke, um ſie während deſſelben zu ſeinem Unterhalte benutzen zu können, läßt in unſern Gegenden ſich nicht ausmitteln. Die letztgedachte Angabe hat allerdings mehr Wahrſcheinliches als die erſte, da es wol zu glauben iſt, daß dieſe Thiere

überhaupt nichts unverſucht laſſen, um von ihren Burgen und Bauen aus, ſelbſt beim härteſten Froſte, einen Einſtieg ins Waſſer offen zu halten, und da nur friſche Holzſchale in der Regel von ihnen geäſt wird.

An der Mulde habe ich indeſſen auch im Winter, wenn der Schnee nicht zu hoch lag und die Kälte nicht zu groß war, Plätze im Holze gefunden, wo ſie friſch geſchnitten hatten.

Meine Ueberzeugung, daß der Biber nie Fiſche, Krebſe, Krabben u. dergl. raube, kann darum weder durch die desfallſigen Behauptungen anderer achtungswerther Männer, noch dadurch erſchüttert werden, daß der gezähmte das alles gekocht frißt, weil man im Magen der wilden nie Gräten findet, weil er keine Fänge wie andere Raubthiere hat und weil endlich kein anderes Nagethier etwas dergleichen genießt [1]).

§. 9. In unſern Gegenden ſind blos Hunde und Fiſchottern für Feinde des Bibers anzuſehen; doch können beide ihm unmittelbar nicht gefährlich werden, im Gegentheil haben ſie Urſache, ſich vor ihm zu hüten, wenn bei ſeiner Ueberlegenheit an Stärke und Waffen der Fall ſich nicht umkehren ſoll. Im Norden von Europa hat er hingegen Grund, die Nachſtellungen der Bäre, Wölfe, Luchſe und des Vielfraßes, in Nordamerika die der Wolverene zu fürchten.

Deshalb macht er dort ſeine Burg von der Landſeite her unzugänglich, entfernt ſich nie weit vom Ufer und geht nicht anders als in Geſellſchaft der Aeſung nach. Da, wo mehrere zu ſchneiden anfangen, werden Wachen ausgeſtellt, und ein einziges warnendes Zeichen von Seiten dieſer macht, daß alle augenblicklich dem Waſſer zueilen und über Hals und Kopf hineinfahren.

§. 10. Ueberall, wo dieſe Wildgattung nicht häufig iſt und, wie bei uns, iſolirt in Bauen lebt, kann nur der Schade in Anſchlag gebracht werden, welchen ſie der Aeſung halber dem Holze zufügt. Gleichwol iſt für holzarme Gegenden ſchon dieſer beträchtlich genug, um ihrer Vermehrung nicht zu weite Schranken zu ſetzen.

Unbeſchreiblich aber müſſen die Verwüſtungen ſein, welche die Geſellſchaftsbiber anrichten, wenn man ihren Holzbedarf zur Aeſung nicht nur, ſondern auch zur Erbauung und Unterhaltung der Burgen in Anſchlag bringt.

Dieſer Schade auf einer und die vortheilhafte Benutzung auf der andern Seite machen, daß dort vorzüglich jeder gute Jäger den höchſten Grad von Emſigkeit anwenden wird, ſobald ſich ein Biber angibt, ſeiner habhaft zu werden.

---

1) Ratten und Mäuſe freſſen aber leidenſchaftlich gern Fiſche und Krebſe, wie ich aus eigener Erfahrung beſtätigen kann. Anmerkung zur dritten Auflage.

Da mehrere Körpertheile deſſelben in hohem Werthe ſtehen, ſo läßt ſich's leicht begreifen, daß die Bibercompagnien (deren eine, die engliſche, vom Prinzen Ruprecht errichtet, eine zweite, die ruſſiſche, in Archangel etablirt, und eine dritte, die unter dem Namen der Compagnie von Canada bekannt iſt) um ſo vortheilhaftere Geſchäfte machen müſſen, da ihnen das Unheil, welches dieſe Thiere anrichten, auf keine Weiſe zur Laſt fällt, und da in manchen Gegenden die Biber ſich in erſtaunlicher Menge finden, ſodaß z. B. an der Hudſonsbay in kurzer Zeit 50,000 Stück [1]) erlegt werden konnten.

Der größte Handelsvortheil wird vom Vertriebe der Bälge gezogen. Unter dieſen zeichnet man vorzüglich die friſchen oder moskowitiſchen aus, welche von Bibern, die im Winter erlegt wurden, genommen, am reichſten und feſteſten mit Haaren beſetzt ſind. Dieſen folgen im Werthe die getrockneten magern, welche von Bibern geſtreift, die man im Sommer fing, kürzeres und weniger dichtſtehendes Haar haben. Noch geringer achtet man die fetten, die durch den Gebrauch, den die Wilden davon zu Bettdecken oder Kleidungsſtücken, welche ſie auf dem bloßen Leibe trugen, gemacht haben, gleichſam eingeölt ſind.

Unter allen werden die nordamerikaniſchen [2]) am meiſten geſucht, am wenigſten die von unſern Grubenbibern, d. h. ſolchen, die ſtets in Bauen leben, weil ſie, mit allen nördlicher und in Burgen wohnenden Geſellſchaftsbibern verglichen, weniger dichtes und langes Haar haben.

Die obenerwähnten friſchen oder Winterbälge kommen ausſchließlich in den Rauchhandel. Man verarbeitet ſie zu Mützen, Müffen und andern Verbrämungen. Schon die ſchwarzen werden theuer bezahlt; ſehr hoch im Preiſe ſtehen die höchſt ſeltenen weißen.

Aus dem zarten, ſeidenartigen kürzern Haar allein, welches die andern genannten Sorten hergeben, verfertigt man feine Strümpfe, Tuch, Handſchuhe, und wenn dieſes mit langem vermiſcht iſt, vorzüglich die ſogenannten Kaſtorhüte [3]). Zu dieſer Fabrikation ſind die von den Wilden präparirten

1) Vgl. Jeſter, Ueber die kleine Jagd. V, 87.

2) Aus den Pelzdiſtricten Nordamerikas wurden an Biberfellen in Handel gebracht:

1831	126,944 Stück.
1834—35 . .	88,598 »
1835—36 . .	64,495 »
1848	21,349 »

Wappäus, Handbuch der Geographie und Statiſtik, S. 360.

Aus dieſen intereſſanten Zahlenangaben ſieht man die ungeheure Verminderung der Biber in Nordamerika, da im Jahre 1848 mehr als 105,000 Felle weniger in Handel kamen als im Jahre 1831.

Im Jahre 1852 war der Ertrag an Biberfellen in den ruſſiſchen Beſitzungen im Stillen Ocean etwas geringer als im Jahre 1851 und betrug 13,300 Stück. An Bibergeil wurde in dieſem Jahre (1852) ausgeführt 248 Pfund. (Petermann, Mittheilungen ꝛc., 1856, S. 487.) Anmerkung zur dritten Auflage.

3) Es gibt viertel, halbe und ganze. Zu letztern kommt nur ein Zuſatz von Vigognewolle; bei den andern beiden Sorten wird der aus gemiſchter Haſen- und Schafwolle bereitete feinere oder gröbere Filz nur mit einer dünnen Lage von Biberhaaren überzogen.

Bälge, welche von ihnen getragen und von welchen die langen Haare durch anhaltenden Gebrauch abgeſtoßen worden, die beſten.

Aus dem langen Haar allein macht man auch in eigenen Fabriken Malerpinſel.

Gegerbte Biberhäute werden zu Kofferüberzügen, Pantoffeln und dergleichen gebraucht.

Das Bibergeil wird von den Apothekern, zum Theil auch von Materialiſten gut bezahlt. Das beſte und reinſte [1]) kommt aus Rußland.

Noch jetzt verordnen es die Aerzte als ein nervenſtärkendes, krampf- und ſchmerzſtillendes Mittel.

Auch der Jäger verwendet es, wie man im Verfolge dieſes Werks öfter zu bemerken Gelegenheit finden wird, beim Rauchwerksfange zu mancherlei Witterungen, wozu jedoch, wie oben (§. 3) bemerkt wurde, die in den untern Beuteln befindliche ölige Flüſſigkeit beſſere Dienſte leiſtet.

Das Wildbret wird von den katholiſchen Glaubensgenoſſen als Faſtenſpeiſe eigens zubereitet und geſchätzt, ſonſt aber auch von mehrern europäiſchen, aſiatiſchen und amerikaniſchen Völkerſchaften theils friſch gebraten, theils geräuchert und getrocknet (bufanirt) gern gegeſſen. Der Geſchmack der Vordertheile bis zu den Nieren ſoll Aehnlichkeit mit dem des Dachswildprets haben, die Hintertheile aber wie Fiſch riechen und ſchmecken [2]).

Der Schwanz, welcher oft drei bis vier Pfund wiegt, nebſt dem kahlen Theile der Hinterläufe wird für einen Leckerbiſſen gehalten und von Liebhabern bis zu drei Thaler bezahlt. Aus erſterm ſollen die Wilden ein bei allen äußern Verletzungen vorzüglich heilſames Oel ziehen.

Das ausgeſchmolzene Fett wenden die ruſſiſchen und polniſchen Aerzte, wie man ſagt, mit gutem Erfolg gegen Nervenkrankheiten, Krämpfe und Gliederreißen an.

Die Knochen des Bibers ſind außerordentlich hart, weiß von Farbe und nehmen ſo ſchöne Politur an, daß ſie zu mancherlei Drechslerarbeiten u. dergl. mit Nutzen angewendet werden könnten, wenn man ſie uns häufiger zuführte und die Handwerksleute Veranlaſſung erhielten, Proben damit zu machen.

Die Schneidezähne werden bei uns zum Vergolden und Glätten, von den Wilden aber ſtatt der Meſſer, Meißel und Bohrer gebraucht.

§. 11. Die Tritte, welche der Biber mit den Vorderläufen macht, ſind denen des Hundes nicht unähnlich; nur ſtehen die Zehen und Krallen in denſelben weiter aus einander und die Ballen ſind nicht ſo tief eingedrückt.

---

1) Nicht ſelten wird er mit Harzarten verfälſcht. Der echte zeichnet ſich durch ſtärkern Geruch, ſchwereres Gewicht, auch durch kleine daran hängende Häutchen und Faſern aus.

2) Letzteres iſt mir nur vom Schwanze bekannt.

Die der Hinterläufe ſtellen ſich faſt ebenſo dar, wie der Abdruck eines Schwanen- oder Gänſefußes.

Die Spur oder die Stellung der Tritte von allen vier Läufen zuſammengenommen, ähnelt der der Flußotter; nur die Hinterlauffährten ſtehen breiter aus einander, ſehr einwärts und zeichnen ihre Form noch genauer ab.

§. 12. In Gegenden, wo es Geſellſchafts- oder doch burgbewohnende Biber gibt, ſcheinen mir Hunde, welche in allem den Otterhunden gleichen, auch auf eben die Art abgerichtet werden, zum Betrieb der Jagd unentbehrlich. Um hier nicht zu weitläuftig zu ſein, verweiſe ich den Leſer auf das Capitel über die Fiſchotter. Dort wird er gleichfalls ſich über die Beſchaffenheit und Anwendung der Biberneße und Biberhamen Raths erholen können. Nur glaube ich noch hinzufügen zu müſſen, daß es wohlgethan ſein möchte, wenn man noch ſtärkere Leinen zum Gemäſch nimmt, als beim Otternetz, am Ende des Küttels oder Sacks einen zwei bis drei Pfund ſchweren Stein (der an jenem nicht nur unnöthig, ſondern auch ſchädlich ſein würde) und zunächſt deſſelben einen eiſernen Ring anbringen läßt, und endlich, wenn man, ſobald das Netz geſtellt iſt, an einem am Ufer befindlichen Pfahle eine hinlänglich lange, dünne Leine befeſtigt, ſolche hierauf bis zur Mitte des Küttels führt, dort ringsum durch die Maſchen, dann durch den am Ende befindlichen vorher erwähnten Ring und wieder ans Land zieht.

Auch die Jagd mit dieſen Netzen und Hamen wird in Flüſſen oder Gewäſſern, welche nicht zu breit ſind, um völlig von einem Ufer zum andern durchzuſtellen, auf eben die Weiſe, wie man ſie am vorbeſagten Orte beſchrieben findet, ausgeübt; dabei aber ergreift einer von den beim Netz am Ufer angeſtellten Männern die vorher erwähnte Zugleine, um, ſobald er am Rucken fühlt, daß der Biber am Ende des Küttels iſt, augenblicklich ſie anzuziehen, damit der Zipfel, in welchem der Biber liegt, ſich umſchlägt und der Sack ſich zuzieht. Es möchte nicht gut ſein, Männer an die Küttel zu ſtellen; deſto mehr muß aber vom Ufer hinzugeeilt werden, wenn ſich ein Biber gefangen hat, um ihn todtſchlagen oder mit der im folgenden Paragraph zu erwähnenden Gabel todtſtechen zu können, weil er ſich gern durchſchneidet.

Wo der Fluß oder das Waſſer zu breit wäre, um ganz durchſtellen zu können, oder wenn man zwei Waten nicht beſäße, würde man, wo möglich, vor der ganzen Bucht, in welcher ſich die Burgen und Baue befinden, die abgejagt werden ſollen, das Netz vorziehen, oder wenn es auch dazu nicht hinreichte, in möglichſter Stille einen Bogen vor den Burgen ſtellen müſſen. Doch glaube ich faſt, daß unter dieſen Umſtänden große

Hamen noch beſſere Dienſte thun würden, weil man mit ſolchen ſich leichter von der Landſeite an die Burg ſchleichen und den Hamen vorhalten könnte.

Daß die Hunde nie eher gelöſt werden dürfen, bis alles Zeug gehörig in Ordnung iſt, verſteht ſich.

Der Biber ſoll auch in eine Reuſe gehen, welche wie eine Fiſchreuſe, nur ſtärker und von fichtenen Aeſten gemacht iſt, und in der ein Köder von grünen aspenen Knospen ſteckt.

Der Fallnetze, welche Döbel in Vorſchlag bringt, erwähne ich nur beiläufig, um zu erklären, daß ich ſie deshalb nicht für anwendbar halte, weil der Biber ſich nie (auch in der Nacht nicht) weit genug vom Ufer entfernt, um ſie, ohne ihn rege zu machen, ſtellen zu können. Wie ſie aber im Waſſer fangbar angebracht werden ſollten, begreife ich nicht.

§. 13. In ſeichten, klaren Gewäſſern, an deren Ufern ſich Burgen befinden, ſoll auch, wie man ſagt, der ſogenannte Biberſtich ganz im Freien ohne Netz ausführbar ſein, indem ſich eigens darauf geübte Männer, mit dreizinkigen eiſernen, an den ſcharfen Spitzen mit Widerhaken verſehenen, an hölzernen Stielen befeſtigten Gabeln bewaffnet, an die Ausgänge der Burgen ſchleichen, hier abwarten, bis die Hunde die darin befindlichen Biber rege machen und die heraus ins Waſſer fahrenden anſpießen. Ob man etwa an den Gabelſtielen Leinen befeſtigt, um den Verwundeten (weil die an den Zinken befindlichen Widerhaken machen, daß er nicht loszukommen vermag) bis zur völligen Ermattung daran fortgehen zu laſſen, kann ich nicht ſagen, ſollte aber meinen, daß dadurch der Fang erleichtert würde. Uebrigens iſt es wahrſcheinlich, daß der Stich von vorn nie angebracht werden kann. Auf jeden Fall gehört zu dieſer ſonſt ſehr einfachen Jagd viel Gewandtheit und Geſchicklichkeit.

§. 14. In unſern Gegenden, wo man ſelten mehr als einen Biber auf einmal zu ſehen erwarten darf, verſpricht um ſo ſicherer bei mondhellen Nächten und gutem Winde der Anſtand, mit einer mit Schrot Nr. 0 oder Poſten geladenen Flinte, einen glücklichen Erfolg, weil dieſe Thiere, ſolange ſie ungeſtört bleiben, faſt täglich auf dem nämlichen Orte ausſteigen, um zu ſchneiden. Nur verberge man ſich gut, ſtehe unbeweglich ſtill, laſſe ſie erſt einige Schritte aufs Land heraus und halte auf den Kopf. Das Schießen im Waſſer iſt mislich, weil man da nichts als die Naſe erblickt. Hat nun das Waſſer vollends viel Tiefe, ſo geht nicht nur der Geil faſt immer verloren, weil beim Aufſuchen mit Haken u. dergl. es ſich nicht ſelten ereignet, daß man den Biber beim Herausziehen am Hintertheile faßt, ſondern man büßt zuweilen auch das Ganze ein.

Am öfterſten wird er im Frühjahre beim Eisgange und ſonſt bei großen

Ueberſchwemmungen an den Zufluchtsorten, welche er dann nach §. 5 dieſes Capitels ſucht, geſchoſſen.

§. 15. Inſofern die Hauptſache bei allem Rauchwerksfange, Reinlichkeit, gehörig wahrgenommen wird, iſt der Fang mit dem Tellereiſen [1]) das ſicherſte Mittel, des Bibers habhaft zu werden.

Witterungen nimmt er, ſo viel ich weiß, eigentlich nicht an; doch iſt es nützlich, das ganze Eiſen vor dem Legen tüchtig mit aspenen oder haſelnen Knospen abzureiben.

Das ganze Verfahren beim Legen bleibt übrigens daſſelbe, wie beim Otterfange.

Auch hier iſt es ſicherer, das Eiſen unter Waſſer zu bringen; mangelt dazu die Gelegenheit, ſo wird es doch ſo nahe als möglich vor den Ausſtieg gelegt, auch täglich an den Seiten und nach dem Lande zu mit friſchen, nicht mit bloßen Händen angegriffenen, mit einem ſehr reinlichen Meſſer abgeſchnittenen weidenen oder aspenen Zweigen umſtreut. Nur glaube man hier dem Sprichworte nicht: Viel hilft viel!

Uebrigens muß das Eiſen vorzüglich gut ſein und wenigſtens eine ſehr ſtarke Feder haben.

§. 16. Kommt der Biber auf irgend eine Weiſe noch lebend in die Gewalt des Jägers, ſo wird er am leichteſten durch einen derben Schlag auf die Naſe (verſteht ſich mit irgend einem harten, mehr ſchmal- als breitkantigen Werkzeuge) zum Enden gebracht, oder, ſelbſt nach der angenommenen Jägerterminologie, todtgeſchlagen.

Vorzügliche Aufmerkſamkeit hat der Jäger ſofort darauf zu verwenden, daß der Geil nicht ganz oder zum Theil nach innern Theilen übergehe, und dadurch, den Geldverluſt ungerechnet, dem Wildbret und ſelbſt dem Schwanze ſeinen widrigen Geſchmack mittheile.

Erlauben es daher die Umſtände, ſo ſchärfe man auf der Stelle vorſichtig und raſch, den Biber auf die Seite gelegt, die Haut an den Keulen bis über die Geilenſäckchen auf, und unterbinde die letztern feſt. Iſt dies zur Nachtzeit nicht möglich, ſo ſorge man beim Nachhauſeſchaffen dafür, daß der Hintertheil tiefer als der Kopf liege, verfahre dann, wie vorhergeſagt, und löſe die vorher unterbundenen Geilenhübel ſogleich aus; aber auch mit Behutſamkeit, um durch Verletzung derſelben nicht Schaden zu leiden.

Wenn dies bewerkſtelligt worden, ſchärft man den Schwanz ab und benimmt ſich hernach beim Streifen gerade ſo wie bei den Raubthieren.

1) Döbel rühmt vorzüglich beim Biber und der Otter das Stangeneiſen. Ich kenne dieſes zwar, doch nicht ganz genau, weiß aber, daß das Stellen mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden und ſo wenig als der Mechanismus des Ganzen durch Worte und ohne Zeichnung zu verſinnlichen iſt. Da nun ein gutes Tellereiſen zur Erreichung des Zwecks vollkommen hinreicht, ſo habe ich es nicht für nöthig gehalten, durch überflüſſige Kupfer das Werk zu vertheuern.

Viertes Capitel.

Der gemeine Eicher oder Eichhorn.

Sciurus vulgaris *L.* [1]).

§. 1. In Rückſicht der Jagd-Kunſtſprache bemerke man folgende Abweichungen von der bei andern zur niedern Jagd gehörigen Haarwildarten angenommenen:

Der Schwanz behält bei einigen Jägern dieſen Namen, bei den meiſten heißt er Fahne.

Für Begattung iſt mir kein anderer Ausdruck bekannt, ich werde dieſen daher beibehalten.

§. 2. Im gemeinen Leben wird dieſes Thierchen ſeiner Zierlichkeit und Kleinheit wegen Eichhörnchen, zuweilen auch Eichkätzchen genannt.

Es gehört zur Familie der Eichhörnchen (Sciurinae), der Ordnung der Nager (Glires).

§. 3. Unſer gemeiner Eicher, der in allen waldigen Gegenden Europas und des nördlichen Aſiens vorkommt, mißt 8 bis 9″ vom Kopf bis zur Wurzel des Schwanzes; der zuletzt genannte Theil aber allein genommen iſt um 1″ länger als der übrige Körper. Die Höhe beträgt am Vordertheile $3\frac{1}{2}$ bis 4″.

Der Kopf iſt dick, an den Seiten plattgedrückt, nach der Schnauze zu geſpitzt, die Stirn flach, die Naſe hochſtehend, die Oberlippe beträchtlich länger als die untere. Letztere bedeckt die Vorderzähne nicht ganz.

Wie bei allen Nagethieren findet man vorn ſowol in der Ober- als in der Unterkinnlade zwei keilförmige, äußerſt ſcharfe Schneidezähne, von denen die untern ſchmäler, ſpitziger und länger als die obern ſind. So lange das Thier lebt, behalten die an der vorwärts gekehrten Seite pomeranzenfarbenen Schneidezähne ſämmtlich eine gewiſſe wankende Beweglichkeit vor- und hinterwärts, auch nach den Seiten; ſobald es aber verendet, hört dieſe auf.

Außerdem findet man in der obern Kinnlade fünf, in der untern vier zum Theil geriefte Backenzähne.

Die Lippen ſind mit kurzen, ſteifen, weißen Haaren beſetzt; der Naſe zur Seite ſtehen fünf Reihen ſchwarzer, langer Barthaare; über den großen, hervorſtehenden, ſchwarzbraunen (faſt ſchwarzen), mehr nach den Lauſchern als nach der Naſe zu gerichteten Sehern noch einige einzelne, etwas weniger lange, von gleicher Farbe. Die Lauſcher ſelbſt ſind eigentlich weniger lang,

---

2) Bechſtein, Handbuch d. Jagdwiſſenſchaft, Th. I, Bd. 1, Cap. 26. v. Wildungen, Taſchenbuch v. J. 1808, II. Oken, Zoologie, Abth. 2, S. 859 fg

als sie es durch die an den Spitzen sich emporsträubenden Haarbüschel zu sein scheinen. Der Hinterkopf ist erhaben gewölbt, der Hals kurz, der Leib schlank, der Rücken, wenn das Thier sitzt, sehr, wenn es läuft, nur wenig gekrümmt.

Die fächerförmig mit langen Haaren besetzte Fahne legt es im Sitzen fast gerade am Rücken hinauf, im Laufen aber streckt es sie von sich weg.

Die kurzen Läufe, von denen die hintern die vordern an Länge noch übertreffen, gehen in langen, starken Zehen und breiten Fußsohlen aus. An den Vorderläufen findet man vier mit scharfen, langen, grauen Krallen besetzte fingerartige Zehen nebst einem stumpfen Daumen, an den hintern fünf gleich scharf bewaffnete Zehen.

Mit den langen Fersen berührt das Eichhorn bei jedem Sprunge den Boden. Es kann daher wie alle Nagethiere auf den Hinterläufen aufgerichtet sitzen, zwischen den Vorderzehen aber etwas halten und sogar schnell wenden und drehen. Sein ganzer Bau ist zum Springen und Klettern eingerichtet. Beides wird durch die stark ausdünstenden, immer feuchten Fußsohlen sehr erleichtert.

Das Haar ist ziemlich lang und weich, am gemeinen Eicher von der Wurzel an aschgrau, nur an der Fahne mit etwas Weiß gemischt; die übrigen zwei Drittheile der Länge desselben sind — die Kehle und den Bauch, wo es weiß, und die Schnautze nebst den Augenlidern, wo es weißgelb erscheint, ausgenommen — feurig braunroth gefärbt. Im Winter geht weiter nach Norden zu das Braunroth völlig in Grau über; bei uns wird es nur mit Aschgrau und Weiß gemischt. Bei sehr alten Thieren ist dies zu allen Jahreszeiten der Fall; doch bleiben an ihnen im Sommer die Fahne, die Läufe nebst den Büscheln an den Lauschern wie an den Jungen gezeichnet.

In unsern Gegenden findet man folgende Farbenvarietäten:

1) Das schwarze Eichhorn, welches auf dem Thüringer Walde nicht sogar selten ist; 2) das schwarzbraune, ebenfalls dort und schon in der Gegend von Eisleben anzutreffende; 3) das immer aschgraue, bei uns sehr rare.

Aus der Vermischung dieser Varietäten unter einander und mit dem gemeinen sollen zuweilen noch andere hervorgehen, z. B. Eichhörnchen, welche überall grau und nur längs des Rückens mit einem rothen Striche gezeichnet sind; braunrothe oder schwarze, weißgescheckte. Auch sah Bechstein am Reinhardtsbrunnen im Gothaischen ein rothes mit weißer Fahne. Endlich fand man zuweilen auch weißgelbe und weiße, von denen einige rothe Seher hatten, aber nie anders als ganz jung im Neste. Wahrscheinlich sind dies Kakerlaken, d. h. (wie die Albinos, oder weiße Mohren) Geschöpfe, bei denen diese unnatürliche Farbenveränderung

eine kränkliche Organiſation anzeigt. Weder bei Menſchen noch bei Thieren läßt ſich unter ſolchen Umſtänden Gedeihen erwarten [1]).

Ungeachtet ſeiner kurzen Läufe iſt doch das Eichhorn nichts weniger als langſam. Auf der Erde bewegt es ſich nie im Schritte oder Trabe, ſondern immer in größern oder kleinern Sprüngen vorwärts. Außerordentlich iſt ſeine Geſchicklichkeit im Klettern. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit fährt es an dem glatteſten Baumſtamme ein großes Stück, ja, bis in den äußerſten Gipfel, ohne abzuſetzen, hinauf. Von da aus thut es oft von freien Stücken 14 — 16′ weite Sätze bis auf einen der benachbarten Bäume. Dabei ſcheint ihm die langbehaarte und doch ſo leichte Fahne gute Dienſte zu leiſten; denn man hat Verſuche gemacht, dieſe halb wegzuſchlagen, und nicht halb ſo weit konnte das verſtümmelte Geſchöpf nachher ſpringen. Aber auch im natürlich geſunden Zuſtande ſpringt das Eichhorn nicht gerade aus, ſondern immer etwas abwärts, ſodaß es gegen den Aſt, wo es den Anlauf nahm, gerechnet, allemal auf einem niedrigern des benachbarten Baumes ankommt. Erreicht es nur die äußerſte Spitze deſſelben, ſo faßt es dieſe ſo ſchnell und feſt, daß das Schwanken des Zäckchens ihm nie gefährlich wird; im Gegentheil länft es ſchnell auf demſelben hin, auch mit gleicher Gewandtheit Baum an und Baum ab.

Zwar liebt dieſes kleine niedliche Thierchen das Waſſer eigentlich nicht, deſſen ungeachtet aber wird ihm im Nothfalle das Schwimmen nicht ſchwer. Daß es ſich dabei eines Spanes ſtatt eines Fahrzeugs, und der Fahne ſtatt des Segels bediente, oder daß es ſich auf den Rücken lege, und die Fahne, Gott weiß zu welchem Behuf, ins Waſſer hängen und ſo ſich forttreiben ließe, halte ich für ungegründet, ſo oft man es auch in Schriften erzählt und wiedererzählt hat. Mehr als einmal habe ich ſie auf die natürlichſte Art, wie jedes andere vierfüßige Säugethier, durch Flußwaſſer ſchwimmen ſehen. Leugnen will ich deshalb nicht, daß der Eicher, wenn er im Strome ein Stückchen Holz, welches ihn tragen kann, erreicht, ſich deſſelben vielleicht zum Ausruhen bedient und ſich darauf forttreiben läßt. Wie oft ſieht man bei ſtarken Eisfahrten andere Thiere auf Schollen ſitzen; wem würde es aber je einfallen, zu glauben, daß ſie dieſe als bequemes Vehikel anſähen? Nothbehelf iſt es gewiß in beiden Fällen, weiter nichts!

Sitzt das Eichhörnchen ruhig und ungeſtört, ſo hört es faſt nicht auf, ſich zu lecken und zu putzen. Dies ſowol als die Bemerkung, daß man nie in ſeinem Ruhelager oder Neſte, ſondern unten am Baumſtamme, auf welchem jenes ſich befindet, Loſung findet, zeugt für ſeine ungemeine Reinlichkeit.

---

1) Ueberall, wo die Eicher vorkommen, gibt es Varietäten, die von der bekannten Grundfarbe ins Dunkle und Lichte alle möglichen Schattirungen zeigen. Einen der ſchönſten erlegte ich vor wenigen Jahren; er war blaßgelb, die vordere Hälfte der Fahne ſchneeweiß. Anmerk. zur dritten Auflage.

Zeichnen ſich an ihm ſchon die Sinne des Geſichts, Gehörs und Geruchs durch ſcharfe Organiſation aus, ſo ſcheint doch die Vorempfindung von ſtürmiſcher Witterung, welche es durch ſeine Unruhe, durch den dann auch ohne andere Veranlaſſung oft wiederholten Laut, durch theilweiſes oder gänzliches Verſchließen ſeiner Wohnung, zu Tage legt, zu beweiſen, daß der Sinn des Gefühls jenen an Feinheit wenigſtens nicht nachſteht.

So leicht es iſt oder ſcheint, dieſe Thierchen zu zähmen, wenn man ihrer in der früheſten Jugend habhaft wird; ſo freundlich ſie ſich in der Folge auch ſtellen, ſo bleiben ſie doch, vorzüglich während der Begattungszeit, boshaft und tückiſch. Ihre Biſſe ſind nicht nur ſehr ſchmerzhaft, ſondern die dadurch entſtehenden Verletzungen oft ſogar gefährlich.

Liſt und Verſchlagenheit, womit die Natur ſie nicht ſtiefmütterlich ausſtattete, ſprechen ſich durch die Maßregeln aus, welche ſie zu ergreifen pflegen, wenn es auf Rettung durch Flucht ankommt. Denn, werden ſie einen wirklichen oder vermeinten Feind gewahr, ſo eilen ſie blitzſchnell dem höchſten der umſtehenden Bäume zu, fahren faſt immer auf der entgegengeſetzten Seite bis in die erſte Zwaſel [1]) hinan, kommen da höchſtens nur mit dem Köpfchen zum Vorſchein, gehen, wenn ſie noch nicht ſicher zu ſein glauben, bis auf den höchſten Gipfel fort, drücken ſich platt auf einem Aſte dicht am Hauptſtamme, hängen ſich, immer der Gefahr ſo viel als möglich ausweichend, am Hauptſtamme an, oder eilen, ſobald ſie ſich unbemerkt wähnen, von einem Baume zum andern ſpringend, davon.

Es gibt wenige Säugethiere, welche ſo immerwährend munter wären und ſo kurze Zeit auf einer Stelle blieben, als der gemeine Eicher während der mildern Jahreszeit und bei leidlicher Witterung. Deſto ruhiger verhält er ſich bei ſtürmiſchem Regenwetter und im Winter.

Sein dreifach verſchiedener Laut bezeichnet genau die Stimmung, in welcher er jedesmal ſich befindet. Freude und Begattungstrieb drückt er durch ein gewiſſes Pfeifen aus, Furcht und Schreck durch ein ſonderbares, faſt wie: Duck, duck, duck! ertönendes Gluckſen, Zorn und Schmerz durch Murren und Ziſchen.

Gezähmte überleben ſelten das ſechste oder ſiebente Jahr.

§. 4. Die Begattungszeit der ältern Eicher fängt im März, die der jüngern etwas ſpäter an. Wo dieſe Thierchen häufig ſind, verſammeln ſich dann oft zehn und mehr Männchen bei einem Weibchen, deren lauter Zwiſt gar bald in Thätlichkeit übergeht.

Ob nur dem Tapferſten unter ihnen der Minneſold zu Theil wird, oder ob das Weibchen vielleicht, während die übrigen um ſeinen Beſitz kämpfen,

1) Der Ort, wo mehrere Aeſte ſich vom Hauptſtamme ausbreiten.

mit einem erkohrenen Liebling entflieht, läßt ſich ebenſo wenig beſtimmen, als es uns intereſſiren kann; aber ſo viel iſt gewiß, daß das zärtliche Pärchen, wenigſtens bis nach erfolgter Befruchtung, ſich gegenſeitig eheliche Treue beweiſt.

Vier Wochen geht das Muttergeſchlecht tragend. Während dieſer Periode wird ein gut verwahrtes Neſt von ihm recht weich mit Moos ausgefüttert, nach Verfluß derſelben bringt es in ſelbigem drei bis ſieben Junge [1]), welche acht bis neun Tage blind und ſchwarzbräunlich gefärbt ſind. Sie werden vier Wochen geſängt. Die nächſtfolgenden 14 Tage hindurch, während welcher die junge Familie auch ſchon auf den das Neſt umgebenden Aeſten ſpielend herumklettert, wird ſie von der Mutter mit Aeſungsmitteln verſorgt, dann aber trennt ſich alles, und jedes Individuum muß ſelbſt für ſeinen Unterhalt ſorgen.

Bechſtein ſagt, die alten Weibchen begatteten ſich nachher oft zum zweiten male, ſodaß man im Juli und Auguſt wieder Junge in den Neſtern fände; ja, er will ſogar in Jahren, wo es viel Nadelholzſamen gibt, Beiſpiele eines dritten Gehecks erlebt haben.

Nur ſo viel weiß ich aus eigener Erfahrung, daß kräftigere und überflüſſige Frühjahrsäſung die Zahl der Jungen eines Wurfes vermehrt. Dieſe ſind im nächſten October völlig ausgewachſen und im folgenden Frühjahre fortpflanzungsfähig.

§. 5. Gewöhnlich leben die Eichhörnchen in Wäldern, vorzüglich gern in Schwarzhölzern, überall am liebſten in trockenen und ſchattigen Gegenden; denn Näſſe und drückender Sonnenſchein iſt ihnen zuwider. Wenn manche Obſtſorten und Nüſſe aller Arten reifen, beſuchen ſie jedoch auch nahe gelegene Gärten.

Da ſie nur zu gewiſſen Zeiten einige Aeſung auf der Erde und dann ebenſo viele und beſſere auf den Bäumen und Sträuchern finden, ſo leben ſie meiſtentheils in der Höhe. Selten ſpringen ſie indeſſen, wenn es nicht um zu entfliehen geſchieht, von einem Baume oder Strauche zum andern, ſondern ſie ſteigen bei voller Ruhe gemächlich an einem Schafte herab, hüpfen dann auf der Erde fort bis zu einem benachbarten, und klettern abſichtlich oder zum Spaß an dieſem wieder hinauf.

Man will bemerkt haben, daß jedes Eichhörnchen wenigſtens vier Neſter habe, in welchen es wechſelsweiſe ruhe. Zum kürzern Aufenthalte benutzt es verlaſſene Elſter-, Krähen- und Raubvogelhorſte, wie ſie ſind; zum Nachtquartier, zum Schutz gegen üble Witterung und Kälte und zum Heckneſte

1) Nach der Verſicherung meines oben (Cap. 1, §. 3. Anmerk.) gedachten Verwandten und Freundes brachte ein zu Newyork mit einem Männchen im Käfig unterhaltenes Weibchen vierundzwanzig Junge auf ein mal. (??!)

hingegen werden gewöhnlich nur die vorgefundenen Materialien verwendet, das Ganze aber neu erbaut.

Ein ſolches Neſt wird gewöhnlich in eine Zwaſel, dicht an den Hauptſtamm des Baumes geſtellt. Der Boden deſſelben iſt den Vogelneſtern gleich geformt, oben aber erhält es eine Haube. Der Haupteingang iſt vom Schafte abwärts, faſt immer gegen Morgen gerichtet und gerade nur ſo groß, daß das Thierchen gemächlich hineinſchlüpfen kann; ein etwas kleineres Fluchtloch hingegen wird gewöhnlich dicht am Schafte gelaſſen.

Fällt Regen oder ſtürmiſches Wetter ein, ſo eilt jedes Eichhörnchen ſeinem auf dieſe Weiſe bereiteten Schutzorte zu, verſtopft den Haupteingang, im Nothfall auch wol das Fluchtloch, und wartet ruhig beſſere Zeiten ab.

Im Winter ſchläft es viel, jedoch nicht anhaltend, erſtarrt auch nicht und kommt aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, ſo oft es vom Hunger ſich gequält fühlt.

§. 6. Die Aeſung unſerer Eicher beſteht der Jahreszeit nach in Tannen-, Kiefern- und Fichtenſamen, welchen ſie geſchickt aus den Zapfen auszumachen wiſſen; in Knospen der mehreſten Holzarten, vorzüglich der Kiefern [1]), von denen ſie im Winter die jüngſten Triebe am letzten Quirl abbrechen, um die Knospen zu erlangen; in der Schale der ſchwächſten friſchen Reiſer von alten Birken; in Heidel- und Preiſelbeerblättern; in den Kernen der meiſten Beerenarten; in Ahorn- und Masholderſamen. Auch nehmen ſie manche Obſtſorten, beſonders Süßbirnen an, lieben aber ganz vorzüglich alle Nüſſe, nicht zu harte Obſtſteine, Eicheln, Bucheckern und einige Pilzarten.

Mit Unrecht gibt ihnen Büffon ſchuld, ſie raubten auch Vögel; häufige Verſuche an gezähmten haben das Gegentheil erwieſen. Aber das glaube ich nicht verhehlen zu dürfen, daß ich einige mal friſche Eierſchalen am Stamme eines Baumes, das Eichhörnchen aber oben im Neſte fand. Ob ſie nun im wilden Zuſtande die Vogeleier ausſchlürfen, wie ich es von einem gezähmten geſehen habe, mag ich nicht entſcheiden [2]), bin aber eher geneigt zu glauben, daß ſie ſolche nur darum aus dem Neſte werfen, um es für ſich einzunehmen.

Beim Aeſen zeigt jede ihrer Mienen und ihr ganzes Benehmen einen hohen Grad von Wohlbehagen an. Auf den Hinterläufen allein ſitzend, erheben ſie alles, vorzüglich ihr Leckergericht, Nüſſe, ungemein behende zwiſchen den Vorderzehen, und führen es ſo der Schnauze zu. Unbegreiflich

1) Der Genuß derſelben, ſowie der des Nadelholzſamens, macht, daß die Loſung der Schwarzholz bewohnenden Eichhörnchen, welche viel harzige, ölige Theile enthält, aufs Feuer geworfen, hell aufbrennt.

2) Ein ſolcher einzelner Fall beweiſt um ſo weniger etwas, da die gezähmten auch gekochtes Fleiſch freſſen, die wilden nie.

iſt es beinahe, wie ſchnell unter fortwährendem Drehen der Nuß mit den Schneidezähnen ringsum ein Kerb bis auf den weichen Kern geſchnitten und dann die harte Schale weggeworfen wird. Aber trotz der ſichtbaren Begierde, recht bald zu genießen, verſchluckt das Thierchen nichts eher, bis alles völlig vermittelſt der Backenzähne zermalmt iſt. Sicher belehrt ſie ein ſehr zuverläſſiger Inſtinct, daß die geringſte Vernachläſſigung dieſer Vorſichtsmaßregel bei einer früher, als die vollkommene Verdauung erfolgt wäre, nöthigen Anſtrengung im Springen leicht tödtliche Folgen haben könnte.

Für den erſten Moment ſcheint es, als ſei das Eichhorn recht eifrig darauf bedacht, ſich auf die Zeit des Mangels mit einem Vorrath an Lebensmitteln zu verſorgen; denn oft trägt es nicht ganz unanſehnliche Quantitäten von Nüſſen, Eicheln, Buchekern, Eierſchwämmen u. dergl. zuſammen, verbirgt dies alles in einem der überbauten Neſter, oder in einem hohlen Baumſtamme, und bedeckt ſeinen Reichthum auf der Erde wol vorzüglich darum ſo ſorgfältig, um ihn den ſpähenden Blicken der lüſternen Holzheher zu entziehen.

Aber dennoch macht es gemeiniglich die Rechnung ohne den Wirth; denn kaum tritt die naſſe Herbſtwitterung ein, ſo denkt es nicht daran, daß oft nur zu bald der noch rauhere Winter folgt, ſondern zehrt ſo raſch auf das Eingeſammelte los, daß gewöhnlich für den Nothfall nichts übrig bleibt. Daher kommt es, daß bei anhaltend ſtrengem Winterwetter und tiefem Schnee mancher Eicher Hungers ſterben [1]) muß, oder daß eine unglückliche Ahnung auch in unſern Gegenden zuweilen ſämmtliche Individuen dieſer Art im Herbſte noch zur Auswanderung aus gebirgigen Gegenden in ebene Waldungen veranlaßt.

Oefter oder eigentlich jedes Jahr tritt der letzte Fall in allen Ländern ein, welche dem nördlichen Polarkreiſe zunächſt liegen. Dort kehren ſie bei Eintritt des Frühlings in die Gebirge zurück.

In allen nördlich gelegenen Ländern aber ſoll, wenn im Sommer durch ungünſtige Witterung Mangel an Aeſung entſteht, eine ähnliche Emigration nicht zu den Seltenheiten gehören.

§. 7. Hauptfeind des Eichers iſt der Baummarder, welcher dem alten von Baume zu Baume, von Aſte zu Aſte unnachläſſig im eigentlichſten Sinne des Wortes nachſetzt, bis er ſich aus Entkräftung ergibt, junge aber in den Neſtern aufſucht. Den Nachſtellungen der großen Haſelmaus ſind letztere gleichfalls ausgeſetzt.

---

1) Nicht ſowol der Hunger, als das beſtändige Aeſen der Holzſchale, welche man im Winter im Magen der Eicher faſt ausſchließlich findet, mag wol ihren Tod befördern, da ſie eigentlich nie ſaufen, ſondern im Sommer nur Thau, im Winter weichen Schnee lecken. Bekommt letzterer nur einen Schorf, ſo fehlen vollends alle Mittel, das Hitzige jener Nahrung zu mildern.

Auch der Fuchs gibt ſich viel Mühe, ſie auf der Erde zu beſchleichen, obgleich es ihm nur ſelten gelingen mag. Raubvögeln werden alte nur ſelten, junge deſto häufiger zur Beute.

§. 8. Vor einigen Jahren waren gezähmte Eichhörnchen ſehr in Mode. Und in der That ſind es poſſirliche Geſchöpfchen, welche bei guter Behandlung wenigſtens zehn Monate des Jahres hindurch ſehr fromm werden.

Wem es Spaß macht, ſich mit ihnen abzugeben, der muß die jungen, wenn er ſie im Neſte findet, augenblicklich ausnehmen, ſonſt trägt ſie die ſorgſame Mutter, ſobald ſie Verdacht ſchöpft, in ein anderes oft weit entferntes.

Mit Milch und Semmel laſſen ſie ſich leicht aufziehen; ſpäterhin gebe man ihnen Nüſſe, Eicheln, Buchekern, wenn man will, auch allerhand Backwerk und ſüße Mandeln; nur hüte man ſich, daß ſie keine bittern, oder Pfirſichen- und Aprikoſenkerne zu äſen bekommen, denn dies alles iſt ihnen, wie den übrigen blindgeborenen Thieren, unfehlbar tödtlich.

Um ſie ſo zahm als möglich zu machen, muß ihnen gleich in der früheſten Jugend ein weichledernes, mit feinem Tuche gefüttertes Halsbändchen angelegt, und an dieſes ein leichtes Drahtkettchen befeſtigt werden. Doch muß man ſie oft losmachen, herumtragen, auch immer frei aus der Hand füttern.

Ganz frei ſie immer herumlaufen zu laſſen, würde, wenn der Beſitzer ſich auch über das Unreinliche hinausſetzen wollte, doch deshalb nicht räthlich ſein, weil ſie alles, was ſie fortbringen können, leicht verſchleppen.

Ihre Tücke und Bosheit verleugnen auch die anſcheinend frömmſten im März und April nie ganz. Sollen ihre Biſſe vorzüglich Kindern nicht gefährlich ſein, und ſollen ſie ſonſt durch Nagen keinen Schaden thun, ſo müſſen ſie zu der Zeit wenigſtens immer angelegt bleiben, oder die Nagezähne ihnen ausgebrochen werden. Natürlich kann man ſie dann mit Nüſſen in der Schale nicht füttern.

§. 9. Mit Unrecht werden die Bälge unſerer inländiſchen Eichhörnchen, außerdem, daß man aus den Fahnenhaaren Malerpinſel verfertigt, faſt gar nicht benutzt. Deſto höher ſchätzt man die der nördlichen grauen, welche unter dem Namen Grauwerk oder Behe bekannt ſind, und den ſogenannten Behbam oder die Behwamme liefern.

Nach Smith's Unterricht zum Vertreiben ſchädlicher Thiere halten die Engländer das Wildbret dieſer kleinen Creaturen für das allerwohlſchmeckendſte. Auch im ſüdlichen Deutſchland findet man es ſehr gut; nur im nördlichen gibt man, einzelne Ausnahmen abgerechnet, dem Vorurtheile noch immer Raum, daß es ungenießbar ſei, ſo oft es auch ſchon geſagt ward, daß es dem Hühnerfleiſche gleicht, und, wenn es ſelbſt von ſolchen Eichhörnchen

genommen würde, die Nadelholzſamen vorzüglich geäſet haben, dem Wildbret der wilden Kaninchen, gebraten ſowol als mit der Zwiebelbrühe zubereitet, bei weitem vorzuziehen ſei. Eigene Verſuche berechtigen mich, dieſe Meinung zu beſtätigen, beſonders wenn die Eichhörnchen zur rechten Zeit, d. i. im Herbſte und zu Anfange des Winters, erlegt werden.

Zum Krebsfange gibt es keinen beſſern Köder als rohes Eichhornwildbret und Geſcheide, und man kann ſich deſſelben ſowol in der Reuſe als auf dem Kätſcher bedienen.

Uebrigens möchte ich, am wenigſten in Nadelhölzern, allgemeine Hegung anrathen; denn der Nutzen bleibt in unſern Gegenden, wo die Bälge keinen Werth haben, immer nur ſehr unbedeutend, der Schade aber, welchen dieſe lüſternen Thiere auf friſch beſäeten oder dem Anfluge überlaſſenen Kiefern-, Fichten- und Tannengehauen anrichten, wird, ſobald nur einige in deren Nachbarſchaft ſich aufhalten, leicht bemerkbar. Manche Stubengelehrte, vorzüglich ſolche, welche den Aufwand der kiefernen Aeſte, die in Städten zu Bierzeichen verbraucht werden, ſehr hoch berechnen, möchten wol den Verluſt noch höher anſchlagen, welcher durch das Abbrechen der äußerſten Spitzen von Nadelholzzweigen und Blütenknospen entſtehen könnte, weil ſie in ihrem heiligen Eifer nicht bedenken würden, daß dadurch faſt immer nur Seitenzweige, nicht Haupttriebe verloren gehen. Wir wollen zwar die gute Abſicht nicht verkennen, aber bei Kleinigkeitskrämerei weiter uns nicht aufhalten, ſondern nur beiläufig erklären, daß auch dieſe Wildart, wie jede andere im Uebermaß geduldete, Waldrevieren, vorzüglich aber benachbarten Gärten, am Ende läſtig werden kann, und uns feierlich verwahren, daß unſere Meinung nicht dahin geht, den Regierungen anſehnliche Fanggeldausgaben zu verurſachen, wenn ſie auch viel weniger ungeheuer groß ſein ſollten, als die der amerikaniſchen, welche, nach Göze, zu befehlen ſich gedrungen ſah, daß jeder Einwohner wenigſtens vier Eicherköpfe abliefern und für jeden 3 Pence (1 Gr. 9 Pf.) als Auslöſung bekommen ſollte, deren Totalſumme in einem Jahre 48,000 Thlr. (wahrſcheinlich doch deductis deducendis?) betrug. Dort auf den Gebirgen ſollen ſich aber auch die Eicher ſo unglaublich vermehren, daß ſie in zahlloſen Scharen Penſylvanien gleichſam überſchwemmen, und dann zuweilen die ganze von den Maisfeldern zu erwartende Ernte in einer Nacht verheeren.

§. 10. Die Spur der Eicher zeichnet ſich ſo ſehr aus, daß ſie, einmal erkannt, mit keiner andern zu verwechſeln iſt. Sie ſetzen die Tritte der Vorderläufe viel dichter neben einander [1]), als die der beträchtlich längern Hinterläufe, welche jedesmal vor jenen abgedrückt erſcheinen. In jedem

1) Zuweilen auch in einander.

einzelnen Tritte ſind beim Schnee die langen ausgeſperrten Zehen wahrnehmbar.

§. 11. Gewöhnlich werden ſie beim Herumſchleichen im Holze nur gelegentlich, von angehenden Jagdliebhabern aber gemeiniglich zur Uebung mit Schrot Nr. 4 geſchoſſen. Für letztere allein hier Folgendes: Kommt man dem Eichhörnchen unverſehens auf den Hals, ſo fährt es, wie ſchon geſagt worden, den gluchzenden Schreckenslaut ausgebend, am nächſten Baume hinauf und drückt ſich auf einem Aſte oder am Stamme. Steht kein anderer ſo nahe, daß es ihn ſpringend zu erreichen vermag, ſo hält es oft mehrere Fehlſchüſſe aus, ohne ſich zu bewegen, oder geht, wenn es kann, höher hinan. Will es ſich ſpringend retten, ſo laſſe man es nur nicht aus den Augen, denn bald drückt es ſich wieder.

Sogar ein gutes Blaſerohr reicht hin, um es durch harte, allenfalls vorher mit klarem Hammerſchlag vermiſchte Thonkugeln zu erlegen.

Keine andere Art des Fanges, ſei es mit Schlingen oder Schlagbäumen, verſpricht einen ſichern Erfolg, lohnt auch, bei uns wenigſtens, der Mühe nicht.

Da dergleichen, obwol ſtärkere, Schlingen und Schlagbäume beim Wieſel- und Marderfange beſchrieben werden ſollen, ſo will ich hier den Leſer damit nicht aufhalten. Alles dort zu Erwähnende wende man hier unter gehörigen Modificationen an, wenn man Luſt und Zeit dazu hat.

So muß z. B. der kleine Schlagbaum auf die Zwaſel eines Baumes kommen, und an der Zunge des Stellhölzchens eine Nuß befeſtigt werden.

Die Schlingen können ſowol auf der Erde, als vor den Ein- und Fluchtausgängen der bedeckten Neſter, jedoch ohne dieſe zu beſchädigen, geſtellt werden.

Im erſtern Falle muß man aber mit Nüſſen, guten Kaſtanien oder Mandeln kirren, und zwar zu ſolchen Jahreszeiten, wo ſie ähnliche Aeſungsmittel ſonſt nicht finden.

§. 12. Nur im Vorbeigehen ſei erwähnt, daß das ſogenannte fliegende Eichhorn (Pteromys volans *Geof.*), welches in den Wäldern des nördlichen und öſtlichen Europa und in Sibirien vorkommt, mit unſerm gemeinen Eicher nicht zu einer und derſelben Gattung gehört. Es zeichnet ſich durch eine ausgedehnte Seitenhaut zwiſchen den vordern und hintern Extremitäten aus, die es beim Springen ausdehnt und alſo gewiſſermaßen als Fallſchirm benutzt. Die Füße haben lange Knochenanſätze, die einen Theil dieſer Seitenhaut unterſtützen. Mittelſt dieſes Fallſchirms kann das Thier 15—20 Ellen lange, ſchiefe Sprünge machen, aber nicht fliegen. Sein Rücken iſt weißgrau, der Unterleib mit ſchneeweißen, ziemlich langen, nicht dicht ſtehenden, die Springhaut mit ſchwarzgrauen, ſeidenweichen, kurzen Haaren beſetzt.

Anhang.

Erstes Capitel.

Das zur hohen und Mitteljagd gehörige Jagdzeug [1]).

§. 1. Unter Jagdzeug werden sämmtliche Hülfsmittel verstanden, deren man sich bedient, um irgend eine besondere oder mehrere Arten von Haarwild oder Raubthieren auf kurze Zeit einzuschließen (jägermäßig zu sprechen: einzustellen), damit demnächst das eingestellte Wild in dem eingeschränkten Raume entweder erlegt, oder lebend eingefangen werden könne.

Es gibt dreierlei Gattungen desselben, nämlich:

1) Tücher (dunkles Zeug), 2) Netze (lichtes Zeug), 3) Lappen und Flitter (Blendzeug), von welchen, sowie von den zu jeder Art gehörigen Requisiten, das Nöthige, vorher noch nicht Gesagte, im Verfolge beigebracht werden soll.

§. 2. Sämmtliche Tücher werden entweder aus hänfener oder flächsener Leinwand verfertigt. Zum vollen Jagdzeuge dieser Gattung gehören:

a) hohe Tücher; b) Mitteltücher, auch dänisches Zeug genannt; c) halbe Tücher; d) Rolltücher.

§. 3. Ein hohes Tuch muß fünf leipziger Ellen (10′) hoch stellen. Die Länge desselben beträgt an einigen Orten 80 Doppelschritte oder 160 einfache, welche zusammen 200 Ellen (400′) ausmachen; an andern 150 Waldschritte, jeder zu $1\frac{1}{2}$ Elle (3′) gerechnet.

I. Man findet solche, die aus zwei Blatt, $2\frac{1}{4}$ leipziger Ellen breiter Leinwand bestehen und oben mit einer ganzen, $\frac{1}{2}$ Elle hoch stellenden, aus zwei Leinen, deren jede so stark als ein kleiner Finger ist, geknütteten Masche besetzt sind.

Sie werden auf folgende Art verfertigt: Nachdem beide Blatt Leinwand durch eine tüchtige Naht verbunden sind, wird eine Elle vom Ende des Tuches angefangen, die untere Saumleine, auch Ringleine genannt,

1) Bechstein, Handbuch d. Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 3, §. 1911 fg.

welche gleiche Stärke mit dem Gemäsch und die Länge des Tuches haben muß, mit dem Saumende der Leinwand völlig zu umschlagen und einzunähen. Ist man mit dieser Naht $1\frac{1}{2}$ Elle fortgerückt, so steckt man den ersten eisernen Ring, welcher $2\frac{1}{2}$″ im Durchmesser haben muß, an die Leine, zieht diese fest an, umsticht den Ring tüchtig an derselben, näht dann die Leine ferner $1\frac{1}{2}$ Elle weit ein, befestigt hier wieder einen Ring und fährt so fort, bis $1\frac{1}{2}$ Elle vom andern Ende des Tuches. Hierauf wird jedes der beiden saumfrei gelassenen Tuchenden nach innen zusammengeschlagen, auch von oben bis unten am innern Rande zusammengenäht, sodaß der doppelt genommene Leinwandstreifen 12″ Breite hält, und auf der Breite des Tuches sechs, 5 — 6″ lange Knopflöcher, gleich weit von einander entfernt, durch die doppelte Leinwand geschnitten Dann legt man die obere Saumleine, welche wenigstens 20 Ellen länger ist als die Ringleine, an dieser an, näht sie bis an das erste, 6″ über derselben stehende Kopfloch ein, schleift hier den ersten, 7″ langen, daumenstarken, an einem Leinchen befestigten Knebel daran, umlegt nun das ganze Kopfloch mit der obern Saumleine, besticht es tüchtig und fährt dann über die ganze Breite des Tuches, mit gleicher Rücksicht auf die Knebel und Knopflöcher, fort bis an den obern Leinwandsaum. Diesen legt man nun um die hier gut zu befestigende Saumleine und sticht in der Ecke gleich das Gemäsch an, näht demnächst die Saumleine eine halbe Elle weit ein, steckt hier die erste freie Masche daran und fährt so fort bis dahin, wo das andere überzuschlagende Ende des Tuchs die Ecke bildet. Hier wird das Gemäsch wieder befestigt und nun abwärts mit der noch übrigen Saumleine ebenso verfahren, wie beim Anfange aufwärts.

Auch können zugleich unter dem Gemäsch die Stellen bezeichnet werden, wo die 15 Ellen langen Windleinen hinkommen sollen; nämlich an jedem Ende des Tuchs (dem Wechsel) eine, die übrigen zehn paarweise in gleichen Entfernungen von einander, doch so, daß ein Paar gerade in die Mitte des Tuchs trifft.

An beiden Wechseln sämmtlicher Tücher, welche auf einen Zeugwagen kommen sollen, läßt man zunächst dem obersten Knopfloche einige runde Tuchflecken von beliebiger, aber gleicher Farbe aufnähen und ebenso gefärbte am Wagen annageln, jedes Fuder Zeug aber auf eine andere Art bezeichnen.

Hiernächst wird die aus 36 vierschäftig (vierdrähtig) gesponnenen Fäden bestehende hanfene Oberleine, welche 30 Ellen länger sein muß als das Tuch, durch die Maschen gezogen, sodaß an jedem Wechsel 15 Ellen übrig bleiben; auf gleiche Weise wird die ebenso starke, etwa sechs Ellen kürzere Unterleine durch die eisernen Ringe gesteckt, und endlich werden die 15 Ellen langen, fingersdicken Windleinen an den bezeichneten Stellen eingezogen und befestigt.

II. Man sieht zuweilen, aber nicht häufig, hohe Tücher, auf welchen oben Gemäsch, das mit $1\frac{1}{2}$ Masche 18″ hoch stellt, angesetzt ist; entweder um das Tuch, bei gleich breiter Leinwand wie die bei I., 6″ höher zu machen, oder um an jeder Breite derselben ein halbes Viertel zu ersparen; auch solche, welche oben und unten Gemäsch von einer halben Masche und gar keine Ringe haben.

Alles Zeug mit Gemäsch gewährt einigen Vortheil, wenn etwa eine Leine beim Anziehen oder Stellen springt; weil ein in der Eile geknüpfter Knoten eher durch die Maschen als die Ringe geht; auch lassen sich die Leinen straffer anziehen und das Nachstellen geht schneller von statten.

Auf der andern Seite aber bleibt man beim Ausschlagen der Tücher im Gehölz mit dem Gemäsch überall hängen. Im Ganzen ist dieses Zeug auch beträchtlich theurer als

III. die Ringtücher, welche ebenso hoch und weit stellen als die unter I. und II. erwähnten. Mit diesen kommt man im jungen Holze beim Ausschlagen und Stellen weiter fort; sie werden durch die Ringe mehr zu Boden gehalten, blenden besser, verhindern dadurch das Wild an Versuchen überzufallen und sind deshalb am wohlfeilsten, weil man drei Blatt von 1 Elle 15 Zoll breiter Leinwand, welche man verhältnißmäßig nicht so theuer bezahlt als breitere, die vorher bestellt werden muß, dazu anwenden kann. Wenn bei der Verfertigung die Leinwand zusammengenäht ist, werden oben und unten die Saumleinen und Ringe ebenso befestigt wie unter I. von der untern gesagt ist. Sonst bleibt das Verfahren ganz dasselbe.

§. 4. Die Mitteltücher, auch dänisches Zeug genannt, stellen vier Ellen oder 8′ hoch und ebenso weit wie die hohen, haben entweder oben eine ganze Masche Gemäsch und unten Ringe, oder letztere oben und unten, dann aber kein Gemäsch. Da die Leinen beim Stellen nicht so viel leiden als am hohen Zeuge, so können sie etwas schwächer sein.

Außer dem geringern Aufwande bei der Anschaffung gewähren sie noch den Vortheil, daß sie in bergigen und sumpfigen Gegenden, wo mit den Wagen nicht fortzukommen ist, getragen werden können.

Zur Einrichtung der Sau- und Damhirschjagen sind sie sehr brauchbar; wenn hingegen Rothwild eingestellt werden soll, kann man sie nur zur weitesten Stallung anwenden.

Alles übrige Zubehör haben sie mit dem hohen Zeuge gemein.

§. 5. Die halben Tücher stellen nur drei Ellen oder 6′ hoch, sind ohne Gemäsch und eigentlich nur auf Sauen, Wölfe, Rehe, Hasen und Füchse anwendbar. Doch kann man sich derselben auch im Nothfalle auf Rothwild bedienen, solange das Jagen noch ganz im Weiten steht.

Unrecht ist es, wenn man sie länger machen läßt als andere Zeugarten,

weil dadurch die Berechnung des Bedarfs erschwert wird. Lieber nehme man mehr Tücher auf ein Fuder.

Zum Fortschaffen derselben an Orten, wo nicht gefahren werden kann, braucht man noch weniger Mannschaft als beim dänischen Zeuge.

§. 6. Das Roll- oder Lauftuch stellt so hoch und weit als ein hohes. Es wird, wenn die Blatt zusammengenäht sind, in fünf gleiche Theile getheilt, dieser Eintheilung zufolge vier mal von oben nach unten durchschnitten, jeder Theil an den Wechseln etwas übergeschlagen und mit dem andern durch Knopflöcher und Knebel verbunden; an jede Endseite kommt aber nur ein halber Wechsel, durch welche es mit dem Zeugflügel zu vereinigen ist. An jeder Abtheilung werden die Saumleinen und Ringe besonders, wie an den hohen Ringtüchern, eingenäht.

§. 7. Ein völlig beladener Zeugwagen wird ein Fuder Zeug genannt. Man pflegt auf jedes sechsspännige vier hohe und fünf, bei gutem Wege höchstens sechs Mitteltücher zu rechnen.

Von letztern können vier, und von den halben Tüchern, jedes zu 80 Doppelschritten Länge angenommen, sechs auf ein vierspänniges Fuder, nebst den zu jedem erforderlichen, in der Folge näher zu bestimmenden Requisiten geladen werden [1]).

§. 8. Zu jedem Tuche, sei es welcher Art es wolle, gehören zwölf Stellstangen, welche aus leichtem, wo möglich tannenem oder fichtenem Holze, eine reichliche halbe Elle höher als das Zeug (für weichen Boden auch wol etwas länger) gemacht, beschält, im Durchmesser 2″ stark und unten zugespitzt sind, oben aber für Ringtücher einen eisernen Haken, für Gemäsch hingegen nur einen $2\frac{1}{2}$″ tiefen Einschnitt, der die Oberleine fassen kann, haben müssen. Zum Rolltuche sind nur elf Stellstangen erforderlich.

Zum Anbinden der Ober- und Unterleine muß man zu jedem Tuche vier, aus büchenem oder anderm harten Holze verfertigte Heftel haben. Sie sind 4′ lang, 5 — 6″ breit, 4″ stark hinten abgerundet, unten zugespitzt, und haben oben einen Widerhaken, damit die Leinen nicht abgleiten können.

Mit der Zahl der Windleinen stimmt die der schwächern und kürzern Heftel, zum Anbinden derselben, überein.

Auch dürfen zu jedem Tuche 30 kleine Haken, mit welchen die Unterleine an den Erdboden angenagelt wird, nicht fehlen.

Ferner gehören zu einem vollen Jagdzeuge wenigstens neun Krummruthen, welche, wie schon bei der Einrichtung des bestätigen Jagens gesagt worden, dazu bestimmt sind, daß sich das Zeug da, wo es eine Ecke oder

1) Im Jägerhofe zu Neustadt-Dresden gehören auf ein Fuder: drei hohe drei Ellen breite, 107 Doppelschritte stellende, oder vier schmale, 80 Doppelschritte stellende Mittel- und sechs dänische Tücher.

Rundung macht, daran brechen und anlehnen kann. Sie müssen etwas länger, wenigstens noch einmal so stark als die Stellstangen und von festem Holze gemacht sein. 3″ vom obern Ende herab wird ein Loch gebohrt, durch dieses eine Heft- oder Windleine gezogen, welche so lang ist als zwei gewöhnliche, um damit die Krummruthe, welche in die Erde einzugraben und fest zu stampfen ist, an starken Heften auf der Seite auszubinden, wo sich das Zeug anlehnt. Oben muß sie mit einem eisernen Ringe umlegt sein, an dem ein starker Haken befindlich ist, welcher nicht nur die Oberleine des Zeugs, sondern auch eine starke Windleine hält, die beim Stellen an einen besondern Heftel gebunden wird.

Noch sind hier die Schnappstangen zu erwähnen, nämlich Stellstangen, an deren Kopfende leichtbewegliche messingene Kloben (Rollen) eingelassen werden. In die Riesen derselben legt man, wenn die an mehreren Orten des ersten und zweiten Abschnitts erwähnte Scheidung der verschiedenen in einem Jagen befindlichen Wildarten bewirkt werden soll, die an der obern oder untern Saumleine der Falltücher [1]) befestigte, drei Klaftern lange, fingersdicke Leine, vermittelst welcher, nach obwaltenden Umständen, die Tücher in die Höhe gezogen oder niedergelassen werden können.

Beim Stellen des Zeugs sind auf jedem Flügel zwei Pfahl- oder Locheisen, um damit die Löcher zu den Stellstangen vorzustoßen, unentbehrlich. Ich glaube die Beschreibung derselben übergehen zu können, da sie bekannt genug sind, und will nur bemerken, daß ihre Stärke sich nach der der Stangen richten muß.

Auch rechnet man auf jeden zu stellenden Zeugflügel drei Schlegel von Hainbuchen- oder Apfelbaumholze zum Eintreiben der Heftel und Haken.

Um beim harten Froste die Löcher zu den Stellstangen ohne großen Lärm und leichter in die Erde zu bringen, dürfen bei dem Jagdzeuge einige Frostbohrer und Spitzhauen nicht vergessen werden. Letztere sind bekannt, erstere so lang als ein Pfahleisen und oben mit einem Oehr versehen, durch welches man beim Bohren ein $2\frac{1}{2}'$ langes Querholz steckt. Die Pfanne an denselben hat gleiche Weite mit der Stärke des kolbigen Endes am Pfahleisen, das Gewinde aber die nämliche Beschaffenheit, wie beim gewöhnlichen Windebohrer.

Die Frostbohrer müssen gut gehärtet und verstählt sein und nur im Nothfall gebraucht werden. Endlich bedarf man auch beim Stellen des hohen Zeugs der Hebegabeln, mit welchen die Oberleine auf die Haken an den Stellstangen gehoben wird. Der Stiel ist so stark als eine Stellstange

---

1) Jedes Tuch kann zum Falltuche gebraucht werden; nur versteht es sich von selbst, daß es, wenn es in die Höhe gehen soll, nicht verhakt werden darf.

und 6′ lang. Am obern Ende ist eine eiserne Gabel befindlich, welche aus zwei Zinken besteht, von denen einer etwas länger als der andere ist. Der kürzere wird flach nieder, der längere aber oben an der Spitze krumm nach außen gebogen. Zum vollen Jagdzeuge sind 16 solcher Hebegabeln erforderlich.

§. 9. Sehr wichtig für den Jäger ist die Kenntniß der Vortheile beim Stellen der Tücher; denn nicht nur die Festigkeit und Genauigkeit einer Stallung hängt davon ab, sondern durch gehörige Anwendung derselben wird auch viel Zeit gewonnen und dadurch ein nicht unbeträchtlicher Theil der Kosten erspart.

Da schon im Capitel über das Edelwild vieles über diesen Gegenstand gesagt wurde, so soll hier nur noch das nachgetragen werden, was, um nicht zu weitläufig zu sein, dort wegbleiben mußte.

Sämmtliche beladene Zeugwagen fahren da auf, wo angebunden werden soll. Hier wendet sich die eine Hälfte derselben rechts, die andere links, und so fahren die Wagen auf den bezeichneten Stellflügeln einer hinter dem andern ab.

Indem von den zwei auf jedem Flügel zuletzt fortrückenden das Zeug abläuft, d. h. heruntergezogen wird, wobei auf jedem ein mit reinlichem Schuhwerke versehener Zeugknecht steht, welcher mit dem Fuße oder auf andere Art verhindert, daß nicht zu viel Zeug auf einmal herunterfällt und das ablaufende Tuch sich nicht überschlägt, knebelt man die beiden Wechsel in einander ein, bindet die Ober- und Unterleine an die 24 — 30 Schritt von den Wechseln dicht am Zeuge eingetriebenen Heftel oder, besser noch, an Bäumen so an, daß letztere gerade unter ersterer liegt, und verfährt hierbei auf folgende Weise:

Man nimmt sie um den Baum oder Heftel herum, und zwar das Ende derselben unten weg, schlägt es da nach oben zu über die Leine, wo sie an den Heftel herab-, oder auf denselben zugeht, fängt sie auf diese Art, nimmt das Ende derselben dann rückwärts ganz um den Heftel herum, zieht es dicht am Fange schleifenartig durch, schlägt Schleife und Ende einige mal um den Theil der Leine, welcher vom Tuch nach dem Heftel zugeht und steckt letzteres (das Ende) endlich so durch den Umschlag, daß nichts von der Leine auf der Erde liegen bleibt.

Wesentlichen Nutzen gewährt es, wenn an jedem Wechsel die Oberleinen beider Tücher geschränkt werden, indem man die des einen um die des andern einmal herumschlägt, weil vermittelst dieses Handgriffes das Zeug sich fester stellen läßt, die Knebellöcher weniger leiden und kleine Krümmen oder Bogen, welche das Zeug machen könnte, leichter ausgeglichen werden.

Noch ist zu bemerken: daß jedesmal das Zeug so vom Wagen ab-

laufen, ausgeſchlagen, angebunden und geſtellt werden muß, daß der Stellflügel im Jagen frei bleibt. Während des Fortrückens des Zeugwagens und des Ablaufens des Tuches wird es durch die dazu beſtimmte Mannſchaft möglichſt in gerader Linie ausgeſchlagen, auch die Ober- und Unterleine angezogen; wo aber Ecken und Krümmen unvermeidlich ſind, bedient man ſich der zunächſtſtehenden Bäume ſtatt der Krummruthen, um die Schwenkung dahinter wegmachen und das Zeug daran anlehnen zu können.

An dem Wechſel des zweiten Tuches wird der oberſte und unterſte Knebel ſogleich eingelegt; die Ober- und Unterleine des erſten noch einmal ſo ſtramm als möglich angezogen und in obengedachter Entfernung über den Wechſel des zweiten, die Leinen des letztern aber über den des erſten hinaus angebunden. Sobald nun auf dieſe Weiſe ein Tuch, wie man zu ſagen pflegt, vor- und nachgebunden iſt, ſchreitet man zum Nachſtellen. Der hierzu angewieſene Jäger läßt nämlich zu dieſem Behufe auf der auswendigen Seite des Stellweges, wo das Zeug ausgeſchlagen iſt, gleich am Wechſel jeden Tuches mit dem Pfahleiſen ein Loch zur erſten Stellſtange, dann wieder eins in der Mitte zwiſchen dieſem und dem, welches dahin kommt, wo die erſten Windleinen paarweiſe ſich befinden, u. ſ. w. in gerader Linie fort vorſtoßen. Iſt das Tuch, wie es ſoll, recht gerade ausgebunden, ausgeſchlagen und ſcharf angezogen, ſo können ſämmtliche Löcher gleich der Oberleine entlang gemacht werden. Nun läßt man die zwiſchen der Unter- und Saumleine durchgeſteckten Stellſtangen ſo einſetzen, daß die am obern Ende befindlichen Haken derſelben alle nach dem Jagen zugekehrt ſtehen.

Auch muß das Zeug gleich ſo geſtreckt werden, daß beim folgenden Heben deſſelben vermittelſt der Hebegabeln alle Stellſtangen im Jagen inwendig, auf dem Laufe hingegen auswendig ſtehen. Eine Ausnahme von dieſer Regel findet zuweilen bei Anwendung der Prellnetze ſtatt, wie weiter unten geſagt werden wird.

Wären durch Verſehen oder andere Veranlaſſungen die Tücher nicht gerade ausgebunden und ausgeſchlagen, ſo muß man dem Uebelſtande, welcher beim Stellen dadurch veranlaßt werden würde, ſowol durch geradlinige Stellung der Stangen, als durch die Windleinen abzuhelfen ſuchen.

Auf jeden Fall muß gleich beim Vor- und Nachbinden das Zeug ſo ſtramm angezogen werden, daß die Oberleine, wenn ſie auf die Stellſtangen gehoben iſt, ganz gerade fortläuft, ohne irgendwo einen Bogen oder eine Lücke zu bilden, weil ſonſt das Wild, wenn es forcirt wird, ſehr bald dieſe niedrigern Stellen zum Ueberfallen wählt.

Das letzte Geſchäft beim Stellen beſteht im Anbinden der Windleinen und Verhaken der Unterleine.

Keine Windleine ſoll in der Regel in das Jagen hinein angebunden

werden, damit hier der Stellweg frei bleibt, ſondern der eine Windleinenheftel wird wenigſtens 12′ von der auswendigen Seite des Zeugs entfernt, der andere gerade vor jenem, nur 2′ weit von der Unterleine abwärts eingetrieben. An erſterm wird eine in diagonaler Richtung nach dem am weiteſten vom Zeuge abſtehenden Heftel möglichſt ſtramm angezogen, die andere aber an der innern Seite des Tuches herabgeſchlagen, unter der Unterleine weggezogen und an letzterm ſo ſtramm als möglich befeſtigt.

Zu gleicher Zeit läßt man auch am ganzen Jagen die Unterleine vermittelſt der Haken auf der Erde anpflöcken, damit nichts unter dem Zeuge wegkriechen kann.

Alle angegebene Vorſchriften müſſen bei der Stallung im Engen genau befolgt werden; bei der erſten, im Weiten aber, wo es mehr auf Schnelligkeit der Ausführung als auf Zierlichkeit ankommt, wo auch das Wild noch nicht ſo leicht durchzubrechen oder überzufallen verſucht, darf man, inſofern die Ober- und Unterleine nur gehörig vor- und nachgebunden und das Zeug gut ausgezogen iſt, bei dem Uebrigen weniger eigenſinnig ſein. Es iſt ſogar, vorzüglich im harten, felſigen Boden, oder bei ſtarkem Froſte, räthlich, allen Lärm, welchen beſonders das Vorſtoßen der Löcher zu den Stellſtangen macht, ſo viel als nur immer möglich zu vermeiden und deshalb lieber die Stellſtangen zu brechen, d. h. auf ebenem Boden eine von außen nach innen, die andere von innen nach außen ſchräg an die Oberleine, in bergigen Gegenden aber ſämmtliche Stangen von der Bergſeite her angelehnt, nur einigermaßen in die Erde einzuſtoßen. Doch muß hierbei immer Rückſicht darauf genommen werden, daß die Unterleine dicht aufliege und daß die Windleinen lieber an Bäumen als an Hefteln feſt genug angebunden werden, um dem Umfallen des Zeugs zuvorzukommen.

§. 10. Beim Stellen des §. 6 beſchriebenen Rolltuches findet das nämliche Verfahren ſtatt, zu welchem im Vorhergehenden Anweiſung gegeben worden. Nur ſehe man darauf, daß der Boden da, wo dieſes Tuch ſtehen ſoll, recht gut geebnet werde. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Unterleine nicht angeheftet werden darf; vielmehr legt man beim zweiten, dritten und vierten Wechſel etwas unter, damit die Ringe ſich an derſelben deſto freier bewegen.

Auch müſſen an dem Rolltuche die Leinen vorzüglich ſcharf angezogen werden.

Wenn es feſtſteht, knebelt man die Wechſel zuſammen. Beim Abjagen ſtellt man an jedem Zeugflügel, am halben Wechſel alſo, einen Mann, an jedem ganzen Wechſel aber zwei Mann, auf der nach dem Laufe gekehrten Seite an, welche zuvörderſt alle Knebel löſen. Auf ein vom Befehlshaber erhaltenes Zeichen faſſen je zwei und zwei dieſer Männer ihren Theil des

Rolltuches ober- und unterwärts an, laufen damit nach dem Mittel ihrer Abtheilung zu, und wickeln sich hier so lange in das Tuch ein, bis ein Theil des Wildbrets auf den Lauf getrieben worden ist. Ein zweites Zeichen befehligt sie, ihren Antheil des Tuches auf eben die Art schnell wieder zuzuziehen, wie sie ihn geöffnet hatten, dann am Wechsel nach der innern Seite des Jagens zu springen und hier so lange zu verknebeln, bis das Rolltuch wieder geöffnet werden soll.

§. 11. Nach beschlossenem Jagen darf man keine Zeit versäumen, das Zeug heben zu lassen. Zu diesem Ende werden die Windleinen von den Hefteln gelöst und die Haken aus der Erde gezogen, dann die Oberleinen vermittelst der Hebegabeln von den Stellstangen abgeworfen, auch Ober- und Unterleinen losgebunden; endlich aber Krummruthen, Stellstangen, Heftel aus der Erde gezogen und nebst den Haken an den Wechseln zusammengetragen.

Hierauf rückt jeder Zeugwagen an den Wechsel des letzten Tuches, mit welchem er beladen gewesen ist. Hier steigt ein Zeugknecht auf und legt, während langsam am Zeugflügel hinaufgefahren wird, das Tuch, wie ihm solches nach und nach die Gehülfen zureichen, ordentlich zusammen, ohne die Oberleine über die Unterleine zu werfen. Dann werden Krummruthen, Stellstangen, Heftel, Haken und alle übrige Requisiten an den auf dem Wagen für sie bestimmten Orten aufbewahrt und sobald als möglich in das Zeughaus oder, wenn dies in den nächsten 24 Stunden nicht zu bewerkstelligen wäre, an den Ort gefahren, wo die gehörigen Vorrichtungen zum Austrocknen und Ausbessern des Zeuges gemacht worden sind. Zu diesem Behufe müssen so viel oben mit Haken versehene Säulen in gleichen Entfernungen von etwa 40 zu 40 Schritten eingegraben werden, daß alles feuchte oder nasse Zeug in freier Luft daran aufgehängt werden kann. Bei dieser Gelegenheit wird dann auch das schadhaft gewordene Zeug durch den Zeugschneider und Jagdseiler ausgebessert.

§. 12. In ältern Zeiten wendete man Netze (lichtes Zeug), sowol zum Einstellen als Einfangen des Wildes an. Nach Erfindung der Tücher aber zeigte es sich sehr bald, daß das Einstellen durch diese sicherer und besser bewerkstelligt werden könnte. Daher kommt es, daß hierzu die Netze gar nicht, oder doch nur im Nothfalle, wenn gar kein dunkles Zeug vorhanden, oder das vorräthige nicht hinreichend ist, gebraucht werden. Man bedient sich also jetzt derselben größtentheils nur zum Einfangen, und der sogenannten Prellnetze nur zum Dupliren bei eingestellten Jagen.

Ich werde hier a) von Hirschnetzen [1]), b) von Prellnetzen, c) von

1) Der Verf. enthält sich hier und überall des sonst gewöhnlichen synonymen Gebrauchs der Benennungen Netze und Garne für alle Arten des lichten Zeuges, weil seiner Ansicht nach der An-

Saunetzen, d) von Rehnetzen und endlich e) von Wolfsnetzen sprechen; die Verfertigung, Beschaffenheit und Anwendung der kleinern Netze und Garne hingegen, welche zum Betriebe der Niederjagd anwendbar sind, habe ich an den gehörigen Orten beigebracht.

§. 13. Die Hirschnetze sind, wenn sie straff angezogen werden, ebenso hoch und lang wie die hohen Tücher; busenreich aber, oder zusammengeschoben, und auf diese Weise zum Einfangen gestellt, verlieren sie ein Drittheil an der Länge und etwas über 1′ an der Höhe. Sie werden aus neunschäftigen hanfenen Leinen geknüttet. Das Garn, aus welchem diese verfertigt werden sollen, darf nicht zu dralle gesponnen sein, damit sie weder bei der Arbeit noch sonst zusammenlaufen. Um aber dies ganz zu vermeiden, müssen die Leinen durch Wasser gezogen werden, ehe man sie zum Stricken anwendet.

Es ist nicht wohl möglich, zum Knütten schriftlich Anweisung zu geben, um so weniger, wenn man geringe oder gar keine Uebung in diesem Fache gehabt hat. Und dies ist, ich gestehe es, mein Fall. Ich muß daher dem jungen Waidmann, welcher Lust hat genauere Kenntniß der Arbeit zu bekommen, rathen, sich durch Ansicht derselben beim Seiler oder bei einem darin geübten Jäger zu unterrichten.

Hier nur soviel: Das Modell oder Brett, über welches geknüttet werden soll, muß so eingerichtet sein, daß, wenn man einen 18″ langen Faden darum schlägt, beide Enden zusammenreichen. Ueber dieses Brett fängt man gleich mit 21 Maschen zu stricken an, und fährt bei jedem mal Herum mit gleicher Maschenzahl fort, bis das Netz die gehörige Länge hat.

Dann werden die zwanzigschäftigen Ober- und Unterleinen, welche ebenso stark und lang wie an den Mitteltüchern sein müssen, in den obersten und untersten Maschen eingezogen.

Zum Anbinden derselben sind dergleichen Heftel erforderlich, wie bei den Tüchern, ingleichen zwölf Forkeln (so werden die zu den Netzen gehörigen Stellstangen genannt), in welche oben ein Kerb geschnitten wird, worin die Oberleine liegen kann. Soll das Netz zum Fangen gebraucht werden, so muß der Kerb weniger tief sein als beim Feststellen. Im ersten Falle sind die Forkeln 8′ und etwas darüber, im letzten aber so lang wie die Stellstangen der hohen Tücher.

§. 14. Die Prellnetze, welche ebenso hoch und weit stellen als die §. 13 beschriebenen, werden aus recht tüchtigen, ebenso starken Leinen wie die an den Hirschnetzen, spiegelig, d. h. so, daß alle vier Seiten jeder Masche

terschied zwischen Netz und Garn darin besteht, daß ersteres aus Leine und Bindfaden, letzteres aus Zwirn verfertigt wird. Alles Haarwild wird also in Netzen, der kleine Vogel (z. B. Lerchen) in Garnen gefangen.

beim geſtellten Netze im rechten Winkel ſtehen, geſtrickt. Man fängt zu dieſem Ende über ein Modell, welches ſo ſtark iſt, daß jede Maſche 6 bis 7″ ins Gevierte hält, mit einer Maſche an, wirft ab und nimmt, indem man zwei in die erſte ſtrickt, um eine Maſche zu. Beim dritten mal Herum wird wieder in der letzten um eine zugenommen und ſo fortgefahren, bis man 18 Maſchen bekommt. Von nun an wird bei jedem mal Herumſtricken beim Anfang eine ab-, am Ende eine zugenommen, wodurch ſich an beiden Seiten eine Art von Saum bildet. Hat man nun ſo fortgearbeitet, bis das Netz die Länge eines hohen Tuches erhält, ſo fängt man bei jedem mal Herumſtricken an, um eine Maſche abzunehmen, und fährt ſo fort, bis mit einer einzigen der Beſchluß gemacht wird. Die Ober- und Unterleinen müſſen ebenſo ſtark und lang ſein wie die an den hohen Tüchern.

Auch gehören an jedes Prellnetz ebenſo viel Windleinen als zu den Tüchern erfordert werden; 15 oben mit eiſernen Haken verſehene Stell- und ebenſo viel 3′ lange Strebeſtangen, welche an beiden Enden eiſerne Scheren oder Ringe von der Weite haben müſſen, daß eine Stellſtange hineinpaßt.

§. 15. Gleiche Länge mit den Hirſchnetzen, aber nur die halbe Höhe derſelben haben die Saunetze. Das Gemäſch iſt ebenſo groß wie das §. 13 erwähnte; auch verfährt man auf die dort angezeigte Weiſe beim Knütten, indem mit elf Maſchen angefangen wird. Die Stärke der Netze, der Ober- und Unterleinen und alles übrigen Zubehörs, ingleichen die Zahl der Forkeln, dies alles bleibt gleichfalls wie bei den Hirſchnetzen. Die Forkeln ſind $4\frac{1}{2}$′ lang, wenn die Saunetze buſenreich, $5\frac{1}{2}$′ aber, wenn ſie feſt geſtellt werden ſollen.

Man kann acht ſolcher Netze auf das Fuder rechnen. Außer dem Nutzen, welchen ſie bei eingeſtellten Jagen, auch ohne ſpiegelig geſtrickt zu ſein, zum Dupliren der Tücher gewähren, vertreten ſie auch bei Saujagen recht gut die Stelle der letztern, inſofern ſie ſcharf ausgezogen und zur Sicherheit mit Windleinen verfeſtigt werden, weil den Schweinen der Verſuch, ſich durchzuſchlagen, bei den Netzen öfter mislingt und weil, worauf beſonders in bergigen und bruchigen Gegenden alle Rückſicht zu nehmen iſt, ſowol zum Tragen als zum Stellen derſelben weit weniger Mannſchaft erfordert wird.

§. 16. Die Rehnetze werden aus dem Grunde nur halb ſo lang als alle übrige im Vorhergehenden beſchriebene, alſo nur 40 Doppelſchritt ſtellend, verfertigt, damit ſie deſto leichter fortzuſchaffen ſind und ein Mann füglich eins tragen und ablaufen laſſen kann. Die hanfenen Leinen zum Gemäſch müſſen vierſchäftig (aus zwölf Fäden), gut, aber nicht zu dralle gezwirnt ſein und die Stärke eines Federkiels haben.

Die Maſchen erhalten, von einem Knoten zum andern, die Weite von

4, höchstens 5". Man fängt gleich mit 20 solcher Maschen an und strickt dann, ohne zu- oder abzunehmen, fort, bis das Netz die gehörige Länge hat.

Die Ober- und Unterleine wird eines kleinen Mannsfingers stark und so lang gemacht, daß, wenn sie eingezogen sind, an jedem Wechsel neun Ellen übrig bleiben.

Beide werden dann an einem Ende an einen büchenen, zwei Ellen langen Stock, welcher am Kopfende $2\frac{1}{2}$" im Durchmesser, und einen 12" langen Widerhaken hat, am andern aber in dem durch den obern Theil eines tüchtigen Heftels gebohrten Loche befestigt.

Hierauf schlägt man das Netz so über den Hakenstiel, daß es ungefähr 3 — 4' zu beiden Seiten herunterhängt, bis man an das Heftelende der Leinen kommt. Mit diesem wird das Netz unter dem Haken umwickelt und der Heftel endlich zur Befestigung durchgesteckt.

In diesen Rehnetzen kann man, wenn sie tüchtig gemacht und gut vor dem Verstocken bewahrt werden, fast alle Haarwild- und Raubthierarten, Schweine und Edelwild ausgenommen, einstellen und fangen.

Zu jedem Netze gehören sechs Forkeln.

§. 17. Ob man sich gleich im Allgemeinen der Rehnetze auf Wölfe auch bedienen kann, so wird es doch in Gegenden, wo es solcher unersättlicher und unverschämter Räuber viele gibt, nützlich sein, auf eigentliche Wolfsnetze zu halten.

Die Leinen zum Gemäsch, wie die Ober- und Unterleinen, sind bei diesen ebenso stark als bei jenen; auch stellen sie ebenso weit, aber nicht so hoch, indem sie nur 15 Maschen, welche $3\frac{1}{2}$" von einem Knoten zum andern halten, in der Höhe bekommen. Hierdurch werden sie natürlich beträchtlich leichter, und sind also schneller und bequemer fortzuschaffen. Da es nun beim Einstellen der Wölfe auf Schnelligkeit der Ausführung und auf Vermeidung alles Geräusches vorzüglich ankommt, so ist es begreiflich, daß dies alles durch solche Netze eher zu bewirken ist, als durch andere oder gar durch halbe Tücher. Man kann auf ein Fuder Wolfszeug 16 — 20 Netze, und noch dazu zwei halbe Tücher nebst allem Zubehör laden. Zu jedem der erstern gehören sechs Forkeln, zum halben Tuche aber zwölf Stellstangen.

§. 18. Da über das Stellen und die doppelte Anwendung der Rehnetze zum Einstellen und Einfangen beim Reh schon vieles gesagt worden, was auf alle übrige Bezug hat, so glaube ich hier nur das nachtragen zu dürfen, was dort, um Weitläufigkeit zu vermeiden, nicht abgehandelt werden konnte, und was vorzüglich die Stellung der stärkern Hirsch-, Sau- und Prellnetze betrifft.

Die busenreiche Stellung, insofern Netze zum Einfangen gebraucht

werden, ist bei allen Netzarten gleich. Wo man sich derselben blos hierzu bedient, kann sowol die Ober- als Unterleine um den dritten Theil kürzer sein, als an denen, welche bald zum Einstellen, bald zum Fangen angewendet werden. Im letztgedachten Falle schiebt man die Maschen von beiden Seiten so weit zusammen, daß die Länge der Fall- oder Fangnetze herauskommt, ringelt den übrigen Theil der Leinen zusammen, verschleift sie und bindet nur an den Wechseln fest aus, stößt dann die kürzern Fallforkeln leicht in die Erde, zieht die Oberleine nicht zu fest, aber doch so an, daß sie, in die flachen Kerbe der Forkeln gelegt, keinen zu merklichen Bogen macht, vertheilt den Busen überall gleich und legt ihn über die Unterleine, nach dem Innern der Stallung hinein.

Sollen hingegen die Netze zum Feststellen dienen, so werden sie ausgeschlagen, angezogen, angebunden und gestellt wie die Tücher. Windleinen braucht man dann, vorzüglich bei den stärkern, auch, aber zwei Paar weniger als bei Tüchern von gleicher Länge. Ebenso wie diese werden auch Hirsch- und Saunetze auf Zeugwagen geladen, und laufen auch auf die nämliche Art ab.

Reh- oder andere leichte Netze läßt man zwar auch bis dahin fahren, wo sie gestellt werden sollen; hier aber nimmt jeder zum Ausschlagen derselben bestimmte Mann eins vom Wagen, löst den Heftel, welcher nach §. 16 durch die um das Netz geschlagenen Leinen gesteckt ist, wickelt diese ab und läßt das Netz, immer still den Stellweg fortgehend, vom Haken ablaufen. Am Wechsel des ersten verfährt man mit dem zweiten auf gleiche Weise u. s. w. Zugleich werden die zu jedem Netze gehörigen Forkeln in gleichen Entfernungen vertheilt, dann die Leinen straff angezogen, an den Wechseln die Heftel und Haken eingetrieben, mit dem Stichel — einem hölzernen, zwei Ellen langen Stocke von gleicher Stärke mit den Forkeln, an dessen unterstem Ende eine eiserne Spitze befindlich ist — die Löcher vorgestoßen, die Forkeln eingesetzt und so rasch als möglich nachgestellt.

Das Abheben und Aufnehmen der Netze fängt man am Ende des letzten an, rückt bei den starken, wie bei den Tüchern, mit dem Zeugwagen daran hin und ladet sie gleich auf; die schwächern werden, nach §. 16, gleich auf die Haken gelegt, dann zusammengebunden und nebst Zubehör auf den Wagen getragen.

Sobald man nach Hause kommt, müssen sie aus einander geschlagen, an freier Luft aufgehangen, ausgetrocknet und, wo nöthig, ausgebüsset (ausgebessert) werden. Wenn dies geschehen, werden sie ordentlich zusammengenommen und da, wo kein eigenes Zeughaus vorhanden ist, in einem trockenen, luftigen Orte, neben einander über Stangen gehängt oder gelegt, aufgehoben.

§. 19. Hier das Nöthige über das Dupliren der Tücher mit Netzen überhaupt, und von der Stellung der Prellnetze insbesondere.

Bei Saujagen ist es sehr gut, fast nothwendig, das ganze Zeug, und zwar auf der innern Seite zu dupliren; bei Hirschjagen geschieht dies im Jagen nur da, wo man etwa sehr alte, nicht ganz zuverlässige Tücher hätte anwenden müssen, überall aber außerhalb des Zeuges.

Auf der Seite, wo im Jagen duplirt werden soll, schlägt man dicht am Tuche auch das Netz aus, zieht die Ober- und Unterleine scharf an, hängt erstere auf dem Haken der Zeugstellstangen mit ein, und legt die Unterleine so unter der des Tuches weg, daß die Stellstangen beide festhalten.

Auf dem Laufe bedient man sich vorzüglich der Prellnetze. Hier müssen die Stellstangen der Tücher auf der Seite stehen, wo duplirt werden soll, jeder gegenüber die Forkel des Prellnetzes, und zwar 3′ von einander entfernt. Beide werden im Mittel durch die §. 14 dieses Capitels erwähnten dazwischen geschobenen Strebestangen auseinander gedrückt und oben mit einer Leine zusammengebunden.

Dann läßt man die Ober- und Unterleinen der Prellnetze möglichst straff anziehen und ausbinden, erstere in die Forkelhaken heben, endlich an den Netzwechseln eine Masche durch die andere ziehen und durch die durchgezogenen eine Stellstange stecken, um die Netze zusammenzuhalten.

§. 20. Nur selten kann man beim Zeugstellen Zeit damit verlieren, eine gesprungene Leine zu schäften oder zu spießen — eine Arbeit, welche eigentlich dem Seiler zukommt —; sie muß also, wenigstens bis zu einem gelegenern Zeitpunkte, geknüpft werden. Dies kann nun entweder vermittelst des Kreuzknotens oder des Waldknotens geschehen. Der letztere hat den Vorzug, da er weniger stark wird, daß er leichter zu machen und doch ebenso haltbar ist als der erstere.

Der ganze Handgriff bei Schürzung desselben besteht in Folgendem:

Man faßt eins von den Enden der Leine, welche durch den Riß entstanden sind, schlägt an dem Ausgange desselben einen gewöhnlichen einfachen Knoten ein, zieht ihn aber nur so weit zu, daß der Anfang des andern gesprungenen Leinentheils durch die Oeffnung desselben gesteckt, hinter ihr um die Leine genommen und hier wieder ein einfacher Knoten so geknüpft werden kann, daß die Enden beider von einander abwärts gekehrt stehen. Ist nun einer wie der andere, nach dem Ausgange zu, festgezogen worden, so ergreift man hinter denselben beide Theile der geknüpften Leine, nimmt die Knoten vor das Knie und zieht sie, mit möglichster Anstrengung, dicht zusammen.

Da aber selbst der dünnste Knoten beim Anziehen der Leine an jeder Masche und jedem Ringe hängen bleibt und durchgeschoben werden muß, so wird wenigstens, wenn das Zeug gehoben und zum Abtrocknen angehängt

iſt, jeder Knoten gelöſt und die geſprungene Leine geſchäftet. Gleichwol iſt nicht immer ein Seiler bei der Hand; es iſt daher wol nicht überflüſſig, wenn ich dem jungen Waidmann die leichteſte Methode, dies zu bewerkſtelligen, angebe.

Man ſchneide nämlich beide durch den Sprung entſtandene Leinentheile ſo gerade ab, daß alle vier Schäfte, aus welchen ſie beſtehen, gleich lang ſind; dann dröſele man ſie 12″ lang auf, ſchabe jeden einzelnen mit einem Meſſer vorn ſpitzig, lege ſie da, wo man aufgehört hat ſie auseinander zu drehen, ſo in einander, daß jeder Schaft des einen Leinenendes mit dem Schafte des andern wechſelt und daß je vier und vier über den feſten Theil der geſprungenen Leine ſo weit hinausreichen, als ſie aufgedröſelt ſind. Nun bohre man mit dem Löſer, einem ſpitzen, runden Eiſen von gleicher Stärke mit den Schäften, in der zweiten Windung der feſten Leine, gerade unter dem obenliegenden Schafte ein Loch vor, ziehe dieſen ſo weit durch, daß beide feſte Leinentheile zuſammentreffen, ſtoße dann wieder über der nächſten Windung von der entgegengeſetzten Seite mit dem Löſer durch und fahre ſo fort, bis der erſte Schaft völlig eingeklemmt iſt; bohre dann dicht hinter dem zuerſt geſtoßenen Loche wieder eines von unten herauf, ſtecke da die Spitzen des zweiten dem erſten gegenüber gelegten Schaftes durch und verfahre damit ebenſo. Hierauf behandle man die beiden noch übrigen auf gleiche Weiſe, indem mit dem einen von der rechten, mit dem andern von der linken Seite angefangen wird. Hat man nun alle vier Schäfte des einen Leinenendes durch das andere auf dieſe Art verſchlungen, ſo bewirkt man leicht ein Gleiches mit den noch übrigen auf dem entgegengeſetzten durch eben ſolche Handgriffe und beendet auf dieſe Weiſe die Arbeit.

§. 21. Ein Bund Tuchlappen ſtellt 40 Doppelſchritte. Man nimmt dazu $^7/_8$ leipziger Elle breite, ſtarke gebleichte Leinwand, ſchneidet daraus Stücken, welche $1 — 1^1/_2$ Elle lang ſind und läßt ſolche an einem Ende beſäumen [1]).

Die Leine muß die Stärke eines kleinen Fingers haben und drei Klaftern (neun Ellen) länger ſein, als das Bund Lappen ſtellen ſoll. Vier und eine halbe Elle vom Anfang derſelben wird ein eiſerner Ring befeſtigt, dicht hinter dieſem das unbeſäumte Ende des erſten Lappens umgeſchlagen und feſtgenäht, dann ein freier Raum von einer Elle gelaſſen. Hier folgt wieder ein Lappen u. ſ. f. bis vier und eine halbe Elle vom andern Ende der Leine. Dicht hinter dem letzten Lappen wird wieder ein Ring und neben demſelben ein Haken angebracht, auf welchem das ganze Bund aufgenommen und feſtgebunden werden kann.

1) Gewöhnlich wird die eine Hälfte der Lappen mit dem herrſchaftlichen Wappen, die andere mit dem Namenszuge bedruckt, und wechſelsweiſe, einer mit dieſem, der andere mit jenem Zeichen, angenäht.

Zu jedem Bunde gehören fünf Stellstäbe von 5′ Länge. Am obern Ende sowol als in der Mitte muß ein eiserner Haken befindlich sein, um beim einfachen Verlappen in einem von beiden, beim doppelten aber in jedem die Leine einlegen zu können. Dreißig Bund machen ein Fuder (vierspännig) aus.

Mit dem Stellen der Lappen kann man leicht und schnell zu Stande kommen. Wenn nämlich ein Mann ein Bund vom Wagen genommen, bindet er es auf, läßt das Ende der Leine, mit welchem sogleich angebunden wird, fallen und die Lappen, den Stellweg fortgehend, gleichmäßig, wo es möglich ist, vom einzustellenden District abwärts, ablaufen. Nur selten werden zum Anbinden Heftel erforderlich sein, da dies gewöhnlich an naheſtehenden Bäumen geschehen kann.

Will man doppelt verlappen, so gehen zwei Mann mit den Lappen hinter einander her und jeder läßt sein Bund neben dem des andern ablaufen. Indem das Vorhergesagte bewerkstelligt wird, werden durch andere Männer die Stellstäbe, gleichweit von einander entfernt, fest eingestoßen, und zwar so, daß alle Haken nach der Lappstadt zugewendet stehen.

Am Ende des ersten Bundes läßt man die Leine so scharf anziehen, daß die Lappen nirgends bogenförmig hängen, wenn jene auf die Haken gehoben ist. Das Leinenende wird dann durch den ersten Ring des zweiten Bundes, der Leinenanfang von diesem aber durch den letzten des ersten gezogen. Beide Ringe werden nun so zusammengeschoben, daß dazwischen ein freier Raum von 2″ bleibt und hier die Leinen entweder gut verknüpft, oder die des ersten Bundes über den Wechsel des zweiten, die des letztern aber über den des ersten hinaus, an naheſtehenden Bäumen oder Heftеln angebunden. Letzteres Verfahren ist bei einer Lappstadt, welche fest stehen bleiben soll, fast nothwendig und deshalb zweckmäßiger, weil man die Leinen besser anzuziehen vermag.

Um desto eher die Arbeit zu beendigen, wird es wohlgethan sein, auf beiden Stellflügeln, oder gar auf allen vier Seiten der Lappstadt zugleich zu verlappen. Mag nun diese stehen bleiben oder hinterdrein Zeug gestellt werden, so ist doch in jedem Falle auf stilles Benehmen der Stellleute und darauf zu sehen, daß die Lappen überall vom einzustellenden Bezirke abwärts und frei stehen.

§. 22. Auch Federlappen gewähren großen Nutzen, wenn es darauf ankommt, sehr schnell zu Werke zu gehen. Vorzüglich sind sie Rittergutsbesitzern, welche Vergnügen oder Nutzen dabei finden, einen Bezirk ihres Reviers ganz, oder die Grenzen zur Nachtzeit, um den Rückwechsel zu versperren, dann und wann verlappen zu lassen, zu empfehlen, zumal deren Anschaffung wenig Kosten verursacht und sie leicht zu transportiren sind.

Ein Mann kann sechs bis acht Bund, deren jedes 80 Doppelschritte stellt, tragen.

Zur Leine, an welcher die Federn eingeknüpft werden, kann man mäßig starken, nur nicht sehr gedrehten Bindfaden nehmen.

Bei der Verfertigung hängt man den Bindfaden vier Ellen weit vom äußersten Ende mit einer Schleife an einen starken eisernen Haken, knüpft hier zwei oder drei schwächere Gänse-, Truthühner-, oder Enten-, Hühner-, Raubvögel- oder andere ähnliche Flügelfedern ein, läßt dann zehn Zoll freien Raum, fährt so fort, bis man die gehörige Länge eines Bundes hat, und läßt hier wieder vier Ellen Leine übrig. Insofern nicht auf das geringe Ersparniß an Federn Rücksicht genommen werden muß, sind die aus drei Federn bestehenden Lappen vorzuziehen, weil sie stärker blenden. Die Verfertigung der Federlappen, mit zwei Federn sowol als mit drei, wird am leichtesten von Hand zu Hand gelehrt. Für junge Jäger, denen es an Gelegenheit mangelt, auf diese Weise sich belehren zu lassen, entlehne ich die Beschreibung des Verfahrens aus Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 2, §. 1915, indem ich sie für besser erkenne, als die von mir in der ersten Auflage des gegenwärtigen Werks gelieferte.

Sämmtliche Federn werden zuvörderst einige Stunden in warmem Wasser eingeweicht.

Um die Lappen dann zweifedrig einzuschürzen, verfährt man so: Man richtet alle zu einem Bunde erforderliche Federn erst zu, indem man, an der Kielwurzel des dünnern Federhalbschiedes, bis auf die Hälfte der Hohlung ein- und auf derselben fortschneidet bis zur Spitze. Dann schneidet man die Kielknöpfe vom dickern Federhalbschiede gleichfalls ab, und steckt einen von jenen dünnern Kielen in einen, wo möglich, anders gefärbten, von diesen dickern so, daß die Schäfte der beiden Fahnen gleiche Richtung haben, also beide auf einer und derselben Seite concav und conver stehen. Hierauf nimmt man den Bindfaden, hängt ihn an einen festen Haken, schlägt ihn kreuzweise so herum, daß es eine Schleife gibt, schiebt die Federn bis zur Kielmitte hinein, und zieht endlich den Knoten kräftig zu, wobei man mit der linken Hand die beiden Federn zugleich mit beugt, in der rechten Hand aber einen kleinen Knebel hält, um welchen der Bindfaden geschlagen ist, um fester zuknüpfen zu können. So wird die Arbeit fortgesetzt, indem man in der Entfernung von zehn zu zehn Zoll immer wieder zwei in einander gesteckte Federn ebenmäßig mit den ersten einknötet. Zuletzt wird an einem Ende der Leine ein daumensdicker, spannenlanger Heftel eingebunden, das andere an der Haspel angeknüpft und auf dieser das ganze Bund aufgewunden.

Bei Verfertigung der dreifedrigen Lappen bleibt das Verfahren bis nach aufgelegtem Kreuzschlage dasselbe. Dann steckt man zwei Federn zu-

sammen von einer, die dritte von der entgegengesetzten Seite durch die Knotenschleife 1″ durch, knickt sämmtliche hervorragende Kielenden über den einfachen Leinentheil der Schleife um, schiebt sie unter dem unten doppeltliegenden durch und zieht den Knoten vermittelst des Knebels möglichst fest zu. Alles Folgende wird wie bei den zweifedrigen Lappen verrichtet.

Auch hier ist auf Verschiedenheit der Farben bei den in einem Knoten zu vereinigenden Federn zu sehen.

Jedes einzelne Bund Lappen wird dann auf einer 2′ langen Haspel, welche sich an dem daran befindlichen, mit einem Handgriffe versehenen Stocke leicht drehen muß, aufgewickelt und mit dem andern Leinenende daran verschleift.

Zehn oben mit Mücken versehene, 4′ lange Stellstäbe sind zu einem Bunde Lappen hinlänglich. Will man aber doppelt verlappen, was beim Edelwilde besonders anzurathen ist, so müssen die Stellstäbe nicht nur eine Elle länger sein, sondern außer der obern Mücke auch 2′ tiefer ein Häkchen haben.

Beim Stellen wird die Leine des ersten Bundes auf dem Stellwege, welcher unter dem Winde liegt, ausgebunden; dann geht der Mann, welcher die Haspel hält, rasch, aber still fort, und läßt ablaufen. Ein anderer setzt die Stellstäbe ein, zieht die Leine an, hängt sie in die Mücken, knüpft das zweite Bund gleich so an das erste an, daß kein großer federleerer Zwischenraum entsteht, und so wird fortgefahren, bis die Stallung vollendet ist.

Vorzüglich Federlappen müssen frei, vom Holze abwärts stehen.

§. 23. Eine aus Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft, Th. 1, Bd. 3, §. 1919 fg. mir erst bekannt gewordene Art von Blendzeug sind die in Norwegen und Schweden, vielleicht auch anderwärts, seit lange schon in Gebrauch gewesenen Flittern — beiläufig 1‴ dick, 6″ breit, 12″ lang, von Fichten- (Rothtannen-) oder Buchenholz, gespaltene Schindelbrettchen.

Mit der scharfen, runden stählernen Spitze eines eigens dazu verfertigten Hammers werden 2″ vom obern Rande herabwärts, und 2″ von den Seitenrändern hereinwärts zwei Löcher durch jedes Brettchen geschlagen.

Zwei von den so verfertigten Flittern werden 1′ weit von dem am Anfang einer kleinen fingersdicken hanfenen Leine eingeknüpften Heftel des ersten Bundes, hinter einem Knoten neben einander, durch beide oben erwähnte Löcher angereiht, und durch einen dicht daran wieder geschürzten Knoten fest gehalten. In gleichen Entfernungen von 1′ erfolgt die Verfestigung der übrigen Flittern auf vorgedachte Weise, bis an das Ende der Leine, an welchem ein Oehr befindlich ist. Den Anfang des zweiten Bundes macht ein 6″ langer Knebel, durch welchen dieses Bund mit dem Oehr

des erſten beim Stellen in Zuſammenhang geſetzt wird. Am Ende des letzten Bundes nimmt ein Heftel die Stelle des Oehres ein.

Die Leine zu einem Bunde Flittern muß ſo lang ſein, daß ſelbiges 80 Doppelſchritte ſtellt.

Bei einfacher Blendung ſind zwölf Stellſtäbe auf ein Bund Flitter, bei doppelter Blendung ebenſo viele Stellſtäbe auf zwei Bund zu rechnen, welche, von gleicher Länge und Stärke, ebenſo eingerichtet ſein müſſen, wie die §. 21, als zu der Stellung der Tuchlappen erforderlich, beſchriebenen.

Begreiflicherweiſe müſſen die eben beſchriebenen Flittern ſehr gut blenden; ob aber durch das beim Abladen und Stellen unvermeidliche Geklapper das Wild nicht öfters rege gemacht, und vor vollendeter Stallung zum Ausweichen veranlaßt werden kann, das iſt eine andere Frage, die ich doch mit Ja! zu beantworten verſucht bin.

§. 24. Die genaueſte Vorſchrift zur Erbauung und Einrichtung eines vollſtändigen Zeughauſes ſcheint mir die zu ſein, welche in Flemming's Deutſchem Jäger, IV, 237 fg., befindlich iſt.

Auszugsweiſe theile ich hier Folgendes darüber mit:

Die Lage eines Zeughauſes muß frei und trocken ſein. Der Zeugvorrath gibt den Maßſtab zur Länge, Breite und Höhe deſſelben. Das Doppeldach wird deshalb den Vorzug vor jedem andern behaupten, weil es dem Eindringen des Schnees und der Näſſe am beſten widerſteht.

Ueberall muß auf gute Verbindung der einzelnen Theile und zugleich darauf geſehen werden, daß das zu denſelben zu verwendende Holzwerk die gehörige Stärke hat.

Alle Balken werden oben rund und glatt bearbeitet, um in der Folge die darauf gelegten Tücher und Netze beim Herunterziehen nicht zu beſchädigen, und gut iſt es, wenn unten in die Balken ſtarke eiſerne Haken eingeſchlagen werden, um bei anhaltend ſchlechtem Wetter das durchnäßte Zeug daran aufhängen und abtrocknen zu können. In der Mitte muß eine auf beiden Seiten durch ſtarke Säulen begrenzte freie Durchfahrt für die Zeugwagen bleiben, welche, wenn ſie beladen werden ſollen, durch das an einem Giebelende befindliche Thor hinein- und durch das gegenüberſtehende hinausrücken.

An den Seitenwänden müſſen Träger zur Aufbewahrung der Krummruthen, Stellſtangen und Forkeln, und in den Ecken Behältniſſe zum übrigen Zeuggeräthe angebracht werden. Der Erdboden iſt mit gutem Steinpflaſter zu belegen.

Auf allen Seiten des Gebäudes dürfen hinlängliche, mit Laden genau verſchloſſene Oeffnungen nicht fehlen, um von Zeit zu Zeit den nöthigen Luftzug erwirken zu können.

An den Außenwänden sind gleichfalls Haken einzuschlagen, an welchen bei gutem Wetter das gebrauchte Zeug getrocknet wird.

Das schwerere Zeug hängt man im Hause am tiefsten, und gut ist es, wenn in oder zwischen den Balken Rollen angebracht sind, vermittelst welcher es hinaufgezogen und heruntergelassen wird; das leichtere wird über demselben und das allerleichteste im Dachstuhle aufgehängt.

Auf Vertilgung alles schädlichen Ungeziefers muß immerwährende Sorgfalt verwendet werden.

Wäre in der erwähnten Durchfahrt nicht Platz genug für die Zeugwagen, so dürfen doch die zu ihrer Aufbewahrung erforderlichen Schuppen nicht weit vom Zeughause entfernt sein.

§. 25. Die Zeugwagen müssen auf jeden Fall dauerhaft, aber doch nicht zu schwer gebaut, an den Seiten mit glatten, gut gefügten Brettern ausgeschlagen, und oben über den Leitern mit Spriegeln versehen sein, über welche die an den Leitern anzuschnallenden Zwillichverdecke gezogen werden können. Ueber der Vorderachse steht ein kleiner Kasten, in welchem Leinen, Knebel, Ringe und Bindfaden für den Nothfall aufzubewahren sind; auch darf ein anderes verschlagenes Fach zur Fortschaffung der Pfahleisen, Heftel und einer Wagenwinde nicht fehlen.

An den meisten Orten werden die zu jedem Tuche gehörigen Stellstangen gleich auf dasselbe gelegt; da hieraus aber mancherlei Nachtheile entstehen, so ist es räthlich, eine Vorrichtung außerhalb der Leitern anbringen zu lassen, welche zur Fortschaffung so vieler, als zu jedem Fuder gehören, dient.

Ausführliche Beschreibung gut eingerichteter Zeugwagen findet man in Döbel's Jägerpraktik, II, 34, und im vierten Hefte des Leonhardischen Jagdmagazins.

§. 26. Da doch zuweilen der Fall vorkommt, daß eingefangenes Wild lebend transportirt werden soll, so will ich hier Einiges über die dazu erforderlichen Kasten sagen.

1) Der Hirschkasten muß, wenn der Hirsch das Geweih trägt und behält, so hoch sein, daß er, ohne an der Decke anzustoßen, aufgerichtet in demselben stehen kann; hat er aber abgeworfen, oder ist ihm das Gehörn über den Augensprossen abgesägt worden, so kann man die Länge des Kastens zu 8 leipziger Fuß, die Höhe zu 6′, die Breite auf dem Boden zu 2′ 6″, an der Decke aber zu 3′ 6″ annehmen, um in solchem einen starken Hirsch allein, einen schwächern und ein Schmalthier, auf jeden Fall aber zwei alte und drei Schmalthiere weit und gemächlich fortzuschaffen. Das Gestell dazu wird aus schwachem Riegelholze verfertigt und inwendig mit gefügten Brettern, diese aber wieder auf der innern Seite mit grober Leinwand aus-

geſchlagen und der Zwiſchenraum mit Werg, Haaren oder Moos ausgefüttert. Will man ökonomiſcher verfahren, ſo kann man ſich zum Füttern der Bretter geflochtener Strohſeile bedienen, welche angezweckt werden. An beide Giebelenden des Kaſtens kommen Thüren oder eingefalzte Schieber, und in dieſe Luftlöcher. Auch wird in jedem eine kleine Krippe und Rauſe zum Futter befeſtigt, wenn das Wild eine weitere Reiſe machen ſoll.

2) Die Saukaſten werden niedriger, aus eichenen Brettern und für jedes Schwein ein beſonderer gemacht. Schwächere Sauen kann man, nach Verhältniß der Länge des Kaſtens, drei, auch vier in einem beherbergen.

3) Die Rehkaſten können noch kleiner ſein, müſſen aber oben ſtatt der Bretdecke mit doppeltem Zwillich oder Barchent beſchlagen ſein, weil dieſe Wildart im eingeſchränkten Raume ſich ungeberdig anſtellt und dabei ſo weichlich iſt, daß ein einziger Stoß an den Kopf den Tod bewirken kann. Ueberhaupt bleibt der Rehtransport immer mislich.

Jeder Wildkaſten muß an allen obern Ecken eiſerne Ringe haben, durch welche Leinen gezogen werden, die man an den Wagenleitern ſo feſt bindet, daß er ſich nicht bewegen kann.

Zweites Capitel.

Der Wild- oder Thiergarten[1]).

§. 1. Unter Wild- oder Thiergarten verſteht man einen feſt umſchloſſenen Bezirk, in welchem entweder nur eine Wildgattung, oder aber mehrere, die ihrer Natur und Aeſung nach neben einander beſtehen können, ausgeſetzt, unterhalten und zugezogen werden.

Mit ſo mannichfachen Annehmlichkeiten, unter denen die obenan ſteht, daß die Benutzung durch Schonzeit nicht eingeſchränkt iſt, der Beſitz eines Thiergartens verbunden ſein mag, ſo kann doch nicht geleugnet werden, daß die dazu nothwendige Bodenfläche, auf andere Art benutzt, höhern Ertrag abwerfen muß. Bringt man hiernächſt die ſehr anſehnlichen Koſten der erſten Anlage und die nicht unbeträchtlichen der Unterhaltung in Anſchlag, ſo kann man ſich des Wunſches nicht erwehren, daß nur große Herren und ſehr reiche Privatleute ſich mit der Anlage und Unterhaltung eines Wildgartens befaſſen möchten. In dieſer Rückſicht iſt die Einrichtung ſehr weiſe, nach

1) Vgl. des Grafen von Mellin Verſuch einer Anweiſung zur Anlegung, Verbeſſerung und Nutzung der Wildbahnen (Berlin 1779), Cap. 4—7; und Laurop's Annalen der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, Bd. 1. Hft. 4; Bd. 2, Hft. 1—4, durchgängig unter Nr. I.

welcher in den meisten Ländern selbst der mit allen und jeden Jagden beliehene Gutsbesitzer sich durch besonders auszuwirkende Vergünstigung erst das Recht erwerben muß, einen Wildgarten anzulegen, insofern ihm dieses im Lehnbriefe nicht ausdrücklich zugestanden wurde.

§. 2. Zur Einrichtung eines Wildgartens eignet sich besonders ein Laubholzbestand, welcher hin und wieder mit tragbaren Wiesen und Feldern durchschnitten ist, oder wo diese durch Ausrotten angelegt und durch gute Bearbeitung urbar gemacht werden können.

Gut, aber nicht gerade nothwendig ist es, wenn Anhöhen mit Vertiefungen, trockner Boden mit nässigem abwechseln.

Haupterforderniß ist: 1) frisches Wasser zur Tränke. Fließendes hat unstreitig den Vorzug; doch kann den Mangel desselben hinlängliches Röhr- oder gutes Quellwasser ersetzen. Für Edelwild 2) wenigstens eine Suhle, ein tiefgründiger, stets nasser, moderiger Fleck, worin es an heißen Sommertagen und in der Brunftzeit fühlend (wälzend) oder badend sich abkühlen kann.

Die Zahl des auf einer gewissen Fläche eingeschränkt zu erhaltenden Wildes kann nicht anders als nach der vorhandenen natürlichen Aesung, nach der zugleich mit zu erzeugenden künstlichen, und endlich nach der Möglichkeit, hinlängliche und schickliche Winterfütterung herbeizuschaffen, bestimmt werden.

Ist Holzbestand und Boden gut, so können erfahrungsmäßig auf einer Fläche von 100 sächsischen Ackern (zu 300 Quadratruthen) 60 Stück Edelwild, oder 80 Stück Edel- und Damwild im Gemeng zur Hälfte, oder 100 Stück Damwild bestehen, insofern an der Winterfütterung nicht gespart und auf die Cultur des Bodens gehörige Sorgfalt gewendet wird [1]).

§. 3. Die beste Vermachung eines Thiergartens ist allerdings eine 10′ über der Erde erhabene Mauer, in welcher hin und wieder, auf der halben Höhe, Schießscharten anzubringen sind. Da diese aber sehr kostbar ist, so bleibt die allen andern vorzuziehen, wo in 8″ ins Gevierte haltenden, 10′ über der Erde stehenden eichenen Säulen 2″ starke Bohlen, bis auf die Höhe von 5′, über diesen aber starke Latten, etwa 5 — 6″ auseinander stehend eingefalzt werden; doch muß unter den Bohlen noch der Grund 1′ tief gemauert sein. Aufgerichtete, oben mit Zaungerten verflochtene eichene

1) Wenn ich hier der Rehe gar nicht erwähne, so mag man den Grund hierzu in meiner Ueberzeugung suchen, daß sie, irgend eng eingeschlossen, nicht fortkommen. Ich weiß übrigens wohl, daß von den angegebenen Wildarten in vielen Thiergärten ein weit stärkerer Bestand stattfindet; gewiß aber rührt auch daher die Schwäche des Wildes am Leibe und Gehörne.

Zusatz zur zweiten Auflage. Von einem und dem andern Schriftsteller ist es getadelt worden, daß obige Bestandsannahme sich nicht auf genaue Berechnung gründe. Der Verfasser ist und bleibt der Meinung, daß alle Rechnung auf dem Papiere in solchen Fällen vergeblich sei, und daß nur Erfahrungsregeln allein gültig sein können.

Planken haben zwar ziemliche Dauer, aber alle Raubthiere arbeiten sich unten zu leicht durch. Umzäunungen mit kiefernen, geschälten, in durchlöcherte, breite Steile oder Stände eingelassenen Hegestangen sind an Orten, wo es viel Nadelholz gibt, die wohlfeilsten, bedürfen aber einer fast immerwährenden Ausbesserung, und das Abwehren der Raubthiere ist bei solchen fast ganz unmöglich.

Alle Thore und Thüren müssen gut verwahrt werden und nach dem Wildgarten hineinwärts aufgehen.

Der sogenannten Einsprünge, welche zuweilen dazu dienen können, den Wildbestand im Thiergarten durch Zugang von außen zu vermehren, erwähne ich nur beiläufig, theils weil deren Anlage Privatleuten selten gestattet wird, theils weil sie zufällig oft mehr Nachtheil als Vortheil bringen.

Sie bestehen in einer etwa 20′ breiten, in der Umzäunung gelassenen Oeffnung, welche mit 6 — 7′ hohen Pallisaden zugesetzt wird. Dicht an der innern Seite derselben läßt man die Erde 3 — 4′ tief ausgraben und diese Vertiefung nach dem Garten hinein 10 — 12′ breit schräg aufwärts, an der daranstoßenden Vermachung aber einige Fuß weit schwalbenschwänzig auslaufen. Die ausgestochene Erde wird so hinter den Pallisaden aufgeworfen, daß dicht an der äußern Seite der Boden mit denselben völlig gleich ist, sich aber immer weiter abwärts so lange vertieft, bis er mit der übrigen Erde horizontal wird.

Durch die Einsprünge fällt zuweilen allerdings in der Brunftzeit ein fremder Hirsch in den Wildgarten ein; aber sehr begreiflich ist es doch auch, daß, wenn in der Nacht bei starkem Winde viel Schnee fällt, die innere Vertiefung leicht voll geweht werden kann.

Da nun in solchen Wehen der Schnee sich oft so fest zusammendrückt, daß ein Stück Wild darüber wegziehen kann ohne durchzutreten, so möchte, ehe der Schnee aus der Vertiefung geschaufelt wird, auf einmal leicht mehr Wild in einer Nacht entfliehen, als in zehn Jahren Zugang durch den Einsprung erwartet werden kann.

An der freiesten Seite des Thiergartens muß nicht nur die Wohnung für den Aufseher, sondern auch nicht weit davon der Heuschuppen erbaut werden. Dieser soll auf dem Dachboden das zur Winterfütterung erforderliche Heu fassen, unten aber so viel Höhe und Raum haben, daß Hirsche und Thiere gemächlich in demselben stehen und sich wenden können. Die ganzen Giebelenden bleiben offen, das Säul- und Riegelwerk aber wird verlattet. In der Mitte wird die Heuraufe [1]), an jeder Seitenwand aber

1) Die Raufe muß weit enger als bei einer Pferderaufe, gepriegelt und so hoch gestellt werden, daß einestheils alte Thiere und Hirsche nicht oben hineinlangen, anderntheils Schmalthiere und Kälber, ohne mit dem Rücken anzustoßen, gemächlich unter derselben weggehen und so vor den von

eine Krippe angebracht, um im Winter bei schlechter Witterung darin füttern zu können. Zu dem nämlichen Zweck bei schönem Wetter muß um den Schuppen herum für eine hinlängliche Anzahl Raufen, welche den Schafraufen gleichen, und für freistehende schmale Krippen gesorgt werden.

Der Waldbestand im Wildgarten ist mit Alleen zu durchschneiden, welche außer der guten Uebersicht auch noch große Vortheile beim Einfangen gewähren. Auch ist es gut, wenn wenigstens in einer Ecke der großen Vermachung eine kleine angebracht wird, deren eine Seite offen bleibt, um da hinein das einzufangende Wild treiben, sie nachher aber zustellen zu können.

Das Schlagholz theilt man in 12 — 16 kleine Gehaue, von welchen in der Folge alljährlich einer abzutreiben ist. Damit aber der Ausschlag vom Wilde nicht verbissen und das Holz am Ende nicht ganz zu Grunde gerichtet werde, ist es nothwendig, so viel leichtes, 8′ hohes, transportables Gatterwerk in Bereitschaft zu halten, daß damit die abgetriebenen Schläge, wenigstens die ersten sechs Jahre hindurch, umsetzt werden können.

Nächstdem pflanze man in den Gehauen wilden Jasmin (Philadelphus coronarius *L.*), auch den aus Nordamerika zu uns gekommenen großen stacheligen Hagedorn (Crataegus coccinea *L.*), auf freien Plätzen wilde und gutgemachte Obststämme aller Art, und Roßkastanienbäume an, verbinde aber letztere bis zur Krone stark mit Dornen, oder umsetze jeden ringsum dicht mit Pfählen und verflechte diese, oben wenigstens, mit Weiden. Jede Eiche und Buche, selbst die kernfaule, muß, insofern sie noch Früchte trägt, sorgfältig geschont werden.

An den Wiesen und Ackerplätzen und sonst hin und wieder lasse man Kanzeln zum Anstande errichten.

§. 4. Wenn nun alle diese Vorbereitungen und Anlagen gemacht sind, ist es Zeit, für Herbeischaffung des auszusetzenden Wildes zu sorgen.

Man suche zu dem Ende von den Wildarten, welche man unterhalten will, so viel gezähmte Stücke und so viele Varietäten als nur immer möglich aufzutreiben. Erstere werden dazu vorzüglich mitwirken, das übrige Wild früher auf die Fütterung zu ziehen und fromm zu machen; letztere erhöhen das Vergnügen des Besitzers und aller Wildliebhaber.

§. 5. Schon bei anderer Gelegenheit ist dem Vorurtheile widersprochen worden, daß Edel- und Damwild sich nicht auf einem Stande vertrage. Viele, selbst kleinere Thiergärten beweisen das Gegentheil, und hierauf stützt

---

Futterneid herrührenden Mißhandlungen sich retten können. Auch ist es räthlich, nicht fern von dem Hauptschuppen ein Paar kleinere, zu 8′ Höhe im Lichten und zu 10′ Länge und Tiefe ins Gevierte errichten und mit Raufen versehen zu lassen. Sie sind dazu bestimmt, Schmaltthiere und Kälber allein aufzunehmen, weshalb die Eingänge so niedrig gemacht werden, daß Hirsche und Thiere gar nicht eindringen können.

sich die Behauptung, daß es räthlich sei, in größern Wildgartenanlagen beide genannte Wildarten neben einander zu unterhalten.

Die vorzüglichste dieser Art, welche ich gesehen habe, machte der königl. preuß. General, Graf von Lindenau, im Jahre 1795 auf dem Rittergute Machern unweit Leipzig und pflegte ihrer vortrefflich, bis er 1802 diese von ihm ungemein verschönerte Besitzung veräußerte. Jetzt existirt der Wildgarten nicht mehr.

Ich glaube meine Leser nicht besser über das zweckmäßigste Verfahren bei der ersten Einrichtung und bei der fernern Behandlung eines mäßig großen Wildgartens unterrichten zu können, als wenn ich ihnen folgende Anzeigen über den macherschen mittheile, welche ich der Güte eines Freundes verdanke, der mit leidenschaftlicher Fürsorge in Abwesenheit des Herrn Grafen die Oberaufsicht führte.

„Der Holzwuchs in diesem Thiergarten, welcher ungefähr 76 Acker Flächeninhalt hatte, war sehr gut; die Wiesen nicht übel.

„Im Sommer und Herbste des Jahres 1795 wurden 14 Stück Edelwild, welche im Preußischen, Anspachischen und Dessauischen eingefangen worden waren, ausgesetzt. Unter diesen befand sich ein weißer Hirsch und ein weißes Schmalthier [1]). Im Herbste desselben Jahres kam ein rothes Hirschkalb aus Lithauen an, welches von einer Kuh gesäugt worden war und, von dieser begleitet, die weite Reise glücklich zurückgelegt hatte. Es war schon als solches und blieb auch als Spießer ausgezeichnet stark; schon im dritten Jahre trug der junge Hirsch ein sehr reguläres Gehörn an zehn Enden, und setzte im Jahre 1802 14 Enden, gerade, an ansehnlich starken Stangen auf. Ein Beweis, daß die Aesung und Pflege musterhaft war. Dies erhellte auch daraus, daß, außer einem Schmalthiere, im nächsten Winter nicht ein einziges Stück fiel, und daß sich im folgenden Jahre nach der Setzzeit der Wildstand auf dem natürlichen Wege, den Zukauf von zwei zahm erzogenen Thieren abgerechnet, bis auf 28 Stück vermehrt hatte. Von 14 im eigenen Revier und in der Nachbarschaft eingefangenen Rehen hingegen, worunter drei weiße waren, fielen 11, aller verwendeten Sorgfalt

---

1) Das weiße Edelwild in Machern war etwas schwächer als das gemeine rothe im Freien zu sein pflegt. Ob dies in der Natur desselben liegt, oder ob es die Beschränkung in einem engen Raume bewirkt, muß sich in einigen Jahren vielleicht im Dessauischen aufklären, da auf der sogenannten Mosigkauer Heide ein junger weißer Hirsch und ein weißes Thier, welche der Erbprinz in Machern kaufte, wenigstens ungleich mehr Freiheit erhielt. An andern Orten will man bemerkt haben, daß, wenn weiße Hirsche mit weißen Thieren brunften, kaum der sechste Theil ebenso gefärbter Kälber fallen. Ungleich mehrere dieser Art sollen rothe Thiere zufolge der Brunft mit weißen Hirschen setzen. Auch dies könnte in Zukunft von Dessau aus bestätigt oder widerlegt werden.

Zusatz zur zweiten Auflage. Das im Dessauischen ausgesetzte weiße Edelwild, besonders aber dessen zweite Generation, blieb gegen das rothe von gleichem Alter keineswegs zurück; der fernere Erfahrungssatz erhielt Bestätigung.

ungeachtet, binnen Jahresfrist; nur drei hielten sich länger, aber auch nicht ein Junges ward gezogen.

„Im Jahre 1797 setzte man auch Damwild aus, welches sich, obwol auf der Aesung immer von Edelwild entfernt, doch gut hielt, sehr feist wurde und glücklich setzte.

„Im October desselben Jahres kamen ein Elen-Hirschkalb und zwei Rothwildkälber, jenes von einer Kuh, diese von einer Stute gesäugt und begleitet, glücklich aus Lithauen an. Ersteres ward sehr fromm, bekam anfänglich Milch und Schrotgetränk, Eichenlaub, Ebereschen- und Schießbeeren (Frucht des gemeinen Faulbaumes, Rhamnus Frangula *L.*), nachher auch Möhren und Hafer zur Nahrung, und wurde täglich zur Tränke geführt, in welcher es sich jedesmal mit Schwimmen vergnügte.

„Das unter §. 8 zu erwähnende Kräuterpulver wurde ihm gleichfalls täglich, auf das Futter gestreut, gegeben." (Neuere Erfahrungen haben gelehrt, daß ohne dieses Pulver Elenkälber nicht gut gedeihen.)

„Als dasselbe mehr herangewachsen war, ließ man es aus dem Stalle zum übrigen Wilde, welches sich anfänglich wol vor dem Fremdlinge scheute, ihm aber doch bald in seiner Gesellschaft Zutritt gestattete. In der Folge schloß es sich überall, selbst auf der Fütterung, an die starken Hirsche an und wurde von ihnen geduldet. Auch in der strengsten Kälte des Winters, welchen es in Machern zubrachte, blieb es immer munter und scherzte mehr als das übrige Wild; zugleich bildeten sich zwei Kolben von 3″ Länge auf dem Rosenstocke, als Anfang zum künftigen Geweihe.

„Der großen Verwüstungen halber, die es am Holze durch Schälen anrichtete, mußte sich der Herr Graf entschließen, dies in unsern Gegenden so ungewöhnliche Stück den 8. Mai 1798 todtschießen zu lassen.

„Bei seiner Ankunft war es 5′ 6″ hoch, den Kopf mitgerechnet 5′ 4″ lang. Während der siebenmonatlichen Existenz im Wildgarten wuchs es 8″ in der Höhe und 7″ in der Länge.

„Auch an den zwei Wildkälbern, welche gleiches Vaterland mit ihm hatten, zeigte es sich, daß das lithauische Rothwild gleich von der frühesten Jugend an stärker und besonders hochläufiger als das unserige, in der Farbe und den andern Eigenschaften von diesem aber nicht unterschieden ist [1]).

„Gewiß ist der Fall selten, daß Edelwildkälber mit Pferdemilch gesäugt werden. Das vortreffliche Gedeihen derer, von welchen hier die Rede ist, macht mehrere Versuche dieser Art wünschenswerth.

„Die kleine lithauische Stute bezeigte ungemein viel Liebe zu ihren

1) Doch ist zu bemerken, daß der lithauische Hirsch im höhern Alter merklich stärkere Stangen bekommt, aber verhältnißmäßig weniger Enden ansetzt als der unserige.

Säuglingen, welche von diesen gegen die Pflegemutter im vollsten Maße erwidert ward. Auch behielten sie eine so große Anhänglichkeit an Pferde, daß sie, nachdem die Stute entfernt worden war, wenn der Herr Graf im Thiergarten herumritt oder fuhr, gleich den Pferden nachzogen, sie berochen und sich nur ungern beim Ausgange davon trennten.

„Am 4. Juni 1799 erhielt der macherſche Wildbeſtand einen neuen Zuwachs aus dem heſſiſchen Wildgarten durch zwei Stück bengaliſchen Wildes (Aris- oder Gangeshirſch), beſtehend in einem Spießer und in einem alten Thiere.

„Das Ariswild iſt roth und weiß gefleckt, faſt wie das bei uns gemeine, im Sommer bunte Damwild; doch hat jenes feineres Haar, eine weit brennendere rothe Farbe und viel feinere Nüancen in Rückſicht der Flecken, an jeder Seite der Unterlippe einen braunen Fleck, einen noch größern, ebenſo gefärbten, mit einem weiß und roth gemiſchten Rande umgebenen vor der Stirn, weiße Seiten des Naſenbeines, weißgelbliche Backen, weißes braungeändertes Gehör, einen ſilbergrauen Hals und ebenſo gefärbte Läufe. Zur höchſten Zierde gereicht ihm der breite ſammetartige ſchwarze Streif, welcher längs dem Rücken ſich ausdehnt. Es iſt etwas ſchwächer am Leibe als das Damwild, und etwas ſtärker als das Reh. Der Hirſch dieſer Art ſetzt nicht mehr als ſechs, aber hoch vereckte Enden auf, welche, wie die Stangen, auch nach dem Fegen weißlich von Farbe ſind. Das Gehörn wiegt ſchwer, iſt ſehr feſt und hat Augenſproſſen. Die Eckzähne (Haken) fehlen.

„Das Ariswild iſt außerordentlich flüchtig und hat ungemein viel Schnellkraft in den Sehnen, ſodaß der Hirſch ohne große Anſtrengung über eine 8 Fuß hohe Vermachung in Machern überfiel. Es blieb immer ſchüchtern und nur das alte Thier gewöhnte ſich am Ende, Brot aus den Händen des Wärters anzunehmen; der Hirſch aber war ſo böſe, daß er, enge eingeſchloſſen, dem Wärter zuweilen, im Freien dem ſtärkſten Edelhirſche, welcher ihm zuletzt auswich, und ſelbſt Edel- und Damthieren, erſtern zu allen Jahreszeiten, und letztern ſogar in der Brunftzeit gefährlich wurde. Was ihm an Stärke abging, erſetzte er durch Gewandtheit. Deshalb mußte er alljährlich, wenn er gefegt hatte, eingefangen und ihm das Gehörn abgeſägt werden.

„Sowol die erſten Ankömmlinge, als die in Machern gezogenen Kälber konnten ſich ſo wenig an die Strenge unſers Winters gewöhnen, daß ſie während deſſelben in einem warmen, reinlich gehaltenen, öfters mit friſchem Sande ausgeſtreuten Stalle verwahrt ſein mußten und nur in der Mittagsſtunde eines ſchönen, gelinden Tages in dem engen, vor demſelben angebrachten Gatterwerke ſich Bewegung machen und friſche Luft ſchöpfen durften. Während dieſer Gefangenſchaft beſtand ihre Aeſung in vorzüglich gutem Heu,

Hafer und Gerste, welche einen Tag um den andern mit einem für alles Wild im Wildgarten sehr heilsam befundenen Pulver überstreut ward [1]). Zuweilen bekamen sie auch geschnittene Möhren."

Den Grund der sonderbaren Ereignisse, welche man in Rücksicht der Brunst des bengalischen Wildes überhaupt, sowie in der des Abwerfens und Aufsetzens der Hirsche zu bemerken Gelegenheit fand, habe ich bisher größtentheils in einer vielleicht übertriebenen zärtlichen Pflege gesucht, bin aber durch die Güte eines sehr achtungswerthen Mannes belehrt worden, daß das Axiswild in Bengalen selbst zu verschiedenen Jahreszeiten setze und brunfte. Nach dieser vorausgeschickten Bemerkung mag mein Freund fortfahren.

„Das bengalische Wild [2]) brunftet zu keiner Jahreszeit ausschließlich, sondern im Winter wie im Sommer; ja, ein altes Thier ward am neunten Tage, nachdem es gesetzt hatte, als das Kalb noch lebte, schon wieder beschlagen; gemeiniglich geschieht dies aber erst drei Wochen nach dem Setzen.

„Das Wild geht gerade 33 Wochen tragend, aber nur die im Frühlinge und Sommer gesetzten Kälber gedeihen, Herbst- und Winterkälber hingegen fallen (sterben) fast alle in der frühesten Jugend.

„Das alte Thier ward hochbeschlagen in den Thiergarten gebracht und setzte binnen drei Jahren vier mal, jedes mal ein Kalb. Zwei fielen bald nach der Geburt; eins aber wuchs zum Spießer, ein anderes zum Schmalthier heran. Beide erreichten die Stärke und bekamen ganz die Farbe der Eltern, noch ehe sie mit diesen im Sommer 1803 andern Besitzungen des Herrn Grafen zugeführt wurden.

---

1) Das Recept dazu soll §. 8 mitgetheilt werden.

2) Döbel beschreibt es unter dem Namen indianische Hirsche schon in seiner Jägerpraktik, und zwar für die Zeit, in welcher er schrieb, genau genug, nur fehlt er in der Benennung; denn der indianische Hirsch ist sehr viel schwächer und zarter als der bengalische und macht wie dieser eine eigene Art der Gattung Cervus aus. Auch die Behauptung: man finde Gehörne von acht bis zehn Enden, ist falsch. Genauere Angaben über das Axis- oder bengalische Wild, als bei jenem Schriftsteller zu erwarten sind, liefert die Abhandlung des Hrn. Reichsgrafen v. Mellin in v. Wildungen's Taschenbuch für Jagd- und Forstfreunde f. d. Jahr 1802. Diese stimmen fast durchgängig mit dem überein, was mein Freund darüber sagt.

Der Herr Graf gibt die höchste Stärke des Axis im Gewicht zu 100 Pfund an.

Der von ihm aufgestellte Erfahrungssatz, daß das Gehörn eines alten Axishirsches die Stärke des Geweihes eines gemeinen Edelhirsches an sechs Enden erreiche, hat sich an dem, welcher von Machern nach Potsdam versetzt wurde und auch dort in der zuträglichsten Aesung und Fütterung stand, nicht bestätigt; denn das Gehörn nahm in vier Jahren an Stärke nicht mehr zu und blieb um Vieles schwächer, als es der obigen Angabe nach hätte sein müssen.

Noch bestimmter ist ein anderer: „daß ein Hirsch, welchem die Stangen dicht über den Rosen abgeschlagen werden, für das Jahr, worin diese Verstümmelung stattfindet, zur fruchtbringenden Brunft völlig untüchtig sein soll", im macherschen Wildgarten widerlegt worden. Nur ein einziger bengalischer Hirsch befand sich dort; diesem wurde jedes Jahr das Gehörn dicht über dem Rosenstocke abgeschlagen, die befruchtende Brunstfähigkeit ihm aber dadurch so wenig benommen, daß er in diesem Zustande das alte Thier mehr als einmal hochbeschlug. Die Vorschläge des Herrn Grafen, die Brunft des Axiswildes auf bestimmte Zeiten zurückzuführen, scheinen zweckmäßig zu sein, und bestehen darin, man solle alle Brunsthirsche nur im September zu den Thieren lassen, außerdem sie in einer besondern Vermachung halten, die übrigen aber kastriren. Nur möchte das Zurückbringen der erstern in die Vermachung mit vielen Schwierigkeiten, sogar mit Gefahr verbunden sein.

„Der macherſche Arishirſch warf mit Eintritt des Winters und meiſtentheils noch im December ab, vereckte aber erſt gegen Ende des folgenden Juni, und fegte im Juli völlig. Uebrigens hat die Bemerkung des Herrn Oberforſtmeiſters v. Wildungen, «daß ſich das Aufſetzen und Abwerfen des Arishirſches nach derjenigen Periode richte, in welcher er geſetzt ward», ohne die Glaubwürdigkeit des Angebers in Anſchlag zu bringen, viel Wahrſcheinliches."

§. 6. Am wenigſten koſtſpielig iſt die Einrichtung und Unterhaltung eines blos mit Damwild beſetzten Wildgartens, weil dieſes nicht nur härter iſt als das Edelwild, ſondern auch mit ſchlechterer Aeſung vorlieb nimmt. Es kann daher in Wildgärten, die einzig Damwild und deſſen für die örtlichen und Flächenverhältniſſe nicht zu viel enthalten, Alles, was weiter unten über Erzeugung künſtlicher Aeſungsmittel vorkommt, wo nicht gänzlich wegfallen, doch nach einem bei weitem ökonomiſchern Plane eingerichtet werden. Nur Obſt, Roßkaſtanie, Eichelmaſt und etwas Heu und Hafer zur Winterfütterung darf nicht fehlen.

§. 7. Soll eine auf einen kleinen Bezirk eingeſchränkte, für dieſen verhältnißmäßig ſtarke Stückzahl an Wild, welcher Art es ſei, gedeihen, ſo leuchtet es ein, daß dieſer Zweck nur durch zweckmäßige Behandlung des Gehölzes, der Wieſen und des Ackers in demſelben, ſowie durch andere Aeſungsmittel, wozu alles am Ende des vorigen Paragraphen Genannte gehört, erreicht werden kann.

Die Schläge im Wildgarten müſſen im Spätherbſte, oder doch mit Eintritt des erſten Schnees abgetrieben werden. Das gefällte Holz läßt man reihenweiſe legen, weil in dieſer Jahreszeit die Knospen und zum Theil die Schale den Abgang anderer Aeſung erſetzen.

Alle in der Vermachung vorhandene Wieſenflecke müſſen im zeitigſten Frühlinge geräumt, die Maulwurfshaufen auseinander geſtoſſen und mit Klee oder andern guten Grasarten beſäet werden. Befänden ſich tiefe, bruchige und ſaures Futter tragende Plätze darunter, ſo ſuche man die überflüſſige Näſſe durch Graben abzuleiten. Hat man hingegen Gelegenheit, die höhern trockenern zu wäſſern, ſo laſſe man dieſe nicht ungenutzt.

Noch immer wendet man, im Allgemeinen, auf keinen Zweig der Landwirthſchaft ſo wenig Sorgfalt, als auf möglichſte Förderung der Wieſen- und Futterkräutercultur [1]). Nirgends iſt jedoch dieſe nothwendiger als in einem Wildgarten. Hier, wo das Wild jedes friſch hervorſproſſende, kräftige Nahrung gewährende Gräschen abäſet, werden die beſſern Pflanzen nur zu

1) Gegenwärtig wird bei jedem rationellen landwirthſchaftlichen Betriebe auf künſtlichen Futterbau die größte Sorgfalt verwendet. Anmerkung zur dritten Auflage.

bald durch die mehr wuchernden ſchlechtern unterdrückt, wenn man nicht Alles anwendet, dem Emporkommen jener durch Düngung Hülfe zu leiſten. So oft als möglich, wenigſtens alle drei Jahre, muß dieſes hier durch Aſche oder Hühner- und Taubenmiſt geſchehen.

Sämmtliche in einem Wildgarten befindliche Wieſen ſind in mehrere Abtheilungen zu bringen und dieſe abgeſondert von einander ſorgſam zu verhegen. Immer iſt nur eine davon dem Wilde einzuräumen und, wenn dieſe ausgeäſet iſt, eine andere zu öffnen, die erſte aber ſofort zu ſperren, um den Nachwuchs zu begünſtigen.

Das vom Wilde nicht abgeäſete Gras, ſei es auch noch ſo wenig, muß jährlich zwei mal abgemäht werden, nicht ſowol der Benutzung wegen, als um den beſſern Kräuter- und Grasarten das Emporkommen zu erleichtern und beiläufig die Ueberhandnahme des Mooſes zu verhindern.

Um hierzu, wie dies unter den beſtehenden Verhältniſſen öfters als ſonſt nöthig werden muß, durch die Kunſt mitzuwirken, iſt von jenen Abtheilungen von Zeit zu Zeit eine und vorzugsweiſe immer die, welche den ſchlechteſten Graswuchs zeigt, zuerſt umzupflügen, bis der Raſen völlig verfault, bei guter Düngung als Ackerland zu benutzen, dann aber, mit gutem Futterkraut- und Grasſamen überſtreut, wieder in Wieſe umzuwandeln.

Da die in einem Wildgarten vorhandenen Ackerplätze jedes Jahr tragen ſollen, ſo darf es denſelben an gutem Dünger und fleißiger Beſtellung nicht fehlen. Ein Theil kann mit Roggen [1]), der andere mit Winterreps oder Rübeſaat, der dritte im Frühling mit Hafer, alles aber ſo zeitig als möglich beſäet werden. Jede von dieſen Abtheilungen läßt man gleichfalls ſo lange mit Gatterwerk umſetzen, bis ſie dem Wilde eingegeben werden ſollen. Iſt der Boden gut und hat ſich der Roggen gehörig beſtockt, ſo kann er ſchon im Spätherbſte einige Tage hindurch dem Wilde Aeſung liefern, muß aber dann wieder verhegt werden. Die Umſetzung des Reps bleibt ſtehen bis Schnee fällt. Durch das alsdann gleich erfolgende Aufthun deſſelben erhält das Wild ein kräftiges und heilſames Labſal. Nur ſpare man es nicht zu lange auf, denn bei einfallendem Thauwetter fangen die Blätter zu faulen an und wirken ſo ſchädlich auf die Geſundheit des Wildes.

Der mit Hafer bebaute Theil kann, inſofern die junge Saat vorzüglich üppig ſteht, vor dem Schoſſen aufgethan werden, um zu der Zeit, wo grüne Kräuter noch nicht häufig ſind, ſolche hierdurch zu erſetzen; bald aber muß er wieder verhegt werden, bis der Hafer Körner bekommt. Dann überläßt man ihn dem Wilde ganz. Aeſung auf junger grüner Saat vertritt

1) Johannis- oder Staudenkorn (Secale cereale multi caule) iſt am vorzüglichſten, weil es gleich nach Johannis oder doch im Auguſt ſchon geſäet wird und ſich vor Winters außerordentlich beſtockt.

bei ihm die Stelle einer Frühlingscur, deshalb gibt man auch den Roggen, sobald er sich im Frühlinge hinlänglich bestockt hat, völlig preis, jedoch vor dem Schossen. Denn theils wäre dann der Zeitpunkt schon vorüber, wo das Wild der Unterstützung vorzüglich bedarf, theils nimmt es die harten veralteten Stengel nicht an.

Alle Eich- und Buchmast, die Kastanienfrucht und wenigstens der durch Winde und Wurmstich verursachte Obstabfall gebührt im Wildgarten dessen Bewohnern von Rechts wegen [1]).

§. 8. Ich komme nun auf einen ebenso wichtigen als Kosten verursachenden Gegenstand, die Winterfütterung. Vernachlässigung derselben zieht Zugrunderichtung des Wildes unvermeidlich nach sich; zweckmäßiges Verfahren mit derselben befördert mehr als alles Andere das Gedeihen desselben.

Zuvörderst muß ebenso gutes Heu auf den Schuppen gefahren werden, als das ist, welches man den Schafen füttert; das schlechtere etwa im Thiergarten noch erbaute verbraucht man anderwärts, oder, mit besserm gemischt, zur Fütterung des Damwildes.

Nächstdem lasse man, wenn im Reviere Eicheln oder Bucheln gerathen sind, einen hinlänglichen Vorrath lesen, recht dünn auf einen luftigen Boden schütten und öfters umschaufeln; man sorge auch für den nöthigen Hafer und, wenn es sein kann, für eine Quantität Möhren.

Sobald als im Spätherbste die natürliche Aesung sich zu vermindern anfängt, muß täglich wenigstens ein mal gefüttert werden. Zu dem Ende vertheilt der Wärter in den gut gereinigten Krippen einen Tag Eicheln, den andern Hafer; das Heu täglich auf den Raufen, bei gutem Wetter außerhalb, bei schlechtem innerhalb des Schuppens.

Für einen Wildstand, welcher dem in §. 2 angenommenen gleichkommt, ist es hinreichend, wenn man bei mäßig strenger Witterung täglich acht dresdener Metzen Eicheln oder Hafer und $^3/_4$ Centner Heu, bei großer Kälte und tiefem Schnee aber zwölf Metzen vom erstern und einen Centner vom letztern rechnet. Doch kann an gelinden Tagen etwas abgebrochen, an äußerst strengen aber zugelegt werden.

Zur Erhaltung der Gesundheit des Wildes ist es gut, wo nicht täglich, doch immer einen Tag um den andern eine halbe dresdener Metze Salz, oder zwei bis drei Hände voll von folgendem Pulver, welches im macherschen Thier-

1) Vielleicht wird man mir bei den meisten dieser Angaben zu große Kostspieligkeit zum Vorwurf machen; allein ich glaube mit Unrecht, da gewiß Jeder darin mit mir übereinstimmt, daß Niemand eine Anlage dieser Art machen soll, dem die Mittel, sie so gut als möglich zu unterhalten, nicht zu Gebote stehen.

garten sehr bewährt gefunden ward [1]), mit dem Futter in den Krippen zu vermengen:

Man nehme getrocknetes und pulverisirtes Eberreiß, auch Eberraute genannt (Abrotanum), Rheinfahl (Rheinfarrn, Tanacetum) und Küchensalz, von einem dem Maße nach so viel als vom andern, und mische es gehörig durch einander.

Auch ist es sehr gut, wenn nächst dem Hafer von Zeit zu Zeit einmal vier dresdener Metzen kleinwürfelig geschnittener Möhren gegeben werden.

§. 9. Ganz besondere Rücksicht ist von Jahr zu Jahr auf die Erhaltung eines richtigen Verhältnisses zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte, sowie zwischen dem jüngern und ältern Wilde zu nehmen.

Angenommen also, man hätte den Wildgarten allein mit Edelwild besetzt, so würde ich für die Zahl von 60 Stück folgende Eintheilung vorschlagen:

A. An Hirschen:	B. An Wild:	C. An Castraten:
1 Capitalhirsch,	24 alte Thiere,	2 alte,
1 Hirsch mittlerer Stärke,	6 Schmalthiere,	3 zweijährige,
2 gemeine Hirsche,	8 Wildkälber.	3 einjährige.
1 Gabelhirsch,	38 Stück.	8 Stück.
4 Spießer,		
5 Hirschkälber.		
14 Stück.		

Sollten aber in einem Wildgarten von gleichem Flächeninhalte 40 Stück Edel- und 40 Stück Damwild unterhalten werden, so könnte bei jeder Wildart ungefähr folgende Classification stattfinden:

A. An Hirschen:	B. An Wild:	C. An Castraten:
1 Capital-	16 alte Thiere,	2 alte.
1 Mittel-	4 Schmalthiere,	2 zweijährige,
1 gemeiner } Hirsch,	5 Wildkälber.	2 einjährige.
1 Gabel- [2])	25 Stück.	6 Stück.
2 Spießer,		
3 Kälber.		
9 Stück.		

Wäre hingegen die Bevölkerung desselben auf 100 Stück Damwild festgesetzt, so würden folgende Verhältnisse anzunehmen sein:

A. An Hirschen:	B. An Wild:	C. An Castraten:
1 Capitalschaufler,	36 alte Thiere,	9 alte von verschiedenen
2 schwächere verschiedenen	10 Schmalthiere,	Jahren,
Alters,	12 Wildkälber.	3 dreijährige,
6 gemeine Hirsche,	58 Stück.	3 zweijährige,
6 Spießer,		4 einjährige.
8 Hirschkälber.		19 Stück.
23 Stück.		

1) Der Nutzen, welchen es leistete, ward dadurch besonders sichtbar, daß man die Lunze alles im Wildgarten geschossenen Edelwildes vollkommen gesund, die aller gefallenen Rehe aber — weil diese weder Futter noch Pulver annahmen — anbrüchig fand.

2) Da beim Damwilde Gabelhirsche nicht vorkommen, so kann statt dessen ein gemeiner mehr bleiben.

§. 10. Treten nicht besondere unvorherzusehende Unglücksfälle ein, so werden die oben angegebenen Eintheilungen sich desto leichter gleichmäßig erhalten lassen, wenn eine genaue Liste über Bestand, Zugang und Abgang und zugleich ein Tagebuch über die vorkommenden Ereignisse ununterbrochen fortgeführt wird.

Nach beiden muß man sich mit der Wegnahme des Ueberzähligen ungefähr auf folgende Art richten:

Nach der Setzzeit kann man die Thiere, welche zum zweiten male gelte geblieben sind, weiterhin einige Spießer und Schmalthiere, insofern sie nicht zum Ersatz des Abgangs an älterm Wilde erforderlich sind, in der Feistzeit entbehrliche Hirsche, unter diesen aber vorzüglich den ältesten schießen, wenn nicht besondere Gründe, z. B. ein sehr ausgezeichnetes Gehörn und dergl., dem Besitzer des Thiergartens die Erhaltung desselben wünschenswerth machen, weil dieser hier noch eher als im Freien seiner Unbeholfenheit wegen in der Brunftzeit das Opfer der jüngern, mehr rüstigen, werden kann.

Nie darf man zwei Hirsche mittlern Alters von gleicher Stärke auf die Brunft treten lassen; sonst gehen sie oft beide durchs Kämpfen zu Grunde.

Während und nach der Brunft kann von Zeit zu Zeit ein Castrat, im Spätherbste und im Winter das überzählige Wild, und im Frühling ein noch übriges Schmalthier gebürscht werden.

Findet sich Gelegenheit, eingefangenes Wild gut zu verkaufen, so ist der September hierzu die schicklichste Zeit. Kälber werden bei dieser Gelegenheit am höchsten benutzt, gewöhnen sich auch leichter an veränderte Aesung.

Alles gezähmte Wild muß sorgfältig geschont werden.

§. 11. Das Bürschen betreibe man immer still und ruhig.

Das Schießen an der Fütterung, so gewöhnlich es auch ist, kann ich nicht billigen; denn dies ist der Ort, wo das Wild nie und nicht im mindesten gestört oder unruhig gemacht werden sollte.

Man wird ja doch jederzeit andere Gelegenheit finden, ein bestimmtes Stück zu erlegen; indem man sich auf den Kanzeln anstellt, oder außer der Vermachung herumschleicht und sich die Schießscharten zu Nutze macht, um einen guten Schuß anzubringen.

Das Zutreiben beunruhigt das Wild nicht nur für den Augenblick, sondern es bleibt noch lange nachher scheu. Auch zieht es sich, sobald es merkt, worauf es abgesehen ist, so enge im Trupp zusammen, und läßt sich so wenig sprengen, daß es ganz unmöglich wird, ein bezeichnetes Stück herauszuschießen.

Schlechte Schützen gehören in einen Thiergarten gar nicht.

§. 12. Zum Einfangen bedient man sich der Hirschnetze, und zwar werden sie busenreich gestellt. Ist zu diesem Zweck eine kleine besondere Vermachung nach §. 3 des gegenwärtigen Capitels im Wildgarten eingerichtet, so wird der Theil des Wildes, wobei die Stücke stehen, welche man zu haben wünscht, durch den offenen Eingang ganz still und ruhig hineingetrieben, dann ein straffes Netz oder hohes Tuch schnell vorgezogen, hierauf in der Mitte das Fallnetz gestellt und endlich das Wild in dieses hineingejagt.

Außerdem kann man auch die Abtheilung des Gartens, in welcher das gesuchte oder bestimmte Wild eben steht, verlappen und auf einer Allee, die durch diese kleine Lappstadt geht, dicht am Holze die Fallnetze stellen.

§. 13. Die Obliegenheiten des Thiergartenwärters, welcher mit allen die Behandlung des ihm anvertrauten Wildes betreffenden Kenntnissen ausgestattet und überhaupt ein tüchtiger Jäger sein muß, bestehen hauptsächlich in Folgendem:

1. Er muß es keinen Tag versäumen, die ganze Vermachung des Wildgartens zu umgehen und jeden Theil derselben genau zu untersuchen, ob etwa hier oder dort etwas schadhaft zu werden anfängt. Bemerkt er irgend eine Stelle, wo dies der Fall wäre, so verstelle er sie augenblicklich mit einem Tuche oder Netze, oder verlappe sie wenigstens doppelt, bis sie sobald als möglich wieder ausgebessert worden ist.

2. Er verdoppele ähnliche Untersuchungen, wenn viel Schnee bei heftigem Winde fällt; weil sich da oft sehr hohe, sogenannte Windwehen an der Vermachung aufhäufen, welche nicht nur durch den Druck gegen dieselbe ihren Einsturz veranlassen, sondern auch außerdem dem Wilde Gelegenheit überzufallen verschaffen können. Wäre die Möglichkeit eines solchen Ereignisses nur zu ahnen, so muß, koste es auch was es wolle, der Schnee ohne Zeitverlust ab- und auseinander geworfen werden.

3. Er lege die kleinen Gehaue im Thiergarten zur rechten Zeit an und lasse das Holz, wenn im Winter das Wild die Knospen der oben liegenden Aeste abgeäst hat, umwenden; insofern es auch da nichts mehr fände, wegfahren, dann aber im zeitigen Frühlinge den Schlag umsetzen, und diesen, wie alle folgende, die zur Schonung bestimmten Jahre hindurch verhegen.

4. Vorzüglich lasse er sich's angelegen sein, jedes einzelne Stück genau zu kennen und es daher täglich zu beobachten. Nichts wird ihm das Geschäft mehr erleichtern, als wenn er sich bemüht, das sämmtliche Wild so fromm als möglich zu machen und es sobald als möglich auf die Fütterung zu ziehen. Sind einige gezähmte Stücke dabei, so wird er den Zweck um so eher erreichen, wenn er diese, je nachdem sie gewohnt sind, durch Rufen oder Blasen zuerst an die gut versorgten Krippen und Raufen lockt. Käme

dann das übrige Wild auch nicht sogleich mit heran, so folgt es doch gewiß noch in der nächsten Nacht der Leitung des gezähmten.

Kann dieses Mittel nicht stattfinden, so versuche er, nachdem vorgefüttert ist, alles in einen Trupp und heranzutreiben, lasse es aber, solange dies nöthig ist, ganz ungestört äsen. Sehr bald wird es die Futterstunde, die immer genau gehalten werden muß, bemerken und sich freiwillig nähern. Nach und nach zeige sich dann der Wärter, umgehe die Fütterung, ziehe sich aber zurück, sobald das Wild unruhig wird. Bleibt es endlich ungestört bei der Aesung, wenn er sich sehen läßt, so fange er an, während es das Futter annimmt, auf einem Flügelhorne zu blasen, behalte aber immer dieselben Töne bei. Einige Tage werden hinreichen, dies Zeichen den hungrigen Gästen verständlich zu machen, und in kurzer Zeit werden sie sich, durch dasselbe gelockt, an die Fütterung ziehen und täglich frömmer werden.

Nicht nur

5. bei dieser Gelegenheit, sondern auch dann, wenn sich das Wild beim Aesen im Thiergarten vertheilt hat, beobachte er es genau. Bemerkt er ein lahmes oder krankes Stück, so muß dieses entweder eingefangen und eine Cur daran versucht, oder wenn der Bestand vollzählig ist, mit Ausnahme der ganz zahmen, auf deren Erhaltung soviel ankommt, lieber gleich, ehe es verkümmert, todtgeschossen werden.

6. Besondere Wachsamkeit ist während der Brunftzeit nöthig, theils um ernstliche Kämpfe zwischen den Hirschen zu verhindern, theils um gleich zu bemerken, wenn und wo einer oder der andere Schaden durch das Spießen gelitten hat. Scheint die Verwundung irgend gefährlich, so darf man das Todtschießen nicht verschieben.

7. Endlich muß auch die Ausrottung der Füchse in der Nähe des Wildgartens durch alle erdenkliche Mittel, besonders aber durchs Fangen, wozu in der dritten Abtheilung des dritten Abschnitts ausführliche, auf eigene Erfahrung gegründete Anleitung gegeben werden soll, nach Möglichkeit bewirkt werden. Denn fügen sie auch dem eingeschlossenen Wilde selbst in und kurz nach der Satzzeit keinen beträchtlichen Schaden zu, so machen sie es doch unruhig und endlich wild. Es ist kaum zu glauben, was Freund Reinicke Alles unternimmt, um in die Vermachung zu kommen. Ist ihm der Weg durch dieselbe und unter ihr weg versperrt, so sucht er ihn oben darüber. Dieser Fall hat sich in Machern, da man den Einsprung bei einer Neue deutlich spürte, öfters ereignet.

Auch vor Hunden ist man nicht immer sicher. Ich selbst habe, ohne ergründen zu können wie es geschehen konnte, einen Hund im Thiergarten eines meiner Freunde, der mit sehr guter Schalwand umgeben war, todtgeschossen, als er eben das vierte Wildkalb niederziehen wollte. Gewiß drei

Monate vergingen, ehe das Wild die ihm recht eigentlich eingejagte Furcht wieder ablegte.

§. 14. Schließlich muß ich auch noch des Castrirens erwähnen. Zu diesem Ende fängt man so viel Hirschkälber (je früher nach der Satzzeit, desto besser, auf jeden Fall aber, ehe die Fliegen überhand nehmen) ein, als dieser durch einen sachverständigen Mann vorzunehmenden Operation unterworfen werden sollen, setzt sie nachher gleich wieder aus und überläßt der Natur die Heilung.

Man erreicht hierdurch einen wesentlichen Vortheil: einmal, weil die Castraten zu keiner Jahreszeit schlecht, in der guten Zeit und selbst bis in den Winter hinein aber ausgezeichnet feist sind, und dann, weil sie den Brunsthirschen keinen Eintrag thun und daher von diesen auch unangefochten bleiben [1]).

Drittes Capitel.

Das Schießgewehr und das Schießen [2]).

1. Das Schießgewehr.

§. 1. In dem gegenwärtigen Capitel soll dem Jäger, besonders dem angehenden und also weniger erfahrenen, das Wichtigste über die Kenntniß und den Gebrauch des Schießgewehrs nach den langjährigen Erfahrungen des Verfassers mitgetheilt werden.

---

1) Es ist begreiflich, daß im Vorhergehenden die Anlage, Einrichtung und Unterhaltung eines Wildgartens nicht so ausführlich und erschöpfend vorgetragen werden konnte, als dies in dem oben angeführten großen gräfl. Mellin'schen Werke, sowie in der vom verstorbenen Fürsten zu Leiningen herrührenden, in Laurop's Annalen a. a. O. abgedruckten, vortrefflichen Abhandlung geschehen ist. Den Unternehmer einer größern Wildgartenanlage verweist man daher auf die citirten Schriften.

2) Ich habe schon in der Vorrede zu dieser dritten Auflage die Gründe auseinander gesetzt, welche mich bewogen haben, das gegenwärtige Capitel der zweiten Auflage bedeutend zu kürzen, und halte es nicht für überflüssig, hier noch einmal kurz darauf zurückzukommen. Trotz der Mühe, die sich D. a. d. Winckell gegeben hat, das Capitel über das Schießgewehr so genau und ausführlich als möglich auszuarbeiten, so ist es dennoch nur sehr unvollkommen. Es ist viel zu weitläufig für ein bloßes „Handbuch für Jäger", viel zu mangelhaft aber, um den Gegenstand auch nur annäherungsweise zu erschöpfen. Winckell hat dies selbst sehr wohl gefühlt, denn seine später gesammelten Nachträge beziehen sich fast ausschließlich auf das Schießgewehr. Um alle neuen Erfindungen, die in den letzten Decennien an den Schießgewehren gemacht wurden, diesem Capitel beizufügen und dasselbe also nach des Verfassers Plane auszuarbeiten, hätte ich die Grenzen des Werkes weit überschreiten müssen, und zwar, ohne daß es an praktischem Werthe gewonnen hätte, was doch die Hauptaufgabe des Buchs ist. Ich habe daher die Gewehrfabrikation, die historischen Nachweise, detaillirten Beschreibungen u. s. w. ausgelassen und nur dasjenige ausgewählt, was aus Winckell's reichen Erfahrungen von praktischem Interesse für den Jäger ist.

Wer sich indessen speciell für die Jagdgewehre interessirt, dem sind die nachstehenden Schriften zu empfehlen:

Meyer, Handbuch der Geschichte der Feuerwaffen (Berlin 1835).

Wir beginnen mit einer Anleitung zur Untersuchung der Güte und Brauchbarkeit einer Büchse zum Gebrauch. Hierbei sind folgende Punkte zu berücksichtigen:

a) Beim Laufe. Er soll aufrichtig oder rein, überall gleich-weich und nirgends splitterig sein [1]); überall gleiche Stärke haben; sein Kaliber von oben bis zur Kammer kugelgleich und gehörig gerichtet sein [2]).

Das Kaliber (Durchmesser und Umfang der Höhlung) anlangend, welches ein führiges (seiner Länge und Schwere nach zum Gebrauch geeignetes) Büchsenrohr haben soll, so glaubt der Verfasser darüber Nachstehendes bestimmen zu können:

Die in die Seele eines neubearbeiteten Rohres passende Kugel darf nicht unter neun Achtelloth und nicht über fünf Viertelloth wiegen [3]).

Bei dem eigentlichen und bloßen Scheibenbüchsenrohre kann, wenn es Eisen genug hat und wenn der Scheibenstand, in einem sogenannten

---

Schulte, Taschenbuch für Natur-, Forst- und Jagdfreunde. 1836 und 1839. (Ueber die fuhler Gewehrfabriken.)

Karmarsch, Mechanische Technologie, I. 567; ebenso in der Forst- und Jagdzeitung, 1825, Nr. 92; dann in dem Jahrgange 1843, in welchem sich historische Nachweise finden.

P. W. Schmidt, Abhandlung über die Jäger- und Schützenbüchse (Halle 1827).

Jester, Ueber die kleine Jagd (3. Aufl.), I. 7—67.

Prechtl's Encyklopädie, VI, 503, der Artikel „Gewehrfabrikation".

Hartmann, Populäres Handbuch der allgemeinen und speciellen Technologie (Leipzig 1850), I. 643. XVII: Fabrikation der Feuergewehre.

Von ältern Werken: Timäus, Versuch über Gewehrfabriken (Leipzig 1792). Aus dem Englischen.

1) In der Regel ist das spanische, und unter diesem das biscayische Eisen das beste; ihm folgt an Güte das schwedische, welches zwar weniger, aber gemeiniglich überall sehr gleich weich ist.

2) Vollkommene Kugelgleiche muß jedenfalls von der Mündung an bis in die Gegend des Pulversacks, d. h. bis zu vier bis sechs Zoll von der Schwanzschraube aufwärts gerechnet, stattfinden. Von dieser Stelle an pflegen jetzt die meisten Büchsenmacher die Seele des Rohres um ein Weniges zu erweitern — in der Kunstsprache: der Kugel etwas Fall zu geben.

3) Gründe für obige Bestimmung: I. Ist der Lauf einer einfachen Büchse gehörig stark von Eisen, so kann derselbe erforderlichenfalls drei, vier mal und öfter gefrischt (der Drall auf der Ziehbank vertieft und somit die Seele des Rohrs überhaupt erweitert) werden, ohne daß die Kugel nach dem letzten mal Frischen mehr als anderthalb bis ein und fünf Achtelloth Gewicht erhält. II. Der Windzug, welcher erfahrungsmäßig mehr oder weniger bedeutenden Einfluß auf die Abweichung der Kugel von der geraden Linie nach einer oder der andern Seite hat, je stärker oder schwächer er von der entgegengesetzten Seite auf die Kugelbahn trifft, wirkt in einem bei weitem geringern Grade auf eine kleine Kugel als auf eine große; der Schuß mit ersterer muß daher in gedachter Beziehung um Vieles sicherer sein als mit letzterer. III. Die kleinere Kugel dringt tiefer und zerreißender in den Körper ein, den sie trifft, als die größere — ein Vortheil, den der Waidmann ohne weiteres zu würdigen wissen wird. 4) Nach einer dem Wilde beigebrachten Verwundung, bei welcher die Kugel den hohlen Leib durchdringt, erkrankt dasselbe, von einer kleinen getroffen, eher und mehr, weil der aus den zerrissenen Gefäßen sich entschüttende Schweiß durch die enge Wunde weniger frei nach außen abfließen kann, also im Innern mehr sich anhäufen und hierdurch jede Lebensfunction erschwert werden muß. Bei dem Allen aber tritt, besonders in der ersten Zeit nach dem Anschuß, immer noch Schweiß zur Genüge aus der Wunde hervor und fällt auf den Boden, um in den verlorenen Tropfen das Bürschzeichen auffinden und fürderhin mit einem guten Schweißhunde auf der Fährte fortkommen zu können. Freilich, wo dieser zum echtwaidmännischen Betriebe der hohen und Mittelsjagd unentbehrliche Gehülfe fehlt, oder wenn der Jäger auf seine Kunstfertigkeit im Schießen sich nicht verlassen kann, oder wo aus Hab- und Gewinnsucht ins Gelag hinein geschossen wird, da reicht das nach Quentchen berechnete Kugelgewicht allerdings nicht hin; da wird aber auch ein halbes, ja, ein ganzes Loth Blei mehr dazu nicht viel beitragen, um dem Vorwurf der Aasjägerei auszuweichen!

Schießgraben, durch Seitenwälle gegen den Windzug genüglich geschützt ist, besonders wenn der nächste Schuß für den höchsten Gewinn entscheidet, ein weiteres Kaliber, also auch eine größere und schwerere Kugel wesentliche Vortheile gewähren; auf einem freien Stande, wo der Windzug wirkt, tritt der Gegenfall ein. Beim sogenannten Vogelschießen aber, wo der Druck der Kugel mehr thun muß als der Eindrang und wo bei starkem Windzuge überhaupt wenig oder nichts auszurichten ist, da gilt das Sprichwort „Viel hilft viel!" Da ist eine lange, im Eisen recht starke, gut gearbeitete Büchse, deren Kaliber eine zwei- bis zwei und ein Viertel-löthige Kugel aufnimmt, von entschiedenem Nutzen — wenn nämlich der dahinter Stehende ein tüchtiger Schütze ist.

Ob eine Büchse sechs, sieben oder acht Züge (Riefen) hat, ist ziemlich gleich. Mehr als acht habe ich nicht gefunden, weniger als sechs halte ich nicht für gut [1]). Hauptsächlich aber kommt es darauf an, daß sie auf der Cirkelrundung des Kalibers gleich-weit von einander stehen, überall genau parallel mit einander laufen, gleiche und gehörige Tiefe (beiläufig einen Sechszehntelzoll) und Breite (beiläufig einen Achtelzoll), auch weder zu viel noch zu wenig Drall (Windung) haben, daß sie in der Tiefe sanft rundlich geformt und überhaupt nicht scharf geeckt sind.

Büchsen mit sehr tiefen Zügen, die vom Pflaster nicht ganz ausgefüllt werden und sich gleich nach dem ersten Schuß voll Pulverschmutz setzen, halten selten Schuß.

Haben die Züge scharfe Ecken, so zerschneiden sie das Pflaster; dadurch fängt die Kugel an zu flattern, und so wird der Schuß ungewiß. Der Drall soll in Bürschbüchsen, deren Rohr 26 — 28 Zoll Länge hat, einen ganzen Umlauf von der Mündung bis zur Schwanzschraube beschreiben.

Uebrigens muß das Rohr spiegelblank ausgeschmergelt sein. Ist dies der Fall, so wird es sich, bei gehöriger Kugelgleiche, und wenn die Kugel so stark ist, daß sie, in einfachen Futterbarchent eingepflastert, mit zwei mäßigen Hammerschlägen eingetrieben, und dann mit dem Ladestock ohne große Anstrengung hinuntergestoßen werden kann, auch auf den Brand (d. h. wenn daraus geschossen ist) immer gleich-leicht laden. Ist die Kugel hingegen zu klein, sodaß man sie, ohne darauf zu schlagen, gleich mit dem Ladestock hinunterzustoßen vermag, so halten in diesem Falle übrigens gut gearbeitete Büchsen bei stillem Wetter auf 80 — 90 Schritt zwar Linie

1) Neuerlich haben Einige, aus welchem Grunde wissen sie wol selbst nicht, den Büchsenröhren mit vier Zügen, wie dergleichen in der ältern Zeit schon vorhanden waren, das Wort wieder reden wollen. Das Wahre an der Sache ist, daß solche vierzügige Büchsenröhre am Munde gleichsam viereckig sich darstellen, viel stärkere Ladung verlangen, also tüchtig knallen, aber selten über sechs Schuß, ohne geputzt zu werden, Strich halten.

oder Kugel (wie man zu ſagen pflegt), bei irgend ſtarkem Luftzuge aber und auf weitere Entfernung hinaus wird der Schuß unſicher. Auf genaue Höhe iſt gar nicht zu rechnen.

Endlich iſt es ein ſicheres Zeichen von der ſchlechten Bearbeitung eines Laufs, wenn bei einer eingeſchoſſenen Büchſe der Kerb im Viſir, und das Korn nicht ganz genau in der Mitte der obern Fläche des Rohrs ſteht.

Ein blank polirtes Rohr und Viſir taugt für den Jäger deshalb nichts, weil beim Sonnenſcheine der Glanz das Wildbret verſcheucht und den Jäger am reinen Abkommen verhindert, indem er dadurch geblendet wird. Die meiſten Büchſenmacher laſſen deshalb das Gewehr blau anlaufen, indem ſie es mit Talg beſtreichen und dann ins Feuer bringen. Wollen ſie es vor der Probe auf ihre Gefahr thun, ſo kann man ſich das gefallen laſſen; ein geſchoſſenes Gewehr dieſer Operation zu unterwerfen, rathe ich nicht, denn nicht ſelten geht dabei Schuß und Richtung verloren.

Eine braune Farbe aber kann jeder Jäger dem blanken Gewehrlauf ſelbſt geben, wenn dieſer, die Schwanzſchraube ausgenommen, zuvörderſt mit Waſſer und Trippel oder fein geriebenem Bimsſtein abgeſcheuert und dann mit Scheidewaſſer [1]) überall gleich-ſtark benetzt wird. Nach einigen Stunden zeigt ſich ein Roſtüberflug, welcher, wenn er das Ganze bedeckt hat [2]), mit Oel überſtrichen wird. Dieſes reibt man mit einem wollenen Lappen ſo lange ein, bis der Lauf warm und trocken iſt. Um der braunen Farbe mehr Leben und Glanz zu geben, überzieht man das Ganze dünn mit Wachs, und reibt auch dieſes erſt mit einer ſcharfen Bürſte und zuletzt mit rauhem Leder ein.

Bei folgendem, etwas weitläufigerm Verfahren erhält der Lauf eine ſchönere braune Bedeckung. Nachdem er völlig abgeſchmergelt und dann mit ungelöſchtem Kalkmehl tüchtig abgerieben worden, nimmt man ein halbes Quentchen Spießglanzbutter (Butyrum antimonii), rührt dazu acht bis zehn Tropfen Baumöl, trägt die Miſchung (indem man in die Laufmündung ein paſſendes Stäbchen als Handgriff ſteckt) mit einem Haarpinſel, der jedesmal nur bis zur Hälfte damit befeuchtet wird, in geraden Längsſtrichen überall gleich-ſtark auf, und läßt ſie an einem Orte, wo kein Luftzug darauf wirken kann, eintrocknen.

Nach drei oder vier Tagen trägt man zu wiederholten malen Scheidewaſſer, in welchem, nach und nach bis zur Sättigung, Kupferfeilſpäne aufgelöſt worden ſind, mit dem Haarpinſel auf, bis nach dem Eintrocknen

---

1) Statt des Scheidewaſſers kann man in Waſſer aufgelöſten Salmiak, oder Spir. salis concentr. mit Waſſer etwas verſetzt, nehmen.

2) Bleiben noch hin und wieder blanke Flecken, ſo werden dieſe wiederholt befeuchtet, bis Alles mit Roſt gleichmäßig belegt iſt.

ein Roſtanflug überall gleich-ſtark ſich gehoben hat. Dieſen überſtreicht man dann dünn mit altem, abgeklärtem Leinöl, läßt ſolches in der Sonne völlig eintrocknen und wiederholt dieſes letztere Verfahren einige mal.

Hierauf glättet man mit naſſem Schachtelhalm den Roſtanflug leicht ab, und beendigt die Arbeit dadurch, daß man noch einmal Leinöl mit einem wollenen Lappen einreibt, bis der Lauf recht warm wird [1]).

Ebenſo behandelte Schlöſſer nehmen bei guter Härte und Politur eine ſchwarze Farbe an, die ſehr feſt ſteht.

b) Soll das Schloß den Beifall des Kenners erhalten, ſo muß es nicht nur eine Größe haben, welche zu den übrigen Gewehrtheilen im gehörigen Verhältniß ſteht, ſondern das ganze Blatt und alle äußere Theile deſſelben müſſen auch fein abgeſchmergelt und, wie die innern, gut gehärtet ſein, ſodaß die engliſche Feile nicht darauf greift.

Der Hahn ſoll in jeder Ruhe unbeweglich feſt am äußern Zapfen der Nuß haften. Beim Aufziehen und Ablaſſen ſoll er mit einem feſten, reinen, lauten Tone einſchnappen.

Der Piſton muß in ſeinem Gewinde mindeſtens drei Linien Länge haben und ganz genau in das Schraubengewinde des Laufs paſſen und ja nicht wackeln, wenn er ganz eingeſchraubt iſt. Er darf weder zu weich noch zu hart ſein; im erſtern Falle nutzt er ſich ſehr ſchnell ab, im letztern ſpringt er leicht ab.

Eines der wichtigſten Stücke am Schloß iſt die Nuß. Sie muß in jedem Betracht mit der größten Genauigkeit vom Meiſter bearbeitet und vom Jäger nicht nur beim Ankauf des Gewehrs, ſondern auch in der Folge oft unterſucht werden; denn von ihr hängt ein ſehr großer Theil der Güte, Sicherheit und Dauer des ganzen Schloſſes ab. Iſt nämlich von der Vorderraſt die Mittelraſt und von dieſer die Hinterraſt nicht weit genug entfernt, ſo ſteht der Hahn in der Mittelruhe ſowol als in der hintern (wenn er aufgezogen iſt) zu nahe am Piſton; iſt der Einſchnitt an der Mittelraſt zu ſeicht, ſo iſt man vor dem Losſchlagen des Hahns aus der Ruhe nicht geſichert, noch weniger, wenn die Hinterraſt einen zu wenig tiefen Kerb, oder die Stange nicht die gehörige Schärfe, oder der Kegel nicht die erforderliche Richtung und das nothwendige Spiel hat. Fehlt es der Nuß oder

1) Nach Lauroy's Annalen der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, V, 90, ſoll der Zweck, Gewehrläufe zu bräunen, leichter und ebenſo vollſtändig erreicht werden, wenn man Spießglanzbutter oder engliſches Bronzirſalz (letzteres über Kohlfeuer geſchmolzen) mit Baumöl vermiſcht, den mit Kalkmehl vorher abgeriebenen, erwärmten Lauf damit zwei bis vier mal, je nachdem es nöthig iſt, überſtreicht, denſelben aber vor jedem Anſtrich mit einem fettig gemachten Lappen abwiſcht, jeden Anſtrich an einem temperirten Orte, ohne daß Feuchtigkeit hinzutreten kann, einbeizen und eintrocknen läßt und zuletzt den Lauf mit Baumöl abreibt. Ob dieſes Verfahren beſſer ſei als das im Text beſchriebene, weiß der Verfaſſer aus Erfahrung nicht; aber das weiß er, daß man bei dem obigen auf mehr Dauer rechnen kann als beim beſten Lacküberzug.

der Stange an Härte, so schleifen sich an ersterer die Ruhen aus, und an letzterer die Schärfe ab; sind beide ebengenannte Theile zu hart, so kann sehr leicht eine Rast aus-, oder die Stangenschärfe abspringen und das Gewehr unerwarteterweise losgehen.

Alle Schrauben und deren Muttern müssen ein gutes, regelmäßiges Gewinde, erforderliche Härte, erstere auch an den Köpfen weder zu weite noch zu enge Einschnitte haben.

Von dem frühern Jägereigensinn, welcher forderte, daß sämmtliche äußere Theile des Schlosses spiegelblank polirt sich darstellen mußten, ist man in neuern Zeiten deshalb zurückgekommen, weil die oft frisch aufzutragende Politur viel Zeit wegnimmt, auch durch den Glanz des Schlosses, besonders an sonnenhellen Tagen und in der Abenddämmerung, das Wild, wenn es dem Jäger, oder dieser jenem sich nähert, oft verscheucht wird. Man läßt daher jetzt dem Schloßblatte und dem Hahne entweder die matte dunkelgraue Farbe, welche diese Theile beim Ablöschen [1]) erhalten, oder, und dies nimmt sich allerdings bei weitem schöner aus, man gibt den genannten Schloßtheilen einen Marmoranflug.

Dies Letztere wird, nach einer von Hrn. G. A. Göllner in Suhl mir darüber gefälligst gegebenen Versicherung, bewirkt, wenn man die zu marmorirenden Stücke, möglichst fein polirt, im Einsatz mit auf dem Rost gebranntem, gepulvertem Leder ganz überstreut, das Einsatzgeschirr allerwärts mit Lehm fest verschlossen, das Ganze durchaus rothglühend macht, sodann aber möglichst schnell in kaltes Wasser wirft, wobei jedoch der Einsetzer sein Gesicht wohl in Acht nehmen muß, indem aus dem Wasser die Funken sehr heftig emporsprühen.

In beiden ebenerwähnten Fällen reibt man auf den grauen oder marmorirten Stücken zur Beendigung des Verfahrens mit einem wollenen Läppchen abgeklärtes Baumöl oder, besser noch, Klauenfett ein.

Auf welche Weise man blank polirten und gut gehärteten äußern Theilen des Schlosses, ohne Anwendung des Feuers, eine dauerhafte schwarze Farbe geben kann, ist bereits oben gesagt.

Wird das nach einer der vorbesagten Methoden behandelte Schloß, nach Beendigung der Jagd, und wenn es im Regen naß geworden, oder aus der Kälte in die Wärme gebracht und demnach angelaufen ist, jedesmal mit einem Leinwandlappen rein und trocken allerwärts abgewischt, demnächst auch ein wenig Klauenfett mit einem wollenen Läppchen eingerieben, so setzt sich nie ein Roststecken darauf an.

1) Hierunter ist das Verfahren zu verstehen, durch welches dem Eisen und Stahl die erforderliche Härte bis zu dem Grade gegeben wird, daß die Feile darauf nicht eingreift, indem man es in Lehm eingeschlagen (im Einsatz), doch glühend macht, dann aber unverzüglich in kaltes Wasser wirft.

c) Am Stechschloß müssen sämmtliche dazu gehörige Stücke vorzüglich gut gehärtet, abgeschmergelt und polirt sein, Nadel oder Drücker und Schneller aber so genau und fest in einander greifen, daß selbst bei der leisesten Stellung vermittelst der Stellschraube, wenn die Spann- und Schnellkraft der Federn die gehörige ist, die Schärfe am Schneller nie eher aus dem Einschnitt an der Nadel (oder dem Drücker) springt, bis letzter Theil mit dem Finger berührt wird. Uebrigens muß man mit geringer Anstrengung stechen (d. h. die Schärfe des Stechers in den Einschnitt der Nadel einsetzen) können, ohne daß dabei ein zu lautes Knacken hörbar wird.

d) Der Schaft muß aus einem gesunden trockenen Stück Holz bestehen, welches keine Risse und Astlöcher hat. Sieht man auf der Kante der Kolbe über den Kropf und über den Lauf hin, und nimmt man hierbei wahr, daß die Kolbe rechts und links im geringsten aus der Linie weicht, so ist der Schaft, wie man zu sagen pflegt, windschief, und dieser Hauptfehler leidet durchaus keine Verbesserung. Der Anschlag muß so gekröpft, so lang und hoch sein, auch einen so geformten Backen haben, daß eine vollkommen gute Lage daran nicht erst gesucht werden darf. Die Lage läßt sich am besten beurtheilen, wenn man, ohne am Gewehrbacken vorzufallen, mit zugedrückten Augen anschlägt [1]). Beim Oeffnen der Augen muß dann das Korn mitten im Kerbe des Visirs stehen und, meiner Meinung nach, den Kerb der Weite und Höhe nach fast ganz ausfüllen. Ob aber die Kolbe die gehörige Länge habe, erhellt daraus, wenn der Schütze, ohne den rechten Arm zu sehr ausstrecken, oder am Elbogen allzu spitzwinkelig zusammendrücken zu müssen, die Nadel am Stechschlosse mit der Zeigefingerspitze erreichen kann. Der Ladestock muß stark und dauerhaft sein, fest in den Muttern liegen, aber doch leicht sich herausziehen lassen. Der Schieber am Kugelkasten darf nicht klappern, und muß doch leicht auf- und zugemacht werden können. Schloß, Schwanzschraube, Stechschloß und Beschläge müssen überall so genau in den Schaft eingelassen sein, daß nicht der kleinste unausgefüllte Raum sichtbar wird. Vorzüglich aber müssen in den Hauptvertiefungen, in welchen das Schloß und Stechschloß liegt, alle Einschnitte und Höhlungen rein ausgearbeitet sein, sodaß in erstern alle darin liegende Theile sich ohne Klemmung frei bewegen, und in letztern nirgends ein Druck auf die Schrauben und Stifte stattfindet.

Alle Verzierungen am Holze müssen erhaben stehen und rein ausgestochen sein. Bei Cabinetsstücken und Staatsgewehren mag der Meister seine Kunst auch dadurch zeigen, daß er den Schaft möglichst fein und schön ver-

1) Jeder meiner Leser weiß es wol, daß anschlagen hier soviel heißt als das Gewehr an den Backen nehmen, um so sich schußfertig zu machen.

fertigt; bei Bürschgewehren muß die gute Lage und Dauerhaftigkeit vorzüglich in Anschlag kommen; doch auch da kann auf proportionirliche Stärke aller Theile nicht nur, sondern auch darauf Anspruch gemacht werden, daß der ganze Schaft glatt abgezogen und gehörig polirt sei. Der nußbaumene wird nur mit Leinöl überstrichen, und dieses mit einem wollenen Lappen eingerieben [1]); der aus schlechtern, weißen Holzarten verfertigte wird vor der Politur braunroth oder dunkelbraun oder schwarz gebeizt. Scheidewasser mit Aloë versetzt, gibt ihm eine rothbraune Farbe; Scheidewasser mit Eisenfeilspänen vermischt, eine dunkelbraune und schwarze, wenn der Schaft damit bestrichen und über glühende Kohlen gehalten wird. Das Verfahren wird wiederholt, bis er in dem verlangten Gewande erscheint.

c) Das Beschläge soll zwar immer ein anständiges Aeußere haben, für Bürschgewehre aber hat eine Verzierung desselben durch künstlichen Stich weder Werth noch Nutzen. Vorzüglich sehe man darauf, daß die Kappe wie der Bügel und die Muttern hinlängliche Stärke haben. Der Bügel muß so weit sein, daß die Nadel und der Stecher sich frei bewegen können, und daß man jeden dieser Theile, nach Erforderniß, leicht mit dem Zeigefinger zu berühren vermag; weiter hinterwärts muß er die Hand füllen, wenn man den Daumen über den Kropf, die übrigen Finger aber unten über die Bügelverengerung schlägt. Die Muttern oder die Lappen müssen gerade auf und in die Ladestockrinne passen.

Noch ist zu bemerken, daß dicht vor der ersten Mutter der an jeder Seite des Schaftes um drei Viertelzoll hervortretende Riembügel, hinter dem großen Bügel auf der untern Seite des Kolbens aber der Riemen selbst mit einer Holzschraube befestigt wird.

§. 2. In Hinsicht auf die einfache Jagdflinte bemerke man Folgendes:

a) Der Lauf soll mindestens 30 und höchstens 36 Zoll (nach dem alten pariser Maße) lang, möglichst und überall gleich-weich, vorn an der Mündung anderthalb Linien, hinten am Pulversack, und zwar von der Schwanzschraube an bis zum dritten Theil seiner Länge, viertehalb, mindestens drei Linien stark von Eisen, dabei bis auf einen geringen Fall, d. h. Erweiterung der Seele, am achten Theile seiner Länge von der Schwanzschraube nach vorn, kugelgleich gebohrt, gekolbt und ausgeschmergelt, auswendig aber überall gleich resp. rund oder achteckig gefeilt sein; überhaupt aber keinen von den Fehlern haben, welche, als solche, bei dem Büchsenlaufe angedeutet worden sind. Alles, was bei jenem (a. a. O.) über das auswendig

1) Jetzt wird zur Politur eine Auflösung von Schellack und weißem Wachs in Weingeist angewendet, die allerdings große Vorzüge hat. Jeder Büchsenmacher und jeder Schreiner kennt sie.

Blauanlaufenlassen und Braunmachen des Laufs, ingleichen über die Schraube gesagt worden ist, gilt auch hier.

Es gibt, wie bekannt, Flintenröhre, deren Seele glatt gearbeitet, d. h. gebohrt und ausgekolbt, und andere, an denen selbige gerade, d. h. nicht mit Drall, sondern von der Mündung bis zur Schwanzschraube ganz geradlinig gezogen ist. Nach des Verfassers Dafürhalten haben gute, inwendig glatt gearbeitete (nicht gezogene) Flintenröhre darum bedeutenden Vorzug, weil sie weder in Rücksicht des Scharfschießens, noch in Rücksicht des Deckens (Zusammenhaltens der Schrote) den Schuß leicht verlieren und, wenn dieser Fall ja eintritt, unter der Hand eines geschickten Büchsenmachers fast [1]) jedesmal durch frisches Kolben wieder in Schuß gebracht werden können. Uebrigens muß zugestanden werden, daß gutgezogene Flintenläufe eine Paßkugel, besonders wenn sie, wie in der Büchse, eingepflastert wird, fast dieser gleich-accurat auf 80 — 90 Schritt weit, doch immer etwas weniger scharf, auch Schrote, besonders grobe und selbst Rehposten und Laufkugeln, gewöhnlich schärfer schießen und mehr zusammenhalten, wie nichtgezogene, so lange wenigstens als die Züge durch häufigen Gebrauch des Gewehrs sich nicht zu sehr verflacht, oder Rostflecken in der Seele des Laufs sich nicht angesetzt, oder bei oftmaligem Schießen ohne eintretende Reinigung der Flinte die Züge sich nicht zu sehr mit Pulverschmutz ausgefüllt haben.

Verändert sich aber bei einer gezogenen Flinte der Schuß zum schlechten durch Verflachung der Züge, so kann dem selten öfter als ein mal durch das sogenannte Frischen mit dem Ziehkolben abgeholfen werden. Geben Rostflecken Veranlassung zum weniger gut Schießen, so wird dieser Fehler durch das Ausschmergeln oder Kolben leicht verbessert; bewirkt Pulverschmutz Nachlaß im Schuß, so hört dieser Nachlaß auf, sobald der Lauf gehörig gereinigt wird.

Aus dem Gesagten ergibt sich, inwiefern und in welchen Fällen der gezogenen Flinte ihr Werth nicht abgesprochen werden kann, daß dieser aber immer nur ein relativer ist.

Das Kaliber anlangend, hält der Verfasser das bei der einfachen Flinte für das geeignetste, wenn eine ein und drei Viertel- bis zwei Loth wiegende Paßkugel dasselbe ausfüllt; ein größeres ist vom Uebel, insofern wenigstens, als Pulver und Blei dadurch nutzlos verschwendet wird [2]).

Zwar bescheidet er sich dessen gern, daß er durch diese Bestimmung ebenso wenig als durch die oben für die Länge und Stärke des einfachen Flintenlaufs gesetzte, bei Denen zum Reformator werden wird, die da glauben:

1) Ich sage: fast jedesmal, weil, meiner Ueberzeugung nach, selbst der geschickteste Meister nicht immer dafür stehen kann, der Flinte den verlorenen Schuß wiederzugeben.

2) Gegenwärtig sind kurze lütticher Läufe mit weitem Kaliber sehr in Schwung.

Anmerk. zur dritten Auflage.

„Viel hilft viel!“ und in diesem Glauben von 4, 5 — 6 Schuh langen Läufen, deren Kaliber eine drittehalb Loth und mehr wiegende Kugel faßt, bei der Auerhahnen-, Trappen-, Gänse- und Entenjagd wer weiß welchen Nutzen sich versprechen. Er setzt daher nur für diejenigen Leser, die Vertrauen zu seiner mehr als vierzigjährigen Erfahrung hegen, hinzu, daß er bei allen genannten Jagden mit solchen Flinten, wie er sie als jagdführige beschrieb, so viel und nicht selten mehr ausrichten sahe, zum Theil auch wol selbst ausrichtete, als Andere mit den erwähnten, den Träger fast erdrückenden, mindestens mit einiger Gewandtheit gar nicht zu handhabenden Mordmaschinen.

Schließlich ist zu bemerken, daß die Flinte auch dadurch von der Büchse sich unterscheidet, daß sie ein Korn (vorderes Absehen), aber kein Visir (hinteres Absehen) hat. Das Korn soll, der Regel nach, nicht weiter von der Mündung des Laufs, als drittehalb bis drei Zoll rückwärts genau auf der Mittellinie des nach oben gekehrten Lauftheils stehen. Gewöhnlich wird es aus Messing, besser aber aus Silber, drei Viertelzoll lang, auf der Grundfläche anderthalb Linie, bis zur sanft verlaufenden vordern Spitze, breit, oben aber stumpfkantig mit der Feile zugerichtet und auf dem Laufe angelöthet [1]).

b) Das Flintenschloß ist nach allen seinen Theilen dem Büchsenschloß gleich, nur ist an der Stelle des Stechschlosses ein einfacher Drücker. Dieser muß so gestellt und gerichtet sein, daß, wenn die Flinte völlig zusammengesetzt ist, und man, insofern man den Hahn in die hinterste Ruhe gestellt, d. h. aufgezogen hat, an der im Bügel vorwärts gekehrten Seite des Abzugs leise drückt, der im Schafte liegende Theil desselben die Stange schnell aus der Hinterrast hebt, und so das Losschlagen des Hahns ohne zögerndes Dehnen bewirkt.

c) Der Flintenschäfte gibt es bekanntlich zweierlei Arten, ganze nämlich und halbe. Der ganze, welcher für einfache Flinten deshalb der vorzüglichere ist, weil sich das Rohr, wenn der Jäger beim Absuchen fällt, oder wenn ein so geschäftetes Gewehr im Wagen transportirt wird, nicht so leicht verbiegt als das halbgeschäftete, reicht bis zur Mündung, der halbe aber nur bis zur Hälfte des Laufs. Bei jenem steht der Riemenbügel zwischen der ersten und zweiten Ladestocksmutter, bei diesem dicht hinter der

---

1) Man hat an die Stelle des Korns, welches seinen Namen wahrscheinlich daher hat, weil es fast wie ein halb durchgeschnittenes Haferkorn gestaltet ist, ein rundes Knöpfchen gesetzt, indem man glaubte, daß damit genaueres Abkommen müsse gefunden werden können. Die Erfahrung bewies, daß durch diese Künstelei nichts gewonnen war, und so ging man zum Korne zurück.

Anmerkung zur zweiten Auflage.

Gegenwärtig wird fast ausschließlich das Knöpfchen angewendet; einfache Flinten werden überhaupt nur sehr selten geführt.

Anmerkung zur dritten Auflage.

Verhörnung; das hintere Ende des Riemens wird, wie bei der Büchse, hinter dem Beschlägsbügel vermittelst einer breitköpfigen Holzschraube an der Kolbe befestigt. Sonst muß auch hier die Kolbe in Rücksicht der Länge, der Kröpfung und des Backens, nach dem Bedürfniß und nach der Gewohnheit Dessen, der die Flinte führen soll, eingerichtet sein. Soviel ist gewiß, mit einer zu sehr gekröpften (hängig geschäfteten) schießt man, im Laufen vorzüglich, leicht zu kurz, mit einer zu wenig gekröpften (steil oder strack geschäfteten) oft, im Fluge besonders, zu hoch; beide Fälle treten um so leichter ein, wenn der Jäger die Büchse zu führen gewöhnt ist.

d) Mit dem Beschläge verhält es sich in Rücksicht der Kappe und der Muttern ganz so wie bei der Büchse. Hinsichtlich des Bügels ist zu bemerken, daß man an Flinten, die von deutschen Meistern und in deutschen Gewehrfabriken gebaut sind, in der Regel ganze Bügel, an französischen, englischen, italienischen und spanischen Flinten hingegen durchgängig sogenannte halbe Bügel findet. Der ganze Flintenbügel weicht insofern vom Büchsenbügel ab, als er zunächst hinter dem Drücker sich so dem Schafte nähert, daß zwischen diesem und ihm nur ein drei Viertelzoll hoher freier Zwischenraum bleibt, an dieser Stelle mit einer Hervorragung auf das Drückergehäuse sich stützt, hinter dieser sich noch um einen Viertelzoll dem Schafte nähert, in paralleler Richtung mit dem Kropfe bis zum Anschlage fortläuft, hier einerseits bogenförmig sich erhebend, in einer nach oben gekrümmten Hervorragung endigt, demnächst aber andererseits in fast senkrechter Richtung auf die Kolbe fällt, hier schnell sich biegt und in einem zwei Zoll langen, im Kolben eingelassenen, von einer Schraube festgehaltenen Schwanze ausgeht.

Der Verfasser ist mit dem bei weitem größern Theile der deutschen Jäger vollkommen einverstanden, wenn sie behaupten, eine mit solchem Bügel versehene Flinte liege bequemer und fester in der Faust, als eine mit dem halben Bügel ausgestattete, welcher dadurch von jenem sich unterscheidet, daß er vom vordern Haft aus sich erhebend, über dem Drücker eine Wölbung bildet, dann hinter dem Abzuge auf das Drückergehäuse sich stützt, von da aus aber in einem weniger oder mehr verlängerten Schwanze längs dem Kolben fortläuft und hinten in demselben eingelassen, durch eine Schraube befestigt ist.

§. 3. Die Doppelgewehre sind gegenwärtig so sehr in Mode, daß der Verfasser, Raum und Zeit berücksichtigend, nur das Erheblichste von dem hier beibringen will, was für und wider den jetzt fast allgemeinen Gebrauch der Doppelgewehre spricht.

Betrachten wir die Jagd als Object der Oekonomie, so ist es nicht in Abrede zu stellen, daß, insofern dieselbe von einem tüchtigen Schützen be-

trieben wird, ein solcher mit dem Doppelgewehre bei weitem mehr auszurichten vermag, als mit dem einfachen. Nur ist die Frage, ob nicht, selbst unter obiger Voraussetzung, die Wildbahn in den meisten Fällen zu sehr angegriffen wird; sei es in Folge des den meisten Revierjägern eigenen Geizens nach dem ihnen ausgeworfenen Schießgelde, oder infolge übertriebener Schießlust (Mordlust möchte ich sagen) der Jagdliebhaber — deren Zahl jetzt leider! Legion heißt, und von denen manche es zu einer ganz ungemeinen Fertigkeit im Schießen überhaupt, besonders aber mit der Doppelflinte auf sogenanntes kleineres Zeug, bringen. In der Hand des mittelmäßigen Schützen, der in der Regel der hitzigste, oft auch der leidenschaftlichste ist, wirkt das Doppelgewehr in obiger Beziehung am nachtheiligsten; denn dieser fehlt, während das Wild ihm zu nahe oder noch gehörig nahe ist, mit dem ersten Schuß aus Uebereilung gewöhnlich, wird mit dem zweiten dann erst fertig, wenn es über die ordentliche Schußnähe hinaus ist und schießt, besonders mit Schrot, vieles zu Holze [1]).

Ist von der Jagd als von bloßer Vergnügungssache die Rede, so muß dem Doppelgewehr ohne Weiteres ein großer Vorzug vor dem einfachen zugestanden werden; denn der Troß der Jagddilettanten kann ja zwei mal für ein mal schießen, — ob treffen oder fehlen, bei Vielen gleichviel! Der Stümper in der Kunst, der beim Treiben oder Absuchen nach Hasen, wenn er ja trifft, meistentheils durch den Schuß auf das Hintertheil nur Krüppel macht, erreicht doch zuweilen mit dem zweiten Schuß den für ihn hohen Zweck der Erlegung, ehe der Hase zum vielleicht nicht geschickten, eben darum aber auf das Aneignen des Kranken desto erpichtern Nachbar kommt. Mittelmäßige, gute und ausgezeichnete Schützen kommen, nach Maßgabe ihrer Geschicklichkeit, seltener oder öfter in den Fall, Dubletten zu machen [2]). Bei der Sumpf- und Wasserjagd kann ein Lauf mit stärkerm, der andere mit klärerm Schrote geladen, und so mit jenem der größere, mit diesem der kleinere Vogel erlegt werden — allerdings ein in ökonomischer wie in ornithologischer Rücksicht für den Jäger und Jagdliebhaber mit Recht in Anschlag zu bringender wesentlicher Vortheil.

Abgesehen von Allem, was im Vorhergehenden gesagt worden ist, darf doch Folgendes der Verfasser nicht mit Schweigen übergehen und ebenso wenig der unkundige Leser leichtsinnig übersehen.

Mögen die Doppelgewehrläufe, aus der Werkstätte des solidesten Rohrschmiedes hervorgegangen, in der berühmtesten aus- oder inländischen

---

1) Dieser Fall tritt auch bei ausgezeichneten Schützen öfters ein, die besonders auf fremden Revieren durch sogenannte Kunstschüsse (eigentlich Wagschüsse) noch mehr sich auszeichnen wollen.

2) d. h. von zwei oder mehreren laufend oder fliegend oder schwimmend auf einmal zum Schuß kommenden Stücken mit jedem Rohre wenigstens eins zu erlegen.

Fabrik, oder vom geschicktesten Meister bearbeitet und auch mit größter Gewissenhaftigkeit nach vollendeter Bearbeitung probirt sein; mag auf Seiten des sachkundigsten Besitzers eines solchen Gewehrs, bei der Uebernahme desselben nicht nur, sondern auch von Zeit zu Zeit wiederholt, die sorgfältigste Untersuchung der Läufe und Schrauben stattgefunden haben, nicht weniger die umfassendste Vorsicht bei der Führung und jedesmaligen Ladung angewendet werden: dennoch ist man in dem Grade, wie bei einem einfachen Laufe [1]), vor dem Zerspringen beim Schusse nicht gesichert.

Dem kann begreiflicherweise nicht anders sein, weil die Doppelläufe an sich viel schwächer am Eisen, besonders in der Gegend der Pulverkammer, sein müssen; jetzt vorzüglich, wo Jäger und Jagdliebhaber der lieben Bequemlichkeit halber bei der Anschaffung eines Gewehrs vor allem auf Leichtigkeit sehen, nicht bedenkend, daß diese Eigenschaft dem Doppelgewehre durch übermäßige Befeilung der Läufe von der Mündung bis zur Schwanzschraube einzig gegeben, und nur mit Aufopferung eines desto größern Theils der Sicherung gegen gefährliche Verletzung, welche beim Springen eines Rohrs immer zu fürchten steht, erkauft werden kann, je mehr sie an demselben wahrgenommen wird.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß wenn die Röhre durchaus aufrichtig und rein sind, wenn die Schwanzschrauben [2]) mit allen ihren Gewinden in die Schraubenmuttern im Laufe so genau passen, daß beim dritten, höchstens vierten mal Umdrehen von außen nach innen, sie durchaus sich nicht mehr wackelig hin und her bewegen, wenn die Pulverladung in gehörigem Verhältniß zum Paßkugelgewicht steht und wenn beim ersten, dann aber besonders beim zweiten mal und demnächst bei jedesmaligem auf den Brand Laden, mit der erforderlichen Genauigkeit und Vorsicht verfahren wird, bei mit einer Kugel geladenen Gewehren, selbst wenn sie ausnehmend leicht sind, eigentlich insofern die Mündung des Laufs nicht stark verdeckt, oder ganz oder zum Theil verstopft ist, nie in Hinsicht des Zerspringens etwas zu befürchten ist. Auch die Ladung mit zwei Kugeln, welche, beiläufig gesagt, der Verfasser nur unter besondern Umständen, als dem echten Waidmann geziemend, anerkennen kann, läßt wenig besorgen.

Für die Doppel- oder Zwillingsflinten läßt sich, insofern von

---

1) Wenn dieser nämlich im rohen Zustande von gleicher Qualität ist, ebenso gut bearbeitet und probirt, untersucht, ebenso vorsichtig geführt und geladen wurde, wie die mit ihm zu vergleichenden Doppelläufe.

2) Die sogenannten Patentschwanzschrauben — man versteht darunter solche, welche eine so starke Kammer haben, daß von derselben die ganze Pulverladung aufgenommen wird, und es ist dies eine englische Erfindung neuerer Zeit — gewähren die meiste Sicherheit; die früher schon bekannt gewesenen Kammerschwanzschrauben schon bei weitem größere, wie die gemeinen, gerieften oder glatten.

Anmerkung zur zweiten Auflage.

Jetzt sind Patentschrauben fast ausschließlich in Anwendung.

Anmerkung zur dritten Auflage.

der Ladung mit goslarischem Schrot [1]) die Rede ist und alle im Vorherigen aufgestellten Sicherungsbedingungen vorausgesetzt, nachstehende Stufenfolge in Rücksicht der Gefahr des Zerspringens der Läufe ungefähr annehmen:

a) Zwillingsflinten mit Platten- (ordinären) Läufen, die im Ganzen sieben Pfund oder weniger wiegen, mögen sie aus den berühmtesten Werkstätten herrühren, lassen Gefahr des Zerspringens öfters fürchten, wenn stärkeres Schrot als Nr. 3 hineingeladen wird. Für solche eignet sich eigentlich nur schwaches Schrot von Nr. 3 abwärts, bis zum Dunst.

b) Draht- und Bandläufe von John Manton & Sohn in London, in den großen Fabriken zu Versailles, Paris und St. Etienne, wie in der unsers deutschen, wackern G. A. Göllner zu Suhl, oder von andern tüchtigen Meistern bearbeitet, gewähren, wenn die ganze Flinte sieben Pfund und selbst noch etwas weniger wiegt, noch fast vollkommene Sicherheit, bei der Ladung mit Nr. 2 — eine Nummer, welche englische und französische Flinten selten, die Göllner'schen meistentheils noch gut schießen.

c) Zwillings- und Büchsflinten [2]) aus der Göllner'schen Fabrik, oder von andern guten deutschen Meistern gebaut — England und Frankreich liefern Gewehre von dem Gewicht, welches hiernächst angegeben wird, selten, ohne besondere Bestellung vielleicht nie —, müssen, wenn die dazu verwendeten Läufe Band- oder Drahtläufe sind, bei einem Gewicht von sieben und einem Viertelpfund, wenn aber ordinäre Plattenläufe verarbeitet wurden, bei einem Gewicht von sieben und drei Viertel- bis acht Pfund, bei der Ladung mit Nr. 1 und selbst mit Nr. 0, unberechenbare einzelne Fälle ausgenommen, genügliche Sicherheit gewähren; vielmehr noch bei der Ladung mit allen schwächern Nummern.

G. A. Göllner in Suhl leistet — einer unterm 26. Juli 1819 desfalls an mich schriftlich abgegebenen Erklärung zufolge — in vorbesagter Maße für die von ihm bezogen werdenden Gewehre Gewährschaft; jedoch mit dem Vorbehalt, daß die Ladung derselben, gegen die von ihm für dieselben bestimmte, nicht zur Ungebühr verstärkt und daß, besonders bei Doppelflinten von dem unter a) und b) angegebenen Kaliber, weder mit Laufkugeln

---

1) Der Verfasser wählt das goslarische Schrot zur Norm, weil es bis jetzt am meisten in Gebrauch geblieben ist; gesteht übrigens dem echten englischen Patentschrote, wie dem jenem ganz, oder doch fast gleichkommenden, um Vieles wohlfeilern, gemahlenen Hagel (Schrot), wie er aus mehreren deutschen Fabriken jetzt hervorgeht, den Vorzug unbedingt zu.

2) Daß bei letzteren nur vom Flintenlauf die Rede ist, versteht sich von selbst.

(Posten erster Größe), noch mit Posten (Posten zweiter Größe, Rehposten) geladen werde [1]).

Uebrigens kann und soll jede solide Fabrik und jeder tüchtige Büchsenmacher nicht nur einfache, sondern auch Doppelgewehre in vorbesagter Weise garantiren, wenn völlig be- und ausgearbeitete Läufe der Probe gehörig unterzogen worden sind. Wie dies im Aus- und Inlande zu geschehen pflege, darüber soll der nächstfolgende Paragraph Aufschluß geben.

Hier das Wesentlichste über die Beschaffenheit der verschiedenen Doppelgewehrsorten und Arten.

Es gibt eigentlich nur zwei Sorten; nämlich Doppelgewehre I. mit unter einander und II. mit neben einander liegenden Läufen.

I. Von den Doppelgewehren mit unter einander liegenden Läufen [2]).

Es finden sich deren, bei welchen

a) der Schaft aus einem Stück verfertigt ist und in dessen Doppelrinne die beiden Läufe unter einander liegen, indem deren Schwanzschrauben mit ihren Schwänzen vermittelst einer von oben nach unten durchgehenden Holzschraube, und nächstdem die Läufe selbst mit drei eisernen Hefteln, welche durch das zwischen den Rinnen inneliegende Schaftholz und zugleich durch die an jedem Laufe angelötheten, in jenem Holzstreifen eingelassenen Hafte von einer Seite nach der andern durchgehen, unverrückbar festgehalten werden.

Diese Art von Doppelgewehren kennt der Verfasser nur als Büchsflinten, an welchen der obenauf liegende Büchsenlauf mit einem Visir (Durchsicht), wie die einfache Bürschbüchse, versehen ist, durch welches also auch gezielt werden muß, wenn mit dem Flintenlauf geschossen werden soll. Sie sind jetzt fast gar nicht mehr in Gebrauch, weil bei ihnen das linke Schloß tiefer liegen muß, als das rechte, wodurch nicht nur Uebelstand bewirkt, sondern auch durch eine nothwendige besondere Richtung der Batteriefeder am linken Schlosse, dessen Dauerhaftigkeit mehr als zweifelhaft wird; weil sie ferner bei einer Lauflänge von 30 bis 32 Zoll und bei einem Gewicht von neun bis elf Pfund von unsern derzeitigen Jägern nicht zu den bequem

---

1) Hr. Göllner (und mit ihm der Verfasser) hält dafür, „daß bei der Laufkugel- und Postenladung gar kein Lauf, am wenigsten ein Doppelgewehrlauf mit engem Kaliber Sicherheit in Hinsicht des Zerspringens gewähre. Wolle man aber absolut jener Ladung sich bedienen, so müsse der Lauf stark und das Kaliber weit sein, und auch dann noch eine Abtheilung der Posten durch dazwischen gebrachte schwache Pfröpfe (von geschnittenem Werg) stattfinden — als wodurch der Lauf allerdings wesentlich geschont, immer jedoch nicht ganz gesichert werde."

2) Sie werden gegenwärtig nur sehr selten noch gebaut; diese ganze Darstellung hat daher ein mehr geschichtliches als praktisches Interesse, weshalb sie auch unverändert bleibt.

Anmerk. zur dritten Auflage.

führigen gerechnet werden. Deshalb hat man sich auch die Mühe nicht gegeben, für sie eine auszeichnende Benennung zu suchen.

Außerdem gibt es noch

b) sogenannte Wender oder Dreher, deren Benennung darauf deutet, daß von den unter einander liegenden Läufen jeder, nach Willkür des Schützen, hinauf- oder hinuntergedreht werden kann. Zu dem Ende wird der ganze Schaft aus zwei abgesonderten Stücken zusammengesetzt, nämlich aus dem Rinnentheile und aus dem Kolbentheile. Jener bildet, wie bei Nr. 1, eine Doppelrinne, in welcher die beiden Läufe, wie dort, unter einander liegen und befestigt sind, nächstdem auch hinten durch eine beiläufig einen Drittelzoll dicke eiserne Scheibe, die mit zwei Schrauben an den Schwanzschrauben befestigt ist, mit einander in Zusammenhalt stehen. Diese Scheibe ist genau so groß als eine zweite, in jeder Hinsicht gleichartige, welche in der Gegend des Schaftes, wo die Pfanne am Schloß steht, an den Kolbentheil sich anschließt und oben auf diesem mit ihrem drittehalb Zoll hervortretenden Schwanze eingelassen, auch mittelst einer durchgehenden Holzschraube in ihrer Lage festgehalten wird. Gedachte Scheiben werden vermittelst eines in der Mitte der vordern hervortretenden Zäpfchens gegen einander gedrückt, welches genau in das in der hintern gegenüber stehende, durchgehende, paßt und in einem Gewinde ausgeht, woran eine Mutter fest angeschraubt ist. Hierdurch wird, wenn die hintere Scheibe am Kolbentheile haftet, durch die Vereinigung desselben mit dem Rinnentheile ein solides Ganzes hergestellt, zugleich aber der Zweck erreicht, einen wie den andern Lauf willkürlich nach oben und unten wenden und richten zu können. Um nun zu bewirken, daß die Lage der Läufe, wenn mit dem Gewehre gezielt und geschossen werden soll, keine andere als eine genau verticale (lothrechte) sei, tritt durch ein im untern Theile der hintern Scheibe befindliches Loch ein nach oben gerichteter eiserner Haken hervor, der hinter der Scheibe mit einem einen Viertelzoll breiten, anderthalb Linie dicken Blatte, welches hinten mit einer nach vorn zu wirkenden Feder versehen ist und in einer durch den Schaft gestemmten Hohlung mittelst eines seitwärts durchgehenden Stifts, nur nach hinten beweglich, festgehalten wird, verbunden, in der gedachten Hohlung senkrecht herabgeht.

Indem nun jener Haken in das zu dessen Aufnahme bestimmte, unterhalb der Schrauben, mit welchen die vordere Scheibe an den Schwanzschrauben befestigt ist, durchgehende Loch genau passend eingreift und durch die Wirkung der erwähnten Feder festgehalten wird, müssen die Läufe in der verticalen Lage unbeweglich verharren.

Um aber diese Lage nach Willkür des Schützen verändern und den eben unten liegenden Lauf nach oben drehen zu können, ist das Hakenblatt, da,

wo es unten aus dem Schafte hervortritt, am Vorderarme des Beschlagsbügels angelöthet, dieser Vorderarm aber, wo er sich nach oben zu beugen anfängt, durch einen vorwärts gerichteten schrägen, von oben nach unten geführten Schnitt vom übrigen Bügel getrennt, und es bedarf nur eines mäßigen Drucks nach hinten an dem losen Vorderarme, um den Haken aus der vordern Scheibe zu heben, dem zufolge aber die Umwendung der Läufe zu erwirken; indem, wenn dies vollständig geschehen, der Haken in das vorher oben gewesene Loch in der vordern Scheibe eingreift und dadurch Alles wieder in seine feste Lage und Richtung gebracht wird.

Das Schloßblatt zerfällt in zwei abgesonderte Hälften; nämlich 1) in die hintere, an welcher innerlich die eigens gestellte und gerichtete Schlagfeder, die Nuß mit dem Kegel, die Stange, die Stangenfeder, nebst der Studel haftet, und welche auf der rechten Seite des Kolbentheils eingelassen, vermittelst einer von der linken Seite her durchgehenden Schloßschraube und eines kleinen Senkschräubchens, welches durch die Hervorragung am Schloßblatt, die in eine an der hintern Scheibe befindliche schwalbenschwänzige Vertiefung paßt, gehend, mit ihrem Gewinde in die Scheibe eingreift, am Kolbentheile festgehalten wird; 2) in die doppelt vorhandene vordere, an deren äußerer Seite die Pfanne, die Batterie und die Batteriefeder befindlich ist. Die eine von den beiden Platten, woran die eben genannten Schloßtheile genau so wie am gewöhnlichen französischen Schloß haften, ist an dem rechten Rinnentheile in aufrechter Stellung, die andere an dem linken Rinnentheile unterwärts gerichtet eingesenkt; beide aber werden von einer von der rechten nach der linken Seite durchgehenden Schraube festgehalten. Mag nun ein Lauf oder der andere oben sein, so steht dem Hahn immer in der Batterie und Pfanne ein Zündapparat gegenüber.

Wender mit zwei Büchsenröhren sind mir niemals zu Gesicht gekommen. Die Drehflinten [1]) und Drehbüchsflinten sind in der neuesten Zeit fast ganz außer Gebrauch gekommen, indem man denselben den Vorwurf zu großer Schwere (Gewichtigkeit) macht. Was alte Gewehre dieser Art anbelangt, so mag man Recht haben, denn diese wiegen meist zehn Pfund und darüber; jetzt aber, wo tüchtige Meister, z. B. Linz in Zeitlofs und Thüngen, auch auf Bestellung G. A. Göllner in Suhl, Wender verfertigen, die 8, höchstens $8\frac{1}{2}$ Pfund wiegen, kann dieser Grund nicht gelten [2]). Wenigstens lassen folgende Vorzüge sich den Drehern nicht

1) Ich fand in einer Gewehrsammlung — wo, das ist mir nicht mehr erinnerlich — sogar einen Drillingswender, der aber so schwer war, daß Simson nur ihn würde haben führen können. Doch war es ein schönes Cabinetsstück.

2) Der wahre ist aber: Wenige von Denen, die zu unserer Zeit im Rufe des gut Schießens stehen.

absprechen: 1) Die Läufe sind in der Regel etwas stärker an Eisen und Kaliber wie bei den jetzigen modischen überaus leichten Doppelgewehren mit neben einander liegenden Läufen, deshalb aber auch der Gefahr des Zerspringens weniger unterworfen. 2) Geht zufällig ein Lauf zu Grunde, so kann dieser ohne weiteres durch einen neuen ersetzt werden. 3) Beim Tragen wie beim Laden kann der Schütze sich und Andere leichter und vollständiger gegen das Losgehen des Gewehres verwahren, als bei irgend einem andern Gewehre [1]). 4) Vorzüglichen Nutzen gewähren die Drehbüchsflinten, einmal, weil, wenn der Flintenlauf mit Schrot geladen wird, man auch darauf eingerichtet ist, vorkommendes kleines Zeug, besonders aber Raubzeug leichter in der Flucht zu erlegen, als dies mit andern Büchsflinten, wo nicht anders als durch das Visir abgesehen werden kann, der Fall ist; dann aber auch besonders in dem Falle, wenn auf dem Anstande nach Hochwild auch der Flintenlauf mit der Kugel geladen wird, indem dieser, wenn man der Dämmerung wegen mit dem Büchsenlaufe kein sicheres Abkommen mehr hat, selbst wenn kein Mondschein leuchtet, noch lange mit Erfolg gebraucht werden kann [2]); wobei indeß immer die Voraussetzungen stattfinden müssen, daß das Flintenrohr zwei Kugeln, oder doch eine ausgezeichnet gut schieße, und daß an dem Gewehre ein recht tüchtiges englisches Stechschloß befindlich sei, denn nach des Verfassers Meinung hat jedes blos auf den Abzug eingerichtete Kugelgewehr kaum halben Werth.

II. Von den Doppelgewehren mit neben einander liegenden Läufen.

Wir haben hier als verschiedene Arten zu betrachten: 1) Büchszwillinge; 2) Flintenzwillinge; 3) Büchsflintenzwillinge.

Alle diese Gewehrarten haben das mit einander gemein, daß beide Läufe, jetzt wenigstens [3]), zusammengelöthet sind, und zwar meistentheils mit Schlag- (Messing- oder Kupfer-) Loth, seltener mit Zinnloth. Zugleich wird gemeiniglich nur die hierbei entstehende obere Rinne, mitunter aber auch die

---

sind geschickt und gewandt genug, um den Dreher in der Geschwindigkeit mit Erfolg handhaben zu können. Der Verfasser will und kann sich selbst dessen nicht rühmen.

1) Indem das Umdrehen nur halb bewerkstelligt und dadurch Hahn und Batterie aus der Richtung gebracht wird, bei welcher, wenn ersterer losschlägt, die Explosion einzig möglich ist.

2) Von der geringen Zahl der Virtuosen im Büchsenschießen, welche bei Tag und Nacht ihres Abkommens blos dem Anfalle an den Schaftbacken nach gewiß sind, ist hierbei nicht die Rede, sondern von solchen Schützen, wie sie gewöhnlich vorkommen.

3) An alten Doppelflinten wurden die Läufe oft nur von zwei eisernen oder messingenen Zugbändern (Zwingen) und von der Schwanzschraubenkappe zusammengehalten. Eins von den Bändern umfaßte die Läufe in der Mitte, das andere vorn in der Korngegend und auf diesem stand das Korn selbst.

untere von den Mündungen der Röhre bis zur Schwanzschraubenkappe mit einem die Rinne ausfüllenden eisernen, dreieckig gefeilten Stabe ausgelegt und dieser gleichfalls angelöthet.

Noch habe ich den Grund nicht ausfindig machen können, aus welchem die Gewehrfabrikanten, auch Göllner, und mit diesem das ganze Heer von mehr oder weniger berühmten Büchsenmachern, dem Schlagloth den Vorzug vor dem Zinnlothe geben, indem sie des erstern fast ausschließlich zu obigem Zwecke sich bedienen.

Folgende Betrachtungen bestimmen mich zur gegentheiligen Meinung: a) Das Schlagloth wird nur bei einem so hohen Grade von Hitze flüssig, daß die derselben beim Löthen mit ausgesetzten Rohre — auch wol nur eins von beiden — sich öfter in der Maße aus der Richtung, die sie haben sollen [1]), ziehen, daß ihnen oder ihm selbige durchaus nicht wiedergegeben werden kann. Dieser Fall tritt beim Zinnlothe, welches bekanntlich in mäßiger Hitze zerfließt, an sich selten ein, und ereignet er sich ja, so kann der Zusammenhang, in welchen die Läufe durch das Löthen mit Zinn gesetzt sind, so oft man will, aufgehoben und so dem Fehler abgeholfen werden. b) Beide Läufe eines jeden Doppelgewehrs müssen, wenn sie fertig ausgearbeitet und zusammengelöthet sind, hinsichtlich ihrer Haltbarkeit probirt werden, wenn der Uebernehmer vor der Gefahr des Zerspringens irgend gesichert sein soll. Bei dieser Probe springt, nach Göllner's gegen mich abgelegtem eigenen Geständniß, bei Doppelgewehren von ordinärer Fabrikarbeit wenigstens der sechste, bei sorgfältiger geschmiedeten Plattenläufen immer noch der zwölfte oder dreizehnte Lauf. Sind nun die Läufe mit Schlagloth gelöthet, so geht nicht nur der wirklich schadhaft gewordene, sondern auch — wenigstens haben dies mehrere Büchsenmacher gegen mich behauptet — der andere, welcher die Probe aushielt, um den es eben deswegen doppelt schade ist, mit verloren [2]). Ebenso verhält es sich (und dies muß dem Besitzer eines guten Gewehres, selbst wenn der Ankauf eines neuen ihn nicht fühlbar belästigt, recht wehe thun), wenn ein oder der andere Lauf bei oder durch den Gebrauch zufällig springt oder unsicher wird, oder wenn z. B. bei dem Falle mit dem Pferde, oder beim Umfallen des Wagens (exempla sunt odiosa) eine doppelte Biegung der Läufe stattfindet.

---

1) Begreiflicherweise muß das eine solche sein, daß keiner von beiden Läufen bei gleichem Abkommen weder höher noch kürzer, weder rechts noch links schießt.

2) Der Verfasser will es nicht leugnen, daß er zu diesem Vorgeben der Büchsenmacher keinen Glauben hat, indem es schwer begreiflich ist, worin die Unmöglichkeit, das Schlagloth zum zweiten mal in Fluß zu bringen, liegen soll. Wäre dem aber auch so, so kann doch die Metallsäge und die Feile ihren Dienst schlechterdings nicht versagen, wenn von Trennung des schadhaften Laufs vom gesunden selbst durch Schlagloth mit jenem vereinigten die Rede ist. — Auri sacra fames, quo non mortalia pectora cogis! — Dies gilt auch in der Hinsicht, daß wol nur wenige Fabrikanten und Büchsenmacher die Probe wagen; desto mehr der Käufer.

In allen diesen Fällen hat, wenn Zinnloth die Läufe zusammenhält, der Büchsenmacher keine Ausrede, wenn ihm die Trennung eines gesunden Laufs von einem schadhaften und der Ersatz des letztern durch einen neuen übertragen wird.

Bei Doppelflinten wird oft der die obere Rinne zwischen den Läufen ausfüllende Stab auf der obern Fläche weniger oder mehr rundlich vertieft; ebenso die Schwanzschraubenkappe, bis ungefähr zum vierten Theile der Länge des daran befindlichen Schwanzes. Der Verfasser hält dies für unnütz; denn eine dergleichen Vertiefung verlangt und findet man ja nicht an der einfachen Flinte, und doch schießt Der, der den Lauf beim Anschlagen gerade richtet, auch gerade dahin, wohin er zielt; sogar wird man öfters wahrnehmen, daß Die, welche daran nicht gewöhnt sind, Doppelflinten mit vertieften Stäben und ausgestrichener Schwanzschraubenkappe zu führen, damit, anfänglich wenigstens, zu hoch schießen; daß aber im Gegentheile die daran Gewöhnten mit doppelläufigen und einfachen Flinten, welche jene Vertiefung nicht haben, noch öfter zu kurz schießen. Auf der Mittellinie des gedachten Stabes wird das Korn in derselben Gegend, wie bei einfachen Gewehren, auch bei Doppelflinten aufgelöthet, bei allen doppelläufigen Kugelgewehren aber, wie bei der einfachen Büchse, schiebbar aufgestellt. Die Schwanzschraube jedes Laufs hat, anstatt des an der des einfachen Gewehres befindlichen Schwanzes, nur eine viereckige, beiläufig einen Drittelzoll lange, um etwas breitere Hervorragung, welche in das zu deren Aufnahme bestimmte, durch die abgesonderte Schwanzschraubenkappe gehende Loch entweder zapfenförmig, oder an der obern Kehrseite hakenförmig aufwärts gebogen eingreift. Im ersten Falle wird jede durch eine von hinten her in den Zapfen eindringende abgeplattete Kopfschraube, im letzten durch den Haken mit der Schwanzschraubenkappe in Verbindung gesetzt. Diese Kappe selbst verlängert sich oben in einem dem der Schwanzschraube am einfachen Gewehre ganz gleichen, im Schafte eingelassenen und in demselben mit einer durchgehenden, oben eingesenkten Kopfschraube befestigten Schwanze. So vermittelt sie nebst den zwei in der untern Rinne zwischen den Läufen angelötheten Haften und den durch die Schaftrinne gestemmten zwei Hefteln die Verbindung der Läufe mit dem Schafte zu einem soliden Ganzen.

Von den Schlössern ist eins an der rechten, das andere an der linken Seite des Laufs eingelassen, so zwar, daß sie in gleicher Höhe einander gerade gegenüberstehen.

Vom resp. Stech- und Abziehapparate wird bei jeder Doppelgewehrart das Erforderliche beigebracht werden.

Der Schaft ist, jetzt wenigstens, meistens ein halber, d. h. ein solcher, dessen Rinne sich nur bis zur halben Länge der Läufe erstreckt. Allerdings

wird durch einen solchen das Gewicht des Doppelgewehrs um etwas vermindert; dagegen sind die Läufe des ganz (bis zur Mündung) geschäfteten dem Verbiegen weit weniger ausgesetzt. Doch hat man in dieser Beziehung auch beim halben Schafte so gar viel nicht zu fürchten, wenn nicht nur oben, sondern auch unten die Vertiefungen zwischen den Läufen mit einem eingelötheten eisernen Stäbchen ausgefüllt sind, was eben darum, nach des Verfassers Meinung, in dem fraglichen Falle immer geschehen sollte.

Sonst weicht die Gestaltung des Schaftes von der, welche dem des einfachen Gewehrs eigen ist, nur darin ab, daß dieselbe von der Schloßgegend an bis zu seinem Vorderende in soweit breiter sein muß, um zu beiden Seiten das Schloß, und in einer Doppelrinne die Läufe äußerlich bis zur Hälfte ihrer Dicke aufzunehmen.

Der Ladestock geht bei halbgeschäfteten Exemplaren durch die an der untern Kehrseite der Läufe auf der Mittellinie angelötheten Beschlägsmuttern und endigt in einer dritten, am Schaftrinnentheile angehefteten. Der Bügel soll, nach des Verfassers Dafürhalten, immer ein ganzer Flintenbügel sein. Die Beschlägskappe ist ganz so, wie bei den einfachen Gewehren.

Nun kürzlich das Nöthige über die Eigenheiten jeder einzelnen Doppelgewehrart.

Die Büchszwillinge wurden zu einer Zeit zu bauen angefangen, wo in ganz Deutschland der Wildstand bereits abzunehmen anfing, sodaß, wäre ihr Gewicht, das doch im Ganzen nicht unter 9 bis $9\frac{1}{2}$ Pfund betragen kann, wenn die Läufe irgend Dauer haben und Schuß halten sollen, nicht schon ein Stein des Anstoßes für Viele gewesen, sie doch nicht sehr in Aufnahme hätten kommen können. Jetzt sind sie ganz entbehrlich, um so mehr, da sie in den Augen des echten Büchsenschützen schon darum keinen bedeutenden Werth haben, weil nur unter dem rechten Schloß ein englisches Stechschloß angebracht, also das linke Schloß nur vermittelst des Abzuges losgedrückt, und daher mit dem linken Laufe auch auf keine größere Entfernung als mit einem Flintenlaufe, der kugelschlechtig gut gearbeitet ist, sicher geschossen werden kann.

Und nicht darum allein, sondern auch deshalb, weil ein neben dem Büchsenrohre liegender Flintenlauf, nach Belieben und Bedarf, auch mit Schrot geladen und so damit zufällig vorkommendes Raubzeug, ein toller Hund u. dergl. sicherer erlegt werden kann, hat der Büchszwilling dem Büchsflintenzwillinge (der Büchsflinte) weichen müssen, welche Benennung demjenigen Doppelgewehr beigelegt zu werden pflegt, bei welchem in der linken Schaftrinne ein Flintenrohr, in der rechten aber ein Büchsenrohr liegt.

Uebrigens muß der Flintenlauf eine Kugel so gut schießen, als es von einem solchen der Regel nach verlangt werden kann, d. h. auf 50—60

Schritt scharf und genau auf den Fleck, wenn, da bei diesen Doppelgewehren das ebenso wie bei der einfachen Büchse gestellte und eingestrichene Visir das Abkommen für beide Läufe gleichmäßig berichtigen soll, auf die bemerkte Schußferne Korn und Visir genau so zusammengenommen wird, wie es geschehen muß, wenn das Büchsenrohr auf 80—100 Schritt genau auf den Fleck (Zielpunkt) die Kugel schießen soll. Es begreift sich, daß es keine leichte Aufgabe für den Büchsenmacher ist, jedem der beiden Läufe beim Zusammenlegen beider die Richtung zu geben, die er, um Obiges zu erwirken, nach erfolgter Zusammenfügung durch das Löthen, haben muß. Nach des Verfassers Dafürhalten kann der beste Meister in dieser Rücksicht seiner Sache im voraus niemals ganz gewiß sein, und er vermag nur bei Anwendung des Zinnlothes, nie bei der des Schlaglothes, dafür zu haften, daß er alle und jede Richtungsfehler, die sich nach der Löthung ergeben können, zu verbessern im Stande sei. Höhenrichtungsveränderung bei beiden Läufen zugleich und nach gleicher Direction ist ohne vorherige Trennung der Läufe allerdings bewirkbar; bei einem oder dem andern Laufe allein schlechterdings nicht, wenn die Abweichung, welche berichtigt werden soll, von irgend einigem Belang ist. Daher kommt es, daß man öfters Büchsflintenzwillinge findet, bei welchen, wenn der Büchsenlauf auf gehörige Schußferne mit halbem Korne genau Fleck (Höhe) hält, um auf Flintenschußweite mit dem Flintenlaufe auf eben den Fleck zu kommen, ganz volles Korn genommen werden muß; eine Aufgabe, welche, wenn von sogenannten Dubletten (von schnellem Schießen auf einen seine Stelle verändernden Körper mit beiden Läufen nacheinander) die Rede ist, der tüchtigste Schütze in praxi oft mit Erfolg lösen zu können sich nicht anmaßen wird.

Abweichung des Schusses bei beiden Läufen nach einer und derselben Seite ist, wenn sie nicht zu groß ausfällt, ebenfalls verbesserlich, ohne die Läufe trennen zu müssen; findet sie aber bei einem oder dem andern Rohre allein oder gar in der Maße statt, daß das eine rechts, das andere links die Kugel weist, so kann dem Fehler nur nach vorgängiger Trennung der Läufe und also nur in dem Falle, wenn sie mit Zinnloth zusammengefügt sind, abgeholfen werden.

Das hier Gesagte gilt für sämmtliche Doppelgewehrarten mit neben einander liegenden, zusammengelötheten Läufen.

Zu diesen gehören dennoch auch die gegenwärtigen nur zu sehr bekannten Flintenzwillinge oder Zwillingsflinten, deren Vorzüge der Verfasser sehr willig anerkennt, wenn sie durchaus tüchtig gearbeitet, solid zusammengebaut sind und in den Händen eines geübten, guten und vorsichtigen Schützen sich befinden.

Wie bei den einfachen Flinten gibt es auch Zwillinge dieser Art entweder mit gerade gezogenen oder mit glatten Läufen.

Letztere verdienen im Allgemeinen den Vorzug vor erstern; nicht nur aus den Gründen, welche schon oben für diese Behauptung angegeben worden sind, sondern auch deswegen, weil die gezogenen Doppelflintenröhre, wenn sie Dauer versprechen und möglichste Sicherheit gewähren sollen, an Eisen bedeutend stärker, daher auch gewichtiger und eben darum weniger führig sein müssen, als glatt gearbeitete. Inwiefern auch gerade gezogene Doppelröhre eine Paßkugel immer, sogar zwei dergleichen, in einen Lauf geladen, oft besser zu schießen pflegen als glatte, mag man da, wo gegen die eigentliche Jägersitte und jederzeit zum Nachtheil der Wildbahn das Führen der mit Kugeln geladenen Flinte üblich ist oder doch zugelassen wird, jener zu diesem Behuf vorzugsweise sich bedienen; nur würdige sich der Jagdliebhaber — vom echten Waidmann kann hierbei gar nicht die Rede sein — durch zu weites Hinschießen nicht zum Aasjäger herab.

Nach des Verfassers vieljähriger Erfahrung sind die einfachsten Schlösser, wenn sie nur in allen ihren Theilen gut, so zu sagen, eigensinnig gearbeitet sich bewähren, für alle, also auch für Zwillingsflinten, die stark gebraucht werden, größerer Dauerhaftigkeit wegen, die geeignetsten, und Ketten-, Kegel- und Rollenschlösser, auch die neuen Stoß- und Schlagschlösser, dem Jäger vollkommen entbehrlich [1]).

Flintenzwillingsschlösser dürfen übrigens, wenn bei der Explosion des Schusses mit einem Lauf nicht öfters das Schloß des andern zugleich mit losschlagen soll, nicht ganz so leise gestellt werden und können sich daher auch nicht so leicht abdrücken lassen, als die meisten Schützen dies bei der einfachen Flinte (nicht selten auch da zur Ungebühr) verlangen.

Dessenungeachtet muß die Stellung aller Flintenschlösser und des das Losschlagen derselben aus der hintern Rast bewirkenden Drückers eine solche sein, daß die besagte Wirkung erfolgt, ohne daß zum Hervorbringen derselben ein eigentliches Abziehen erforderlich wird; vielmehr soll sie die unmittelbare Folge eines mäßig leisen Drucks mit der Spitze des Zeigefingers sein.

Hinsichtlich des Schaftes und Beschläges verhält sich Alles wie beim Büchsflintenzwillinge.

§. 4. Wurde ein Gewehr durchaus tüchtig gebaut befunden, so bleibt immer noch die fernere Probe durch den Anschuß übrig. Wie diese

1) Alle diese Verhältnisse haben sich in neuerer Zeit durch die Erfindung der Percussionsschlösser, Kammerbüchsen, Minièbüchsen, Zündnadelgewehre u. s. w. außerordentlich verändert, und es ist bei den meisten nicht nur eine größere Einfachheit, daher auch größere Zuverlässigkeit der Batterien, sondern auch überhaupt eine größere Leistungsfähigkeit erzielt worden. Anmerkung zur dritten Auflage.

bei jeder Gewehrgattung anzustellen sei, davon soll in diesem Paragraph die Rede sein.

I. Vom An- und Einschießen der Büchse.

Das Erste, was hierbei berücksichtigt werden muß, ist: das Ausfindigmachen der Ladung, oder, um mich bestimmter auszudrücken, die Festsetzung der verhältnißmäßigen Quantität des Pulvers, zur effectiven Schwere der Kugel.

Nach vielfältigen Versuchen, die ich anzustellen Gelegenheit hatte, muß sich die Schwere des Pulvers zu der der Kugel verhalten wie 1 zu 7, d. h. wenn letztere 7 Quentchen wiegt, so verlangt die Büchse 1 Quentchen Pulver zur Ladung [1]). Andere nehmen drittehalb Kugelformen voll Pulver, und dies stimmt mit meiner Methode ziemlich überein.

Dann begebe man sich bei windstillem, heiterm Wetter auf einen gut eingerichteten Scheibenstand, dessen Länge 100 — 110 einfache Schritt (200 — 220 Fuß) beträgt, denn dies ist die gehörige Bürschbüchsenschußweite, und zwar zu einer Stunde, wo die Sonne beim Schießen nicht von vorn, sondern von hinten auf das Korn und Visir fällt, und thue auf eine Scheibe, deren Schwarzes 5 Zoll im Durchmesser hält, indem man einmal wie das andere Korn und Visir zusammennimmt, mehrere Schüsse ohne nachzusehen, wo die Kugeln in der Scheibe sitzen [2]).

Verfährt ein fest geübter Schütze (denn nur ein solcher darf und kann die Büchse an- und einschießen) so, und sitzen sämmtliche Kugeln, insofern das Gewehr jedesmal rasch zusammenbrennte, in einer Cirkelrundung von höchstens 3 Zoll im Durchmesser, so hält die Büchse, wie man sagt, Strich.

Mag sie dann zu hoch oder zu tief, oder auf die Seite schießen, so ist dem, wie sich in der Folge ergeben wird, leicht abzuhelfen; hält sie aber nicht Strich, d. h. sitzen die Kugeln auf der Scheibe unregelmäßig verstreut, so ist ihre Unbrauchbarkeit auf so lange wenigstens, bis der alte Drall ausgebohrt und die Seele neue und bessere Züge erhalten hat, entschieden.

Zuvörderst muß man die einzuschießende, Strich haltende Büchse dahin zu bringen suchen, daß keine Seitenschüsse mehr vorkommen. Schoß sie daher rechts, und beträgt diese Abweichung nicht mehr als 2 Zoll, so wird das Visir ein klein wenig nach der linken Seite geklopft; ist die Ab-

---

1) Ich rechne bei dieser Angabe darauf, daß man sich solchen Pulvers bedienen wird, das an Kraft und Güte dem feinen kölnischen oder hautzener oder dem von Martin u. Comp. zu Frankfurt a. M. (Körnung Nr. 4) gleich ist.

2) So wenig ich sonst dafür bin, daß der Jäger beim Scheibenschießen sich daran gewöhne, die Büchse fest an die Auflage zu stemmen, so billige ich dies Verfahren doch beim Einschießen derselben.

weichung stärker, so schlägt man nächstdem das Korn etwas rechts, und fährt in vorbesagter Maße mit dem Verrücken des vordern und hintern Absehens fort, bis man die Mittellinie gefunden hat. Soll dem links Schießen abgeholfen werden, so verfährt man auf die der vorbeschriebenen entgegengesetzte Weise.

Schießt die Büchse zu hoch, so wird mit einer platten Mittelfeile vom Visir nach und nach so viel ab-, der Kerb in demselben aber mit einer feinen englischen dreieckigen Feile um so viel tiefer eingestrichen, als erforderlich ist, um bei den folgenden Schüssen die Kugeln fortdauernd in das Schwarze zu bringen.

War der Kerb vorher so tief und weit, daß die obere Hälfte des Korns ihn beim Anschlagen des Gewehrs ausfüllte, ohne oben darüber herauszustehen (man sagt in diesem Falle: der Schütze nimmt, beim Abkommen mit halbem Korn, Korn und Kerb gleich), so kann man annehmen, daß wenn der Kerb bis auf den letzten Merkstrich abgefeilt, dann aber wieder so tief als vorher eingestrichen wird, in der Folge das Gewehr 3 bis 4 Zoll kürzer (tiefer) schießen muß. Säßen vor dieser Operation die Kugeln mehr als 4 Zoll über dem Schwarzen, und würde das Visir zu flach, wenn man noch mehr abstriche, so muß ein neues verhältnißmäßig höheres Korn eingesetzt werden.

Schießt man um etwa 2 bis 3 Zoll zu kurz, so kann, indem dem Korn etwas an Höhe abgenommen wird, ohne es allzu flach zu machen, schon hierdurch dem Fehler Abhülfe geschehen; will aber das nicht zureichen, so muß die Büchse ein höheres Visir bekommen.

Uebrigens darf an einer Bürschbüchse das Visir nicht zu fein eingestrichen, und das Korn muß so stark sein [1]), daß es fast den ganzen Kerb ausfüllt.

Soll sie gut eingeschossen genannt werden können, so müssen, wenn ein fernter Schütze Korn und Kerb gleich nimmt und das Schwarze aufsitzen läßt, alle Kugeln dicht am Mittelpunkt desselben sitzen.

II. Vom An- und Einschießen der Flinte.

Vom Einschießen derselben kann nur insofern die Rede sein, als man das gehörige Verhältniß auszumitteln sucht, in welchem bei der Ladung Pulver und Blei dem Gewicht nach zu einander stehen müssen.

Bei Flinten, welche Vermögen genug haben (d. h. die im Laufe stark genug an Eisen sind), um ohne Gefahr Paßkugeln, Laufkugeln, Posten, Hagel oder Schrot von Nr. 0 und Nr. 1 daraus zu schießen, kann man,

1) Bei einer bloßen Scheibenbüchse kann der Kerb feiner und flacher eingestrichen, und sonach auch das Korn oben spitzer, doch darf es nicht eckig gefeilt sein.

wenn das Kaliber eine eingepflasterte Paßkugel von 6 Quentchen auf nimmt, 4 Quentchen gutes Pulver und 6 Quentchen Blei nehmen. Das Verhältniß des Pulvers zum Blei ist also wie 1 zu 6.

Bei allen schwächern einfachen und Doppelflinten, aus welchen man höchstens Schrot von Nr. 2, gewöhnlich nur von Nr. 3 bis zur kleinsten Art (Dunst genannt) ohne Gefahr schießen kann, tritt das bei der Büchse angegebene Verhältniß von 1 zu 7 ein.

Um die zur Ladung hinreichende Schrotmenge zu finden, wäge man eine für die einzuschießende Flinte kalibermäßige Kugel. Dem vollen Gewicht derselben sei das Schrotgewicht genau gleich [1]).

In den allermeisten Fällen habe ich bemerkt, daß Flinten, nach jenem Verhältniß geladen, den Hagel zwar nicht gerade am dichtesten zusammenhalten (mit andern Worten: einen außerordentlich engen Hagelwurf haben), aber wol am schärfsten schießen und nicht stoßen.

Dennoch will ich nicht leugnen, daß bei manchen Flinten eine andere Proportion angenommen werden muß, und daß auch wol ein anderer Vorschlag als der, dessen man sich gewöhnlich bedient, bessere Wirkung hervorbringt. Es erhellt daraus, daß dieser Gegenstand nicht leicht auf eine unwandelbare Regel gebracht werden wird. Deshalb will ich hier noch einige von andern Schriftstellern vorgeschriebene Verhältnisse angeben.

In Timäus, Versuch über Gewehrfabriken (S. 169 fg.) wird hierüber Folgendes gesagt:

„Für ein gutes (einfaches) Jagdgewehr von gewöhnlichem Kaliber, d. h. von einem solchen, wo 15—18 Paßkugeln aufs Pfund gehen, sind $^5/_4$ oder höchstens $1^1/_2$ Quentchen gutes Pulver und $^5/_4$ Unzen Hagel hinreichend. Braucht man aber groben Hagel, so kann man von diesem den vierten Theil mehr nehmen.

„Diesem Verhältniß kommt ein anderes ziemlich gleich, nach welchem man den dritten Theil der Paßkugelschwere für das Gewicht des Pulvers bestimmt; der Hagel hingegen soll in diesem Falle um ein halb mal oder höchstens doppelt so schwer wiegen als die Paßkugel.

„Noch Andere nehmen zur Ladung ein Maß, dessen Durchmesser dem des Rohrkalibers gleich ist, das aber die Tiefe des doppelten Diameters hat. Mit Hagel wird dieses Maß ganz angefüllt; vom Pulver aber nimmt man so viel weniger, als das Drittel des Rohrkalibers beträgt."

In v. Wildungen's Neujahrsgeschenk v. J. 1706 wird das Ver-

1) Um für die Folge des zeitraubenden Wägens überhoben zu sein, lasse man sich beim Büchsenmacher ein cylindrisches Lademaß aus Eisen oder Messing verfertigen, dessen Hohlung mit dem Kaliber des Flintenlaufs gleichweit und so tief ist, daß sie schlicht gefüllt wird, wenn man nach oben den resp. sechsten oder siebenten Theil des Kugelgewichts an Pulver aus dem Pulverhorn hineinschüttet. Wird dann dasselbe Maß mit Schrot gehäuft voll gemacht, so wird bei groben Schroten das sechsfache, bei klaren das siebenfache Gewicht sich auswerfen.

hältniß des Pulvergewichts zur Hagelschwere wie 1 zu 8 angegeben, und dabei zugleich festgesetzt, daß man eine Flinte, deren Kaliber so weit ist, daß 27 — 28 Paßkugeln 1 Pfund wiegen, mit 1 Quentchen Pulver und 2 Loth Hagel laden könne.

Meinen Erfahrungen zufolge würde diese Ladung überhaupt, vorzüglich aber bei schwachen Röhren, wie an Doppelflinten, um ein Beträchtliches zu stark sein [1]) und gewiß einen bedeutenden Stoß (Rückprall) verursachen.

Uebrigens bin ich beim Anschießen der Flinten sonst so verfahren: ich nagelte einen Bogen Papier mit einem runden schwarzen Fleck in der Mitte von 3 — 4 Zoll Durchmesser, auf einer im Trockenen aufgehobenen, aus 1 Zoll starken, kienigen Kieferbrettern verfertigten Scheibe an, befestigte diese am Scheibenpfahle, ging 40 einfache gemeine Jagdschritte rückwärts, ließ da einen Pfahl zur Anlage einsetzen, und bohrte einen Bohrer zur Auflage ein; denn meines Erachtens muß auch der beste Schütze beim Ein- und Anschießen jeglichen Gewehrs auf- und anlegen.

Dann ladete ich die Flinte nach dem Verhältniß des Pulvers zum Blei wie 1 zu 6 mit der eingepflasterten Paßkugel, und zwar ohne einen besondern Vorschlag (Pfropf) auf das Pulver zu stoßen, setzte auch die Kugel nicht fester auf, als bei der Büchsenladung.

Beim Zielen nahm ich das volle Korn, und ließ das Schwarze aufsitzen. Brennt bei diesem Verfahren der Schuß zusammen, so muß die Kugel, insofern das Gewehr gehörig gerichtet ist, im oder doch dicht am Centrum des Schwarzen sitzen. Daß sie das Brett durchdringen und auf dem dahinter befindlichen Steine der Schießmauer sich breit schlagen müsse, versteht sich ohne weiteres.

So wenig ich vom Laufkugel- und Postenschießen halte, so ist es doch nicht ohne Nutzen zu wissen, ob eine hinlänglich starke einfache Flinte etwas damit leiste. Sie ist daher nach dem oben angegebenen Verhältniß zu laden und dann zu verlangen, daß bei keinem Schuß, welcher zur Probe gethan wird, weniger als die Hälfte der Laufkugeln oder Posten im Bogen, und bei jedem Schuß eine oder zwei davon wenigstens, in oder doch dicht am Schwarzen sitze. Durch das Scheibenbrett müssen sie sämmtlich schlagen, sonst habe ich wenig Vertrauen zum Scharfschießen des Gewehrs überhaupt.

---

1) Doch was will dies Alles gegen eine Ladung des Herrn *** (s. Hartig's Journal für d. Forst-, Jagd- und Fischereiwesen v. J. 1807, Hft. 4, S. 713) sagen, der seinen Helffrich'schen Zwillingsröhren ein halbes Loth Pulver und 50 Körner Nr. 0 auf jeden Schuß gibt! Ich mag mit dieser Ladung nicht einen Schuß thun! Dagegen ladete Freund Dietzel sonst (s. Hartig's Journal v. J. 1808, S. 90) in seinen Zwillingslauf nur 10 Körner Nr. 0. — Das war, wenn ja aus einem Zwillinge und auf Füchse und Hasen gedachte Nummer gebraucht werden soll, doch gar zu wenig. Die Mittelstraße gehalten, werthe Männer, sie ist sicher die beste! Freund Dietzel hat sie schon seit Jahren eingeschlagen, und weicht wol schwerlich wieder davon ab.

Bei der ebenfalls nach der Proportion wie 1 zu 6 bewerkstelligten Ladung mit Hagel von Nr. 1 begehre ich, daß eine gute einfache, starke Flinte, deren Kaliber eine Paßkugel von 7 — 8 Quentchen faßt, auf jeden Schuß wenigstens 14 — 16 Körner in den Bogen, vier Fünftel derselben aber durch das Brett werfe, und daß kein einziges von den nicht durchgefahrenen dem Auge sichtbar in der Scheibe klebe, es müßte denn auf einen Ast geschlagen haben [1]).

Bei der Ladung mit Schrot von Nr. 2 tritt, meiner schon oben geäußerten Meinung nach, das Verhältniß des Pulvers zum Blei wie 1 zu 7 ein, und dieses wird bei jeder schwächern Nummer beibehalten. Gute Flinten von *starkem* Kaliber müssen, auf 40 Schritt, 16, 18 — 20 Körner, von *schwachem* Kaliber, wo die Paßkugel nur 5 — 6 Quentchen wiegt, 12, 14 — 16 Körner von Nr. 2 in den Bogen und gegen die Hälfte davon durch das Brett treiben; die nicht durchfahrenden aber müssen wenigstens zwei Drittheile der Brettdicke durchdrungen haben.

Von Nr. 3 müssen bei *starken* Flinten 18 — 24 Körner, bei *schwachen* 14 — 20 Körner im Bogen zu zählen, und es soll davon keins auf der Oberfläche des Bretts zu sehen, die bei weitem größere Zahl derselben bis zum hintersten Drittheil des Bretts ein-, eins und das andere aber durch das Brett gedrungen sein. Ist Letzteres mit einem Drittheil der Fall, so schießt das Gewehr *sehr scharf*.

Von Nr. 4 kann man bei Flinten von *starkem* Kaliber 28 — 36, von *schwachem* 20 — 28 Körner im Bogen zu finden verlangen. Die allermeisten derselben müssen zwei Drittheile der Stärke des Bretts durchdringen, keins darf auf der Oberfläche desselben kleben, insofern ein Ast dies nicht veranlaßt. Fahren nur einige *durch* das Brett, so hat man Ursache, außerordentlich zufrieden zu sein.

Jede Flinte, die auf die vorgeschriebene Entfernung in Rücksicht des Zusammenhaltens der Schrote und des Scharfschießens, besonders wenn sie auf den Brand geladen ist, mehr leistet, macht ihrem Meister doppelte Ehre; eine, die weniger thut, mag ich nicht wählen und kaufen.

Von den schwächern Schrotnummern sage ich nichts; denn jede Flinte, die Nr. 3 und 4 gut schießt, hält 5, 6 u. s. w. in der Regel noch besser.

Seit mehr als zehn Jahren habe ich das Probiren der Flinten durch den Anschuß aufs Ziel ganz bei Seite gesetzt, mir aber dagegen zum Gesetz

---

1) Vor mehreren Jahren erhielt ich von einem reichen Jagdliebhaber den Auftrag, eine Flinte, die in einer Entfernung von 40 Schritten, bei *drei* nach einander *auf den Brand* geladenen Schüssen, jedesmal *wenigstens* 20 Körner Nr. 1 in den Bogen Papier würfe, mit 20 Louisd'or zu bezahlen. Unzählige Versuche mit neuen und alten für vortrefflich erklärten Flinten fielen nicht glücklich aus. Oefter trat der Fall ein, daß beim ersten Schuß 21 Körner den Bogen trafen; sicher aber beim zweiten nur 19 oder 20, beim dritten weniger.

gemacht, jede Flinte, bevor ich sie als Eigenthum übernehme, einige Tage auf der Jagd zu führen. Zu dieser Maßregel bestimmte mich öftere Erfahrung darüber, daß Flinten, die beim Anschuß aufs Ziel in Rücksicht des Schrotzusammenhaltens nicht viel zu leisten schienen, doch beim Jagdbetriebe ungemein gut tödteten, und so auch umgekehrt, obgleich sie bei der Probe aufs Ziel hinlänglich, ja überflüssig deckten und starken Durchschlag in der That hatten.

Unleugbar ist für den, der seiner Sache im Schießen mit der Flinte auf Wildbret hinlänglich sicher sich bewährt, die gedachte Jagdprobe die zuverlässigste, vorzüglich dann, wenn durch das nicht ganz nach Erwarten und Wunsch ausgefallene Anschießen aufs Ziel das Vertrauen auf die Güte des Gewehrs noch nicht geschwächt wurde.

Wer aber in die Kategorie der guten Wildbretsschützen nicht gehört, oder wem es für den Zeitpunkt, wo er eine Flinte übernehmen soll, an Gelegenheit fehlt, sie auf der Jagd zu führen, dem rathe ich, sich an die v. Wildungen'sche Probe (Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber a. d. J. 1796, S. 120 fg.) zu halten. Sie besteht darin, daß auf der Zielscheibe eine hinlängliche Anzahl von Papierbogen [1]), auf deren obersten ein kleines Schwarz in der Mitte aufgetragen ist, angenagelt werden. Wenn nun beim Anschuß selbst ganz so verfahren wird, wie früher gesagt, so zeigt der oberste Bogen das bessere oder schlechtere Decken der Schrote; die Untersuchung der darunterliegenden Bogen aber den mehrern oder mindern Durchschlag.

Nur verlange man nicht, daß eine Flinte gerade alle Hagelnummern vortrefflich schießen soll. Das ist ein sehr seltener Fall! Im Allgemeinen kann man annehmen, daß solche, die mit grobem Hagel etwas Vorzügliches leisten, den schwächern noch besser halten werden. Doch sind mir Beispiele vorgekommen, daß Flinten mit Nr. 1 und 2 sehr viel thaten, mit Nr. 3 und 4 wenig. Auf der andern Seite kann ein Flintenrohr Nr. 3, 4 u. s. w. trefflich werfen und mit gröbern Sorten gar nichts leisten, und dies findet man oft, vorzüglich bei Doppelflinten, die man überhaupt schon mit Nr. 2 so viel als möglich verschonen soll. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß bei letztern ein Lauf dem andern in keiner Rücksicht an Güte sehr nachstehen dürfe.

Zum Schluß noch folgende Bemerkungen:

1. Man verwerfe die Flinte nicht gleich, wenn sie mit der Ladung

1) Ist die Rede vom Anschuß mit grobem Schrot (Nr. 0, 1 und 2), so nehme man mindestens 36 Bogen gutes Concertpapier und 36 Bogen Löschpapier und lege sie wechselsweise auf einander, sodaß 72 Bogen über einander angenagelt werden. Der Verfasser kennt keinen Fall, daß so viele, wenn die Hälfte aus Löschpapier bestand, selbst von Nr. 0, wären durchdrungen worden.

nach dem von mir vorgeschriebenen Verhältniß des Pulvers zum Blei das Geforderte nicht leistet, sondern mache Versuche nach den andern angeführten Proportionen, auch mit andern Vorschlägen (Pfröpfen).

2. Man sehe weniger auf das ganz enge Zusammenhalten des Hagels, als auf die Schärfe des Schusses; immer aber darauf, daß keine bedeutende Hohlung im Mittelpunkt des Hagelwurfs sichtbar ist; daß stets zwei und drei Körner wenigstens im Schwarzen und ebenso viele, überall in gleichen Zwischenräumen verstreut, dicht beisammensitzen; auch daß nur wenige auf dem Wege zum Ziele sich merklich senken.

3. Man gebe dem Büchsenmacher die Schuld nicht, wenn eine neue Flinte nach einiger Zeit den Schuß verliert; er kann dafür nicht stehen, auch nie mit Gewißheit versichern, daß er in diesem Falle den Fehler wieder verbessern will. Noch ist man nicht dahin, wird auch vielleicht nie dahin kommen, zu bestimmen, auf welche Weise dies unfehlbar bewirkt werden könne [1]). Die in dieser Hinsicht anzustellenden Versuche bestehen a) im wiederholten Kolben; b) im frischen Bohren; oder c) in der Veränderung der Schwanzschraube.

4. Wenn man die vorher erwähnten Verbesserungsmethoden nicht gleich anwenden will, so bleibt noch ein Hausmittel, um mich so auszudrücken, zu versuchen übrig. Es besteht darin, daß man das Zündloch verstopft, das vorher recht rein geputzte Rohr voll scharfen Essig gießt, auch die Mündung zustopft, es so 24 Stunden stehen läßt, dann den Essig herausgießt, ohne es trocken auszuwischen, nach drei Tagen aber den Rostanflug mit um den Putzstock geschlagenem Werg ausreibt. Oft wirkt dies mehr und besser als des besten Büchsenmachers kunstmäßige neue Bearbeitung. Für das Ausreiben mit grobem Sande oder mit klein zerstoßenem Glase bin ich nicht. Der Schuß geht dadurch öfters ganz verloren.

5. Aus allem eben Gesagten ergeben sich folgende Regeln: a) daß ein altes, geführtes gutes Flintenrohr, insofern die Schwanzschraube in vollkommen gutem Stande und in der Rundung an Eisen überall gleich stark ist, auch im Ganzen Vermögen genug hat, noch einmal so viel werth ist als ein neues, wenn letzteres sich auch beim Anschuß noch so sehr auszeichnet; b) daß man ohne gewisse Ueberzeugung, das Rohr habe seinen Schuß verloren, nicht daran künsteln lassen, und noch weniger c) ohne Noth etwas davon abschneiden lassen dürfe. Soll und muß Letzteres aber

1) Der Büchsenmacher, der sich dessen rühmt, dafür stehen zu können, daß jede von ihm verfertigte Flinte ausgezeichnet gut schießen und den Schuß, wie er anfänglich ist, behalten müsse, steht bei mir in Verdacht der Charlatanerie; dem Theoretiker in der Gewehrtechnologie, der sich einbildet, das Geheimniß erfunden zu haben, jeder Flinte, die den Schuß verloren hat, denselben ganz sicher wiederzugeben, wünsche ich Glück zu seinem Selbstvertrauen, verhehle ihm aber nicht, wie sehr ich fürchte, daß seine Theorie über kurz oder lang an der Praxis scheitern werde.

geschehen, so nehme man, insofern der Lauf nicht etwa eine bestimmte Länge haben soll, erst nur so viel ab, als (z. B. eines Sprunges oder Loches halber) dringend nöthig ist, schieße ihn dann mit einem aufgeklebten Korn von Wachs an und schneide, wenn der Schuß noch nicht so ist wie er sein soll, immer einen Viertelzoll mehr ab, doch ohne das Rohr unförmlich kurz zu machen. Gewinnt es dadurch, so ist das ein Glücksfall und zwar ein seltener.

§. 5. Jedem Jäger und Jagdliebhaber muß daran gelegen sein, sein Gewehr in möglichst gutem Stande zu erhalten. Dies kann nur geschehen, wenn er stets auf Reinlichkeit sieht, jeden sich etwa zeigenden Rostanflug gleich beim Entstehen davon zu entfernen sucht und es in gutem Gewahrsam hält. Das gegenwärtige Capitel ist dazu bestimmt, über alles Besagte die nöthige Auskunft zu geben.

Soll das Gewehr in gutem Stande bleiben, so muß das, welches man gewöhnlich führt, sowol als das nicht immer im Gebrauch stehende, oft und gut geputzt, auch Alles, was daran blank ist, in Politur erhalten werden.

Zum Putzen der blanken Theile bedient man sich des mit Baumöl vermischten Schmergels. Sind sie hinreichend geschmergelt, so gibt man auf eine Lederfeile oder Polirholz etwas weniges Kolkothar (pulverisirter rother Eisenkalk) und trägt so kräftig als möglich und anhaltend reibend die Politur auf, welche durch Anwendung der Filzfeile und des Polirstahls ihre Vollkommenheit erhält.

Bei der Reinigung des Rohres beobachte man Folgendes: Wurde es aus dem Schafte genommen, und soll es blank gehalten werden, so wird es, wie oben angegeben, geschmergelt und polirt. Blieb es im Schaft, und ist es braun oder blau angelaufen, so schreitet man zur innern Reinigung. Zu diesem Zwecke umwindet man die vorher mit Speichel etwas befeuchteten, am untern Ende des Putzstocks befindlichen Kerben handbreit und so stark mit weichem Werg (Heede), daß dieser umwundene Theil ohne sonderliche Anstrengung in die Seele des Laufs geschoben und in demselben herumgedreht werden kann.

In ein mit reinem warmen Wasser angefülltes Gefäß taucht man hierauf das Werg am Putzstock, steckt diesen (indem, wenn der Lauf im Schaft liegt, der Kolben auf die Erde gesetzt wird) bis auf die Schwanzschraube hinab, und weicht den Pulverschmutz unter abwechselndem Pumpen und Drehen mit dem Wergpfropf im ganzen Rohre auf. Durch öfteres Ausspülen des Wergs im Wasser und Wiederholen des Pumpens und Drehens wird, wie man zu sagen pflegt, der Lauf naß ausgewischt[1]). Dann

1) Man hoffe nicht, sich eine Mühe zu ersparen, wenn man nach einem einzigen Schuß das Naßauswischen unterläßt. Man braucht beim blos Trockenauszieben noch einmal so viel Zeit, und doch wird der Lauf nicht ganz rein.

kehrt man ihn um, sodaß die Mündung auf die Erde gerichtet ist, und läßt ihn einige Minuten so stehen. Inzwischen schneidet man das nasse Werg vom Putzstock, trocknet diesen ab und umwindet die Kerbe wieder fest mit Werg, wie vorher. Hierauf pumpt und dreht man erst mit einem dünnern Wergkolben das Rohr aus und vorzüglich die Schwanzschraube ab, und fährt, indem man von Zeit zu Zeit den Wergumschlag verstärkt, so fort, bis man an selbigem keine Spur von Unreinigkeit, dagegen aber einen gelblich silberfarbenen Glanz gewahrt, und bis endlich, wenn der Wergkolben nur mit Anstrengung in dem Laufe auf- und niedergezogen und gedreht werden kann, was aber dennoch rasch geschehen muß, letzterer überall durch die Reibung warm wird. So ist er dann *trocken ausgewischt*.

Nach Beendigung dieses Geschäfts wird die Zündröhre nach Entfernung des Pistons oder Thürmchens *ausgefedert*, d. h. eine an beiden Fahnen und vorn verstutzte Rebhühnerfeder wird hineingeschoben und öfters darin umgedreht, dann der *blanke* Lauf mit Spult oder Kolkothar und der Leder- und Filzfeile polirt, der angelaufene aber mit Baumöl leicht befeuchtet, und dieses mit einem wollenen Lappen bis zum Trocknen, ohne dem Zündloch zu nahe zu kommen, scharf eingerieben.

Auch kann man, von Zeit zu Zeit einmal, den Schaft, besonders wenn er naß geworden ist, mit Schachtelhalm abreiben, ihn dann mit Leinöl oder Politur tränken und dieses mit einem wollenen Lappen tüchtig einscheuern.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß jeder zur Aufbewahrung des Gewehrs bestimmte Ort eine trockene Lage haben muß. Am schicklichsten und sichersten wird es in einem verschlossenen Schranke aufgehoben, und zwar muß es in der Regel immer hängen, *neu geschäftetes* wenigstens nie auf dem Kolben stehen; denn in diesem Falle wird der Schaft, wenn der Büchsenmacher dazu nicht möglichst ausgedörrtes Holz genommen hat, in sehr kurzer Zeit windschief — ein Fehler, der durchaus nicht abzuändern ist, und durch den begreiflicherweise die Laufrichtung verrückt, sonach das Gewehr, bis es wieder einen andern Schaft bekommen hat, unbrauchbar wird.

§. 6. Das *Schießpulver*, das zum Jagdbetriebe verwendet werden soll, läßt sich nach Folgendem schon mit ziemlicher Sicherheit beurtheilen.

Dasselbe muß eine schwarzbläuliche, ins Purpurröthliche spielende Farbe und einigen Glanz haben.

Es darf weder zu grob (dick), noch zu klar (klein) und soll *ganz gleich* gekörnt sein [1]).

---

1) Das ist die *rechte Körnung*, wenn das einzelne Korn durch einen neuen und gut verschraubten Piston von außen nach innen gemächlich hindurch geht, also ungefähr die Größe des *stärkern* Mohnsamens hat. Gröber gekörntes Pulver klemmt und zerdrückt sich beim Laden des Gewehrs in der Zündröhre; allzu kleinkörniges enthält gewöhnlich viele *laube* Körner, d. h. solche, welchen die gehörige

Von einigen auf die Zunge genommenen Körnern muß während der Auflösung ein herbes Stechen verursacht werden und ein salziger, kalter Geschmack zurückbleiben. Nur bei nicht ganz geringer Kraftanwendung dürfen die Körner sich zwischen den Fingern zerdrücken lassen, und von ganzen in der Hand stark geriebenen muß wenig Schwärze zurückbleiben.

Weder Kohlenstaub, noch mehrere in kleine Klumpen zusammengeklebte Körner dürfen sich finden; der erste zeigt von nicht gehöriger Mischung der Bestandtheile, letztere sind ein Beweis, daß das Pulver auf der Mühle zu heiß in die Fässer gepackt oder an einem nicht ganz trockenen Orte aufbewahrt ward. In beiden Fällen hat es die gehörige Kraft nicht.

Schüttet man zwei bis drei Häufchen davon dicht neben einander, doch so, daß keine Verbindung durch einzelne Körner zwischen ihnen stattfindet, auf weißes Papier, und zündet eins davon an, so muß dieses allein und schnell Feuer fangen, der Rauch kräuselnd gerade aufwärts steigen, das Papier aber weder anbrennen noch schwarz werden.

Um zu erforschen, welche von zwei gegebenen Pulverarten die meiste Treibkraft habe, erfand man mehrere unter dem Namen Pulverproben bekannte Maschinen. Da aber keine derselben ihrem Zweck (selbst wenn man beim Einschütten des Pulvers die möglichste Vorsicht gebraucht, auch das Instrument jedesmal nach erfolgter Explosion rein abwischt und verkühlen läßt) mit Zuverlässigkeit entspricht, so sage ich darüber weiter nichts, sondern will nur die nicht neue, nach meinem Dafürhalten sicherste Methode, die Kraft des Pulvers zu untersuchen, erwähnen.

Man lege 60 — 80 scharf aus einander gezogene Blätter Löschpapier von gleicher Größe und Stärke über einander, nagle sie an allen vier Ecken fest auf ein Brett, lade dann eine und dieselbe Flinte mit jeder zu probirenden Pulversorte einmal, bediene sich bei allen Schüssen einer gleichen Schrotnummer und einer bestimmten Anzahl von Körnern, und schieße auf eine unveränderte Entfernung von ungefähr 40 Schritten darnach. Bei der jedem Schuß folgenden Beobachtung, wie viele Blätter die Schrote durchdrungen haben, ergibt sich aus der Mehrzahl, welche Pulversorte die stärkste sei. Schon beim Schusse selbst nimmt dies der Jäger daran wahr, ob und inwiefern bei der Ladung mit einer Pulversorte das Gewehr mehr oder weniger am Backen sich rühre, als bei der Ladung mit der andern.

Die Sorte, bei welcher das Gewehr am wenigsten sich rührt, ist unfehlbar auch die wenigst gute, und zwar meistentheils darum, weil es zu

---

Beimischung des entzündlichsten Bestandtheils fehlt, von denen dann öfters in der Verengerung des Pistons ein paar vor die übrigen guten sich legen. In beiden Fällen muß oft das sogenannte Abbrennen und noch öfter das Vor- (Nach-) brennen erfolgen.

viel Schwefel und Kohle im Verhältniß zum Salpeter enthält. Eine fehlerhafte quantitative Mischung der Bestandtheile dieser Art bewirkt aber zugleich beim Bürschpulver den Nachtheil, daß die Witterung bei weitem stärker darauf influirt und so bei trübem, feuchtem Wetter der Schuß nicht rasch genug zusammenbrennt, ja sogar bedeutend vorbrennt, wenn er in einem ganz rein geputzten, beim Führen trocken gehaltenen Gewehre nur über Nacht stecken geblieben ist. Bei recht gutem Pulver tritt dieser Fall gewiß nicht ein, wenn das nicht auf den Brand geladene, in feuchter Luft getragene, doch trocken gehaltene Gewehr auch erst nach acht und mehr Tagen abgeschossen wird.

Zur Aufbewahrung des Pulvers ziehe ich Karavinen von geschliffenem Glas, die mit guten Korkstöpseln tüchtig verwahrt und mit Schweinsblase überbunden werden, allen übrigen von Andern vorgeschlagenen Geräthschaften vor.

In jede dieser Flaschen stecke ich, wenn sie gefüllt ist, eine trockene Zwiebel mit der Schale und schüttle sie in das Pulver, binde dann einen Faden um den Hals der Flaschen und hänge sie an einem trockenen, im Winter temperirt warmen Orte, etwas von der Wand entfernt, auf [1]).

Je älter gut verwahrtes Pulver wird, desto besser ist es [2]).

Daß endlich (man mag dagegen sagen was man will) bei heitern, warmen Sommer-, wie bei hellen, kalten Wintertagen, selbst das beste Pulver weit mehr Kraft äußere, als zu jeder Jahres- und Tageszeit bei mäßiger, dicker Luft, bestätigt gewiß Jeder, der sich viel mit dem Jagdbetriebe beschäftigt hat. Daher kommt es, daß man bei feuchter Witterung ein Zehntheil, ja wol ein Achttheil Pulver zulegen muß, ohne jedoch das Schrotgewicht zu vermehren.

§. 7. Das zu Kugeln anzuwendende Blei muß rein sein, besonders frei von Zinnzusatz, weil es sonst zu spröde ist und die gehörige Schwere nicht hat. Am besten ist es daher, dasselbe im Block (ein länglich viereckiger Klumpen, im Gewicht von 1 — 5 Centner) aus der Schmelzhütte zu beziehen.

Zum Kugelgießen wird das Blei in mäßige Stücken gehackt, dann nebst wenig Unschlitt in einen von Eisenblech stark verfertigten Gießlöffel, der an der linken Seite eine schmale Schneppe (Einbiegung) und einen langen Stiel mit hölzernem Griff haben muß, gethan, und in demselben, bis es flüssig

---

1) Hölzerne Fäßchen mit eingeschrobenem Stöpsel sind besser. Auch ist es höchst rathsam, mehr nicht denn ein Viertelpfund Pulver im Zimmer, den übrigen Vorrath aber auf dem höchsten Punkte unter dem Dachwerk des Hauses in einem verschlossenen Raume aufzubewahren.

2) Diese Angabe, in die ich jahrelang das unbedingteste Vertrauen setzte, ist mir von ausgezeichneten österreichischen Pulverfabrikanten als eine durchaus irrige bezeichnet worden. Frisches Pulver soll immer das kräftigste und beste sein. Anmerkung zur dritten Auflage.

geworden ist, über Kohlen gehalten. Hierauf drückt man die Backentheile der Kugelform fest zusammen, faßt diese Form so an den Hintertheilen der daran befindlichen Schenkel, daß der Hals und also der Inguß (das Loch), durch welches das Blei in die eigentliche Kugelform gegossen wird, senkrecht nach oben steht, und schüttet durch selbigen, während man mit dem Untertheile der Form zu wiederholten malen auf einen Tisch oder Stein auftüpft, so viel von der flüssigen Masse hinein, daß auch der Inguß völlig angefüllt ist [1]). Gleich wenn das Blei sich zur Kugel geformt hat, wird sie ausgeklopft.

Nachdem so die benöthigte Anzahl von Kugeln gegossen worden, beendigt man die Arbeit damit, daß die an selbigen befindliche Hervorragung nach dem Verkühlen mit einer scharfen Zange abgekniffen wird, wobei man genau darauf Acht haben muß, daß auch nicht das kleinste Löchelchen in dieselbe hineingeht. Ist dies der Fall, so muß sie umgegossen werden, weil sie sonst das gehörige Gewicht nicht hat und also in der Folge der Schuß damit nicht gewiß sein kann.

§. 8. Unser gewöhnlicher Schrot oder Hagel wird, wenn das dazu erforderliche Blei, damit es besser körne, mit Auripigment versetzt worden [2]), so verfertigt:

Man gießt das besagtermaßen versetzte Blei in Schrotformen, welche aus geschmiedetem Eisen gemacht sind und, den Küchendurchschlägen ähnlich, im Boden, nach Verschiedenheit der Schrotstärke, größere oder kleinere Löcher haben; durch diese fällt es tropfenweise in darunter gestellte, bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser angefüllte Gefäße, und diese Tropfen nehmen beim Verkühlen die kugelartige Gestalt an.

Jede Form hat achterlei der Größe nach verschiedene Löcher, durch welche die gewöhnlichen acht Nummern (Sorten) Schrot gebildet werden. Zu jeder Nummer gehört ein besonderes Sieb, durch dessen durchlöcherten Boden die nicht vollkommen ausgebildeten Körner beim Rütteln abgesondert werden.

Das stärkste Schrot in unsern deutschen Fabriken ist Nr. 1. Dieses allein wird zwei mal gesiebt. Was in dem zuerst angewendeten, weitlöcherigsten Siebe zurückbleibt, wird mit Nr. 0 bezeichnet, und enthält die größten

---

1) Man gieße nicht sogleich, wenn das Blei geschmolzen ist, Kugeln daraus, sondern rüttle erst den Löffel einige mal, dadurch verhütet man das Hohlwerden der Kugeln.

2) Auch Arsenikkies und Speiskobalt kann an die Stelle des Operments treten; ein arsenikalischer Zusatz zum Blei ist aber schlechterdings nothwendig, weil sonst das Blei, wenn es in Wasser gegossen wird, nur Spieße gibt. Wie stark der Arsenikzusatz sein müsse, läßt sich im voraus nicht bestimmen; ist er zu gering, so entstehen linsenförmige, meist in der Mitte durchlöcherte Körnchen. Vergl. Bechstein, Jagdtechnologie. S. 258, Cap. 7, wo eine umfassendere Beschreibung des Verfahrens bei der gewöhnlichen Schrotfabrikation, nach einer Mittheilung des Hrn. Bergmeisters Köcher zu Friedrichsroda im Gothaischen, der mehrere Jahre einer Bleischmelzhütte zu Aragon in Spanien als Director vorgestanden hat, sich findet.

unförmlichsten Körner (weshalb diese Hagelnummer zum Jagdgebrauch die schlechteste von allen ist).

Das schwächste Schrot ist Nr. 8 und unter der Benennung von Vogeldunst oder Senfsamen bekannt.

Von allen zwischen 1 und 8 fallenden Nummern ist immer eine verhältnißmäßig kleiner als die andere.

Die Güte und Brauchbarkeit des Hagels erkennt man an der gleichen Größe aller zu einer Nummer gehörigen Körner und an der möglichst vollkommenen Rundung derselben. Sind sie an Größe verschieden, findet man viele halbgerundete, eckige, hohle oder durchlöcherte darunter, so ist dies ein Zeichen von schlechter Qualität.

Unangenehm ist es übrigens, daß in verschiedenen deutschen Fabriken auch die Nummern an Stärke verschieden sind, sodaß, was z. B. in der einen für Nr. 2 ausgegeben wird, in der andern für Nr. 3 gelten würde [1]).

Ich habe Schrot von Nr. 2, 4 und 6 aus der bekanntesten goslarischen Fabrik gewogen.

Die Unze [2]) von Nr. 2 enthielt 60 Körner.
» » » » 4 » 120 »
» » » » 6 » 240 »

In England hat man a) ordinären Hagel, der wie der unserige bereitet wird; b) alten und c) neuen Patent- oder gemahlenen Hagel. Letztere beide Sorten haben, da die Körner alle kugelrund und vollkommen sind, große Vorzüge vor der erstern, die aber doch auch, ohne Vorurtheil gesprochen, den gewöhnlichen deutschen Hagel an Güte übertrifft.

Der Patenthagel soll so verfertigt werden: Vermittelst einer Maschine kleinwürfelig geschnittenes Blei wird in einen großen hohlen Cylinder geschüttet, und dieser vermöge einer mechanischen Vorrichtung so lange gedreht, bis die Würfel durch die fortdauernde Friction rund und eben werden [3]).

---

1) In den österreichischen Fabriken variirt ebenfalls etwas, wenn auch unbedeutend, die Stärke des Hagels gleicher Nummern. Von
Nr. 00 oder pp zähle ich 40 Körner auf die Unze.
Nr. 0 » » 48 » » » »
Nr. 2 » » 56 » » » »
Nr. 4 » » 64 » » » »
Nr. 8 » » 240 » » » »
Nr. 16 » » 380 » » » »
Die Schrote sind durchaus schön, sehr gleichmäßig, auch die stärksten, und in einer Auswahl von gegen 20 Nummern vorhanden. Anmerkung zur dritten Auflage.

2) Zwei Loth nach Medicinalgewicht.

3) Vor 18 Jahren schon sah ich bei einem Freunde Hagel, der dem englischen gemahlenen an Güte gleich kam, und in einer preußischen Fabrik (ich kann nicht mit Gewißheit sagen, ob in Potsdam oder Magdeburg) wie der Patenthagel verfertigt sein sollte. Zu Leipzig habe ich nachher nichts weiter darüber erfahren können. Anmerkung zur ersten Ausgabe.

Nach Bechstein (Jagdtechnologie a. a. O.) soll der Patenthagel auf Batschmühlen fabricirt werden. Zu Schweinfurt im untern Mainkreis des Königreichs Baiern besteht seit einigen Jahren eine

Noch ist zu erwähnen, daß bei uns zuweilen Laufkugeln, deren 10 — 15, und Posten, deren 20 — 30 auf eine Unze gehen, gebraucht werden, und zwar letztere mit besserm Erfolg als die ihnen an Stärke ziemlich gleiche mit 0 bezeichnete Schrotnummer. Uebrigens werden Laufkugeln und Posten in Formen, die aus Eisen oder Serpentinstein gemacht sind, gemeiniglich dutzendweise und gerade so wie die Kugeln gegossen.

Zur Aufbewahrung der Laufkugeln, Posten und Schrote dient am besten ein Kasten mit abgesonderten Fächern, wo auf jedem Fach die Nummer der darin befindlichen Schrotart angezeichnet ist.

Noch wollen wir über den Gebrauch der Laufkugeln und Posten, sowie der verschiedenen Schrotnummern, zum Behuf des Jagdbetriebs Folgendes bemerken:

1. Laufkugeln und Posten werden bei Koppeljagden und in Privatrevieren von den Jagdberechtigten nicht selten auf alles Haarwild, das zur hohen und Mitteljagd gehört, geführt. Weil aber der Schuß damit auf eine Entfernung von 40 Schritten schon ungewiß ist, und daher bei noch größerer Schußweite viel Wild zu Holze geschossen wird, so sollte man beides nur auf reißende Thiere mittlerer Stärke, z. B Luchse, Wölfe, oder bei der Trappen- und Kranichsjagd anwenden, wo man aber gleichfalls, die Erlegung auf dem Anstande abgerechnet, mit der Büchse mehr ausrichten wird.

2. Nr. 0 [1]) ist wegen der ungleichen, nicht gehörig runden Körnung, wie schon gedacht, wenig brauchbar und wird besser durch Posten ersetzt.

3. Nr. 1 gehört für die Gänse- und Trappenjagd, wenn vom Anstande im Winter die Rede ist; auch für das Auergeflügel.

4. Mit Nr. 2 schießt man im Herbst auf dem Anstande wilde Gänse, auf dem Treibjagen Rehe, Füchse, Hasen und dergl., sonst auch Birkgeflügel und stärkere Raubvögel.

5. Nr. 3 ist vom October an das eigentliche Hasenschrot, tödtet aber auch auf 35 — 40 Schritte das Reh und den Fuchs. Im Herbst und Winter richtet man auf wilde Enten, im Sommer auf wilde Trappen und junge wilde Gänse das Meiste damit aus.

Patentbagelfabrik, aus welcher die Schrotnummern nach deutscher Bezeichnung in höchster Vollkommenheit hervorgehen. Der Preis ist um sehr wenig höher als bei dem goslarischen ordinären Hagel.

Anmerkung zur zweiten Ausgabe.

Die Fabrikation des Patentschrotes geschieht gegenwärtig in den sogenannten Schrotthürmen, die eine Höhe von mindestens 120 Fuß haben müssen. Auf der Höhe des Thurmes wird das Blei in einem Kessel gegossen, dann durch einen quadratischen Durchschlag, dessen Löcher die Größe des zu fabricirenden Schrotes haben, abgelassen. Die Bleitropfen haben während ihres Falles durch die Höhe des Thurmes Zeit zu erstarren und sich vollkommen abzurunden. Der Thurm darf bedeutend niedriger sein, wenn man die Bleitropfen in eine fußdicke Schicht von geschmolzenem Talg fallen läßt.

Anmerkung zur dritten Auflage.

1) Ueberall in der Folge ist von den deutschen, und zwar von den goslarischen Schrotnummern die Rede.

6. Nr. 4 ist meines Erachtens die führigste Schrotnummer, da sie im Sommer auf der Jagd nach jungen Gänsen und Enten, und die ganze Jagdzeit hindurch auf Haselhühner und auf alles Haar- und stärkere Federwild, auch auf alles Raubzeug, das zur Niederjagd gehört, die besten Dienste leistet. Deshalb wird sie auch von vielen Jägern, vorzüglich wenn sie Doppelflinten führen, immer angewendet. Nur muß die Schußweite 40 Schritt nie übersteigen.

7. Nr. 5 wird gewöhnlich und mit ausgezeichnetem Erfolg auf Kaninchen, Rebhühner (im September), Waldschnepfen, Kiebitze u. dergl. geführt.

8. Nr. 6 auf Bekassinen u. dergl.

9. Nr. 7 und 8 (Dunst) auf kleine Vögel, die nicht sehr scheu sind; auch von solchen Schützen, die sehr schnell schußfertig zu werden gewohnt sind, auf Bekassinen.

§. 9. Nur bei der Flinte bedarf man des Vorschlags — auch Pfropf, Stöpsel oder Stopfer genannt. Er ist nothwendig, theils zur Absonderung des Pulvers vom Blei, theils zum Festhalten der gesammten Ladung in der Pulverkammer des Gewehrs.

Jedem wird es einleuchtend sein, daß stete Gleichheit des Hagelwurfs bei einer Flinte überhaupt nicht erwartet werden kann, daß aber die Ungleichheit desselben dadurch sehr vermehrt werden müsse, wenn die Ladung in allen Stücken, und besonders mit in Rücksicht des Vorschlags, sich nicht immer so viel als möglich gleich bleibt.

Der Zweck, in letzterer Hinsicht möglichste Gleichheit in der Ladung zu bewirken, wird am sichersten durch den Filzvorschlag erreicht, indem man jeden Pfropf einzeln, mit einem gut geschärften und gehärteten Locheisen — Filzschläger genannt —, das mit dem Flintenlauf ganz gleiches Kaliber hat, entweder aus einem eigens dazu gemachten, weder zu harten, noch zu weichen, wenigstens 4 Linien starken Filzstück, oder aus alten Kommißhüten, die man bei den Soldaten leichten Kaufs erhält, ausschlägt und, an einen Faden gereiht oder in einer besondern Tasche verwahrt, auf der Jagd bei sich trägt.

Nach dem oft angeführten Versuch über Gewehrfabriken soll in England die Stelle des Filzes durch eine unter dem Namen Fearnought oder Schäfertuch bekannte Art von wollenem Zeuge vollkommen ersetzt werden. Aus einem Yard (ein englisches Längenmaß), welches im Jahre 1790 anderthalb bis zwei englische Schillinge gekostet hat, schlägt man der Angabe nach über 1500 Pfröpfe von gewöhnlicher Größe. Es wäre zu wünschen, daß dieses Zeug bei uns bekannt und fabricirt würde [1]).

1) Beide oben erwähnte Vorschlagsarten entzünden sich beim Schuß nicht und können also, wie die kälberhaarenen und wollenen, selbst in den trockensten Nadelholzwäldern und in Gehöften mit Sicherheit

Wenn Jester sagt, daß vorerwähnte Vorschläge mit dem Krätzer schwer aus dem Lauf zu ziehen seien, so hat er Recht, insofern er von einem doppelschenkeligen Krätzer spricht; mit dem einfachen hingegen, der gewöhnlich an allen Flintenladestöcken befindlich ist und bei Doppelflinten nie fehlen sollte, macht das Ausziehen des Filzvorschlags weniger Schwierigkeit, als dies beim Papierpfropf der Fall ist.

Wem indessen, wie den meisten Revierjägern und den Jägerburschen, jene Vorschlagsarten zu theuer sind, der kann sich dazu, meiner Erfahrung zufolge, des in 1 Zoll lange Fasern geschnittenen Wergs (Heede) mit dem besten Erfolg bedienen, wenn er nur so viel als möglich dahin sieht, daß die Pfröpfe auf dem Pulver sowol als auf dem Schrot einmal so groß als das andere mal gemacht werden. Auch entzündet es sich, so behandelt, wenn das Gewehr keine Rostflecke hat und nicht lange geladen stand, beim Schießen selten. Doch ist hierauf mit Gewißheit keine Rechnung zu machen und also in der Nähe von Gebäuden der Gebrauch gefährlich und unzulässig.

Ebenso verhält es sich in letzterer Rücksicht mit dem aus weichem Maculaturpapier bestehenden Vorschlag, dem ich eigentlich nicht sonderlich hold bin, weil er, wenn er das Kaliber gehörig ausfüllen soll, zu fest aufgesetzt werden muß, auch wegen der darin enthaltenen Oeltheile die Seele des Laufs fettig macht. Doch gewährt dessen Gebrauch bei frisch geputzten Gewehren den Vortheil, daß sich selbst der schwächere Schrotpfropf nicht leicht verrückt, wenn auch bei Doppelflinten ein Lauf abgeschossen wird; ein Fall, der bei jedem andern Vorschlage unfehlbar eintritt und allerdings sehr zu beachten ist.

Grünlich graues Moos, wie man es an Apfelbäumen findet, soll auch einen sehr guten Vorschlag liefern, der aber, wenn er gehörig trocken ist, gewiß sehr brennbar sein muß, auch wol nicht leicht in gehöriger Menge zu haben sein möchte.

§. 10. Um zu jedem Schuß, ohne die Wage zu gebrauchen, eine ziemlich gleiche Pulver- und Schrotquantität zu verwenden, muß man eine messingene oder eiserne Gradladung, die man in Gewehr- und Eisenhandlungen zu Kauf erhält oder vom Büchsenmacher verfertigen läßt, oder zu jedem Gewehr ein besonders abgepaßtes Lademaß haben. Bedient man sich der erstern, so schreibt man auf einen Zettel, wie viel Grad Pulver und Schrot jedes ein- und angeschossene Gewehr verträgt, und befestigt ihn an dem für dieses Stück Gewehr bestimmten Nagel im Schrank, oder man macht eine Tabelle über die Ladung sämmtlicher Gewehre, und klebt diese an der Schrankthüre an.

angewendet werden. Kälberhaare und Wolle taugen übrigens, wegen ihrer zu starken Elasticität, zu Pfröpfen in der Regel nichts, müssen daher im Freien auch nicht dazu gebraucht werden.

Ich bin indessen mehr dafür, zu jedem Gewehr ein eigenes eisernes oder blechernes Lademaß zu bestimmen, welches gleiche Weite mit dem Kaliber hat, weil dieses (wie schon in Cap. 3 d. Anhangs, §. 4, gesagt ist), wenn es, nach der durchs Gewicht gefundenen Pulverquantität gestrichen, abgemessen, und mit Schrot gehäuft angefüllt ist, die erforderliche Körnerzahl von Nr. 3 und allen klärern Hagelarten mit größerer Bestimmtheit angibt, als die gewöhnlich zu enge Gradladung. Da indessen soviel darauf ankommt, daß jedes Gewehr die Ladung behalte, nach der es eingeschossen worden ist, so wird es überall räthlich sein, für den Fall des Verlorengehens des besagten kaliberweiten eigenen Lademaßes, die oben erwähnte Tabelle nach der Gradladung, oder — sicherer noch — nach dem Pulver- und Schrotgewicht, stets in Ordnung zu halten.

Um das Lademaß auf der Jagd immer bei sich zu haben und vor dem Verlieren gesichert zu sein, wird es an einer Schnur, und diese an der Schießtasche befestigt; im Schranke hängt es mit dem Gewehr, zu welchem es gehört, an einem und demselben Nagel.

§. 11. Daß jedes Gewehr nach dem, beim An- und Einschießen als passend gefundenen Maß geladen werden müsse, und daß die Ladung nach der Hand [1]) durchaus nichts tauge, darüber ist man jetzt allgemein einverstanden; nicht so ganz darüber, ob es räthlicher sei, die Flinte aus Patronen oder aus dem Pulverhorn und dem Schrotbeutel zu laden. Ich stimme für die erste Methode, insofern nämlich die Patronen aus Holz oder Pappe gemacht sind und eine hinlänglich weite Hohlung haben [2]). In der untern Hälfte einer jeden wird dann das Pulver, in der obern, die sich durch einen hervorragenden, oder schwarzgefärbten Rand auszeichnet, das Schrot zu einem Schuß nach dem Maß eingefüllt, dann die Oeffnung, wenn geschnittenes Werg zum Vorschlag gebraucht wird, mit Pfröpfen dieser Masse, außerdem auch wol mit Papierstöpseln zugestopft, jede Patrone mit dem Theile, in welchem das Pulver verwahrt ist, unterwärts gekehrt, in die Patrontasche [3]) gesteckt, und diese beim Jagdbetriebe besser über die Schulter gehängt

1) Man versteht darunter das Verfahren, bei welchem der Schütze aufs Ungefähr hin einen Haufen Pulver in die Hand und aus dieser in den Lauf schüttet, dann ein Stück Papier oder einen Klumpen Werg in der Eile zusammenknäult und diesen Quasipfropf, oft mit großem Zeit- und Kraftaufwand, auf das Pulver hinunterbuttert; hiernächst mit dem Schrot, gewöhnlich nach der höchst albernen Regel: Viel hilft viel! ebenso, überhaupt aber nicht wie es dem verständigen Jäger geziemt, sondern wie der zum Schützen gestempelte Schaftknecht es zu thun pflegt, verfährt. Auch eine von den jetzt so beliebten approximativen Schätzungen, bei welcher, wie bei den allermeisten, von nichts weniger als von Approximation die Rede sein kann.

2) In Patronen von Blech hängt sich, im Winter besonders, das Pulver leicht an, und haben sie, mögen sie verfertigt sein woraus sie wollen, nicht hinlängliche Weite, so klemmen sich die Schrote öfters ein.

3) Meine Patrontaschen fassen in zwei Reihen 24 Patronen und haben oben eine starke Lederdecke, die mir, wenn ich im Regen oder Schneegestöber auf der Jagd und schußfertig sein muß, zur Verdachung des Flintenschlosses dient; vorn ist ein Täschchen befindlich, in welchem der Wischlappen verwahrt wird.

als um den Leib geschnallt. Ebenso der sogenannte Kapselstecher, in welchem die Zündhütchen auf der Jagd mitgenommen werden [1]).

Schrote, die man, außer denen in den Patronen befindlichen, mitzunehmen für nöthig hält, werden in bock- oder wildledernen Beuteln, die eine weite hörnerne oder beinerne Hülse haben, transportirt.

Der Mode, das Pulver in Lederflaschen und Beuteln zu tragen, an denen Maß, Federn, Drücker und wer weiß was sonst alles befindlich ist, kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Ich halte es aus guten Gründen sogar für unvorsichtig, sich derselben zu bedienen.

§. 12. Um das Gewehr bei einfallendem Regen vor Nässe zu bewahren, bedient man sich des sogenannten Büchsen- oder Flintenstrumpfes, oder eines Deckleders, wie es in den Niederlagen von Jagdrequisiten künstlich zu haben ist. Jeder Jäger wird es sich nach seiner Ansicht am besten abändern lassen, indem keine der bekannten Arten ganz vollkommen ihren Zweck erfüllt und oft geringe Abänderungen es nach der Ansicht des Einzelnen brauchbarer machen.

§. 13. Für den Jäger, der oft und stark die Niederjagd zu betreiben hat, ist die doppelte Schießtasche zum Aufbewahren und Fortbringen des erlegten kleinen Zeugs geeignet [2]). Ihr oberer Sack ist aus Zwirn oft recht künstlich geknüttet, der untere aber besteht aus Leder oder Leinwand. Uebergehängt wird sie vermittelst eines breiten Riemens, und zwar über die rechte Schulter. Zweckmäßig werden oben an der Außenseite der Ledertasche sogenannte Hühnerschlingen angebracht, um das erlegte Federwild daran einzuhängen.

Besseres Ansehen hat der sogenannte Büchsenranzen, welcher entweder ganz oder am Untertheile aus braunem Kalbleder verfertigt und im letzten Falle die auswendige Seite mit einer Dachs- oder Seehundsschwarte und dergl überzogen, das Innere aber mit Leinwand ausgefüttert ist. Von vorn hinein geht die Oeffnung, und der Sack, welcher sich hinter derselben bildet, ist gewöhnlich von der Weite- und Tiefe, daß er zwei Hasen aufnehmen kann. Dieser dient mit zum Fortbringen des Munitionsvorraths und, wenn er leer ist, auch sehr gut zur Verwahrung des Gewehrs gegen Nässe. In der Regel ist auf dem Obertheile ein Täschchen für allerhand unentbehrliche Utensilien, z. B. Pulverhorn, Schraubenzieher, Nickfänger und dergl., angebracht.

---

1) Die bei manchem Jäger übliche Art, die Zündhütchen frei in der Westentasche zu tragen, ist ein Seitenstück zur Ladung nach der Hand.

2) Federschützen — man nennt so diejenigen Revier- und Leibjäger, welche meist nur Rebhühner, Wald- und Sumpfschnepfen, Enten und überhaupt Kleingeflügel zu schießen haben — geben einem sackförmigen Netz, das sie nebst der Schießtasche überhängen, den Vorzug, weil darin, bei warmen Tagen, das Wildpret und das Geschreide des Geflügels sich besser frisch erhalten soll.

Ganz vorn an der obern Kante dieses Jagdranzens ist das eine Ende des hier länger und kürzer zu schnallenden Trageriemens, das andere aber ungefähr 12 Zoll von hinten herein befestigt.

§. 14. Beim Laden nehme man folgende Rücksichten: Bei der Büchse stelle man den Kolben so zwischen die Füße, daß der Ladestock nach vorn zu, die Mündung des Rohres aber vom Körper abwärts gerichtet steht, und klemme die Schaftrinne zwischen den Knien ein. Hierauf schütte man aus dem Pulverhorn das Lademaß langsam (niemals schnell, weil in diesem Falle die Ladung nicht vollständig wird) voll Pulver, und dieses in den Lauf. Beim Bürschgewehr setze man einen schwachen Vorschlag von Wolle darauf, um gegen die Entzündung des Pflasters, wodurch öfters Waldbrände veranlaßt werden, gesichert zu sein. Dann nehme man das aus gutem, einfachem Barchent[1]) bestehende, auf der rauhen Seite mit Unschlitt (Talg) mäßig, aber überall gleichstark bestrichene, cirkelrund geschnittene Pflaster, welches so groß (und größer nicht) sein muß, daß es zwei Drittheile der Kugel bedeckt, lege die Mitte der fettig gemachten Seite auf die Mündung des Laufs, drücke die Kugel, den Theil, wo der Hals abgekniffen ist, gerade unterwärts gekehrt, auf dasselbe, und stoße mit dem Boden des Pulverhorns so oft auf die Kugel, bis sie ihrer ganzen Höhe nach in den Lauf eingedrungen ist. Hierauf lege man den Pflasterrand auf selbiger zusammen, setze das verhörnte Ende des Ladestocks darauf, umgreife diesen dicht über der Verhörnung mit beiden Händen, und schiebe, indem das Gewehr immer noch zwischen den Knien festgehalten wird, die Kugel bis auf das Pulver. Um gewiß zu sein, daß sie fest auf demselben sitze, hebe man mit der linken Hand die Büchse etwas von der Erde in die Höhe, und stoße den Ladestock, ohne ihn festzuhalten, mit der rechten Hand und mit mäßiger Kraft so oft darauf, bis er das erste mal im Lauf in die Höhe springt[2]). Oefter wiederhole man das Aufsetzen nicht, sonst stößt die Büchse, schießt höher und brennt auch oft vor. Letzteres, weil durch die zu heftige Quetschung die Pulverkörner theilweise zu Staub zerdrückt

1) Von der Anwendung des dünnen Leders oder der dichten und starken Leinwand ist man in neuern Zeiten ganz abgekommen. Wol aber bedienen sich manche Jäger noch des Doppel- oder Bettbarchents. Ich kann diesen nicht beiflichten; denn 1) die Kugel kann die vollkommene Größe nicht haben, die Büchse also auch nicht gehörig scharf schießen; 2) der Doppelbarchent schlägt zu dicke Falten, überfüllt daher die Züge und hierdurch kann und muß Veranlassung zu Flatterschüssen gegeben werden. Ebenso wenig bin ich dafür, die Pflaster in Unschlitt zu tränken; die glatte Seite derselben wird dadurch schlüpfrig, wovon, bei etwas raschem Laden, öfteres Verrücken der Kugel aus ihrem senkrechten Stande die Folge ist.

2) Das Festaufsitzen der Kugel ist um so nothwendiger, weil man außerdem der Gefahr ausgesetzt wäre, daß das Gewehr beim nächsten Schuß springen, oder doch sehr heftig stoßen könnte. Auch darf man ja nicht versäumen, das Gewehr beim Kugelaufsetzen von der Erde aufzuheben, sonst kann, wenn bei sehr heißem oder kaltem Wetter auf den Brand geladen wird, der Stock doch springen. Jedenfalls ist es gut, am Ladestock ein Zeichen zu machen, welches bestimmt, wie weit er herausstehen muß, wenn die Kugel auf dem Pulver sitzt.

und so weniger rasch entzündet werden. Auf den Brand (d. h. nachdem daraus geschossen ist) muß unverzüglich geladen, auch bei heißem oder sehr kaltem Wetter die betalgte Seite des Pflasters mit Speichel ein wenig angefeuchtet werden, weil sonst die Kugel schwer in den Lauf hinuntergeht. Ich unterlasse dies nie, und kann versichern, daß ich nicht ein einziges Beispiel weiß, daß dadurch Vorbrennen bewirkt worden sei.

Endlich nehme man das Gewehr in die Höhe und den Kolben unter den rechten Arm, spanne den Hahn, ergreife mit der rechten Hand den Kapselstecher, überzeuge sich durch einen Blick, ob das vorliegende Zündhütchen gut ist, setze es auf und stelle dann den Hahn wieder in Ruhe.

Die Flinte wird auf folgende Weise geladen: Nachdem man das Pulver aus der Patrone in den Lauf geschüttet, wird der Vorschlag mit dem Ladestock, dessen Verhörnung das Kaliber ziemlich ausfüllen muß, auf das Pulver hinuntergestoßen und, während die Flinte wie die Büchse in freier Hand gehalten wird, mäßig fest, d. h. so lange, bis der Stock zum ersten mal nur um etwas in die Höhe springt, aufgesetzt; denn unzweckmäßig ist das gewöhnliche unsinnige Stampfen, das freilich nöthig werden kann, wenn der Werg- oder Papierpfropf zu stark gemacht ist; ein Fehler, den viele in der falschen Meinung begehen, dem Schuß dadurch mehr Gewalt zu geben. Demnächst kommt das Schrot in den Lauf. Auf dieses wird ein schwacher, doch das Kaliber ausfüllender Vorschlag bis zur Hälfte der Laufläge hinuntergestoßen, dann in freier Hand das Gewehr einige mal gerüttelt, damit die Körner sich so dicht als möglich zusammenfügen, und endlich der Pfropf ganz leise aufgesetzt. Bei sehr glatt gekolbten, rein geputzten Flinten muß, bis wenigstens einmal auf den Brand geladen ist, der Vorschlag oft nachgedrückt werden, besonders vernachlässige man dies nicht, wenn bei Doppelgewehren ein Lauf abgeschossen wird; der zweite darf, bis er auch auf den Brand geladen ist, ohne große Gefahr nicht zum Dupliren gebraucht werden.

Bei der Doppelflinte lade man, wenn beide Läufe abgeschossen sind, erst einen, dann den andern ganz fertig, und stecke während des Ladens des einen einen kleinen Pfropf in die Mündung des andern, den man aber, wenn das Laden vollendet ist, ja nicht vergessen darf herauszunehmen, weil sonst der Lauf, in welchem der Pfropf stecken geblieben, nachdem er schon geladen ist, beim nächsten Schuß mit demselben unfehlbar zerspringen würde [1]).

---

1) In der ersten Ausgabe dieses Werks wurde angerathen, beim Einschütten des Pulvers und Schrots in den einen Lauf, in den andern den Ladestock zu stecken. Davor muß der Verfasser aus dem Grunde warnen, weil er durch unangenehme Erfahrung darüber gewitzigt wurde, daß beim Einschütten des Schrotes in den eben zu ladenden Lauf gar leicht ein Korn oder ein paar nebenbei und in den Lauf fallen kann, in welchem der Ladestock steckt, welcher eher nicht herauszubringen ist, bis zu Hause

2. Das Schießen.

§. 15. Ich werde hier über ein anständiges und schickliches Benehmen beim Schießen, sowie über die Mittel und Wege, welche dahin führen, sich selbst und Andern durch zweckmäßige Uebung Fertigkeit in dieser Kunst zu erwerben, sprechen. Daß übrigens junge oder unerfahrene Leute, so lange wenigstens bis sie mit dem Schießgewehr und mit allen beim Gebrauch desselben zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln vollkommen bekannt sind, nie anders als unter den Augen und der Leitung eines sachverständigen, von Vorurtheilen freien Mannes Schießübungen vornehmen dürfen, das bedarf einer weitläufigen Auseinandersetzung nicht.

§. 16. Dem, welcher die Unterweisung übernommen hat, kommt es zu, zuvörderst dahin zu sehen, daß der Lehrling in gehöriger, möglichst ungezwungener und anständiger Körperhaltung die Büchse oder Flinte aufzunehmen und anzuschlagen sich gewöhne.

Der Lehrer wird den Schüler daher (mit dem Tanzmeister zu reden) in die zweite Position, und mit den Füßen mäßig auswärts treten lassen, d. h. so, daß beide Füße auf einer geraden Querlinie mit den Fersen (Hacken) 9 — 12 Zoll, mit den Fußspitzen 18 — 21 Zoll, nach Verhältniß der Größe des Individuums, von einander entfernt stehen [1]). Er wird ferner dahin sehen, daß der Oberkörper, vorzüglich auch Hals und Kopf, ganz gerade gerichtet ist. In dieser Stellung wird er ihm das Gewehr erst zwischen den Füßen niedersetzen und mit der linken Hand am obern Theile des Schaftes umfassen, dann diese Hand bis an die hinterste Ladestockmutter hinabschieben und mit derselben das Gewehr so aufnehmen lassen, daß der Kolben unter dem rechten Arme hinausteht; daß die linke Hand den Schaft dicht am hintersten Lappen umfaßt behält (indem dabei der Daumen an der linken Seite des Schafts ausgestreckt liegt); daß ferner, indem die Finger der rechten Hand in den Untertheil des Mundirungsbügels eingreifen, der Daumen sich oben über die Kröpfung am Schaft wegschlägt und da fest aufgedrückt wird; daß endlich dabei ein Arm so weit wie der andere vom Körper in möglichster Rundung absteht, auch ein Ellbogen mit dem andern genau wagerecht gerichtet ist, der Schaftkolben aber dicht über der rechten

---

die Schwanzschraube ganz herausgewunden worden, wo er dann hinterwärts herausgeschoben werden muß. Ueberhaupt kann man beim Laden der Doppelgewehre nicht vorsichtig genug sein, besonders auch hinsichtlich des Schloß-in-Ruhe-Setzen des nicht abgeschossenen Laufs.

1) Das weitere Auseinandertreten mit den Füßen ist unanständig; auch kann es der Natur der Sache nach zum Feststehen nicht nur nichts beitragen, sondern es muß durch das unnatürliche Ausspreizen der Schenkel und Füße Zittern und Beben bewirkt werden. Bei der Fußstellung in jeder andern Position, als die oben angegebene, hat der Oberkörper die höchst nöthige feste Haltung und gehörige Richtung durchaus nicht, wie z. B. bei dem den Pfuscher in der Schießkunst bezeichnenden Vorsetzen des linken Fußes vor den rechten.

Hüfte, fest angedrückt liegt, und das Rohr vorn nicht herunterhängt, sondern geradeaus gerichtet steht. Einige Uebungen im Aufziehen und Niederlassen des Hahns am Schlosse, und des Abdrückens, ohne dabei irgend einen andern Körpertheil, außer soweit es hierzu nöthig ist, den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, seine Lage und Stellung verändern zu lassen, werden den Lehrling in dieser Haltung bald fester machen.

Ist dies der Fall, so wird, mit aufgezogenem Schloß, zum Anschlagen des Kolben fortgeschritten. Indem nämlich die Spitze des Zeigefingers der rechten Hand an der rechten Seite des Vordertheils des Bügels sich anlehnt, sonst aber die Lage der Hand unverändert bleibt, die untern Finger der linken Hand hingegen sich etwas unterwärts schlagen, sodaß der Schaft nur zwischen dem Daumen und Zeigefinger ruht, werden beide Arme so weit ausgestreckt, bis eine von der rechten Schulter herabgefällte Perpendikularlinie dicht hinter der Beschlägskappe heruntergehen würde. Dann heben beide in möglichster Rundung zu erhaltende Arme, bei beständig wagerechter Richtung der Ellbogen, das Gewehr so hoch, bis unter unveränderter Stellung des ganzen Körpers, vorzüglich des Kopfes, der Kolbenbacken an dem rechten Backen, die untere Hälfte der Bügelkappe aber an der rechten Schulter des Lehrlings sich anlehnt. Hierbei gibt der Unterrichtende vorzüglich darauf Acht, daß a) das Gewehr weder rechts noch links verwendet liege, und daß b) der Kolben fest an der Schulter angezogen, der Anschlag aber nicht zu sehr, doch so an den Backen gedrückt werde, daß eine Biegung des Kopfes nach der Seite nicht nöthig ist, um das Absehen richtig und ungezwungen zu bekommen. Der Kopf muß, wenn anders das Gewehr eine gute Lage hat, überhaupt stets gerade gestellt bleiben, und nur das Höher- oder Tieferrücken des Kolben soll das richtige Abkommen beim Visiren und Zielen verschaffen [1]). Beim Visiren oder Zielen schließen die meisten Jäger das linke Auge; besser ist es, wenn beide Augen offen bleiben, weil dann das linke, während mit dem rechten allein gezielt wird, das Wild überhaupt und das Zeichnen nach dem Schuß insbesondere wahrnehmen kann.

Meinen Erfahrungen zufolge ist zu allen diesen Vorübungen, sowie zu den folgenden ersten Schießübungen selbst, lieber die Büchse als die Flinte zu nehmen, weil an jener das Visiren und Abkommen genauer bestimmt werden kann und weil der Lehrling sich gleich vom Anfange an zur größern

1) Ich weiß sehr wohl, daß viele Jäger die Gewohnheit haben, beim Anschlagen des Gewehrs so weit als möglich mit dem Kopfe am Kolbenbacken vorzufallen; sie ist mir aber von je her zuwider gewesen, theils weil dabei in der Geschwindigkeit das Mehr und Minder schwer zu beobachten ist, und also nicht einmal wie das andere visirt wird, theils weil dabei der Backenknochen des Schützen sich so auf den Obertheil des Kolben anlehnt, daß ein mäßiges Prellen des Gewehrs bei der Explosion leicht Verletzung der Augenknochenbehäutung verursacht.

Genauigkeit im Zielen gewöhnt. Meine Methode werde ich fernerhin möglichst zu versinnlichen mich bemühen.

§. 17. Man mache bei fortgesetzten Anschlagübungen mit der Büchse dem Lehrling begreiflich:

1. daß er, wenn er einen Linienschuß machen will, so lange das unverwendete Gewehr mit dem Anschlage immer höher an der Schulter hinauf- und an den Backen heranziehen müsse, bis das Korn mitten im Visir steht;

2. daß, wenn er das Gewehr nur ein wenig links verwendet (d. h. wenn die obere Fläche des Laufs auf der linken Seite etwas tiefer, auf der rechten etwas höher steht), die Kugel rechts; im umgekehrten Verwendungsfalle links von der Zirllinie abweichen müsse;

3. daß a) voll Korn nehmen soviel heiße als: beim Visiren das ganze Korn im Kerbe des Visirs sehen; b) halbes Korn nehmen, die obere Hälfte des Kornes in der Kerbe des Visirs erblicken; c) Korn und Kerb gleich nehmen, so viel vom Korne in der Kümme des Visirs innestehen lassen, daß ersteres letztere völlig ausfüllt, ohne im geringsten über die obere Visirfläche hervorzuragen; d) fein, oder knapp, oder scharf Korn nehmen, beim Abkommen nur die obere Schärfe des Korns im Kerbe wahrnehmen; e) das Schwarze auffitzen lassen, bei reinem Abkommen am untern Rande des Schwarzen anhalten (dahin zielen);

4. daß man mit jedem Gewehre desto höher schieße, je voller, und desto kürzer, je feiner oder knapper man Korn nimmt. — Ist endlich

5. die Hauptregel dem Schüler recht tief eingeprägt worden, daß man das Gewehr, wenn es vor- oder abbrennt, ja nicht gleich vom Backen nehmen dürfe, sondern (im letztern Falle besonders) wol eine halbe Minute im Anschlage liegen bleiben müsse, weil außerdem, vorzüglich beim Scheibenschießen, und überhaupt in der Nähe von Menschen und Thieren großes Unheil angerichtet werden kann, so darf zum Schießen selbst fortgeschritten werden.

§. 18. Zur Uebung im Büchsenschießen ist ein guter Scheibenstand erforderlich, dessen Anlage und Einrichtung ich hier so beschreiben will, wie ich ihn für den Jäger am zweckmäßigsten halte.

Er soll immer an einem Orte angebracht werden, wo der Luftzug so gering als möglich ist; denn es ist dem Unerfahrenen kaum glaublich, wie nachtheilig dieser auf die Richtung der Kugel wirkt. Wird Vormittags am öftersten auf dem Stande geschossen, so muß die Scheibe im Abend, der Schießpfahl im Morgen stehen; schießt man Nachmittags öfter, so bekommt erstere die Stellung im Morgen, letzterer im Abend.

Da, wo die Scheibe aufgestellt werden soll, läßt man eine starke Säule lothrecht und unbeweglich in die Erde setzen, und am obern Ende derselben, ungefähr 3 Fuß über der Erde, einen 3 Zoll im Durchmesser und 6 Zoll in der Länge haltenden Zapfen daran schneiden. Zwei bis drei Fuß hinter dieser Säule wird die Schießwand 18 — 20 Fuß lang, wenigstens 12 Fuß hoch und 3 Fuß dick von Bruchsteinen aufgeführt und mit Kalk berappt. Nur bei gänzlichem Mangel an Steinen darf diese Wand etwas dicker aus Holz verfertigt und inwendig mit Schutt ausgefüllt werden.

Von der Vorderseite der vorher erwähnten Säule mit dem Zapfen aus fällt man eine 100 einfache Jagdschritte (200 Fuß) lange Perpendikularlinie, und läßt an deren Ende den 6 — 7 Fuß langen, ungefähr 6 Zoll ins Gevierte haltenden Schießpfahl lothrecht und unbeweglich in die Erde setzen. Hinter dem Schießpfahle (durch welchen 5 Fuß über der Erde ein wenigstens 1 Zoll im Durchmesser haltendes Querloch, und mehrere dergleichen, jedes um 3 Zoll höher, gebohrt worden) wird eine Hütte oder ein Häuschen so errichtet, daß ersterer gerade in der Mitte der vordern offenen Seite der letztern steht. Dann läßt man zwei runde hölzerne Pflöcke machen, welche genau in die Querlöcher des Schießpfahles passen und, in diese gesteckt, an jeder Seite 6 Zoll herausstehen. Auf diese Pflöcke wird an jeder Seite eine hölzerne, leicht bewegliche, aber nicht wackelnde Rolle geschoben, und vor jeder Rolle ein Stift vorgesteckt.

Endlich läßt man eine 2 Fuß im Viereck haltende Zarge (einen bodenlosen Kasten), deren oberes und unteres Brett 8 Zoll, die Seitenbretter aber 6 Zoll breit sind, so zusammenfügen, daß das obere und untere Brett vorn und hinten 1 Zoll breit über die an den Seiten hervorsteht, vorn an dieser Hervorragung eine 2 Zoll breite Leiste querüber nageln, und endlich in der Mitte des obern Bretts ein 9 Zoll langes, 5 Zoll breites, in der Mitte des Grundbretts aber ein rundes, 4 Zoll im Durchmesser haltendes Loch durchschneiden, und in diesem eine 7 Zoll hohe, $3\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haltende Kapsel von Holz oder Blech, in der Zarge senkrecht stehend, befestigen. Dann werden aus einzolligen Kiefer- oder Aspenbrettern zwei so große Schieber gemacht, daß selbige, in die oben und unten an der Zarge befindlichen Hervorragungen oder Fugen geschoben, die ganze Vorder- und Hinterseite bedecken. Diese Schieber werden auswendig bis auf den in der Mitte stehenden, 5 Zoll im Durchmesser haltenden, runden, kohlschwarz gefärbten Cirkel mit weißer Leimfarbe angestrichen, und bilden so die Scheiben, wenn vom Mittelpunkte des Schwarzen aus 12 Cirkelschläge von gleicher Breite aufgezeichnet sind, von denen der mittelste, oder der Nagel, mit 12, der folgende mit 11 und so die übrigen bis zu 1 herab beziffert werden.

Setzt man nun diesen Scheibenkasten so auf die vor der Schießwand stehende Säule, daß die Kapsel des erstern auf den Zapfen der letztern paßt; füllt man erstern durch das im obern Zargenbrett befindliche Loch mit Schutt oder Sand an, richtet man endlich eine oder die andere angestrichene Seite gerade nach dem Schießpfahle zu, so hat man eine Scheibe, die deshalb weit mehr Schüsse aushalten muß, weil die Füllung des Kastens macht, daß die Kugeln weniger Span losreißen, wie bei dem sonst immer freistehenden runden Scheibenbrett. Nächstdem entspringt aus diesem Verfahren der nicht unbedeutende Vortheil, daß alle Kugeln, welche die Scheibe treffen, beim Ausschütten der Füllung wiedergefunden und umgegossen werden können.

Ist aber eine Scheibe zerschossen, so darf man diese nur hinter drehen, und man hat die zweite zum Ziel. Uebrigens ist es kaum nöthig zu sagen, daß nach jedem Schuß das Loch, welches die Kugel in der Scheibe gemacht hat, zugepflöckt und mit der Grundfarbe der Scheibe überstrichen werden muß [1]).

§. 19. Auf der halben Weite eines in vorbeschriebener Maße eingerichteten Scheibenstandes, also 50 Schritt (100 Fuß) von der Scheibe entfernt, läßt man nun, wenn ein junger Mann mit der Büchse zu schießen den Anfang machen soll, einen Schießpfahl lothrecht einsetzen, nagelt aber auf der Scheibe einen Bogen weißes Papier so an, daß der in dessen Mitte befindliche, 3 Zoll breite und 7 Zoll lange schwarze Streif senkrecht von oben nach unten gerichtet steht [2]).

Nun geht man mit dem Lehrling an den Pfahl, gibt ihm eine Büchse in die Hand, die, bei einem nicht zu fein eingestrichenen Visir und nicht zu spitzen Korne, genau so eingeschossen ist, daß auf 100 Schritt *Korn und Kerb gleich genommen werden*, und das *Schwarze auffitzen* (d. h. am untern Rande desselben angehalten werden) muß.

Hier läßt man ihm die Büchse an der rechten Seite des Pfahls in die Höhe ziehen, in allen Stücken beim Anschlagen so verfahren, wie oben gesagt worden, und nach dem schwarzen Strich zielen. Hierauf bohrt man gerade in der Höhe des Pfahls, wo die Büchse anliegt, wenn der Schüler sagt, er habe gutes Abkommen auf den Strich, einen starken Nagelbohrer fest ein, zieht den Ladestock aus der Büchse und schreibt vor, daß der vordere *Lappen* beim Anschlagen mäßig an den Bohrer angestemmt, dann mit *feinem Korne* vom untern Rande der Scheibe hinaufgezogen und, sobald der untere Rand des schwarzen Strichs auffitzt, abgedrückt werden müsse.

1) Von der übrigen förmlichen und sichern Einrichtung eines Scheibenschießens ausführlicher zu sprechen, erlaubt mir hier der Raum nicht.

2) Ich ziehe diese Methode deshalb vor, weil der Ungeübte auf den Strich weit besseres Abkommen hat, als auf den runden Fleck. Vielfältige Erfahrung hat mich nicht nur hiervon belehrt, sondern auch davon, daß nach solcher Art Unterrichtete bald gute Wildschützen wurden.

Dann erst wird die Büchse geladen, und nun muß der Schüler so lange mit dem nämlichen Abkommen Probeschüsse thun, bis alle Kugeln in, oder doch dicht an, über oder unter dem Strich sitzen.

Soll es aber dahin kommen, und soll jede unzeitige Berührung der Nadel am Stechschloß vermieden werden, so muß der Lehrer darauf sehen, daß der Schüler die Büchse nicht im geringsten verwende, auch nicht eher steche bis er angeschlagen hat, daß er dann die Spitze des Zeigefingers, mit der er stach, wieder aus dem Bügel ziehe, sie am rechten Vordertheile desselben ruhen lasse, nicht eher sie wieder in den Bügel stecke, bis er drücken will, und endlich die Nadel beim Abdrücken nur tüpfend berühre, nicht daran ziehe.

Ob die Kugeln alle in gleicher Höhe sitzen, darauf kommt jetzt soviel nicht an, denn noch ist es nur darauf abgesehen, daß keine Wanker (Seitenschüsse) vorfallen.

Das richtige Abkommen in Rücksicht der Höhe und Tiefe findet sich bald, wenn man einen andern Bogen Papier an die Scheibe nagelt, in dessen Mitte ein 6 Zoll haltendes schwarzes Viereck befindlich ist. Der untere Saum desselben muß beim Visiren auf scharfem oder feinem Korn aufsitzen, und diese Uebung muß so lange fortgesetzt werden, bis der Anfänger, der bei jedem Schuß erhaltenen Zurechtweisung zufolge, alle Kugeln beinahe in gleicher Höhe in das Quadrat setzt.

Hat er es dahin gebracht, so wird mit dem Abkommen, welches, nach §. 17 durch Korn und Kerb gleich nehmen ausgedrückt ward, auf 100 Schritt nach der Scheibe, in deren Mitte ein rundes Schwarzes befindlich ist, dessen unterer Rand beim Zielen auf dem Korne aufsitzen muß, geschossen. Nur so lange, bis der Lehrling das gehörige reine und stete Abkommen gefunden hat, gestatte man das Stemmen am Auflagepflock im Schießpfahl; dann stecke man die Rolle daran und erlaube nur das leise Anflegen, sehe hingegen darauf, daß die Kolbe fest an die Schulter angezogen wird.

Mislingt auch hier nur selten ein Schuß, so lasse man auf verschiedene Entfernungen aus freier Hand, d. h. ohne Auf- und Anlage, schießen, und zwar anfänglich wieder auf ein schwarzes Viereck, hernach aber auf verschiedene Gegenstände, z. B. breite Steine in Mauern, Flecken an Bäumen und dergl. Dies ist die Zeit, wo auf Pulver- und Bleiersparniß nicht Rücksicht genommen werden kann, was freilich beim Jäger in der ganzen Lehrzeit, und bis er im Schießen ferm ist, nicht geschehen soll.

Die Fertigkeit, mit Erfolg Wild zu bürschen, wenn es im Zuge, im Trollen oder in mehr oder weniger voller Flucht sich bewegt, wird dem

Anfänger im Schießen mit der Büchse auf folgende Weise besser beigebracht, als auf jede andere:

An dem gewöhnlichen Scheibenstande, ungefähr 5 Fuß vor der Schießwand, wird die Erdbodenfläche in einer Breite von beiläufig 4 Fuß und auf einer Länge von 36 Fuß wagerecht geebnet und tennenartig festgestampft, so zwar, daß diese Bahn sich über jede Ecke der Schießwand gleichmäßig weit hinauserstreckt, dann aber die geebnete Fläche an beiden Längsrändern mit Latten begrenzt.

Beiläufig $1\frac{1}{2}$ Fuß vor der Bahn, nach dem Schießpfahle hinwärts, wird von jedem Seitenendpunkte derselben nach der Mitte zu eine 12 Fuß lange und 8 Fuß hohe Wand von belaubtem Reisig aufgestellt, sodaß in der Mitte zwischen beiden Wänden ein Raum von 12 Fuß ganz frei bleibt. Die Wände selbst müssen von den Außenenden herein, bis zu zwei Drittheilen ihrer Länge, ganz dicht und undurchsichtig, auf dem übrigen, dem freien Zwischenraume zu gerichteten Drittheile aber nur so mit Reisigästen verkleidet sein, daß Körper, welche dahinter sich bewegen, vom eigentlichen Schießstande her wahrgenommen werden können.

Demnächst läßt man die ganze Figur eines Hirsches, oder einer wilden Sau, späterhin eines Rehes oder Wolfes, in Brett ausschneiden, und selbige auf beiden Seiten so anstreichen, daß der Anstrich der natürlichen Farbe der Wildart ähnelt, welche durch die Brettfigur angedeutet wird. Um aber auch diejenige Körperstelle zu bezeichnen, wo der Regel nach die Kugel beim Wilde sitzen soll, wird $1\frac{1}{2}$ Zoll breit hinter dem Blatt, beim Hirsch und bei der Sau 7 oder 6 Zoll über dem untern Rande der Leibesfigur der Mittelpunkt angenommen, aus welchem ein Cirkel, dessen Halbmesser $2\frac{1}{2}$ Zoll beträgt, beschrieben und weiß angestrichen wird.

Die ganze Brettfigur wird auf einer Brettgrundlage befestigt, die so breit sein muß, daß die zu beiden Seiten, vorn und hinten daran angebrachten, 6 Zoll im Durchmesser haltenden Rollen [1]) ein Gleis halten, das genau so breit ist als der Abstand von einer Randlatte auf der Bodenbahn zur andern.

Vorn an der Brust der Wildsfigur wird eine Kramme eingeschlagen, um darin eine 45 — 48 Fuß lange Zugleine anbinden zu können.

Wenn nun die Schießübung selbst stattfinden soll, so wird zuvörderst das Wildsemblem auf seiner beweglichen Grundlage am Ende der Ziehbahn so aufgestellt, daß dem Schießpfahle die linke Seite zugekehrt steht; dann die Zugleine der Bahn entlang ausgeschlagen, das Ende der Leine von einem

1) Es sind darunter kleine Walzenstücke von beiläufig 4 Zoll Breite zu verstehen, welche an die unter der Brettgrundlage durchgehenden Achsen gesteckt und vermittelst eines Vorsteckers daran beweglich festgehalten werden.

auf die Verrichtung des Ziehgeschäfts hinlänglich eingeübten, durch eine Mauer gegen Schußverletzung gedeckten Mann ergriffen und so lange stetig festgehalten, bis das verabredete Zeichen (am besten vermittelst einer Klingel) dazu gegeben wird, den Ziehapparat in Bewegung zu setzen.

Anfänglich wird hierauf der Lehrling auf der halben Länge des Schießstandes genau auf der Linie, welche sich vom Schießpfahle bis zum Scheibenpfahle erstreckt, in der gehörigen Positur, die geladene Büchse aufgezogen im Arme haltend, angestellt, dann das vorerwähnte Zeichen (vermittelst der Klingel) gegeben und dem zufolge die Ziehvorrichtung ungefähr nach dem Zeitmaße (Tempo) in Bewegung gesetzt, in welchem das Wild in Ruhe auf die Weide zu ziehen pflegt.

Sobald die Wildfigur hinter der Strauchwand sichtbar wird, muß der Lehrling ohne Hast die Büchse an den Backen nehmen, stechen, am Rande der Wand in die Höhe vorhalten, in welcher die Brust des abgebildeten Thieres auf den freien Platz zwischen den Wänden hervortritt, demnächst unter stetem Fortziehen mit der Figur das Abkommen auf den weiß angestrichenen Fleck am Blatte mit dem Korne, mit dem er bei der halben Standweite auf die Scheibe zielen mußte, um das Schwarze zu treffen, suchen, und sobald er dieses Abkommen, während dem daß die Wildabbildung über den freien Platz gezogen wird — denn nur in diesem Zeitraume darf geschossen werden —, gefunden zu haben glaubt, abdrücken.

Hat sich bei fortgesetzter Uebung dieser Art hinlängliche Sicherheit im Abkommen, durch eine bedeutende Mehrzahl von guten als von schlechten oder Fehlschüssen, beurkundet, so wird die umgedrehte Wildfigur von der linken Wand her nach der rechten ebenmäßig gezogen und dabei ganz so wie vorgedacht verfahren.

Demnächst wird durch verhältnißmäßig breiteres Ziehen, sowol von der rechten Wand nach der linken als umgekehrt, die trollende Bewegung des Wildes, zu seiner Zeit auch erst die minder flüchtige (galopirende), zuletzt die in voller Flucht (ausreißende) nachgeahmt. Ist der Einzuübende in dem Allen zu einem gewissen Grade von Fertigkeit auf die oben besagte halbe Schußweite gelangt, so wird die Distanz bis zur ganzen Standlänge von 100 Schritten bald mehr bald minder, also öfters wechselnd, verändert und so dem Lehrling Sicherheit im Abkommen auf Wild verschafft, inwiefern es, mehr oder weniger von ihm entfernt, schneller oder langsamer sich bewegt. Freilich kann hier so wenig als sonst die Natur ganz treu nachgeahmt werden; denn es fehlt immer noch das mehrere oder wenigere wechselnde Erheben und Erniedrigen des Thieres, nach Verschiedenheit seiner Körperbewegungen. Deshalb muß dem Lehrling das recht oft und dringlich eingeschärft werden, daß beim Schießen auf irgend ein

in Bewegung sich befindendes Säugethier das Abkommen in dem Moment gesucht werden muß, wo der Körpertheil, den die Kugel treffen soll, dem Erdboden am meisten sich nähert.

Zeigt der Lehrling Fleiß und Geschicklichkeit bei den bisher erwähnten Uebungen, so muß ihm unter den Augen des Lehrenden sobald als möglich das Vergnügen zu Theil werden, irgend ein Stück Haarwild mit der Büchse zu erlegen.

Bei den ersten Versuchen dieser Art ist es gut, wenn eine Auf- oder Anlage ausfindig gemacht werden kann; in der Folge ist es besser, wenn diese nicht mehr gesucht, sondern nur dann, wenn sie an Ort und Stelle sich darbietet, benutzt wird

Von dem Benehmen des Schützen in nicht ganz außerordentlichen Fällen — denn für solche gibt es keine Regel — beim Bürschen mit der Büchse nach den verschiedenen Haarwildarten ist in unserm Werke schon die Rede gewesen, und zwar da, wo es von den für jede besonders geeigneten Jagdbetriebsmethoden sich handelte. Dorthin wird, um Wiederholungen auszuweichen, verwiesen. Dem Allen ist jedoch noch hinzuzufügen, daß die Oertlichkeit der Gegend, in welcher man bürschen geht, beim Suchen des Abkommens sehr berücksichtigt werden muß. Steht an einem bergigen Orte der Schütze hoch, das Wild aber tief, so wird zu kurz geschossen, wenn man nicht etwas mehr Korn nimmt als bei gleicher Schußweite auf der Ebene; steht der Schütze tief, das Wild aber hoch, so muß das Korn etwas schärfer genommen werden, wenn man nicht zu hoch schießen will.

Soll es der junge Jäger zu einem nicht ganz gewöhnlichen Grade von Fertigkeit bringen, so muß es ihm unverwehrt sein, auch zuweilen auf Hasen, wilde Gänse, auf Raubvögel und dergl. mit der Büchse zu schießen; auch darf der Lehrherr ihn wegen einiger Fehlschüsse nicht gleich scharf anlassen, besonders wenn sie nicht von Unbesonnenheit und unmäßiger Hitze herrühren. Abhndung verdient hingegen öfteres Zu-Holze-Schießen und ganz schlechte, z. B. Keulen- oder Rückenschüsse. Fehler der Art rühren meist von Unachtsamkeit auf richtiges Abkommen oder von Faulheit im Putzen und daher entstehendem Vorbrennen, oder endlich von dem in keinem Falle zu entschuldigenden, übermäßig weiten Schießen her.

Die höchste Büchsenschußweite beim Bürschen ist auf 100 Schritt anzunehmen; wer ohne Noth weiter hinschießt, ist — kein gesetzter Jäger. Um nun aber den Lehrling von seinem Standpunkte aus die Entfernung jedes gegebenen Gegenstandes nach dem Augenmaße möglichst richtig beurtheilen zu lehren, muß der Lehrer ihn hierin häufig üben; der junge Mann darf aber auch, wenn er allein ist, die Mühe nicht scheuen, die in Gedanken geschätzte Distanz mit immer gleichem Jagdschritt abzumessen.

Endlich kann ich auch diesen Paragraph nicht schließen, ohne Jäger und Jagdliebhaber inständig zu bitten, mit allem Schießgewehr, vorzüglich aber mit der Büchse, vorsichtig umzugehen: nicht eher zu schießen, bis sie gewiß sein können, kein Unglück durch Tödtung oder gefährliche Verletzung eines Menschen und keinen Schaden durch die eines Hausthieres anzurichten; bis ferner das Wild, das erlegt werden soll, frei steht und nicht von andern Stücken umgeben ist.

Es gibt beim Jagdbetriebe leider der Veranlassungen zu unverschuldet sich ereignenden Unglücksfällen so viele, daß es hohe Pflicht ist, sich auch nicht den geringsten Schein von Nachlässigkeit und Leichtsinn zu Schulden kommen zu lassen.

Deshalb sollten alle Jäger es als Grundgesetz annehmen, an jedem Büchsenschloß, wenn es durch keine andere Einrichtung vor zufälligem Losgehen gesichert ist, das Zündhütchen vom Piston abzunehmen, sobald die Jagd beendigt ist.

§. 20. Hat der Anfänger in der Schießkunst auch nur auf ein unbewegliches Ziel erst einige Uebung im Büchsenschießen gehabt, so ist es ihm leicht begreiflich zu machen, wie er beim Anschlagen der Flinte abkommen muß, wenn der Hagelwurf den Gegenstand, auf welchen gezielt wird, treffen soll. Die ganze Kunst besteht nämlich darin, daß er, insofern mit der Flinte wie mit der Büchse unverwendet angeschlagen worden, nicht eher abzieht, bis er, auf der Ebene das volle Korn über die Mittellinie der Schwanzschraube hin absehend, erblickt. Soll aus der Tiefe in die Höhe geschossen werden, so muß man, wie beim Bürschen mit der Büchse, etwas schärfer Korn nehmen; im umgekehrten Falle muß man, außer dem ganzen Korne, ungefähr noch eine Hand breit vom Rohre hinter dem Korne vor Augen haben. Beim Schnee schießt man meist zu kurz, wenn nicht etwas voller Korn als gewöhnlich genommen wird; auf dem Wasser hingegen, und wenn der Hase im Lager sitzt, zu hoch, wenn nicht etwas kurz angehalten wird. Einige Uebungen im Schießen mit der Flinte nach einem jedesmal verändert gestellten, unbeweglichen Ziele, welches aber nicht weiter als höchstens 40 Schritt entfernt sein muß, werden den Anfänger am besten darüber belehren, wie er halten muß, wenn er etwas auf der Erde oder auf dem Baume im Sitzen schießen will.

Ehe man ihn dann auf Jagden mitnimmt, wo es Haarwild im Laufen und Federwild im Fluge zu schießen gibt, ist es nöthig ihm einzuprägen, daß er

1. das Gewehr, wenn er es bei der Suche im Arme trägt, gerade so fassen und beide Hände stets so legen solle, wie hierzu in §. 17 d. Anhangs die Vorschrift ertheilt worden ist;

2. daß er dabei den gespannten Hahn, sobald er nicht ganz allein ist, stets mit dem Daumen der rechten Hand halten;

3. die Mündung des Gewehres nie auf einen Menschen oder Hund u. s. w. richten;

4. beim Anschlagen zwar rasch verfahren, aber die §. 16 d. Anhangs bestimmte Stellung und Haltung des Körpers stets beibehalten muß.

In Rücksicht der Schußweite ist ihm die Regel als eine unverbrüchliche einzuschärfen, daß er (außer auf Raubthiere und Raubvögel) mit den stärkern Schrotarten bis zu Nr. 3 nicht über 50 Schritt höchstens, mit Nr. 4 und 5 nicht über 40 und mit noch klärern nicht über 30, höchstens 35 Schritt hinausschießen darf.

Was das Abkommen auf laufendes oder fliegendes Wild betrifft, so müssen bei der hierzu zu ertheilenden Vorschrift mehrere Umstände berücksichtigt werden.

Das Beachtungswertheste in Betreff dieses Gegenstandes läßt sich ungefähr auf Folgendes zurückführen:

So sehr auch mehrere ausübende Jäger und andere Jagdschriftsteller *dafür* sind, daß beim Schießen im Laufe und Fluge, nach Maßgabe der größern oder geringern Entfernung und Schnelligkeit des zu erlegenden Wildes, mehr oder minder *vorgehalten* werden müsse, so kann ich doch im Allgemeinen dieser Meinung nicht beitreten, insofern nämlich

a) der Jäger eine Flinte führt, die sich rasch und so leicht, wie sie soll, abziehen läßt; wenn er

b) dazu gehörigermaßen angehalten wird, während des Abziehens selbst noch mit dem flüchtigen Wilde fortzuziehen, und wenn er

c) nicht über die oben angegebene Schußweite hinausschießen darf [1]).

Folgendes Verfahren hat sich mir fast immer als bewährt erwiesen:

1. Bei allem Haarwild, das im *Laufen* erlegt werden soll, schieße man auch mit der Flinte nie anders als wenn es im *Niedersprunge* begriffen ist.

2. Muß, was aber möglichst zu vermeiden ist, auf Füchse, Hasen, Kaninchen u. dergl. *spitz von vorn* zu (d. h. wenn etwas dergleichen gerade auf den Jäger zukommt) geschossen werden, so ziele man dahin, wo das Thier die *Vorderläufe beim Niedersprunge einsetzt*.

3. Läuft etwas vor dem Schützen querüber, so suche er das Abkommen bei größerer Entfernung *gerade unter dem Kopf*, bei kleinerer *vorn am Blatt*.

1) Ausnahmen finden, meinen Erfahrungen zufolge, nur bei größerer Schußweite, auch bei wilden Gänsen und *alten* Enten, statt, wenn sie vor dem Schützen querüber streichen; denn in diesen Fällen muß vorgehalten werden, und zwar zufolge der größern oder geringern Entfernung des Gegenstandes mehr oder weniger.

4. Von hinten zu halte man dem Fuchs, Hasen, Kaninchen u. dergl. zwischen die Lauscher oder respective Löffel. Auf stärkeres Haarwild darf in dieser Richtung, der Regel nach, nie geschossen werden.

5. In schräger Richtung von hinten zu muß man auf die Vordertheile abzukommen suchen.

6. Will man auf Federwild im Fluge von vorn zu schießen, so halte man auf die Schnabelspitze;

7. bei Seitenschüssen dicht vor die Brust.

8. Von hinten zu, wenn der Vogel hoch fliegt, auch dicht vor die Brust; wenn er tief fliegt, auf den Schwanz.

Man hat allerhand Vorübungen in Vorschlag gebracht, durch welche der Anfänger im Schießen auf in Bewegung begriffene Gegenstände sich Fertigkeit erwerben könne. Z. B. zur Uebung im Laufschießen soll man hölzerne Teller vor dem Schützen querüber kollern, um ihm zum Abkommen im Flugschießen Anleitung zu geben, solche Teller, oder einen alten Hut, oder einen Stein in die Höhe werfen, ihn auch im Fluge nach Schwalben oder andern kleinen Vögeln, denen ein durchlöchertes Papier an den Hals gehängt wird, schießen lassen.

Ich gebe zu, daß durch diese Mittel Sicherheit im Abkommen erworben werden könne; aber die Hauptsache — Fassung und Ruhe bei Beurtheilung der Schußweite, der Schnelligkeit des Thieres und des nach derselben zu suchenden Abkommens — wird dem jungen Waidmann sicher nur bei öfterer Ausübung der Suche mit einem alten fermen Hühnerhunde, und unter der Aufsicht und Leitung eines guten, gesetzten Schützen zu Theil.

Dieser wird seinen Schüler nicht früher in Begleitung mehrerer Personen jagen lassen, bis er unter Beobachtung der oben angegebenen Abkommensregeln einige Fertigkeit sich erworben hat, sondern anfänglich mit ihm ganz allein, blos von einem vollkommen gut gearbeiteten Hühnerhunde begleitet, ausgehen; ihn auch in Reviere führen, wo Hasen, Rebhühner, Wachteln u. dergl. nicht zu den Seltenheiten gehören, und zwar zu einer Jahres- und Tageszeit, wo diese gut vor dem Hunde aushalten, und in Gegenden, wo der junge Mann durch die örtlichen Verhältnisse nicht gezwungen wird übereilt zu schießen. Er wird ferner, wenn der Hund vorsteht und er dann bemerkt, daß das Blut des jungen Jägers zu sehr in Aufruhr ist, diesen durch Zureden zu besänftigen suchen; einige mal erst mit ihm ganz langsam und ziemlich entfernt vom Hund kreisen, und endlich, wenn er an ihm kein sonderliches Zittern und Herzklopfen mehr bemerkt, den Hasen wo möglich von der Seite, die Rebhühner aber — nachdem die Regel gegeben worden ist, daß jedesmal nur auf ein einzelnes gezielt, nie unter das ganze Volk ge-

schossen werden darf — so herausjagen, daß er von hinten darauf schießen kann. Nur dulde der Lehrer es nicht, daß der Lehrling die Flinte in die Brustgegend oder gar an den Backen heraufziehe, ehe das Wild herausläuft oder fliegt [1]).

Sollten dennoch, was meistentheils der Fall ist, mehrere Fehlschüsse fallen ehe getroffen wird, und schiene dadurch der Lehrling aus der Fassung zu kommen, so wird der Lehrer wohlthun, wenn er auf eine halbe oder ganze Stunde die Jagd unterbricht, dem jungen Manne sagt, daß solche Fälle zu Zeiten dem geübtesten Schützen vorkommen, daß er also sich zu schämen nicht Ursache habe, und daß bei mehrerer Gelassenheit es gewiß bald besser gehen werde.

Aber selbst dann, wenn nach einem oder mehreren glücklichen Schüssen wieder Fehler folgen, werde lieber die Jagd abgebrochen; denn sicher tritt dann verdoppelte Unruhe ein.

Verfährt man so mit einem Anfänger, und macht man ihn durch eine brutale Behandlung nicht schüchtern, so gelangt er — insofern ein gutes Auge und andere natürliche Anlagen nicht mangeln — zuverlässig bald zu einem gewissen Grade von Gelassenheit und Sicherheit im Abkommen.

Nun erst nehme man ihn in Gesellschaft mehrerer Schützen mit auf die Jagd, gebe ihm aber immer solche Nachbarn, die selbst ruhig schießen und jenem willig das Vorrecht lassen. Späterhin übe man ihn wieder in der Geduld, indem er seine Nachbarn zuerst schießen lassen muß, damit er in der Folge, von Hitze übereilt, keine Indiscretionsfehler gegen Personen, denen er Achtung schuldig ist, begehe.

Auf irgend eine Wildgattung über 40 Schritt weit mit der Flinte hinauszuschießen, dulde man bei jungen Leuten niemals; geschieht es, so muß dieser Fehler, selbst wenn die Erlegung glückte, nicht ohne Verweis hingehen.

Doch wie wäre es möglich, alle Fälle, die sich etwa ereignen können, anzuführen? Fortgesetzte Uebung, Ruhe und Geduld, Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, beständiges Wahrnehmen der

---

1) Dieses mehr als Alles den Stümperschützen andeutende im voraus zum Schuß halb Fertigmachen führt in der Regel zum Fehlen, immer aber zum übereilten Schießen. Indessen kommen auch hierbei Ausnahmen von der Regel vor; z. B. beim Buschiren nach Hochwild in Dickungen oder in sehr geschlossenen Stangenhölzern, wo der Zeitpunkt zum Feuergeben mit dem Moment zusammentreffen muß, in welchem das Wild eine vielleicht einzige, kaum spannenbreite Lücke passirt; oder bei der Gänse- und Entenjagd, wenn der Schütze an der Bewegung des Schilfes wahrnimmt, daß etwas dergleichen einer Blänke nahet, in welchem Falle auch in dem Moment geschossen werden muß, wo der schwimmende Vogel sichtbar wird; oder bei der Annäherung eines Fuchses auf dem Treiben in einem Dickicht oder in dichtem Stangenholze, wo gleichfalls oft nur eine sehr kleine Lücke zum erfolgvollen Schießen benutzt werden muß und wo das gewisse Herumfahren des Fuchses in dem Augenblick des Aufnehmens der Flinte dem geübtesten Schützen das Fertigwerden in den allermeisten Fällen unmöglich macht. Unter den gedachten und ähnlichen Verhältnissen darf und soll das Gewehr im voraus an den Backen genommen, die Höhe, in welcher man abkommen soll, bei Zeiten gesucht, in dieser dann auf der Lücke vorgehalten und endlich gedrückt werden, sobald das Wild auf derselben erscheint.

gehörigen Schußweite und Berücksichtigung der oben ertheilten Vorschriften zum Abkommen, dies ist es — ich wiederhole es noch einmal —, wodurch der Anfänger früher oder später, je nachdem er Lust, Liebe und Talent zur Sache hat, es in der Schießkunst zur Vollkommenheit bringen kann.

Besonders bei der Jagd mit der Flinte muß ein junger Mann es sich zum Gesetz machen, nicht nur mit Vorsicht zu schießen, sondern auch wieder zu laden. Ebenso nöthig aber ist es auch, daß er sich dabei eines anständigen Benehmens befleißige und keine Secunde Zeit ohne Noth vertrödle. Nichts ist für andere Schützen unangenehmer, als wenn die Unbeholfenheit und Langsamkeit eines Individuums die Jagd ohne Noth verzögert.

Schließlich erwähne ich noch, daß es sehr gut ist, wenn man sich beim Flintenschießen vorzüglich gleich anfangs gewöhnt, beide Augen offen zu halten, auch im Nothfall am linken Backen anzuschlagen, und daß endlich der, welcher die Doppelflinte mit glücklichem Erfolg führen will, es sich nicht erlauben darf, nach dem Schuß mit dem ersten Lauf den Kopf im Anschlage nur im mindesten zu verrücken, bis er gewahr wird, daß er den zweiten Schuß nicht nöthig habe. Aus eigener Erfahrung kann der Verfasser sagen, daß es fast unmöglich ist, späterhin von dem Aufblicken vom Lauf, um zu sehen ob man getroffen hat, sich zu entwöhnen.

Viertes Capitel.

Die am öftersten vorkommenden Krankheiten der Hunde und die dagegen anzuwendenden Heilmittel.

§. 1. Wer findet wol mehr Gelegenheit, den Werth des Hundes [1]), eines in vieler Rücksicht so nützlichen Thieres, gehörig schätzen zu lernen, als der Jäger, dem die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit desselben bei Ausübung des edlen Waidwerks gar nicht fehlen kann?

Williger und unbedingter als dieser wird daher nicht leicht Jemand dem Lobe beistimmen, welches Büffon, Jester und viele Andere dieser Thierart in Rücksicht ihrer Klugheit, ihres Muthes, ihres Gehorsams und ihrer Treue gegen ihren Herrn in ihren Werken gezollt haben. Mehr als er kann es aber auch Niemand zu beklagen Ursache haben, daß vorzüglich

1) Daß nur von der Art der Gattung Hund die Rede ist, welche wir unter dem Namen: geselliger Hund (Canis familiaris) kennen, sage ich, um Misdeutungen vorzubeugen.

in dem Zweige der Thierheilkunde, welcher Hundekrankheiten und deren Heilart betrifft, weniger noch als in andern geleistet worden ist. Denn vergeblich wird er sich oft in einer Runde von mehreren Meilen nach ärztlichem Beistande für seinen erkrankten Gehülfen, Wächter und Liebling umsehen, wenn er es nicht wagen will, ihn durch Hirten und Quacksalber zu Tode martern zu lassen.

Jedem Besitzer eines guten Jagdhundes muß also, denke ich, daran liegen, sich in den Stand gesetzt zu sehen, bei dringenden Fällen und bei Mangel an Gelegenheit, bessere Hülfe zu finden, diese so gut als möglich selbst leisten zu können.

Das gegenwärtige Capitel hat die Bestimmung, hierzu Anleitung zu geben. Kann ich auch in diesem Punkte meine Arbeit nicht für untadelhaft und den Gegenstand erschöpfend ausgeben, so darf ich doch versichern, daß Vieles von dem, was hier gesagt wird, auf eigener Erfahrung oder auf Mittheilungen von achtungswerthen, sachverständigen Männern beruht.

Der Sache selbst wird hier noch Folgendes vorausgeschickt:

1. Bei den Heilmittelvorschriften ist das Medicinalgewicht angenommen, nach welchem 1 Pfund 12 Unzen, 1 Unze 2 Loth, 1 Loth 4 Quentchen oder Drachmen, 1 Quentchen 3 Scrupel, und 1 Scrupel 20 Gran hält.

2. Die jedesmalige Arzneigabe (Dosis) ist auf Hunde von mittelmäßiger Stärke, z. B. auf Hühnerhunde, Saufinder, Schweißhunde u. dergl. berechnet; sie muß daher bei schwächern (kleinern) und jungen Hunden verhältnißmäßig vermindert, bei stärkern (größern) hingegen vermehrt werden.

3. Flüssigkeiten sind dem Hunde schwer durch den Schlund beizubringen und deshalb für ihn pulverisirte Arzneimittel vorzüglich anwendbar. Solche kann man, wenn sie nicht gar zu übel schmecken und wenn der Hund sonst gut sich behandeln läßt, trocken mit dem Löffel einschütten; besser aber ist es, daraus mit Beihülfe von Honig, oder Wachholdersaft, oder Syrup, welcher Art er sei, oder ungesalzener Butter, Latwerge oder besser noch Pillen zu machen [1]).

4. Alles, was in Latwergen gegeben werden soll, muß nicht in zu großer Quantität vorräthig gemacht werden, damit es sich, an kühlen Orten verwahrt, so lange hält, bis es verbraucht ist. Man nimmt beim Eingeben die erforderliche Gabe auf ein hölzernes Spätelchen, den Hund aber zwischen die Füße, drückt ihm, mit der linken Hand über die Nase greifend, hinter

1) Sie können die Größe einer Haselnuß haben. Sollen sie aufbewahrt werden, so nimmt man statt des Syrups Tragant oder arabischen Gummi, in Wasser aufgelöst, soviel als zur Bereitung des Teigs nöthig ist. Die Pillen selbst werden dann, wenn sie bald trocken sind, in Mehl oder in Süßholzpulver herumgekollert, um das Zusammenkleben zu verhüten.

den Fängen in der Gegend der Mundwinkel so stark an den Oberkiefer, bis er den Rachen öffnet; streicht dann die Latwege so weit als möglich hinten auf die Zunge und hält, wenn sich der Mund geschlossen hat, den Kopf so lange mit der Maulspitze in die Höhe, bis, bei fortwährendem leisen Kratzen an der Gurgel, der Patient geschluckt hat.

5. Täglich frischgemachte Pillen wirken schneller als solche, die längere Zeit aufbewahrt werden, weil letztere im Magen schwerer sich auflösen lassen. Man steckt sie dem Hunde einzeln so tief als möglich in den Schlund und verfährt sonst wie bei der Latwerge.

§. 2. Der Hund ist unter allen Haussäugethieren den meisten Krankheiten ausgesetzt.

Man wird dies natürlich finden, wenn man bedenkt, wie sehr er jede Gelegenheit aufsucht, seinen Heißhunger nach Fleisch, selbst nach Aas zu stillen; wie wenig gemeiniglich von Seiten seines Herrn auf eine geregelte Diät gesehen wird; wie sehr mit alledem die unnatürliche Lebensart, welche er führen muß, im Contraste steht, indem z. B. die meisten Jagdhunde zu manchen Zeiten ungeheuern Strapazen und damit verbundenen Erhitzungen und Erkältungen ausgesetzt sind, zu andern Zeiten aber fast ununterbrochen im eingeschränktesten Zustande, ohne hinlängliche Bewegung leben müssen; wenn man ferner überlegt, daß die Ausdünstung — dieser vorzügliche Weg zur Ausführung der durch unordentliche Diät und Lebensart erzeugten fauligen, scharfen Säfte — beim Hunde wenig oder gar nicht durch die Haut, sondern fast einzig durch die Speicheldrüsen, und zwar nur bei heftiger Bewegung oder bei großer Hitze in bedeutendem Grade vor sich geht; daß endlich die natürlichen Ausleerungen dieses Thieres, selbst im gesunden Zustande, der Beschaffenheit seiner Gedärme gemäß nie ohne Zwang erfolgen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß im Körper des Hundes eine beständige Disposition zu Krankheiten, die aus Verdickung, Verderbniß und Stockung der Säfte entstehen, vorhanden sein müsse, und daß es daher fast wunderbar ist, wenn man ihn ein Alter von 12, 15 und mehr Jahren erreichen sieht.

Inwiefern durch gute Wartung und Pflege die Anlage zu Krankheiten gemildert werden könne, darüber ist an mehreren Orten des vorliegenden Werks Auskunft gegeben worden; im Verfolge des gegenwärtigen Capitels aber soll von den Hundekrankheiten selbst, von den Symptomen (Anzeichen), durch welche die gewöhnlichsten sich kenntlich machen, und von den dagegen anwendbaren Heilmitteln die Rede sein [1]).

1) Wie beim Menschen, so ist auch bei den Thieren der sogenannte Kurzhusten sehr schädlich und hat sehr oft den traurigsten Ausgang eines an sich unbedeutenden Leidens zur Folge. Ich kann daher nicht genug anempfehlen, bei einer bedeutenden Krankheit eines werthvollen Hundes unverzüglich einen geschickten Thierarzt (die doch gegenwärtig nicht mehr so sehr selten sind) zu consultiren. Jeden-

§. 3. Zuerst von der schrecklichsten aller Krankheiten, der Hundswuth oder Wasserscheu, welche wegen der unglücklichen Folgen, die der Biß und selbst der bloße Geifer des damit behafteten Hundes bei Menschen und Thieren haben kann, bekannt genug ist, leider aber nicht immer zeitig genug beachtet und erkannt wird.

Nach neuern Untersuchungen ist sie eine psychische Krankheit, die das Eigenthümliche besitzt, daß sie ein fixes, an dem Geifer der Maulschleimhaut vorzugsweise haftendes Contagium erzeugt, welches im Stande ist, diese Krankheit auf andere Thiere und auch auf den Menschen überzutragen.

Starke und öfters abwechselnde Erhitzung und Erkältung, Mangel an Saufen, der Genuß von faulem Fleisch in heißen Tagen, vorzüglich wenn der Hund, der Sonne ausgesetzt, an der Kette liegt, heftige Zahnschmerzen und öfteres Zurückhalten von der Befriedigung des Begattungstriebes sind Gelegenheitsursachen. Auch will man vor einigen Jahren (s. Reichsanzeiger vom J. 1801, Nr. 20) bemerkt haben, daß Hunde von zerbissenen und verschluckten Kröten toll geworden sind. In den meisten Fällen wird jedoch diese Krankheit durch den Biß, welchen ein schon mit der Hundswuth befallenes Thier dem Hunde oder einem andern Thiere versetzt, gleichsam eingeimpft.

Man macht einen Unterschied zwischen 1) der fahrenden (hitzigen, reißenden) und 2) der stillen (laufenden) Hundswuth.

Für den Anfang, das Steigen und den völligen Ausbruch der fahrenden sowol als stillen Tollheit kann man drei Perioden annehmen, die aber zuweilen langsamer, zuweilen außerordentlich schnell einander folgen. Ich war Augenzeuge, daß ein Hühnerhund früh Morgens noch gesund und frisch auf der Jagd seine Dienste that, Mittags um 12 Uhr noch hinter seines Herrn Stuhle freiwillig Kunststücke machte, ohne das Fressen zu versagen, eine Viertelstunde darauf andere Hunde biß und ansteckte, und drei Stunden darauf vollkommen wasserscheu war.

Symptome der ersten Periode.

a) Solche, die bei beiden Arten der Hundswuth sich zeigen: Der Hund bezeigt sich traurig, verliert die Freßlust, äußert anfänglich heftigen Durst und säuft deshalb oft, aber wenig auf einmal; die Excremente, welche mit größerm Zwange als gewöhnlich abgehen, sind hart, meist immer schwarz gefärbt; er hat — wie bei andern Unpäßlichkeiten — eine warme, trockene, weißliche Nase; trübe, zuweilen gleich anfangs gebrochene Augen;

---

falls rathe ich Jägern und Jagdliebhabern an, sich noch ein rationelles Handbuch der Thierheilkunde anzuschaffen und empfehle z. B. „Anleitung zur Erkenntniß und Heilung der Krankheiten unserer Hausthiere, von Dr. F. M. Duttenhofer" (Stuttgart 1847). Anmerkung zur dritten Auflage.

einen schielenden Blick; er bellt entweder gar nicht, oder doch mit veränderter, hohler oder auch heiserer Stimme; er bezeigt sich gegen Liebkosungen, selbst wenn sein Herr sie ihm angedeihen läßt, gleichgültig; hört, wenn er fest (par force) dressirt ist, auf den Ruf seines Herrn in der Regel noch, naht sich aber schon weniger freundlich und rasch; hat er hingegen keine förmliche Dressur erhalten, so folgt er dem Rufe nicht leicht, verkriecht sich auch wol gar. Er schläft wenig oder gar nicht und fährt, wenn er ja einschläft, öfters zusammen.

b) Solche (Symptome), welche allein, oder öfter doch, auf fahrende Wuth hindeuten: Der Hund äußert, nächst den unter a) angegebenen Merkmalen, einen ungewöhnlichen Grad von Falschheit, Bosheit und Trotz, wenn er nicht sehr gute Stubendressur hat, gegen seinen Herrn; er schnappt eigensinnig und mürrisch nach Fliegen und Schmetterlingen; fängt, wenn er auch sonst diese Untugend nicht hat, zahme Hühner und Enten und reißt sie in Stücken, ohne etwas davon zu fressen; thut erst sehr freundlich gegen andere Hunde, fällt sie aber, ohne weitere Veranlassung, im andern Augenblick an, leckt sich öfters das Maul und klatscht mit der etwas inflammirten Zunge, verzerrt die Oberlefzen, wobei ihm zuweilen auch Wasser aus dem Maule läuft; schielt oft nach den Weichen (Flanken, Dünnungen); winselt auch wol laut.

Symptome der zweiten Periode bei beiden Arten der Hundswuth.

Unruhe und Schüchternheit vermehren sich auffallend; das Auge wird starr, wild und glühend; der Kopf schwillt um die Augen und die Backen herum und hängt beim Gange fast immer zur Erde herab; die Zunge entzündet sich immer mehr und wird feuerroth; Geifer läuft auf beiden Seiten aus dem Maule. Nächstdem knurrt der Hund von Zeit zu Zeit ohne Veranlassung, bellt aber gar nicht mehr; verkennt seinen Herrn, achtet entweder auf keinen Zuruf oder wendet, wenn er aus der Nähe gerufen wird, den Kopf so auf die Seite, als wenn er auf einen sehr entfernten Laut horchte [1]); lechzt nach Saufen, äußert aber Abscheu gegen alle Flüssigkeiten, vorzüglich gegen Wasser, und würgt sich, wenn er ja noch etwas, z. B. Milch, zu lecken versucht oder wenn sie ihm eingefüllt wird; er fällt sichtbar ab, besonders in den Weichen; legt sich fast gar nicht mehr, sondern schleicht mit schielendem Seitenblick und abwärts hängender Ruthe umher.

1) Die mit ausgezeichneter Schrift gedruckten Merkmale dürfen bei fest dressirten Hühnerhunden nicht sehr in Anschlag kommen, denn diese hören oft, selbst bei der vollen Wasserscheu, noch den stärkern Zuruf des Herrn.

Symptome der dritten Periode, oder des wirklichen, größtentheils sehr schnellen Eintritts der Wuth.

a) Bei der fahrenden:

Der Blick des glühenden Auges verräth Wildheit, die Pupille ist sehr erweitert, der Rachen offen und voll Geifer, die aus demselben herabhängende Zunge bläulich-grau, die Ruthe meistentheils, doch nicht immer stark zwischen die Keulen geklemmt. Im Freien läuft er im langsamen Trabe, wobei er die Läufe, wie ein dummes Pferd, sehr hoch hebt und überhaupt unregelmäßig tritt, durch Dick und Dünn meist so lange gerade aus, bis ihn ein unüberwindliches Hinderniß, z. B. ein Zaun, eine Mauer u. dergl., zu einer Wendung zwingt[1]). Meistentheils äußert sich ein hoher Grad von Wasserscheu, sodaß er vor dem Glanze des Wassers taumelnd sich abwendet, vorzüglich wenn er hineintritt; doch will man Beispiele wissen, daß er auch gerade durchgegangen und geschwommen sein soll. Alles, was ihm von Menschen und Vieh in den Weg kommt, fällt er an. An der Kette befestigt, wankt er so weit als diese reicht, herum, legt sich aber auch öfters nieder, und beißt nicht nur alle ihm sich nahenden Thiere, sondern auch in die Kette selbst und in das ihn umgebende oder vorgehaltene Holz und Geschirr. Gewöhnlich stirbt er nach Verlauf von neun Tagen unter fürchterlichen Convulsionen und Schmerzen. Letztere soll er auch da noch durch ein schreckliches Geheul äußern, was ich aber nie selbst gehört habe.

Der Biß des mit der fahrender Wuth befallenen Hundes ist für alle Säugethiere (den Menschen mit eingeschlossen) und Vögel, wenn nicht auf das schnellste zweckmäßige Vorkehrungen getroffen werden, jedesmal, und selbst der Geifer dann ansteckend, wenn er nicht augenblicklich und mit größter Vorsicht abgewaschen wird. Gemeiniglich bricht die Wuth bei Thieren, die von einem andern wasserscheuen gebissen worden sind, den neunten Tag aus.

b) Anzeichen der stillen Wuth sind folgende:

Beim wirklichen Ausbruch der Krankheit tritt dem Hunde weißer Schaum aus den Mundwinkeln hervor; die Augen sind, obwol entzündet, doch trübe und gebrochen; die blaue Zunge hängt weit aus dem Rachen. Mit eingeklemmter Ruthe geht er, wenn er entkommen kann, oft meilenweit taumelnd und langsam trollend, meist an oder auf Fahrwegen und Fußsteigen fort, und beißt Menschen und Thiere, die ihm in den Weg kommen. Zuweilen läuft er taumelnd im Kreise herum, fällt öfters nieder und schnappt in die Luft, ohne gerade nach etwas zu beißen. Letzteres soll ein Zeichen des geringern, minder gefährlichen Grades der Krankheit sein, die aber doch, wie immer, mit dem Tode des Hundes, oft viel später als den neunten Tag

1) Zuweilen legt er sich dann erst an solchen Stellen nieder und ruht.

und in den meisten Fällen so plötzlich endigt, daß er mit einem male im Laufen leblos niederfällt.

Leider haben traurige Erfahrungen uns aus dem Irrthum gerissen, daß die stille Wuth blos ein bösartiges Gallenfieber sei. Im Gegentheil ist es erwiesen, daß der Biß und Geifer, sobald letzterer sich dem Blute eines Thieres mittheilen kann, ebenso fürchterliche Folgen nach sich ziehen, wie bei der fahrenden Wuth, nur daß sie später und zu unbestimmten Zeiten sich äußern.

Heilung von dieser unglücklichen Krankheit, sobald sie einmal zum völligen Ausbruch gekommen ist, findet durchaus nicht statt; Pflicht ist es daher, um immer mögliches Unglück zu verhüten, den damit entschieden befallenen Hund je eher je lieber zu tödten; ja der Verfasser stimmt sogar dafür, sobald die Symptome der ersten Periode nach der Anwendung der unten anzuführenden Heilmittel bedenklicher werden, oder gar die der zweiten sich äußern, auch den kostbarsten Hund lieber todt zu schießen, als sich und Andere (sei es beim Eingeben von Arzneien oder auf andere Weise) der Gefahr, verletzt zu werden, auszusetzen.

Wenn aber der Besitzer eines guten, von einem mit der Wuth befallenen Thiere verletzten Hundes sich zur Tödtung desselben nicht entschließen kann, so verfahre er wie folgt:

Jeder auch nur muthmaßlich von einem wüthenden Thiere verletzte Hund, wie jeder, bei dem sich außerdem die oben angegebenen Symptome der ersten Periode zeigen, muß, selbst bei und nach dem Gebrauch der gerühmtesten äußerlichen und innerlichen Schutz- und Heilmittel, mindestens neun Wochen lang, ganz und genau von Menschen und von andern Thieren abgesondert, an eine starke, in einer sehr dauerhaften Halfung unlösbar befestigte Kette gelegt, und ihm jedes Heilmittel mit großer Vorsicht (wohin vorzüglich gehört, daß man starke lederne Handschuhe und Stiefeln dabei anzieht und die Schenkel mit einem Schurzfell verhängt) eingegeben werden.

Nach der Vorschrift des Dr. Roserus in Pyritz, dessen im Jahre 1795, wenn ich nicht irre, erschienene Abhandlung über die Hundswuth viel Aufsehen gemacht hat, soll man bei der Cur so verfahren:

In der ersten Periode der Krankheit gibt man dem starken Hunde ein zu Pillen geformtes, aus 8 Gran weißer Nieswurz und 8 Gran Ipecacuanha (Brechwurzel) bestehendes Brechmittel [1]).

In der zweiten Periode hingegen soll man 2 Gran mineralischen Turpith mit 10 — 12 Gran Cremor tartari verbinden, diese Portion in

1) Bei kleinern, z. B. Dachsbunden, ist die Hälfte hinlänglich; auch kann man von halben zu halben Stunden kleine Gaben reichen, bis Wirkung erfolgt.

Pillenform von zwei zu zwei Stunden geben, bis Wirkung erfolgt [1]). Sollten die übeln Anzeigen nicht sehr nachlassen und die bedenklichsten nicht verschwinden, so wird im letztern Fall den ersten Tag, im ersten Fall den andern Tag das Brechmittel noch einmal gegeben. Sollte die Gabe zu stark wirken, so gießt man dem Hunde, um dem Reize Grenzen zu setzen, frisches Leinöl ein. Bessert sich der Hund auffallend, so gibt man ihm vom andern Tage an dicke saure Milch (Schlappermilch), so viel er nur immer genießen will.

Daß die hier erwähnten Mittel vor den Folgen des Bisses eines schon wasserscheuen Hundes nicht schützen, fällt in die Sinne. Da aber für diesen Fall der Dr. Roserus nichts verordnet hat, so will ich mittheilen, was ich darüber weiß, ohne jedoch den glücklichen Erfolg jedesmal verbürgen zu können.

1. Gleich auf frischer That hat man von folgender örtlicher Behandlung der verletzten Theile meist immer guten Erfolg zu erwarten: Die Wunde wird, wenn es die Oertlichkeit derselben erlaubt, möglichst tief ausgeschnitten; wenn dies nicht sein kann, scarificirt, d. h. mit einer Lanzette oder einem scharfen Messer häufig aufgeritzt und erweitert, dann mit verdünnter oxygenirter Salzsäure oder mit kaustischem Salmiakgeist, in Ermangelung dessen aber mit scharfem Essig oder mit stark gesättigtem Salzwasser ausgewaschen, hierauf spanisches Fliegenpulver hineingestreut, ein aus in Asche gebratener Zwiebel oder Knoblauch, Honig, Salz und Mehl bereitetes Zugpflaster darauf gelegt, und durch täglich wiederholtes Einstreuen des spanischen Fliegenpulvers und Auflegen des Pflasters die Wunde so lange als möglich in Eiterung erhalten.

Innerlich kann man zugleich

2. folgendes Mittel, das im Anhalt-Dessauischen von den meisten Aerzten selbst, nächst andern, seit vielen Jahren mit dem glücklichsten Erfolge auch bei Menschen gebraucht worden ist [2]), anwenden. Es ist dort unter dem Namen Rübesamischer Eierkuchen bekannt und wird so bereitet:

Man gräbt im Monat December oder Januar wilde Rosenwurzel aus,

1) Auch hier bekommen kleinere Hunde nur die Hälfte. Das Mittel wirkt stark und gewiß, nach Roserus bei der zweiten Gabe.

2) Im Jahre 1805 ward öffentlich bekannt gemacht: dies Mittel habe in der Gegend von Wittenberg sich nicht bewährt gezeigt. Das kann nun überhaupt wol zuweilen der Fall sein, und deshalb möchte ich, bei Menschen vorzüglich, und ohne das Scarificiren, Schröpfköpfeaufsetzen, Spanischfliegenpulver und dergleichen Pflaster auflegen, und ohne Anwendung anderer Mittel dazu nicht rathen. Gewiß aber ist es auch, daß gemeine Leute aus alberner Weichherzigkeit die dabei zu haltende strenge Diät oft vernachlässigen und der guten Sache schaden. Zur ersten Ausgabe. — Spätern von mir eingezogenen Nachrichten zufolge haben die Eltern des gebissenen Kindes durch das ängstliche Flehen um einen Trunk sich hinreißen lassen, ihm vor Ablauf der gesetzten Zeit Wasser genießen zu lassen. Sonach beweist dieser Fall gegen die Wirksamkeit des Mittels nichts.

Zur zweiten Ausgabe.

schält sogleich die obere Schale davon ab, und verwahrt sie an einem trockenen Orte. Im vorkommenden Falle schabt man von der zweiten Haut [1]), mit der die Wurzel überdeckt ist, so viel als zwischen drei Fingern gefaßt werden kann, ab, und schneidet oder schabt diese so fein als nur immer möglich, vermengt sie mit einem halben Quentchen (30 Gran) geriebener Muskatennuß, fügt ein halbes Weinglas voll frischen Wallnußöls und drei frische Eier, wovon jedoch der Hahnentritt abzusondern ist, hinzu, rührt alles tüchtig unter einander und bäckt einen Eierkuchen (Pfannenkuchen) daraus. Diesen Eierkuchen muß der gebissene Mensch oder das Thier früh Morgens, ganz nüchtern, völlig verzehren, darf auch binnen den nächstfolgenden 24 Stunden nicht das geringste an Essen oder Trinken zu sich nehmen.

Wird alles Vorgeschriebene pünktlich befolgt und dieses Mittel sobald als möglich (wenigstens vor dem achten Tage) gegeben, so soll es (fast) unfehlbar sichern (?!) Die Cur wird durch einige Abführungsmittel beschlossen.

3. Ich gebe nächst dem Eierkuchen dem (starken) Hunde jeden folgenden Tag, bis nach dem neunten, ein Pulver, welches aus 6 Gran rohen Spießglanzes (Antimonium crudum), 3 Gran versüßten Queckſilbersublimats (Mercurius dulcis) und 4 Gran Tollkraut (Herb. belladonnae) besteht.

4. Ferner ward in der „Landwirthschaftlichen Zeitung", Jahrgang 1803, Nr. 26 (Beilage), folgendes Mittel angepriesen, dessen Wirksamkeit ich jedoch nicht zu untersuchen Gelegenheit hatte. Um Andere, vorzüglich Aerzte, zur Prüfung desselben zu veranlassen, theile ich es mit.

„Wurzeln von der Krausdistel (Mannstreu, Eryngium campestre), Natterkraut (Echium vulgare) und kretische Melisse (Mel. Cretica) werden, sobald sie anfangen in den Samen zu schießen, im Schatten getrocknet bis alle Feuchtigkeit heraus ist.

„Dann stößt man sowol die Krausdistelwurzel als jede Pflanze besonders zu Pulver, nimmt von einem Bestandtheil so viel als vom andern, mengt Alles recht gut, siebt es sorgfältig durch und verwahrt es in gut verstopften und mit Blase überbundenen Gläsern an einem trockenen Orte."

Unmittelbar nach der Verwundung, oder doch sobald als möglich, gebe man neun Tage nach einander dem Menschen (nach seiner Größe und Stärke) 10 — 20 Gran, dem Thiere (gleichfalls nach Verhältniß der Stärke) 30 — 60 Gran früh Morgens, und ebenso viel des Abends.

5. Der in allen Apotheken zu habende eingemachte Maiwurm ist als

---

1) Es ist hierunter die zwischen der Oberhaut (Epidermis) und dem Bast (Liber) verbreitete eigenthümliche Rinde (Cortex) zu verstehen.

ein zuweilen gut wirkendes Sicherungsmittel vor den Folgen eines Bisses vom tollen Hunde bekannt. Endlich

6. glaube ich, da doch vielleicht einer und der andere meiner Leser Nutzen davon ziehen könnte, anzeigen zu müssen, daß in dem anhaltischen Dorfe Rießdorf ein Einwohner lebt, der ein Pulver ausgibt, welches in sehr vielen mir bekannten Fällen jedesmal unfehlbar geholfen hat. Unter andern biß ein toller Hund im Jahr 1804 mehrere Stücken Vieh von der Heerde eines meiner Verwandten und alle seine Hunde, nachher einige Hunde im Dorfe. Mein Vater ließ den Mann kommen, der dem ganzen Viehstamme das Pulver gab, weil man nicht genau wußte, welche Stücken gebissen waren. Die Bauern wollten ihren Hunden nichts reichen lassen, weil sie Hausmittel zu kennen wähnten. Richtig aber verfielen alle ihre Hunde in Tollwuth; von der Heerde meines Freundes, auch von seinen Hunden kein einziges Stück [1]). Schade und Sünde ist es, daß der Besitzer jenes Arkans selbiges um keinen Preis bekannt machen will! Bei der Untersuchung des Pulvers durch einen Sachverständigen ergab sich, daß der Hauptbestandtheil desselben die weiße Pimpinellenwurzel war.

Von der Gewohnheit, den Hunden den sogenannten Tollwurm zu nehmen, um sie sowol vor der Ansteckung durch den Biß, als vor dem Ausbruch der fahrenden Wuth durch andere Ursachen zu sichern, ist man seit geraumer Zeit zurückgekommen, weil die Unzulänglichkeit dieses Verfahrens schon daraus hervorgeht, daß man den sogenannten Wurm als eine unter der Zunge liegende, blos den zur Hundegattung gehörigen Thieren eigene Sehne erkannt hat, deren Wegnahme nichts nützen, wol aber schaden kann.

Noch ist zu bemerken, daß, insofern man einem anscheinend tollen Hunde begegnet, man nur im Unter- oder Seitenwinde ihm einige Schritte aus dem Wege gehen darf, um vor seinen Anfällen gesichert zu sein. Anders verhält es sich, wenn man im Winde steht; denn alle Sinnesorgane des Hundes scheinen bei dieser Krankheit zerrüttet zu sein, nur der des Geruchs nicht [2]).

§. 4. Eine andere ansteckende, oft lebensgefährliche Hundekrankheit ist die sogenannte Hundeseuche (Hundestaupe, Rotz). Zuerst bemerkte man

---

1) Mein Vetter, der Hr. Hauptmann von Ludwiger auf Zschepkau bei Zörbig hat mir vor einigen Monaten den Vorfall wiederholt; und zwar genau so, wie oben steht, mündlich bestätigt.

Anmerkung zur zweiten Ausgabe.

2) Statt den langen Nachtrag des Verfassers in der zweiten Ausgabe hier wieder abzudrucken, bemerken wir nur, daß kein einziges der dort angeführten Mittel sich gegen die Tollwuth bewährt hat und wiederholen die Worte des Verfassers eindringlich: „sobald die Symptome der ersten Periode der Wuth sich, ohne den zweckmäßigen Mitteln zu weichen, vermehren, sogleich auch den kostbarsten Hund zu tödten".

Bei Menschen Heilungsversuche mit Hausmitteln machen zu wollen, ist gewissenlos.

Anmerkung zur dritten Auflage.

sie im Jahre 1746 in Frankreich, von wo sie nach England, aus diesen Ländern aber vermuthlich durch die englischen und französischen Jagdhunde, die zur Verbesserung der Parforcejagdmeuten zu uns herübergeholt wurden, nach Deutschland kam.

Sie ist ihrer Natur nach ein nervöses Katarrhalfieber.

Symptome.

Häufiges Niesen, Schnäufeln, Husten und öftere erfolglose Anwandlung von Erbrechen; eine trockene, heiße Nase, trübe Augen, Traurigkeit und immer mehr abnehmende Freßlust. Späterhin, wenn durch zweckmäßige Mittel dem Uebel nicht Grenzen gesetzt werden, zeigt es sich bald, ob die Krankheitsmaterie einen Ausweg durch die Nase nehmen oder sich auf die innern Theile werfen will. Im erstern Falle sträubt sich das Haar auf, der Kopf schwillt, die Augen entzünden sich, fangen an zu triefen und zu eitern, ein mehr oder minder eiterhafter Ausfluß geht aus der Nase, der Athem wird übelriechend, Betäubung und Schwindel nehmen überhand. Im letztern, schlimmern Falle erscheinen Krämpfe, Lähmungen im Kreuz und Abzehrung besonders in den Weichen. Oft stirbt unter solchen Umständen der Hund unter Krämpfen und Zuckungen. Nach dem Tode zeigt sich bei der Oeffnung die Lunge entzündet, der Magen und das Gescheide voll zähen Schleimes und voll brauner Flecken.

Heilverfahren.

1. Ohne die weiter unten anzuführenden Heilmittel verwerfen zu wollen, kann ich doch folgende Curmethode mit vollem Grunde empfehlen, indem von vielen Hühner-, Wind- und Dachshunden, auf die ich sie angewendet habe, nicht ein einziger gestorben ist. Doch will ich gern zugeben, daß bei Hunden, die vorher öftern sehr heftigen und schnell wechselnden Erhitzungen und Erkältungen ausgesetzt waren, die Sterblichkeit größer sein kann.

Ich gebe nämlich dem Hunde, sobald die Seuche sich bei ihm anzeigt, ein Larirmittel, nach §. 38, Nr. 3 oder 4, — kein Brechmittel, wie, auf die Autorität anderer sonst sehr bewährter Männer hin, in der ersten Ausgabe verordnet worden ist, obwol ich früher nie von diesem, sondern jederzeit von jenem und zwar, wie gesagt, stets mit glücklichem Erfolge Gebrauch gemacht hatte. Spätere zu meinem großen Verdruß gemachte Erfahrung hat mich belehrt, daß das Brechmittel zu stark auf die bei der Seuche ohnehin gereizten Halsdrüsen wirkt, wodurch die Krankheit denn eher verschlimmert als gemildert wird.

Vom folgenden Morgen an reiche ich täglich drei mal einen gehäuften Theelöffel voll von der zu Pulver gestoßenen weißen Pimpinellenwurzel; über

den fünften Tag aber wieder eins von den Abführungsmitteln, zu welchen man § 38, unter Nr. 5 oder 6, die Vorschrift findet.

Sollten sich Krämpfe zeigen, so ist an den Tagen, wo kein Abführungsmittel gegeben wurde, dem Patienten nebst der Pimpinellenwurzel Morgens und Abends ein gehäufter Theelöffel voll von nachstehender Latwerge auf die Zunge zu streichen:

℞ Pulv. rad. gentian.
— — valerian. ana ℥ij,
— — rhei ℥j,
Sulph. antim. aurat. gr. xxx,
Mell. commun. q. s.
M. F. Electuar.

Erfolgt baldige Besserung nicht, so lege man oben im Genick ein Eiterband. Zu dem Ende wird eine seidene Schnur dreifach geflochten, diese, nachdem sie in Oel getaucht worden, mit Spanischfliegenpulver bestreut, in eine Heftnadel eingefädelt und vermittelst derselben drei Finger breit unter der Haut weggezogen und an jedem Ende der Schnur, die 3 Zoll länger sein muß als der Raum, den das eigentliche Eiterband einnimmt, ein Querhölzchen eingeknüpft. Täglich einmal wird die Suppuration weggewischt, die Schnur aber einige mal hin- und hergezogen, und dabei in den ersten fünf Tagen jedesmal mit Spanischfliegenpulver bestreut.

2. Andere behandeln den Patienten so:

Sie purgiren ihn aller drei Tage, waschen ihn äußerlich mit Melissen-, Quendel- oder Rosmaringeist, geben ihm zur Beförderung der Ausdünstung Hollunderſaft mit Siegelerde oder Krebsaugen vermischt, und hüllen ihn in Tücher ein. Nimmt die Krankheit zu, so erhält der Hund täglich den vierten Theil von folgendem Mittel in Pillen- oder Latwergenform:

℞ Merc. praecip. rub. gr. iv,
Antimon. crud. gr. iv,
Sal. ammon. gr. vj,
Rad. rhei gr. vj.

Oder man gibt von nachstehendem täglich einmal den vierten Theil, gleichfalls in Pillen- oder Latwergenzurichtung:

℞ Merc. dulc. gr. viij,
Antimon. crud. gr. xij,
Rad. rhei gr. xxx.

Erst einige Stunden nach dem Gebrauch darf der Hund saufen. Scheinen diese Mittel ihn zu sehr anzugreifen, so werden sie einen Tag um den andern ausgesetzt.

Will sich kein Ausfluß durch die Nase zeigen, entstehen Krämpfe und

wird so der Hund kränker, so erhält er ein Abführmittel nach §. 38, Nr. 4, und jeden folgenden Tag ein aus 6 Gran Antim. crudum, 3 Gran Merc. dulc. und 4 Gran Herb. bellad. bestehendes Pulver.

Noch Andere nehmen im letztern Falle 80 Gran zerstoßene Baldrianwurzel, 30 Gran Tollkraut und 5 Gran Spießglanzschwefel, und geben dies in Wasser des Morgens auf einmal, oder sie wenden bei starken Zuckungen außer dem vorher erwähnten Eiterbande folgendes Pulver in Pillen- oder Latwergenform an: 30 Gran gestoßene Wohlverleiwurzel, 30 Gran Tollkraut und 6 Gran Moschus, wovon jeden Tag der dritte Theil auf einmal genommen wird.

Vor Aderlassen warne ich, so sehr es auch in andern Schriften empfohlen wird.

Erreicht diese häßliche Krankheit den höchsten Grad, so grenzt sie nahe an stille Wuth, geht auch zuweilen in diese über; weshalb man beim Eingeben der Arzneien vorsichtig sein und starke Lederhandschuhe anziehen muß [1]).

In Rücksicht der Diät bemerke man, daß dünne Mehlsuppen, Fleisch- oder Schöpsenknochenbrühe mit nicht zu grobem Brot die besten Nahrungsmittel sind. Als Medicin ist es ferner zu betrachten, wenn man dem Patienten bei fortgehender Besserung täglich ein oder zwei mal einen kleinen Teller voll ungesalzener Butter, in welcher Majoran gekreischt wird, auflecken läßt. Bei Hunden, wo es auf Erhaltung der Reizbarkeit der Geruchsorgane ankommt, versäume man dieses Mittel ja nicht.

Sobald die ersten Anzeigen der Krankheit bei einem Hunde eintreten, muß er, von allen andern abgesondert, so viel als möglich temperirt warm gehalten, der Luft gar nicht ausgesetzt, und keine Minute versäumt werden, besonders die unter 1. vorgeschriebenen Mittel anzuwenden.

Nach der Herstellung oder nach dem Tode des seuchenkranken Hundes muß der Stall oder das Behältniß, in dem er sich befand, vollkommen gut gereinigt, die Wände und der Boden müssen da, wo sie von dem Eiterausfluß aus der Nase befleckt sein können, abgewaschen oder beweißt, Thüren und Fenster mehrere Tage geöffnet, und wenigstens drei Tage nach einander darf das Ausräuchern mit Wachholderbeeren oder Essig nicht versäumt werden.

---

1) Drei sehr traurige Erfahrungen machen es dem Verfasser zur Pflicht, zur höchsten Vorsicht anzumahnen. Er war nämlich Zeuge, daß zwei Menschen und ein Hund, die zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen im höchsten Grade seuchenkranken Hunden gebissen wurden, ungeachtet der schnellsten Anwendung der gerühmtesten äußerlichen und innerlichen Schutz- und Heilmittel gegen den Biß toller Hunde durch sehr geschickte Aerzte in der sechsten Woche starben, ohne jedoch von der Hundswuth befallen zu werden. Wol nahm man an beiden Menschen einen hohen Grad von Schwermuth, auch in der letzten Zeit sehr überspannte Gefühle wahr; der Hund hingegen unterlag heftigen Krämpfen, die den kräftigsten Mitteln nicht wichen. Anmerkung zur zweiten Ausgabe.

Sollte man an einem Orte leben, wo diese Krankheit zu grassiren anfinge, und könnte man zur Unterdrückung derselben sonst nichts beitragen, so hüte man nur seine Hunde vor der Gemeinschaft mit andern, gebe jedem ein leichtes Purgirmittel und hinterdrein, etwa acht Tage lang, die oben vorgeschriebene Dosis von der weißen Pimpinellenwurzel täglich zwei bis drei mal als Vorbeugungsmittel.

Außerdem wurden noch folgende Behandlungsweisen und Mittel anempfohlen, wobei ich bemerke, daß ein vorgesetztes † bedeutet, daß eigene Erfahrungen für einen günstigen Erfolg sprechen.

a) Als Schutzmittel gegen die Hundeseuche wurde im Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, herausgegeben von G. L. Hartig, Jahrg. 1807, Hft. 3, S. 621, von einem Hrn. H. A. G. z. S. die Kuhpockenimpfung empfohlen.

Unter zehn Impflingen faßte die Lymphe bei sieben [1]), nachdem sie wasserhell, zwischen dem siebenten und zehnten Tage des Alters der Kuhpocke, auf einer abrasirten Stelle an der Stirn unter möglichster Vermeidung des Blutvergießens, nach gewöhnlicher Weise eingebracht war. Referent bemerkte an diesen Impflingen durchschnittsmäßig den zweiten Tag Niedergeschlagenheit, am dritten und vierten warme Extremitäten, vom vierten bis siebenten Rasseln beim Athmen, Husten, Schnupfen, Schleimabsonderung; vom siebenten bis elften sehr heiße Extremitäten, gar keine Freßlust und bestimmtes Fieber; zwischen dem elften bis zum sechzehnten Tage erfolgte völlige Genesung.

Allen diesen Hunden wurde zu wiederholten malen Schleim von andern seuchenkranken Hunden eingeimpft; man ließ sie mit diesen umgehen, sich lecken, beißen ꝛc.; dennoch wurde kein einziger angesteckt — was jedesmal geschah, ohne daß leichtere Krankheitssymptome bemerklich waren, bei Hunden, denen, ohne vorhergehende Kuhpockenimpfung, Seuchenschleim inoculirt wurde.

Für den Jäger wie für jeden Hundeliebhaber ist diese Erfahrungsmittheilung von Wichtigkeit. Der Verfasser hält sich verpflichtet, zur Wiederanregung und Prüfung der Sache hierdurch mitzuwirken. Er wünscht zugleich, daß recht Viele mit ihm zu weitern Versuchen sich vereinigen und ihre Erfahrungen und Wahrnehmungen über den Erfolg in einer der gelesensten Zeitschriften öffentlich bekannt machen mögen.

† b) Hr. Donauer (s. Laurop's Annalen, a. a. O., S. 72) schreibt nachstehende Behandlung der Krankheit vor:

1) Die drei, bei welchen dies nicht der Fall war, mochten, nach des Referenten Dafürhalten, die Hundeseuche früher schon überstanden haben.

„Das Recept Nr. 1 dient bei gewöhnlichen Anfällen und wird bei dem Eintritt von Mangel an Eßlust, trüben Augen, heißer Nase, zähem Nasenschleim eingegeben; doch nur aller drei Stunden drei bis vier Pillen, damit die Purganz nicht zu heftig wirke. Sowie Laxiren erfolgt, setzt man aus und gibt die übrigen Pillen einzeln so nach, daß Abgang weicher Excremente unterhalten wird. Nr. 2 wird nur dann angewendet, wenn der kranke Hund zugleich mit Krämpfen befallen ist."

Nr. 1.

Man sehe die Vorschrift in §. 37, Nr. 3.

Nr. 2.

Zu den bei Nr. 1 bestimmten Stoffen wird noch pulverisirtes Belladonnenkraut ein halbes Quentchen zugesetzt, übrigens wie oben verfahren.

Der Verfasser hat in zwei Fällen obige Mittel mit Erfolg angewendet; im letzten mit desto besserm, indem er nach der ersten Purganz weiße Pimpinellenwurzel und Baldrianwurzel zu gleichen Theilen pulverisirt, täglich in drei Gaben von einem Theelöffel voll, mit Butter zu Pillen gemacht, miteintreten ließ und zwischendurch eine Pille vom Recept Nr. 2 gab, um weichen Excrementenabgang zu erhalten. Der Hund war schon sehr krank und lendenlahm, litt dabei überhaupt an Krämpfen, wurde aber dennoch in 24 Tagen ganz hergestellt und arbeitete nach andern 14 Tagen wieder als Vorsuchhund auf Hirsche, ohne bemerkbaren Verlust seiner vorher trefflichen Nase.

c) Hr. K. W. Ammon rühmt in seinem Allgemeinen Hausvieharzneibuch (Ansbach 1821) — einer in jeder Hinsicht empfehlenswerthen Schrift — die Erfolge, welche die Behandlung der Krankheit nach folgender Vorschrift des Hrn. Prof. Viborg zu Kopenhagen gekrönt haben sollen:

Den Anfang der Cur soll machen, ein mit etwas Milch nach und nach zu gebendes Brechmittel (auf den Mittelhund 3 — 4 Gran weiße Nieswurzel oder Brechweinstein gerechnet), an dessen Stelle lieber die Purganz §. 37, Nr. 3, zu setzen sein möchte; nebst einer täglich ein mal anzuwendenden Einreibung von folgender Salbe: Leinöl 3 Loth, Terpentinöl und Kampher von jedem 2 Quentchen, in einer Reibschale gut zusammenzureiben. Dadurch soll allein schon die Krankheit öfters gehoben werden; wo nicht, so soll man Angelikawurzel, Alantwurzel und Kampher gleichtheilig pulvern und mengen, und davon dem größten Hunde 20 Gran, dem mittlern 15 Gran, dem kleinen oder ganz jungen 5 Gran, in zwei gleiche Gaben getheilt und in Latwergen-

oder Pillenform gebracht; täglich Morgens und Abends eine Gabe reichen. In noch schwerern Krankheitsfällen, die gewöhnlich von Verstopfungen begleitet sind, soll von Zeit zu Zeit ein Klystier nach der Vorschrift §. 38, Nr. 2, gegeben, auch das Auge, wenn es trübe und voll Eiter ist, mit lauwarmer Milch oft ausgewaschen werden.

† d) Bei der gewöhnlich eintretenden, oft hartnäckigen Lendenlähmung (wenn nicht in Zeiten den Vorschritten der Krankheit Einhalt gethan wird) hat der Verfasser Einreibungen mit Ameisenspiritus oder warme Ameisenbäder mit Glück angewendet. Letztere werden so zubereitet: Man nimmt dazu den größern, tief liegenden Theil eines Ameisenhaufens, thut ihn in einen Sack und gießt darauf siedendes Wasser. Die durchlaufende Brühe wird lauwarm zu Bädern oder Bähungen gebraucht.

Rohlwes setzt in seinem Vieharzneibuch (S. 332) an die Stelle des Ameisenspiritus eine Mischung von 8 Loth Kamphergeist, 2 Loth Salmiakgeist und 2 Quentchen spanischer Fliegentinctur [1]).

§. 5. Noch eine andere, nicht minder ansteckende Hundekrankheit wie die, von welcher im vorhergehenden Paragraph gehandelt worden, ist die Raude (Räude, Grind, Schabe, Krätze).

Man hat behaupten wollen, daß die Disposition zu derselben von den Eltern auf die Kinder übergehen könne, und nach des Verfassers Ansicht mag dem wol so sein, wenn einer von beiden Gatten zu der Zeit der Begattung mit der Raude befallen war. Gewöhnlich aber ist sie eine Folge von Ansteckung, oder von schlechter Wartung, Pflege und Nahrung, d. h. sie wird im letztern Falle erzeugt durch Unreinlichkeit des Aufbewahrungsortes und der Lagerstätte, durch vernachlässigte Reinigung der Haut vermittelst des Bades, des Waschens mit Seife und des Kammes nicht nur, sondern auch durch häufigen Genuß von rohem Fleisch, besonders wenn es weniger oder mehr in Fäulniß übergegangen ist, durch fetten oder aus Hülsenfrüchten (Erbsen, Linsen, Bohnen), aus Kartoffeln, vorzüglich wenn sie im Frühlinge schon Keime getrieben haben, oder aus anderm Gemüse bestehenden Fraß, wenn solcher anhaltend oder nur oft gereicht wird.

Der Verfasser sagte in der ersten Ausgabe dieses Werks, selbst Wasser könne zum Entstehen der Raude beitragen. Diese Aeußerung stützte sich auf folgende von ihm selbst gemachte Erfahrungen:

Er besaß einen Hund, der, wenn er auch der von Andern angerühmten Kost von Wasser und Brot — als einer, seiner Ansicht nach, wenn der Hund gesund ist und stark gebraucht wird, für die Dauer allerdings etwas

1) Den Hundebesitzern empfehle ich dringend den Theil, der über Hundekrankheiten handelt, in dem trefflichen Werke: Oswald, Der Vorstehhund, in vorkommenden Fällen nachzulesen.
Anmerkung zur dritten Auflage.

zu schmalen — nicht immer unterworfen, doch keineswegs durch ungesunden Fraß verdorben und noch weniger auf die Mast gestellt, sondern im eigentlichsten Sinne nur gut gefüttert war.

Dieser Hund begleitete seinen Herrn auf einer viertägigen, im Winter beim Schneeaufgange nöthig gewordenen Reise. Von dem Schneewasser wurden nicht nur die Läuse, sondern auch mehrere Stellen der Haut wund gefressen, und es entstand daraus die sogenannte kleine rothe Raude so heftig, daß mehr als sechs Wochen vergingen, ehe die damals dem Verfasser bekannten Heilmittel Herstellung bewirkten.

Er gab einen andern gut gehaltenen, braven, ganz gesunden Hund an einen seiner Freunde, dessen Wohnort in dem Rufe stand, daß das Trinkwasser daselbst öfters bei dort nicht erzogenen Individuen einen krätzigen Ausschlag bewirke. Der Hund war kaum zwei Monate da, als er von der großen Raude befallen und davon nur mit Mühe befreit wurde, obwol er, hinsichtlich der Wartung wie des Gebrauchs, ganz so wie bei mir behandelt wurde.

Der Verfasser glaubt, diese Bemerkungen sich und dem Hrn. Hofapotheker Donauer schuldig zu sein, welcher in Laurop's Annalen, a. a. O, so gütig über die erste Ausgabe meines Handbuchs geurtheilt hat, daß ich darüber gewiß keine Fehde mit ihm angesponnen haben würde, wenn er auch in Betreff des fraglichen oder irgend eines andern Gegenstandes „einigen Ironien" in seinem Aufsatze Raum gegeben hätte.

Man nahm früherhin fünf Arten von Raude an, nämlich:

1. Die kleine rothe, bei welcher kleine röthliche Flecken und Bläschen auf der Haut, zuerst gemeiniglich am Halse und Kopfe zum Vorschein kommen, die dem Hunde ein brennendes Jucken verursachen. Zugleich schwellen ihm die Läuse stark an, und nicht selten entstehen Lähmungen, vorzüglich am Hintertheile. Man hielt sie für die bösartigste.

2. Die große Raude. Sie zeigt sich stellenweise, nimmt aber an mehreren Orten handgroße Flecken ein, auf welchen die Haare ausgehen, die Haut aber schuppig und übelduftend wird. Bei ihr schwellen nicht sowol die Läuse an, als der Kopf, die Lenden und der Rücken. Das Jucken an den eingenommenen Theilen scheint noch heftiger zu sein, als bei der ersten Art.

3. Die Speckraude. Bei ihr bilden sich auf der Haut Runzeln und Falten, aus welchen eine fettige Feuchtigkeit ausschwitzt, die oft so ätzend ist, daß sie die Haut durchfrißt.

4. Die gemeine Raude nimmt meist den ganzen Körper ein und überzieht diesen mit einer trockenen, schuppigen Kruste.

5. Die schwarze Raude äußert sich ganz so wie die vorige, nur bemerkt man auf der schuppigen Kruste einen schwarzen Staub. Wird ihr

nicht bald Einhalt gethan so fallen die Haare alle aus und der Hund wird völlig kahlhäutig. Jetzt wollen mehrere Thierärzte (z. B. Rohlwes) nur zwei Arten anerkennen, nämlich die gemeine und die Speckraude, indem sie die kleine rothe ganz ausmerzen, die große aber zu der gemeinen, und die schwarze zur Speckraude rechnen. Der Verfasser suspendirt als Laie sein Urtheil um so mehr, da das Heilverfahren überall dasselbe ist.

Heilverfahren.

Besonders wirksam, vorzüglich gleich beim Entstehen der Krankheit, hat der Verfasser in mehreren Fällen das weiter unten (§. 37 unter 1) angeführte Nieswurzdecoct gefunden, womit der ganze Hund, wenn er vorher mit einem wollenen Lappen oder Strohwisch tüchtig gerieben ward, nach der am angezeigten Orte zu findenden Vorschrift zu waschen ist. Schon dieses Waschen wirkt sehr heilsam auf die Haut; die Hauptsache aber ist das Erbrechen, welches Folge des Leckens ist. Im Fall der Hund sich aber nicht leckt, wird die a. a. O. vorgeschriebene Nieswurzdosis nach und nach in Pillenform gegeben, außerdem aber ja nicht.

Gleich nach dem Waschen wird der Patient an einen warmen, trockenen Ort, der dem Luftzuge durchaus nicht ausgesetzt sein darf, gebracht, auch, sobald das Mittel zu wirken anfängt, warm zugedeckt.

Binnen 24 Stunden wird sich der Ausschlag außerordentlich verstärken. Oft trocknet dieser binnen drei Tagen ohne weiteres ab, und der Hund ist rein; wo nicht, so reibe man eine der folgenden Salben einen Tag um den andern ein mal ein:

℞ Pulv. rad. bard.,
Herb. chelid. maj.,
Bacc. lauri,
Sulph. commun. ana ℥j.

Mit Leinöl einige Minuten unter beständigem Rühren gekocht.

Oder:

† Leinöl 10 Loth,
Essig 3 Loth,
Schwefel $1\frac{1}{2}$ Quentchen,
Kupferwasser $1\frac{1}{2}$ Loth,
Gallus $1\frac{1}{2}$ Loth,
Lorbeeren $1\frac{1}{2}$ Quentchen.

Das Leinöl wird in einem Tiegel heiß gemacht, dann der Essig hinzugeschüttet, und beides über gelindem Kohlenfeuer eine Zeit lang unter stetem Rühren mit einem hölzernen Spatel gekocht. Hierauf thut man die übrigen Species pulverisirt hinzu, und läßt die ganze Masse unter sehr emsigem

Rühren und Abheben von den Kohlen, wenn sie überzulaufen droht, eine halbe Stunde lang gut durchkochen. Nach hinlänglichem Verkühlen wird die Salbe durch ein Läppchen abgeseihet und in einer steinernen Büchse, mit Schweinsblase zugebunden, gut verwahrt.

Oder:

Man rühre 4 Loth ungenetzten Schwefel mit 8 Loth Schweinefett zusammen zur Salbe. Gleich des andern Tags, nach dem Gebrauch des Nieswurzdecocts und jeden folgenden Tag reibe man die wunden Stellen mit der Salbe drei mal ein, und streiche zugleich jedesmal einen gehäuften Theelöffel voll von der Salbenmasse dem Hunde auf die Zunge.

Bis zur gänzlichen Herstellung und selbst während der Nacheur, wie sie hiernächst vorgeschrieben werden wird, gebe man dem Hunde täglich drei mal einen gehäuften Theelöffel voll von folgendem Pulver:

† Weiße Pimpinellenwurzel 2 Loth,
Feldsteinmoos 2 Loth,
Schwefelblumen $\frac{1}{2}$ Loth.

Dasselbe kann trocken eingeschüttet oder auf die bekannte Weise zu Pillen geformt, gereicht werden.

Oder:

Man feuchtet täglich (nach Donauer's Vorschrift) 3 Quentchen Alantpulver in soweit mit Honig oder Syrup an, daß daraus vier Pillen geformt und dem Hunde davon Vormittags zwei und Nachmittags zwei eingesteckt werden können.

Bei eintretender Verstopfung gibt man die §. 38, Nr. 4, vorgeschriebenen Pillen einzeln so, daß täglich eine einzige Ausleerung bewirkt wird.

Vor dem Einreiben ist der Hund jedesmal mit warmem Seifenwasser zu waschen.

Wenn der Ausschlag ganz abgeheilt ist, so reibe man fortgesetzt täglich einmal Fruchtbranntwein, worunter ein wenig spanische Fliegentinctur gemischt ist, ein, oder man bähe den Rücken und die wund gewesenen Stellen täglich drei bis vier mal mit einer der folgenden jedesmal zu erwärmenden Abkochungen:

Kleingeschnittene Ulmenrinde 8 Loth, in 8 Pfund Wasser eine halbe Stunde lang zu kochen [1]).

Oder:

℞ Herb. absynth.,
— ruthae,

1) Die Stelle der Ulmenrinde ist füglich, sogar mit Vortheil, durch Rinde von jungen Eichen, welche im Mai oder Juni geschält worden, zu ersetzen.

Herb. millefol.,
— cent. min.,
— majoran. ana ℥j.

Dies Alles in 8 Pfund Waſſer eine halbe Stunde zu kochen.

Sollte der Ausſchlag nach einiger Zeit ſich wieder zeigen, was aber nicht leicht der Fall ſein wird, wenn man ihn vorher nicht einwurzeln ließ, ſo wende man den Nieswurzabſud wie das erſte mal an, und reibe dann vom vierten Tage an täglich drei mal folgende Salbe ein:

℞ Ung. pomat. ℥j,
Flor. zinc.,
Sem. lycop. ana ℥ß.

Oder:

Man gieße auf 4 Quentchen von getrockneten Stengeln des Bitterſüß (Alpranken, kletternden Nachtſchatten, Solanum dulcamara) 1 Pfund Waſſer, laſſe es eine halbe Stunde ſtehen und dann 7 — 8 Minuten kochen; gebe täglich drei mal einen Eßlöffel voll von dieſem Abſud innerlich und waſche ebenſo oft die Haut damit.

In noch hartnäckigern Fällen, bei denen die bis hierher vorgeſchriebene Curart das Uebel nicht aus dem Grunde hob, gebe man aller 6 — 8 Tage ein Abführungsmittel nach §. 38, Nr. 2 oder 3, an den freien Tagen aber innerlich täglich drei mal 10 Gran ſalzige Schwefelleber. Aeußerlich reibe man zugleich einen Tag um den andern Unguentum citrinum oder folgende Salbe auf den mit Ausſchlag behafteten Stellen täglich ein mal ein:

1½ Unze Queckſilber, 6 Quentchen venetianiſchen Terpentin, 2 Eßlöffel voll (knapp gemeſſen) Terpentinöl und 3 Unzen Schweineſchmalz; Alles ſo lange unter einander gerührt, bis das Queckſilber mit dem Uebrigen ſich gänzlich vermiſcht hat.

Wenn der Ausſchlag völlig abgeheilt iſt, muß der Hund immer noch eine Zeit lang vor der Luft, beſonders aber vor kalter Näſſe geſchützt bleiben, auch der Gebrauch des oben verſchriebenen Bitterſüßabſuds unter drei Wochen nicht ausgeſetzt werden.

In Rückſicht der Diät bemerke man, daß ein zur Raude geneigter oder damit befallener Hund wenig oder gar kein Fleiſch, und durchaus kein Fett, welcher Art es ſei, freſſen darf. Alle im vorhergehenden Paragraphen vorgeſchriebene Sicherungsmaßregeln vor Anſteckung anderer Hunde müſſen auch hier in Anwendung gebracht werden [1]).

1) Blaine empfiehlt in hartnäckigen Fällen innerlich:
Rc. Ol. vitr. gtt. x,
Lact. sulph. ℥ß,
Conserv. rosar. ℥j,
M. f. M. P. ex qua form. pil. Nr. XII.
C. c. S. L. D. S. Täglich eine bis zwei Pillen.

§. 6. Die Fallsucht (Epilepsie, böses Wesen, böse Staupe) ist eine bei den Hunden öfter als bei andern Hausthieren vorkommende Krankheit. Der Entstehungsursachen gibt es viele; z. B. Eingeweidewürmer, unterdrückte Hautausdünstung, übermäßiger Samen- oder Schweiß- (Blut-) Verlust, zurückgetriebene Raude. Einzelne Fälle ausgenommen, ist es schwer, den Entstehungsgrund der Krankheit mit Sicherheit auszumitteln; deshalb kann es auch nicht anders als schwierig sein, für einzelne Fälle passende Mittel zu wählen; daher denn auch wol das öftere, gänzliche Mißglücken der Cur unter den Händen des geschicktesten Heilkünstlers.

Symptome.

Der im höhern Grade mit der Fallsucht behaftete Hund stürzt, wie jedes an derselben leidende Thier, jähling zu Boden, verdreht die Augen, knirscht mit den Zähnen; weißer Schaum tritt aus den Mundwinkeln hervor oder es entrinnt denselben wasserheller Speichel; Athem und Puls ist ungleich und geschwind. Wenn der Paroxysmus endigt, wird das Thier ruhig, liegt mehrere Minuten unbeweglich still, springt dann auf und läuft und springt dem gesundesten gleich.

Beim niederern Grade der Krankheit stürzt der Hund, wenn der Paroxysmus beginnt, nicht zu Boden, sondern taumelt entweder umher oder stemmt sich mit gekrümmtem Rücken an jeden ihm in der Nähe sich darbietenden Gegenstand, indem ein Lauf um den andern sich zuckend hebt und rasch wieder sich streckt, das Hintertheil hin- und herschwankt, der ganze Körper zittert und starkes Zusammenziehen in den Weichen bemerkbar wird. Das Auge ist mehr stier als gebrochen, Schaum tritt aus den Mundwinkeln nur selten hervor und selbst der Speichelausfluß findet sich nicht immer oder doch nicht eben stark ein. Das Ende des Paroxysmus deutet sich an durch

---

Oder:

Rc. Hydrarg. subl. corros. gr. jj,
Aq. destill. Zjjj,
M. D. S. Morgens und Abends je 30—40 Tropfen.

Gegen veraltete rothe Raude äußerlich:

Rc. Carb. veget. pulv.
Cret. alb. pulv. aa Zj,
Sacch. satur. Zi,
Merc. praecip. alb. Zij,
Fl. sulph. Zjj,
Ax. porci Zj,
M. D. S. Salbe.

Und gegen Speckraude:

Rc. Ung. citri Zjj,
Sacch. satur. 9j,
Fl. sulph. Zß,
Ad. porci Zj,
M. D. S. Salbe.

Anmerkung zur dritten Auflage.

Nachlaß der vorbemerkten Krankheitsanzeigen und durch Wiedereintritt derjenigen Thätigkeit der Sinnes- und Bewegungswerkzeuge, welche dem Thiere im gesunden Zustande eigen ist.

Heilverfahren.

a) Allgemeine Regel ist es, während des Paroxysmus lieber gar nichts zu thun, als denselben durch Anwendung von heftig wirkenden krampfstillenden Mitteln gewaltsam zu unterdrücken.

b) Sind Anzeigen vorhanden, daß Würmer die Krankheit verursachen, so wende man die §. 19 verordneten Mittel an, und gebrauche zur Stärkung das folgende:

Angelikawurzel,
Kalmuswurzel, von jedem 4 Loth,
Asa födita $1\frac{1}{2}$ Loth.

Alles zu pulverisiren, mit Wachholdersaft Latwerge daraus zu machen und täglich vier mal 1 Quentchen davon zu geben.

c) Ist unterdrückte Ausdünstung als Grundursache bekannt, so halte man den Kranken warm, bade ihn täglich eine Viertelstunde ganz in lauwarmem Wasser, oder lege ihm ein Haarseil im Nacken und gebe innerlich folgendes Mittel:

Angelikawurzel 3 Loth,
Pfeffermünzkraut,
Wohlverleiblumen, von jedem $1\frac{1}{2}$ Loth,
Anissamen,
Kampher, von jedem 1 Loth.

Alles zu Pulver gemacht, gemengt, mit Wachholdersaft zur Latwerge bereitet; dem Hunde täglich vier mal 1 Quentchen zu geben.

d) Die unter c) verordnete Latwerge, mit einem Zusatz von 2 Loth Chinarinde, wird sich wirksam bezeigen, wenn starker Samen- oder Blutverlust als Entstehungsgrund der Krankheit bekannt ist. Man gebe in diesem Falle täglich vier mal $1\frac{1}{2}$ Quentchen davon.

e) Ist die Fallsucht als Folge übelbehandelter Raude zu betrachten, so gebe man von nachstehendem Mittel täglich vier mal 2 Quentchen:

Wachholderbeeren,
Enzianwurzel,
Alantwurzel,
Angelikawurzel,
Rohen Spießglanz,
Schwefelblumen, von jedem 2 Loth.

Alles gepulvert, gemengt, mit Wachholdersaft zur Latwerge zu machen.

Zugleich lege man im Nacken ein Haarseil und unterhalte dasselbe vier bis sechs Wochen.

Sollten die angezeigten Mittel das Uebel nicht heben, so bleibt freilich nichts übrig, als mit folgendem Recept Versuche zu machen:

† 1. Ingwer 4 Loth, mit Hanbuttensyrup (Syr. ros. villos.) zur Latwerge zu machen, und täglich drei mal ½ Quentchen zu geben [1]).

2. Baldrianwurzel 3 Loth,
Wermuthkraut 2 Loth,
Eisenfeile ½ Loth,
Stinkasand 1½ Loth.

Hiervon Pulver und dann Pillen, jede zu 1 Quentchen Gewicht zu machen, und dem Hunde täglich drei mal zwei Stück zu geben.

3. Kraut vom rothen Fingerhut (Herb. digital. purp.) 1½ Quentchen.
Kardobenedictenkraut 2 Loth.

Hieraus Pulver und demnächst Pillen jede von 20—25 Gran Gewicht zu machen, und dem Hunde Morgens und Abends eine zu geben. Kleine Hunde bekommen bis zur Hälfte herab weniger. Ein sehr gerühmtes, doch vorsichtig anzuwendendes Mittel.

4. Stinkasand,
Enzianextract, von jedem 1 Quentchen,
Steinöl 2 Quentchen,
Stahlfeile 1 Loth.

Wohl zu mischen, dem Hunde Morgens und Abends 1—2 Quentchen zu geben, ihn dabei fleißig in fließendem Wasser zu baden und in Bewegung zu erhalten.

Zu bemerken ist, daß alle in diesem Paragraph angezeigten Mittel (mit Ausschluß von Nr. 3) geraume Zeit hinter einander und ohne auszusetzen gebraucht werden müssen [2]).

§. 7. Alle Hunde, vorzüglich junge, sind zu Leibesverstopfungen geneigt. Sie entsteht bei jungen am gewöhnlichsten zu der Zeit, wo sie von der Muttermilch entwöhnt und an anderes Hundefutter gewöhnt werden; bei erwachsenen und bei alten erscheint sie gewöhnlich dann, wenn sie zu oft oder zu stark mit Hülsenfrüchten und anderm blähenden Gemüse ge-

---

1) Dieses vor einigen Jahren in einer englischen Zeitschrift als für Menschen hülfreich gepriesene Mittel hat sich dem Verfasser auch bei einem Hunde, der mit der Fallsucht behaftet war, als heilsam bewiesen.

2) Der vorliegende Paragraph ist, das Recept Nr. 1 abgerechnet, aus Ammon's Allgemeinem Hausvieharzneibuch (Ansbach 1821), Art. Fallsucht, der Sache nach, entlehnt.

Anmerkung zur zweiten Ausgabe.

Die dritte Auflage ist in Ulm 1846 erschienen.

Anmerkung zur dritten Auflage.

nährt werden und dabei nicht hinlängliche Bewegung haben. Man erkennt die Krankheit leicht an den oftmaligen fruchtlosen Versuchen sich zu lösen, wobei der Hund stark zittert, wol auch winselt. Ganz jungen Hunden gebe man dann einen Theelöffel voll Baumöl, worin eine Messerspitze voll Zucker aufgelöst worden; stärkern die doppelte, alten die dreifache Dosis aller zwei Stunden. Zugleich applicire man das bei Kindern gewöhnliche Seifenzäpfchen, und wenn dann noch keine Oeffnung erfolgt, alle Stunden eins von den §. 39, Nr. 2 und 3, vorgeschriebenen Klystieren, womit das Abführungsmittel Nr. 5 oder 6 in §. 38 zu verbinden ist, und zwar in der Maße, daß die ganze Gabe in drei Theile getheilt und alle halbe Stunden ein Drittel gegeben wird, bis Oeffnung erfolgt. Bei Kolikschmerz, welcher sich durch große Unruhe und stetes Winseln des Hundes andeutet, setze man zu jedem Klystier 10 — 15 Tropfen Mohnsafttinctur, oder nehme in deren Ermangelung das Klystier §. 39, Nr. 5.

§. 8. Der Durchfall entsteht größtentheils aus Erkältung, geht oft in Ruhr über, wenn Hülfe fehlt, und ist dann gefährlich, auch ansteckend.

Im Anfange der Krankheit leistet ein Brechmittel, das aus 10—12 Gran Ipecacuanha besteht und in Pillenform nach und nach, bis Wirkung erfolgt, zu geben ist, oder täglich zwei mal 10 — 12 Gran Rhabarber, mit 20 — 24 Gran Magnesia vermengt, gute Dienste.

Nächstdem lasse man dem Patienten einen aus Bohnenmehl und 2 Scrupel Siegelerde oder weiße Magnesia gekochten Brei früh nüchtern fressen, sonst aber, solange die Krankheit dauert, gute Suppen von fetter Schöpsenfleischbrühe. Alles Getränk — wozu bei ruhrartigen Anfällen frische Kuhmilch allem andern vorzuziehen und oft zu geben ist — muß lauwarm vorgesetzt werden.

§. 9. Das Erbrechen, gewöhnlich eine Folge schlechter, unverdaulicher, oder unmäßig genossener Nahrung, gibt sich meistentheils von selbst, wenn die Natur durch diesen Ausweg den Krankheitsstoff fortgeschafft hat. Hält es aber an und hat der Hund eine trockene, warme Nase, Ekel vor gutem Fraß und thut er traurig dabei, so gebe man das Brechmittel §. 37, Nr. 2. Sollte der Zufall sich noch nicht geben oder das Mittel zu stark wirken, so wende man folgendes an: Eine Drachme (Quentchen) Zimmt, 6 Gran Kaskarillenextract, 6 Tropfen Citronenöl, 12 Gran Salpeter.

§. 10. Fieberanfälle, die sich durch Verdrossenheit, kalte Ohren, bleiche Lefzen und Mangel an Appetit anzeigen, werden meist von der Natur durch Durchfall oder Erbrechen gehoben; sonst, wenn sie anhalten, gibt man ein leichtes Abführungsmittel, wozu sich ein aus 15 — 30 Gran Rhabarber bestehendes, in gebackene Pflaumen gewickelt, am besten schickt.

§. 11. Eine der gefährlichsten Krankheiten, bei welcher nur in dem

Fall Rettung zu hoffen ist, wenn Hülfe eintritt, ehe das Zäpfchen entzündet und die Zunge braun ist, öfter aber schnellen Tod nach sich zieht, ist die Bräune. Sie ist nicht selten eine Folge schnell abwechselnder Erhitzung und Erkältung, durch welche Stockung in den Blutgefäßen entsteht.

Symptome.

Mangel an Freßlust, Neigung zum Erbrechen, hervorgetretene, inflammirte Augen, beschwerliches Athmen, Entzündung des Zäpfchens, eine braune, angeschwollene Zunge.

Heilverfahren.

Unverzügliche Oeffnung einer Ader unter der Zunge oder an den Ohren, oder Blutegelansetzen am Halse. Dann einige mal wiederholtes Ab- und Ausreiben der Zunge, des Gaumens und des ganzen Rachens mit einem Gemenge von pulverisirter Salbei, Salz und Weizenmehl; öfteres Einreiben von flüchtigem Liniment, wie es in jeder Apotheke officinell ist, am Vorderhalse und Bestreichen des Zäpfchens vermittelst eines Pinsels mit einem aus gleichen Theilen bestehenden Gemisch von Rosenhonig und Tormentillessenz; alle zwei Stunden wiederholtes Eingeben eines starken Eßlöffels voll Gummischleim, oder des Gelben von einem Ei, mit etwas Fleischbrühe verdünnt, und oft wiederholtes Vorsetzen und Eingießen, wenn es nöthig ist, möglichst vieler saurer Molken (saurer, geronnener Milch).

§. 12. Schwämme oder Geschwüre im Innern des Rachens entstehen durch unterdrückten Speichelausfluß und machen dem Thiere viel Schmerzen. Abführungsmittel (s. §. 38, Nr. 4) und öfteres Bestreichen mit einer aus Rosenhonig, Essig und etwas Gerstenmehl bereiteten Salbe oder mit dem §. 11 angezeigten Gemisch hebt das Uebel.

§. 13. Kopfschmerzen werden durch Vollblütigkeit, zähe Säfte, Unreinigkeit des Magens, sowie überhaupt durch Alles, was zu starken Antrieb des Blutes nach dem Kopfe hervorbringt, als durch enggeschnallte Halsung, oder starkes Angreifen des Hundes mit den Korallen bei der Dressur, besonders durch Liegen unter und in der Nähe des Ofens veranlaßt.

Symptome.

Mangel an natürlicher Munterkeit, stetes Sinkenlassen und Hitze des Vorderkopfs, Winseln.

Heilverfahren.

Wenn Andrang des Blutes die Grundursache der Krankheit zu sein scheint, Aderlaß und kalte Ueberschläge von Essig und Wasser zu gleichen Theilen; wenn diese aber im Magen liegt, was meistens der Fall ist, das Abführungsmittel §. 38, Nr. 4 oder 5.

§. 14. Verhaltene Blähungen, die durch blähende, unverdauliche Nahrungsmittel, Mangel an Bewegung u. dergl. verursacht werden, zeigen sich durch Aufstoßen, Beängstigung, Unruhe, Herzklopfen, aufgetriebenen Leib u. s. w. an. Klystiere nach §. 39, Nr. 4, nebst 6 — 8 Tropfen Kümmelöl, auf Zucker eingegeben, heben bald das Uebel; auch sind die Pillen §. 38, Nr. 4, Morgens und Abends ein Stück sehr heilsam.

§. 15. Harn- oder Urinverhaltung wird durch krampfhafte Bewegungen in den Nieren und Urinwegen, öfter noch durch unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes verursacht und durch öftere erfolglose Versuche zu feuchten (uriniren), sowie durch augenscheinliche Schmerzensäußerungen, kenntlich.

Man gebe bei diesem nicht unerheblichen Zufalle krampfstillende Klystiere (§. 39, Nr. 2, 3 oder 5) ohne Salz; mache warme Umschläge von Kamillenblumen und Leinsamen in Milch gekocht um den Leib, und lasse lauwarme Milch, vorzüglich Ziegenmilch, in welcher man zerquetschten Hanfsamen ausgedrückt hat, in Menge saufen. Nur hüte man sich vor dem Gebrauche des Spargelsafts und der Spargelsamenabkochung; wol aber mache man acht Pillen von gleicher Größe aus 1 Loth Baldrianwurzelpulver, 8 Tropfen Mohnsaft und so vielen Baldrianextract, als zur Teigmasse erforderlich ist, und gebe diese Pillen in zweistündigen Zwischenräumen nach einander ein..

§. 16. Das Gegentheil der §. 15 erwähnten Krankheit: unwillkürlicher Harnausfluß, rührt von Erschlaffung des Blasenmuskels her, die größtentheils durch zu häufige Befriedigung des Geschlechtstriebes auf natürlichem oder unnatürlichem Wege entsteht.

Man wasche bei diesem Zufalle die Zeugungstheile mit kaltem Wasser, nachdem man vorher in einem Maß 1 Loth Salmiak aufgelöst hat. Innerlich gebe man täglich ein mal 12 — 15 Gran in Wasser aufgelösten Alaun; lösche auch glühendes Eisen im Saufen ab.

§. 17. Blutabgang durch die Nase, durch den Schlund oder auf den Harnwegen und durch den Mastdarm entsteht, wenn bei übermäßiger Erhitzung des Hundes ein inneres kleines Blutgefäß zerreißt.

Ist der Hund gut genährt und vollblütig, so lasse man ihm zur Ader; nächstdem gebe man alle Viertelstunden zwei bis drei Theelöffel voll vom Haller'schen-sauern Elixir und mache Einspritzungen von scharfem Essig durch die Nase, bei Blutsturz durch den Schlund oder durch die Nase. An jedem folgenden Morgen stecke man eine Pille von der Größe einer Haselnuß, aus 1 Scrupel Salpeter, 10 Gran Krebsaugenpulver, 10 Gran Terra de Catechu und 8 Gran Alaun verfertigt, ein, und lasse vom Mittag an viel saure Milch saufen. Beim Blutabgange auf den Harnwegen oder durch

den Mastdarm werden nur die Pillen gegeben. Nach Verlauf von vier bis sechs Tagen setze man alle Arznei bei Seite.

§. 18. Der Husten rührt entweder von einer aus unmäßiger Erhitzung und gleich darauf erfolgter Erkältung entstandenen Stockung oder von organischen Fehlern in den Lungen her, und heißt dann Lungenhusten, oder von zähem, im Magen vorhandenen Schleim, der einen Reiz im Schlunde und auf die Luftröhre macht, und dann ist es Magenhusten. Aber auch einen katarrhalischen Husten kann Erkältung hervorbringen. Symptome und Behandlung der Krankheit nach denselben sind verschieden.

1. Der Lungenhusten ist unheilbar, höchstens zu lindern bei organischen Fehlern; wenn die Stockung nicht bald gehoben oder beim Husten ein Auswurf nicht bewirkt wird, gefährlich, weil dann in den Lungen Tuberkeln (Knoten, Verhärtungen) sich bilden, die, wenn sie aufgehen oder zu eitern anfangen, Lungensucht erzeugen.

Er kündigt sich durch Engbrüstigkeit, kurzen Athem und durch Keuchen ohne Auswurf an.

Nach Jester soll ein Aderlaß am Halse oder unter der Zunge, oder statt dessen das Ansetzen von sechs Blutegeln unter der Brust, der Gebrauch von Klystieren, die aus Essig, Honig, von jedem zwei starke Eßlöffel voll, und aus $1\frac{1}{2}$ Quentchen Romei mit Wasser zu bereiten sind, und endlich der folgende kühlende Trank, von dem der Hund aller zwei Stunden einen starken Eßlöffel voll bekommt, die besten Dienste thun: Man nehme eine Quantität süße Mandeln [1]) und etwas Mohnsamen, lasse beides in einem Mörser zerstoßen, dann Brunnenwasser hinzuthun, und mache eine Milch daraus, in welcher 3 Gran Kampher und 1 Scrupel Salpeter beim Rühren aufgelöst wird.

Ich habe mit vielem Nutzen zwei Hände voll gestoßenen Leinsamen in zwei Maß Wasser so lange sieden lassen, bis nach erfolgtem Abseihen beim Verkühlen eine Gallerte sich bildete. Hiervon gab ich dem Hunde früh und Abends einen Eßlöffel voll und stellte ihn in kurzer Zeit für sein ganzes Leben her.

Vielleicht würde es dienlich sein, bei Verfertigung dieser Gallerte nur zwei Drittheile der vorgeschriebenen Quantität Leinsamen zu nehmen, das dritte aber durch isländisches Moos zu ersetzen [2]).

2. Der katarrhalische oder Magenhusten ist mit Heiserkeit, zum Theil mit Röcheln auf der Brust, oft auch mit Neigung zum Erbrechen verbunden. Im letztern Falle thut ein Brechmittel gute Wirkung; sonst kommt man

1) Der Genuß der bittern Mandeln ist für den Hund leicht tödtlich; man muß daher jede einzeln kosten.

2) Nach Donauer sollen 2 Gran Belladonnen- oder Bilsenkrautpulver mit frischbackenem Brot zu Pillen geformt, und alle halbe Stunden eine gegeben, wenigstens Linderung bald bewirken.

auch wol mit einem aus Eſſig und Honig bereiteten Gemiſch durch, wovon dem Kranken aller zwei Stunden ein Eßlöffel voll eingegoſſen wird; außerdem nehme man 15 Gran Serpentaria, 1 Scrupel Gummi ammon., $1\frac{1}{2}$ Scrupel Succ. liquir. inspiss., mache mit Honig Pillen von der Größe einer Haſelnuß daraus und gebe aller vier Stunden eine.

Vortreffliche Dienſte hat nachſtehendes, von einem der berühmteſten praktiſchen deutſchen Aerzte unſerer Zeit herrührende Mittel bei ſehr hartnäckigem, die Lungen als affiſirend ſich andeutenden Huſten, für Menſchen und, in Folge eines vom Verfaſſer gemachten Verſuchs, auch für einen Hund, deſſen Huſten andern Mitteln nicht weichen wollte, geleiſtet:

℞ Sulph. antim. aurat. gr. xij,
Sacch. lact.,
Pulv. rad. liquirit. ana drachm. ij,
Extr. hyoscyam. gr. viij.
M. d. f. pulv. Täglich drei mal, jedesmal eine Meſſerſpitze voll, trocken zu geben.

Hiermit faſt übereinſtimmend, verordnet Ammon, a. a. O., für ähnliche Fälle Pillen, jede zu 2 Gran Gewicht, aus Goldſchwefel, mit Süßholzſaft zu fertigen und Morgens und Abends eine zu geben. Rohlwes, a. a. O., ſchreibt gegen den katarrhaliſchen Huſten vor:

Süßholzpulver,
Aniſſamenpulver, von jedem 3 Loth,

mit Fliederſaft oder Honig zur Latwerge zu machen und täglich drei mal dem Mittelhunde 3 Quentchen zu geben.

Gegen den nach einer Lungenentzündung durch Stockung der Säfte verurſachten Huſten:

Goldſchwefel 10 Gran,
Ammoniakgummi 1 Loth,
Salmiak 3 Quentchen,
Wohlverleikraut und Blumen,
Baldrianwurzel, von jedem 2 Loth.

Alles zu Pulver zu reiben, gut zu mengen, mit Löwenzahnextract zur Latwerge (oder beſſer zu Pillen) zu machen, und dem Mittelhunde davon täglich drei Gaben zu reichen, wovon jede $1\frac{1}{2}$ — 2 Quentchen beträgt.

Dieſes Mittel ſoll und wird, wo Hülfe möglich iſt, ſie leiſten und demnach der Beſitzer eines ausgezeichneten Hundes den nicht ganz geringen Preis deſſelben nicht achten.

§. 19. Die Hunde überhaupt, vorzüglich die jungen, werden oft nicht nur von Spul- und Fadenwürmern geplagt, ſondern ſie leiden auch ſehr häufig am Bandwurm.

Symptome.

Herabhängen der Würmer aus dem Mastdarme, wenn der Hund sich gelöst hat (dies ist vorzüglich der Fall bei bevorstehender Wetterveränderung), mit ungewöhnlichem Heißhunger öfters abwechselndes Verschmähen des Fraßes, Traurigkeit, trübe Augen mit unnatürlich erweitertem Sehloch, innere Nasen- und Lippenhaut, Gaumen und Zunge blaß, öfteres Auslaufen von hellem Speichel aus beiden Mundwinkeln, Schwindel, Beißen in die linke Seite des Unterleibes bei gekrümmtem Rücken; öfteres Rutschen auf dem Hintern; Krämpfe, die bisweilen den höchsten Grad erreichen und der Fallsucht (Epilepsie) ähnliche Zufälle veranlassen. Der letzterwähnte Fall ist meist eine Anzeige des Bandwurms, wogegen ich folgendes Mittel empfehlen kann: Man koche 1 Quentchen Sennesblätter mit 4 Unzen Wasser, seihe es durch und setze der Auflösung 1 Quentchen pulverisirter Aloë spicat. und eine halbe Unze Kassia hinzu.

Hiervon gebe man jeden Morgen einen Eßlöffel voll, bis der getödtete Wurm, bei starkem Laxiren, stückweise abgeführt worden ist. Um dies beobachten zu können, muß der Patient eingesperrt werden.

Gegen Spul- und Fadenwürmer leisten nachstehende Mittel gewöhnlich gute Dienste:

a) Flachsschöben, einen gehäuften Eßlöffel voll in zwei Theetassen Milch gekocht, diese abgeseiht und jeden Morgen dem Hunde lauwarm zu trinken gegeben, erforderlichen Falls auch eingegossen.

b) Nimm Wermuth und Rheinfarrenkraut, von jedem eine Hand voll, und Pulv. sem. santonici ℥j; wenn dieses eine Stunde lang in einem mit einem halben Maß heißen Wassers angefüllten, gut verdeckten Topfe gestanden hat, füge hinzu ℥iij Epsomer Salz und ℥j Meerzwiebelsaft. Hiervon jeden Morgen einen Eßlöffel voll gegeben, bis nach erfolgter Herstellung.

Jester[1]) schreibt gegen Würmer überhaupt folgendes Verfahren vor:

a) ℞ Semen et capsul. sabadillae ʒj,
Gummi guttae praep. ʒj,
nebst einer kleinen Beimischung von Rhabarber mit Syrup zu Pillen geformt.

b) ℞ Wermuthsaft,
Leberaloë, von jedem 1½ Scrupel.
Hirschhorn,
Schwefel, von jedem 1 Quentchen.
Mit Nußöl zu Pillen gemacht.

1) Ueber die kleine Jagd, I, 160 (dritte Auflage).

c) ℞ Wurmsamen (Semen cinae), 1 Quentchen,
Korallenmoos $1\frac{1}{2}$ Loth.
Mit Nußöl, Honig oder Syrup zu Pillen geformt.

Man setze den Gebrauch einer von diesen Arzneien sechs bis acht Tage fort und gebe, um sie abzutreiben, zum Schluß das Abführungsmittel §. 38, Nr. 4.

Donauer a. a. O. rühmt, allen Arten von Würmern mit Erfolg entgegenwirkend, Pillen, die aus

1 Quentchen Aloë,
3 Quentchen Wermuthsextract und
2 Quentchen Kalmuspulver

bereitet werden. Von diesen Pillen soll alle zwei Stunden eine von der Größe einer kleinen Haselnuß dem starken Mittelhunde gereicht werden, bis die verlangte Wirkung erfolgt.

Rohlwes verordnet folgende Mittel zum Tödten und Abtreiben der Würmer:

a) Läusesamen,
Rheinfarrenkraut,
Tausendgüldenkraut, von jedem 2 Loth,

zu Pulver zu reiben und mit Honig zur Latwerge zu machen, dann täglich zwei mal dem sehr starken Hunde 1 Loth, dem Mittelhunde 3 Quentchen, dem kleinen 2 Quentchen zu geben, bis Wirkung sich zeigt.

b) Rheinfarrenkraut,
Scammonium, von jedem 1 Loth,

gepulvert und mit 4 Loth Honig zur Latwerge zu machen; wovon der stärkste Hund täglich auf einmal 2 Quentchen, der Mittelhund $1\frac{1}{2}$ Quentchen, der kleine 1 Quentchen erhält.

Gegen den Bandwurm rathet Ammon a. a. O. an:

a) Schwefel und Schießpulver gleichtheilig gemengt, mit Butter zu Pillen gemacht, und täglich einmal vier Stück von der Größe einer welschen Nuß zu geben.

b) Gefeiltes englisches Zinn 1 Loth,
Gepulvertes Rheinfarrenkraut und
Wurmsamen, von jedem 1 Quentchen,
Jalappenharz 2 Scrupel,
Wermuthsextract so viel als nöthig ist, um Pillenteig zu bereiten, jede an Gewicht von 1 Scrupel Morgens nüchtern und Abends ein Stück jedesmal zu geben.

---

1) Auch gegen den Bandwurm der Hunde hat sich mir die Herba Kousso als das trefflichste Mittel bewährt. Anmerkung zur dritten Auflage.

Gegen Würmer überhaupt verordnet derselbe:

Wermuth und
Rheinfarrenkraut, von jedem ½ Loth,
Mineralmoor 1 Quentchen.

Alles fein gepulvert, mit Kreuzdornsyrup zu Pillen, jede zu 1 Scrupel Gewicht, zu machen und Morgens und Abends ein Stück zu geben.

§. 20. Rheumatische Zufälle (Flüsse), die von scharfen, zähen und verdorbenen Säften herrühren, und sich durch örtliche Schmerzen oder Lähmungen äußern, werden oft durch ein gelindes Reinigungsmittel und durch fortgesetzten Gebrauch von Pillen, die aus 4 Gran Spießglanz und 6 Gran Krebsaugen (beides pulverisirt) gemacht werden, geheilt, wenn der Hund dabei warm gehalten und an den leidenden Theilen mit einer gleichtheiligen Mischung von Seifen- und Kampherspiritus oft gewaschen wird.

Entsteht aber die Krankheit aus Erkältung, was oft der Fall ist, wenn Hunde in rauhem Wetter bei der Wasserarbeit stark angegriffen werden, so wende man zuvörderst den §. 37 unter Nr. 1 vorgeschriebenen Nieswurzdecoct an, bade den Patienten den andern und alle folgende Tage in einem lauwarmen Ameisenbade, oder in warmen Bädern von Weizenkleie und weißer Seife, und wasche die leidenden Theile oft mit einer gleichtheiligen Mischung von Wachholderöl und Ameisenspiritus, welches beides beim Gebrauch gut umgeschüttelt werden muß.

§. 21. Ebenso wie andere von Erkältung herrührende rheumatische Zufälle wird auch der Verschlag behandelt, der nicht selten vorfällt, wenn der sehr erhitzte Hund sich ins Wasser legt, zugleich viel trinkt und dann still liegt oder steht. Steifigkeit und Anschwellen der Läufe sind Anzeigen der Krankheit. Mehr hierüber ist bereits S. 317, §. 20, gesagt worden.

§. 22. Von Gicht werden stark strapazirte Hunde im Alter oft befallen, aber auch dann selten hergestellt. Wohlthat ist es daher, sie durch einen gut auf den Kopf gerichteten Schuß aus der Welt zu schaffen, wenn die §. 20 vorgeschriebenen Mittel nicht wirken und durch häufigen Milchgenuß — unter Vermeidung aller fetten und nahrhaften Speisen — bedeutende Linderung der Schmerzen nicht bewirkt wird.

§ 23. Oft rutschen Hunde in sitzender Haltung viel auf dem Hintern herum. Bei Hündinnen ist dies meist ein Vorbote vom Läufigwerden und sonach ohne Bedeutung; oft ist, wie schon oben gesagt, dieser Zufall eine Anzeige von Würmern, und er muß dann nach §. 19 behandelt werden; öfter ist es ein von Schärfe [1]) herrührendes brennendes Jucken am Mastdarm, was hierzu Veranlassung gibt. Im letztern Fall wird ein Abführungs-

1) Oft auch von Fadenwürmern.

Anmerkung zur dritten Auflage.

mittel und öfteres Bestreichen des Mastdarms mit einer aus geriebenem Knoblauch und Baumöl verfertigten Salbe oder Einstreuen sehr fein pulverisirter Eichenspiegelrinde gute Dienste leisten [1]).

§. 24. Von den Krankheitszufällen läufischer, tragender, wölfender und säugender Hündinnen, sowie über die Behandlung ganz junger Hunde, ist früher schon Vieles gesagt worden; ich trage deshalb hier nur folgende Vorschriften nach.

Zuweilen treten beim Wölfen (Gebären) viele schmerzhafte Wehen ein, und zwar entweder falsche oder wahre. Wenn bei den ersten keine Anzeige des wirklichen Wölfens erscheint, so gebe man ein Klystier von Hafergrütze oder Milch und Leinöl (s. §. 39, Nr. 1); bei übermäßiger Heftigkeit der wahren hingegen von einem Pulver, welches aus 12 Gran Austernschalen, ebenso viel Salpeter und einer gleichen Quantität Bibergeil zusammengesetzt und mit 25 Tropfen Laudanum vermischt ist, den dritten Theil auf einmal, und wiederhole nach Erfordern die Gabe von Viertel- zu Viertelstunde.

Um überhaupt bei schweren Geburten, besonders aber wenn die jungen Hunde todt sind ehe sie zur Welt kommen, das Wölfen zu erleichtern, wendet man am besten nach Donauer (Laurop's Annalen, Bd. 4, Hft. 1, S. 81, §. 16) folgendes Mittel an:

Salpeter $^1/_2$ Quentchen,
Bilsenkrautextract 1 Scrupel,
Baldrian $^1/_2$ Quentchen.

Davon werden 10 Pillen gemacht und der Hündin viertelstündlich eine gegeben.

Sollte ein sogenannter Vorfall der Gebärmuter entstehen, so wird dieses Uebel durch Einreibungen von Leinöl und durch Umschläge von halb Wasser und halb Essig gehoben.

§. 25. Sollte man so glücklich sein, zeitig genug zu bemerken, daß ein Hund durch Zufall oder Bosheit Gift bekommen hätte, so gebe man ihm so viel Oel und Milch, als nur hinunter zu bringen ist, und zugleich Klystiere von Kamillen, Flieder, Milch und Oel [2]). Auf frischer That wird bei Anwendung dieser Mittel zuweilen Rettung möglich sein.

§. 26. Wie der Mensch und wie andere Hausthiere, ist auch der Hund mancherlei Augenkrankheiten ausgesetzt.

---

1) Verräth der Hund durch anhaltendes Winseln viel Schmerzen im Mastdarm, so gebe man ihm ein oder binnen drei Stunden zwei Klystiere aus zwei Händen voll Weizenkleie und einer Hand voll Mohnsamenkapseln in zwei Pfund Wasser gekocht, letzteres lauwarm abgeseihet und eine halbe Tasse voll Lein- oder Baumöl dazu gemischt.

2) Gegen Pflanzensaftgifte soll starkes und fortwährend erneuertes Eingeben und öfteres Klystieren mit Essig sicherer wirken. In ungewissen Fällen hat man sich jedoch immer an die obigen Mittel zu halten.

Unter diesen kommen folgende am öftersten vor: Augenverletzungen, Augenweh, Augentriefen, Augenfelle. Eben deshalb, und weil sie diejenigen sind, gegen welche die Thierheilkunde auf der Stufe, wo sie gegenwärtig steht, in der Art wirksam zu sein vermag, daß bei zweckmäßiger Behandlung des Uebels gründliche Hebung desselben in den meisten Fällen zu hoffen ist, auch die mit der Cur verbundenen Kosten den absoluten Werth des Thieres — denn von dem relativen, nicht selten unbegrenzten Werthe eines Lieblingshundes kann hier die Rede nicht sein — nicht übersteigen, darf hier von den genannten Krankheiten und von dem dagegen einzuschlagenden Heilverfahren nur die Rede sein.

Wir sprechen demnach

1. Von den Augenverletzungen oder Augenwunden.

Sie treffen entweder das Augenlid oder den Augapfel.

Im ersten Falle sind sie meistentheils nicht schwer zu heilen; denn erstrecken sie sich nur über die äußere Haut, so erreicht man durch oftmaliges Waschen des verletzten Augenlides mit kaltem reinen Wasser den Zweck bald, sicher und vollkommen; sind sie aber von der Art, daß sie durch die ganze Augendecke gehen, so wird zwar in den meisten Fällen das Heften mit einer kleinen gekrümmten Heftnadel und eingefädelter Seide nöthig, wobei jedoch dahin zu sehen ist, daß beim Durchstechen von außen nach innen der Augapfel nicht beschädigt werde. Ist die Operation selbst glücklich vollendet, so bedarf es wieder blos des öftern Waschens mit kaltem Wasser, um baldige Heilung zu bewirken.

Augapfelverletzungen hingegen gehören jederzeit zu den gefährlichsten. Infolge derselben hält der Hund die Augenlider fortwährend verschlossen und es läuft viele Feuchtigkeit aus dem verletzten Auge. Zieht man demnächst die Augenlider mit den Fingern nach oben und nach unten aus einander, so wird man ohne Weiteres die Tiefe und Ausdehnung der Wunde in und auf der Hornhaut wahrnehmen und so ziemlich im voraus beurtheilen können, ob Erhaltung des Sehorgans stattfinden möge oder nicht.

Heilverfahren. Man wasche das Auge aller zwei Stunden mit folgendem Augenwasser:

Arquebusade 2 Loth,

Bleiertract $\frac{1}{2}$ Loth, vermischt mit $\frac{5}{4}$ Pfund Brunnenwasser.

2. Vom Augenweh.

Ursachen der Krankheit. a) Quetschung der Sehorgane durch den Hieb mit einer Ruthe u. dergl.; durch Bisse von andern Thieren; durch Einstoßen von Stroh- oder Heuhalmen; durch Einfallen von Sand, Staub, Holzsplittern und andern kleinen harten Körpern; Einfliegen und Hängen-

bleiben von kleinen Insecten. b) Anhaltende Einwirkung kalter, rauher Winde; Erkältung nach vorgängiger Erhitzung.

Krankheitsanzeige. Häufigere Bewegung der Augenwimpern als sonst; Blinzeln mit den Augenlidern, oder ganz Verschlossenhalten derselben im Hellen und Halböffnung im Dunkeln; Augapfel mehr oder weniger getrübt, oder weiß, grau oder bläulich gefärbt. Gewöhnlich rinnen aus den Augenwinkeln Thränen; zuweilen das Weiße im Auge röthlich oder roth; brennende Hitze in den Augen, die, wenn man die Hand über die Augen legt, in derselben empfunden wird.

Heilverfahren. Aus den vorstehenden Anzeigen geht hervor, daß mit dem Augenweh jederzeit Entzündung verbunden ist. Die Wahl der Mittel zur Hebung der Entzündung und mit dieser des Augenwehs muß sich bestimmen nach der Ursache der Krankheit, inwiefern nämlich aus der Erforschung der Ursache sich ergibt, daß die Entzündung (nach a) eine reine, oder (nach b) eine rheumatische oder eine katarrhalische ist. Im ersten Falle, und wenn gleich beim Anfange der Krankheit ein zweckmäßiges Heilverfahren eingeleitet wird, hilft gewöhnlich öfteres Bähen der Augen mit kaltem reinen Wasser; insofern aber ein fremdartiger Körper zwischen dem Augapfel und den Augenlidern sich eingeklemmt hätte, wenn nur dieser herausgeschafft worden ist. Am leichtesten wird dies bewirkt, wenn man von dem äußern Augenwinkel aus einen kleinen Krebsstein hineinschlüpfen läßt. Infolge von selbst nothwendiger Bewegung der Augenlider umläuft dieser die Seitenwand des Augapfels, treibt, wo er auf das fremdartige Körperchen trifft, dieses vor sich her und im entgegengesetzten Augenwinkel heraus; diesem folgt er endlich selbst [1]). Hat die Entzündung einen so hohen Grad erreicht, daß der Augapfel getrübt oder unnatürlich gefärbt, das Weiße im Auge aber geröthet sich darstellt, so benetze man die Augenlider sehr oft mit folgendem Augenwasser:

Bleieſſig $^1/_2$ Quentchen,
Destillirtes oder Rosenwasser 6 Loth (= 8 Loth Krämergewicht).
Kamphergeist 15 Gran; Alles wohl zu mischen und beim jedesmaligen Gebrauch umzuschütteln;

oder, und das ist das Sicherste, man wende nachstehende Salbe an:

Zinkblumen $^1/_2$ Quentchen, mit 1 Loth ungesalzener, frischer Butter auf das innigste zusammenzureiben;

1) Es versteht sich, daß man bei obigem Verfahren dessen gewiß sein müsse, der fremdartige Körper sei von der Art, daß er, wenn er vorwärts gedrängt wird, die Hornhaut nicht verletzt. Wäre dem nicht so, so ist es allerdings gerathener, das Augenlid mit den Fingern der linken Hand vom Augapfel aufzuheben, und mit einem ganz feinen Fischbeinstäbchen, an dessen Endspitze ein ganz kleines Stückchen Schwamm befestigt ist, das Fremdartige vorsichtig herauszuschieben.

davon täglich vier mal einer starken Linse groß, mit einer weich beposeten Feder in das Auge zu streichen, indem man beide Augenlider über der Feder sanft zusammendrückt.

Ist man darüber in Zweifel, ob die Entzündung eine reine sei, oder hat man über deren rheumatische oder katarrhalische Natur Gewißheit, so enthalte man sich des Gebrauchs jeden Augenwassers oder nassen Ueberschlags, und wende eine der folgenden Salben nach Vorschrift an:

Rothen Queckſilberpräcipitat 15 Gran,

mit 2 Loth frischer, ungesalzener Butter innigst zu verreiben, in ein feines leinenes Läppchen zu schlagen, sodaß die Salbenmasse ein Knöpfchen bildet, über welchem ein Faden mehrmals fest umzuschlagen und zu verknüpfen ist. Demnächst steche man auf der vordern Seite des Knopfes mit einer spitzigen Schere ein kleines Löchelchen hinein, drücke täglich drei bis vier mal einer kleinen Erbse groß Salbenmasse heraus, bestreiche damit die Augenlider äußerlich und wasche nach Verlauf von einer Viertelstunde den Aufstrich mit lauwarmer Milch ab.

Oder man nehme (in noch hartnäckigern Fällen):

Weißen Queckſilberpräcipitat $\frac{1}{2}$ Quentchen,
Präparirte Tutia und
Armenischen Bolus, von jedem 1 Quentchen,
Schweinefett 2 Loth; reibe Alles aufs genaueste unter einander, und verfahre übrigens ebenso wie bei der obigen Salbe.

Unter letztgedachten Verhältnissen wird ein langsam und anhaltend wirkendes Abführmittel (nach §. 38, Nr. 5 und 6), auch ein im Nacken zu legendes Eiterband (Haarseil) der Heilung sehr förderlich sein. Die Diät sei während der Cur mager, wenigstens mäßig; auch werde auf warmes Verhalten gesehen.

3. Vom Triefen der Augen.

Anzeigen. Dabei sind die Augen matt und misfarbig; es findet dabei ein steter dünnflüssiger, wasserheller, oder zäher suppurationsähnlicher Ausfluß besonders am innern Augenwinkel statt; bei irgend anhaltendem Schlaf werden dadurch die Augenlider mehr oder weniger fest gleichsam zusammengekleistert; oft ist auch die austretende Flüssigkeit so ätzend, daß sie an den Stellen, über welche sie sich verbreitet, z. B. am Rande der Augenlider und in den Augenwinkeln, die Haare wegfrißt und die Haut wund macht.

Ursache. Fast immer eine vernachlässigte oder unrichtig behandelte Raude oder Augenentzündung; öfteres, auch allzu nährendes, fettiges Futter bei nicht verhältnißmäßig starker Bewegung im Freien, wodurch Verstopfung und Verschleimung in den kleinen Gefäßen, welche dem Auge die zu dessen

Gesunderhaltung erforderlichen Säfte zuleiten, bewirkt und in diesen Säften selbst eine unnatürliche Schärfe entwickelt wird.

Heilverfahren. Ist die Krankheit noch mit Raude verbunden, so muß vor allem dieses Grundübel gehoben werden. In diesem Falle verliert sich das Triefen in der Regel von selbst, wo nicht, so ist das ganze Verfahren, welches zur Heilung der rheumatischen Entzündung oben vorgeschrieben wurde, zu befolgen. Doch muß hier möglichst häufige und starke Bewegung im Freien hinzukommen, dabei aber der Hund vor starker Erhitzung und noch mehr vor darauf folgender Erkältung während der Cur bewahrt werden.

4. Von den Fellen auf den Augen.

Anzeige. Es tritt zuerst gewöhnlich aus dem innern Augenwinkel eine weiße, weißbläulichgraue oder ganz graue häutige Masse hervor, welche, wenn nicht in Zeiten vorgebeugt wird, nach und nach das ganze Vorderauge überzieht, sodaß dadurch das Thier auf dem damit afficirten Auge nach und nach ganz erblindet. Dieses sogenannte Fell liegt in der Regel nicht fest auf dem Augapfel auf, sondern läßt sich aufheben, auch in Falten zusammen und wieder glatt aus einander schieben.

Ursache. Vernachlässigte Augenentzündung oder katarrhalische Zufälle; da, wo mehrere Hunde in einem Stalle beisammen liegen, wenn dieser zur Winterszeit der Kälte wegen selten gereinigt und in der Zwischenzeit nicht gelüftet wird, die sich entwickelnden scharfen Dünste; ungesundes Futter und Mangel an hinlänglicher Bewegung.

Heilverfahren. Vor allem muß, wenn Entzündung im Auge vorhanden ist, diese auf die unter Nr. 2 vorgeschriebene Weise ganz gehoben werden. Wendet man hierzu eine der dort verordneten Salben, besonders die zuletzt erwähnte, an, so wird dadurch schon, besonders gleich anfänglich, das Fell öfters mit vertilgt; im Gegenfalle nehme man 10 Gran gebrannten Alaun und 1 Quentchen feinen weißen Zucker, oder weißen Bolus (oder gereinigten weißen Vitriol), Cremor Tartari und Kanarienzucker von einem soviel als vom andern, pulverisire Alles äußerst fein, menge es genau und blase täglich einige mal eine kleine Messerspitze voll von dem Pulver vermittelst eines Federkiels, wo in dessen dickstem Ende es aufgenommen wird, während man die Augenlider mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand aus einander hält, sanft auf die mit dem Fell überzogene Stelle, drücke dann die Augenlider etwa eine Minute lang zusammen und wasche nach Verlauf einer Viertelstunde das Auge mit lauwarmer Milch oder mit folgendem Augenwasser aus:

Weißer Vitriol 2 Gran,
Rosenwasser 4 Unzen, in Mischung.

Schon Döbel [1]) rühmt das reine Fett von dem Fisch Asche als ein zum Vertreiben der Augenfelle dienliches Mittel, wenn täglich einmal von diesem Fett etwas vermittelst eines weich bepoſeten Federchens auf das Fell gestrichen werde. Neuerlich ist dasselbe bei gleichem Verfahren, zu gleichem Zweck, von Ammon [2]) nach Laubender empfohlen worden. Rohlwes [3]) verordnet, wenn das Einblasen des obigen Pulvers nichts helfen wolle: Aeschen(Aschen-)schmalz, Hechtschmalz, von jedem 1 Quentchen, zu mischen und Morgens und Abends davon etwas mit der Feder ins Auge zu streichen.

Aus eigener Erfahrung kann der Verfasser weder für noch gegen die Sache sprechen; aber versuchenswerth erscheint ihm das Mittel um so mehr, weil das Einblasen von Pulver starken Reiz im Auge verursachen muß und hierdurch Entzündung leicht entstehen kann.

Endlich rathen noch Andere an: eine halbe Drachme Rindergalle, 10 Tropfen Fenchelöl, 1 Unze Honig und 12 Gran pulverisirten Safran, Alles gut durch einander zu rühren und täglich zwei mal mit einer Feder in das Auge zu streichen.

§. 27. Ohrenkrankheiten werden durch Stockung und Schärfe der Säfte, fast immer Folgen fehlerhafter Pflege und Mangels an Bewegung, oder durch örtliche Verletzungen und Quetschungen, am häufigsten aber durch das nicht seltene, unvernünftige Ziehen und Rupfen am Behänge, verursacht. Für uns kommen folgende in Betracht:

a) Harthörigkeit. Bemerkt man sie bei jungen Hunden, so liegen meistentheils Fehler im Organismus des Ohres zum Grunde. In dergleichen Fällen kann begreiflicherweise von Hebung des Uebels nicht die Rede sein; ebenso wenig wenn die Taubheit aus Altersschwäche sich ankündigt. Selten nur wird Hebung des Uebels stattfinden, wenn brutale Behandlung dasselbe herbeigeführt hat.

Würde aber ein in seiner Art vorzüglich talentvoller Hund in seinem besten Alter zufällig von Harthörigkeit überfallen, so gebe man ihm zu Anfange der zu versuchenden Cur das Abführungsmittel §. 38, Nr. 4. Dann schere man alle Haare in der Gegend des Gehörganges ab und tröpfle täglich ein mal einige Tropfen frisch ausgepreßten Zwiebelsaftes in denselben. Nach Verlauf von acht bis zehn Tagen befestige man am Ende eines dünnen Fischbeinstäbchens ein wenig Flachs oder feines Werg, schiebe das Knöpfchen mit Behutsamkeit in den Gehörgang und suche das durch das

1) Jägerpraktika (Ausgabe vom J. 1783), Th. 4, Cap. 8.

2) Allgemeines Hausviehartzneibuch, S. 98. Nach diesem höchst empfehlenswerthen Werke ist der gegenwärtige Paragraph größtentheils bearbeitet worden.

3) Allgemeines Viehartzneibuch, S. 299. Ein schon in den Händen der meisten Hauswirthe befindliches, mit Recht sehr geschätztes Werk.

wiederholte Eintröpfeln erweichte Ohrenschmalz — denn, verhärtet vorliegend, verursacht selbiges oft die Harthörigkeit — vermittelst sanften Drehens des Stäbchens herauszubringen.

An der Wurzel der Ohrmuschel kann man nächstdem von Zeit zu Zeit etwas Tinctur von spanischen Fliegen einreiben, auch täglich auf zwei mal Stinkasandpulver, 15 Gran mit weichem Brot zu Pillen geknetet, eingeben.

Erfolgt nach einiger Zeit keine Besserung, so ist ein gut angebrachter Schuß das Beste für den Hund.

b) Ohrenzwang, Krampf im innern Ohre, welcher heftige Schmerzen, oft anhaltend, verursacht und dadurch den Hund zum Kratzen an dem Behang mit den Hinterläufen zwingt. Die unter a) angezeigte Einreibung, nebst dem damit verbundenen Eingeben der Stinkasandpillen hilft oft; im Gegenfalle nehme man zwei Stückchen Kampher von der Größe einer Erbse, wickele jedes in Baumwolle, binde einen Faden darum, lasse in jedes Ohr eins so ein, daß der Faden etwas heraushängt und binde, damit der Hund den Kampher nicht herauszuschütteln vermöge, ein Tuch fest um den Kopf. In der Gegend um den Behang her reibe man täglich zwei mal Kampheröl ein [1]).

c) Geschwulst. Man nehme ein Maß Milch, lasse selbige, nachdem eine halbe Hand voll Salbei und ebenso viel Kamillen hineingethan worden, aufkochen, rühre einen Eßlöffel voll Honig hinein und spritze es lauwarm ein, oder wasche damit.

Geht die Geschwulst in Eiterung über, so wird sie mit dem Messer geöffnet und die Wunde so gut als möglich mit Essig ausgewaschen, innerlich aber dem Hunde, zur Beförderung der Heilung, 1 Scrupel Gummi arabicum, 1 Scrupel Althäenwurzel und $1\frac{1}{2}$ Scrupel Senfsamen, gestoßen, mit Syrup zu Pillen geformt, und täglich eine von der Größe einer starken Haselnuß gegeben, bis das Geschwür abtrocknet.

Nach Donauer soll man die geschwollene Stelle mit einem Absud von 1 Loth Eibischwurzel, 1 Loth Eichen(Spiegel-)rinde in 1 Pfund Wasser, welches bei der Anwendung lauwarm sein muß, täglich vier mal bähen, oder, wenn es die Oertlichkeit fordert, davon einspritzen. Bei erfolgender Eiterung soll die auf natürlichem Wege oder durch das Messer entstandene Wunde ebenso oft mit dem nämlichen Absud gereinigt und gewaschen werden, bis vollkommene Heilung erfolgt ist.

Nach Ammon soll man die oben angezeigte zertheilende Salbeiabkochung zum Bähen der geschwollenen Stelle anwenden, überhaupt nach jener Vor-

---

1) Man kann dieses Oel leicht selbst bereiten, indem man 30 Gran gepulverten Kampher mit 2 Loth Leinöl, das nach und nach aufgegossen wird, zusammenreibt, zuletzt aber 2 Loth Salmiakgeist hinzumischt.

schrift verfahren, demnächst aber, bis das Uebel völlig gehoben ist, eine Messerspitze voll Spießglanzschwefel täglich einmal innerlich geben [1]).

d) Der Krebs oder Wurm am Behang (Ohrenkrebs, Ohrenwurm)

Es ist dies eine örtliche, durch Berührung ansteckende Krankheit, die entweder als Racenfehler von den Eltern auf die Kinder übergehend, oder infolge fehlerhafter körperlicher Disposition ohne alle äußere Veranlassung entsteht, oder welche — und dies ist am öftersten der Fall — durch unvermeidliches häufiges Anschlagen und Quetschen des Behanges an den Schnallen und metallenen Verzierungen der Halsung, vorzüglich aber an den eisernen Stiften der Korallenschnur, deren man sich bei der festen Dressur des Hühnerhundes bedient und oft bedienen muß, hervorgebracht wird. Die erste Anzeige derselben ist unter allen erwähnten Umständen dieselbe [2]), nämlich eine harte Geschwulst am vordern Rande des Behanges. Wird diese Geschwulst vernachlässigt, oder gelingt es bei Anwendung der Mittel, welche gegen die Behangsgeschwulst oben (unter c) angegeben sind, nicht, den Uebergang in Eiterung zu verhüten, so bildet sich an den Behangsspitzen selbst, oder in dieser Gegend auf der innern Kehrseite des einen Behanges oder beider eine offene, abwechselnd eiternde und schweißende (blutende), mit einem Schorf sich überziehende Wunde, die, wenn Einhalt nicht geschieht oder nicht geschehen kann, immer weiter um sich frißt, um so mehr, je stärker das Jucken ist, wodurch der Hund zu heftigem Kopfschütteln und öfterm Kratzen mit den Hinterzehen an der wunden Stelle getrieben wird.

aa) Liegt der Krankheit ein Erbfehler zum Grunde, so ist gänzliche Hebung des Uebels für immer kaum zu hoffen. Um indessen das Mögliche zu versuchen, schreite man gleich bei der ersten Anzeige, ohne die Zeit mit vergeblicher Anwendung irgend eines andern Heilmittels zu verlieren, zur Operation, d. h. man schneide ein Merkliches tiefer als Verhärtung fühlbar ist, im gesunden Theile des Behanges den geschwollenen Rand oder das schon entstandene Geschwür mit dem Messer aus, und brenne, wenn die Wunde eine Zeit lang geschweißt (geblutet) hat, selbige mit dem weißglühenden, dabei, um Ankleben zu verhüten, stets zu bewegenden Eisen, bis das Schweißen (Bluten) ganz aufhört. Demnächst feßle man bis den andern Tag den Hund so, daß er sich nicht nur nicht kratzen, sondern auch von der Stelle

1) Vorzüglich wirksam ist das Durchziehen eines Haarseils durch die Geschwulst, wenn sie anfängt durchscheinend zu werden. Dasselbe bleibt 10—12 Tage liegen und wird beim jedesmaligen Nachziehen mit etwas Digestivsalbe bestrichen. Anmerkung zur dritten Auflage.

2) Ist ein Erb- oder Constitutionsfehler Ursache der Krankheit, so erfolgt die Anzeige derselben gewöhnlich im Laufe des ersten Lebensjahres, oder doch in der ersten Hälfte des zweiten, und zwar, wie oben bemerkt, ohne alle äußere Veranlassung. Man achte hierauf genau, um das Heilverfahren darnach einrichten zu können.

sich nicht bewegen kann. Innerlich gebe man dabei nach der Operation vom zweiten Tage an, einen Tag um den andern, einem Mittelhunde ein halbes Quentchen Schwefelmoor mit Hollundermuß und jedesmal über den fünften Tag ein Abführmittel nach §. 38, Nr. 4 [1]), und fahre so vier Wochen lang fort.

bb) Ist die Ursache der Krankheit in körperlicher Disposition (verdorbenen Säften, Stockungen in den Gefäßen) ermittelt, so schlage man das unter aa) angezeigte Heilverfahren gleichfalls unverzüglich ein, mit dem Zusatz, daß man vom dritten oder vierten Tage an fortgesetzt täglich ein mal, nach Verhältniß des Umfangs der Wunde mehr oder weniger, von nachstehender Mischung einreibt:

Reibe 1 Quentchen versüßtes Quecksilbersublimat mit dem Saft von einer Citrone in einer Reibeschale zusammen, dann 1 Loth Alaun und 1 Loth geschabte weiße Seife hinzu. Endlich mische noch ein halbes Pfund scharfen Weinessig unter beständigem Rühren hinzu und koche die ganze Masse in einem wohlverdeckten Topfe bis auf ein Drittheil ein.

An den vom Gebrauch der unter aa) verordneten innerlich anzuwendenden Mittel freien Tagen gebe man täglich ein mal eine Messerspitze voll Spießglanzschwefel.

Wird beim Ausschneiden der vom Krebs schon angegriffenen Stelle tief genug in die noch gesund scheinende Umgebung eingegriffen, so darf man bei obigem Verfahren in den meisten Fällen gründliche Heilung hoffen; was nach der Erfahrung des Verfassers unter Anwendung jedes andern ihm bekannten äußern oder innern Mittels nicht ist.

cc) Wenn durch zufälliges Quetschen oder vielfältiges Anschlagen und Reiben an Halsungsverzierungen oder Korallenschnurenstiften an dem Behange eine Geschwulst entsteht und selbige, ehe sie sich verhärtet oder in Eiter übergeht, nach den oben unter c) gegebenen Vorschriften behandelt wird, so erfolgt mitunter gänzliche Hebung des Uebels, meistentheils nur scheinbare, indem nach einiger Zeit es sich wieder einstellt, dann gewöhnlich den wiederholt angewendeten Mitteln schwerer, oder ohne Weiteres den Charakter des krebsartigen Geschwüres annehmend gar nicht mehr weicht.

Ich habe in letzterm Falle alle in der ersten Ausgabe des vorliegenden Werks, nach Jester, Bechstein und Andern angezeigte, auch viele andere mir bekannt gewordene Mittel versuchsweise in Anwendung gebracht, selbige

1) Zufolge obiger Behandlung ist mir in einem Falle radicale Heilung gelungen; im andern — wo das Uebel aber schon mehr veraltet war — erzielte ich nur an einem Ohre gänzliche Heilung, am andern ist sie nicht erfolgt.

aber sämmtlich als unzureichende erkannt und nur bei folgendem Verfahren mehrmals, jedoch nicht durchgängig, radicale Heilung bewirken können [1]):

Ist der Rand an der vordern Rundung des Behanges von der harten Geschwulst eingenommen oder diese schon in Eiterung übergegangen, so werden auf der ganzen afficirten Randfläche dicht neben einander mit einem sehr scharfen Messer seichte Einschnitte gemacht, welche Operation man in der Kunstsprache durch den Ausdruck scarificiren zu bezeichnen pflegt. Nach erfolgter Ausblutung der Einschnitte wird jeder einzelne derselben, wie auch die Zwischenräume, vermittelst einer weichbepoſeten kleinen Feder mehrmals mit Scheidewasser benäßt und dieses Aetzmittel an jedem der nächstfolgenden drei Tage ein mal wiederholt angewendet. Vom vierten Tage an bis zum vierzehnten bestreiche man die ganze operirte Stelle täglich ein mal mit dem unter bb) zu gleichem Zweck verordneten Gemisch. Sollte bis dahin gänzliche Heilung nicht erfolgt sein, so wird diese in den meisten Fällen bald erfolgen, wenn man die wunden Stellen täglich drei bis vier mal mit der §. 26, Nr. 2. b), vorgeschriebenen Salbe von rothem Queckſilberpräcipitat bestreicht. Wäre dies binnen acht Tagen nicht der Fall und wäre besonders bis dahin die Geschwulst nicht gänzlich verschwunden, so schreite man, ohne weitere Proben zu machen, unverzüglich zu der Operation des Ausschneidens und des ganzen Heilverfahrens, wie hierzu unter aa) Vorschrift ertheilt worden ist.

Ist ein Krebsgeschwür auf der breiten Fläche des Behanglappens vor Kurzem erst entstanden, so gelingt es zwar auch mitunter, ein solches unter Befolgung der für die Randbehandlung gegebenen Vorschrift gründlich zu heilen; der Erfolg ist aber mehr gesichert, wenn an die Stelle des Scarificirens das flache Ausschneiden (Ausschälen) der angegriffenen Stelle bis über den ganzen Rand hinaustritt, wozu indessen eine in dergleichen

---

1) Selbst das von Donauer empfohlene täglich zweimalige Einreiben der Behänge an der unbehaarten Seite mit erwärmtem Schweinefett, nebst dem Bestreuen der angegriffenen wunden Theile mit Tormentillwurzel, und nebst dem fernern Bedecken der Behänge von der Mitte der äußern Seite bis zur Mitte der innern mit Leinwand, dem Aufkleben dieser Bedeckung mit Heftpflaster oder Tischlerleim, was beides nie gehörig anhaltend haften wollte, bat mich verlassen, obwol ich es nicht vergessen habe, den die innere Seite der Behänge bedeckenden Theil der Leinwand, nach Vorschrift, sechs bis acht mal mit Tormentillessenz zu befeuchten.

Nicht viel glücklicher war ich mit der sorgfältigsten Anwendung des, wenn ich nicht irre, in Laurop's Annalen als specifik angepriesenen, neuerlich in Bechstein's Jagdzoologie aufgenommenen Heilmittels; indem die Wunde zwar heilte, das Uebel aber nach Verlauf von acht Wochen sich wieder einstellte und dann erst durch das Messer und durch das Glüheisen ausgerottet wurde. Indessen verdienen beide hier erwähnte Mittel öfter, als ich Gelegenheit dazu hatte, versucht zu werden. Das letztere besonders scheint mir Aufmerksamkeit zu verdienen; ich theile deshalb das Erforderliche darüber auch hier mit:

Terpentinöl, Spieköl und Scheidewasser, von jedem 2 Quentchen, gieße man in ein Glas, und bestreiche, nach vorgängigem starken Zusammenschütteln, zwei mal des Tages und acht Tage nach einander die offene oder geöffnete Wunde, welche sich in dieser Zeit durch das stark Aetzende des Mittels zwar vergrößert, aber dann auch schnell und von selbst, der Angabe nach, heilt, meiner Erfahrung nach aber nur auf kurze Zeit verharrscht.

Operationen geübte Hand und ein äußerst scharfes Messer gehört, und wenn die frische Wunde nach einigem Ausbluten sogleich und an jedem der drei folgenden Tage ein mal mit Höllenstein (Lapis infernalis) allerwärts stark getüpft, oder (und das ist das Sicherste) nach der Operation mit dem glühenden Knopfeisen ein mal gebrannt wird. Im Uebrigen bleibt die Behandlung der Wunde ganz dieselbe wie beim scarificirten Behangsrande, und wie dort, wird auch hier das ungesäumte Ausschneiden des ganzen angegriffenen Behangsstückes nothwendig, wenn Heilung der Wunde binnen vier Wochen nicht erfolgen oder nach derselben ein neues Krebsgeschwür entstehen sollte, in welchem Falle dann wieder das nämliche Heilverfahren eintritt, zu welchem unter aa) Anweisung gegeben worden ist.

Schließlich glaubt der Verfasser noch die Anzeige hinzufügen zu müssen, daß er infolge der in öffentlichen Blättern gefundenen Nachricht, man habe sich bei der chirurgischen Behandlung von Krebsschäden des Holzessigs mit großem Vortheil bedient, mit diesem sehr einfachen Mittel einen recht glücklichen Versuch beim durch Ausschälung und Brennen operirten, schon sehr veralteten Ohrenkrebs gemacht hat. Er wusch nämlich täglich vier mal die Wunde mit Holzessig aus, worauf sie binnen zehn Tagen ganz heilte. Jetzt, nach Verlauf eines Jahres, hat sich noch keine Spur eines neuen Geschwürs wieder gezeigt.

Strenge und magere Diät und Innehalten des Hundes ist zur Cur des Ohrenkrebses unumgänglich nöthig. Auch muß während derselben einen Tag um den andern, mit Ausschluß derer, wo Abführmittel gegeben werden, ein lauwarmes Seifenbad in Anwendung kommen.

Unter anderm wird hierdurch, wie durch tägliches Kämmen, der Zweck erreicht, die Flöhe zu vertilgen und so beim Hunde den Reiz zum Kratzen mit den Hinterläufen zu vermindern, wonach durch alle mögliche Mittel hingewirkt werden muß, um Berührung der Wunde mit den Zehen und Nägeln zu verhüten [1]).

§. 28. Bei Nasengeschwüren muß man gleich zu Anfang jede Woche ein Abführmittel, sonst einen Tag um den andern, Morgens und Abends, einen gehäuften Theelöffel voll von der pulverisirten weißen Pimpinellwurzel, und zwischendurch täglich zwei mal einen starken Eßlöffel voll

1) Gute Dienste leistet beim Ohrenkrebs das häufige Auswaschen der Geschwürsfläche mit einem der beiden folgenden scharfen Wundwasser:

Rc. Mercur. subl. corros gr. vj.
Aq. destill. Zvj.
M. D. S. Wundwasser.

Oder

Rc. Argent. nitr. fusi gr. xviij.
Aq. destill. Zvi.
M. D. S. Wundwasser.

Anmerkung zur dritten Auflage.

von folgendem Mittel geben: Man koche so viel Löffelkraut und Brunnenkresse, als man zwischen vier Fingern fassen kann, in einem Maß Wasser, mische drei Eßlöffel voll Honig hinzu und lasse ihn mit versieden. Dann seihe man den Absud durch.

Auch können die §. 27 unter c) angezeigten Einspritzungen täglich vier mal gemacht werden, wenn öfteres Auswaschen mit Goulard'schem Wasser nicht anwendbar wäre [1]).

Sollten die Geschwüre hierauf nicht bald sich verlieren, so muß man bei Zeiten zum Scarificiren und Touchiren der angegriffenen Stellen mit Höllenstein schreiten, sonst werden sie leicht krebsartig und unheilbar.

§. 29. Zuweilen zeigen sich im Halse kleine Geschwüre, die mit den Schwämmen Aehnlichkeit haben. Man nehme dann drei Galläpfel, etwas verbranntes Papier und eine Drachme Sal ammoniacum, pulverisire dies alles, mische es unter ein Weinglas voll Essig und einen Eßlöffel voll Honig und bestreiche vermittelst eines weichen Pinsels die Geschwüre damit von Zeit zu Zeit.

Gaumenentzündungen bestreicht man oft mit einer Mischung aus ungesalzener Butter und Honig.

Entstünden an eben diesem Theile Verhärtungen, so thut das Einreiben einer aus Salz, Myrrhen und Essig bereiteten Mischung gute Dienste.

Bliebe dem Hunde ein Knochen im Halse stecken, sodaß er mit den Fingern nicht herauszuziehen wäre, so schütte man ihm Oel ein und halte, um Husten zu erregen, Maul und Nase zu, oder man sperre ihm den Rachen weit auf und überfülle ihn mit warmem Wasser, bis er hustet oder sich erbricht. Wird dadurch der Knochen nicht ausgeworfen, so löse man 3 Gran Brechweinstein in einer halben Tasse voll Wasser auf, theile dies in drei Theile und schütte von Viertel- zu Viertelstunde einen Theil ein, bis förmliches Brechen erfolgt. Erreicht man auch hierdurch den Zweck nicht, so nehme man rundes biegsames Fischbein, bohre an dem einen Ende ein Loch durch, befestige da ein um das Fischbein gelegtes Stückchen Schwamm von der Größe einer starken Haselnuß und stoße damit den Knochen hinunter in den Magen. Entsteht dabei eine Verletzung, so gießt man Baumöl ein, um sie zu heilen.

Bei innerer wie bei äußerer heißer Halsgeschwulst wendet man einen warmen Umschlag von in Essig gekochten Linsen an [2]).

---

1) Donauer empfiehlt zu Einspritzungen: Tormentillwurzelabsud, auf jeden Eßlöffel voll einen Tropfen wässerigen Salmiakgeistes hinzugemischt; Ammon eine Abkochung von Wermuth, mit einem Zusatz von Honig; letzterer auch dabei täglich eine Messerspitze voll Spießglanzschwefel im Gemenge mit ebenso viel Anissamenpulver innerlich zu geben.

2) Noch bessere Dienste thut, nach des Verfassers Erfahrung, ein warmer Breiumschlag, bestehend aus einem Schwalbennester, in Milch gekocht.

Wirkliche Kröpfe und verhärtete kalte äußere Geschwülste werden geheilt, indem man täglich zwei mal, und acht bis zehn Tage hinter einander, mit einem wollenen Lappen folgende Salbe äußerlich tüchtig einreibt:

℞ Sp. Sal. ammon. caust. ℥ß,
Camphor. ℥ß,
Ol. olivar. ℥ij,
M. f. Linim.

Auch kann innerlich von dem officinellen Kropfpulver täglich zwei mal ein kleiner Theelöffel voll trocken gegeben werden.

§. 30. Warzen, Blutgeschwüre und Flechten vertreibt man durch öfteres Waschen mit Aqua phagedaenica; nur muß das Lecken durch Umschnallen eines Maulkorbes verhindert werden, weil das Mittel innerlich als Gift wirkt.

§. 31. Eitergeschwüre (Abscesse) werden durch einen Umschlag aus Honig, Roggenmehl und gebratener Zwiebel, oder durch täglich viermaliges Einreiben von Hasenfett bis dahin zusammengezogen, wo eine leichten Eindrucks mit dem Finger fähige Stelle bemerklich macht, daß und wo der Eiter sich gebildet hat. Unverzüglich ist dann zur Oeffnung dieser Stelle mit dem Messer zu schreiten; hiernächst aber, wenn der Hund das Geschwür nicht belecken kann, dasselbe bis zur Heilung oft mit Wasser auszuwaschen und zu reinigen.

§. 32. Verrenkungen, wenn sie leicht sind, werden, nach erfolgter Einrichtung, durch öfteres Waschen mit einer gleichtheiligen Mischung von Seifenspiritus und Kamphergeist gehoben. Bei hartnäckigen Blatt- oder Keulenlähmungen, die bald Schwund zur Folge haben, muß man einen Tag um den andern Kienöl einreiben, auch wol an der leidenden Stelle ein nach §. 4 eingerichtetes Eiterband legen.

§. 33. Maulverrenkungen, die bei Hetzhunden oft vorkommen, hebt man mit warmen Umschlägen von Kamillen, Fliederblüten, Salbei und Majoran in Milch gekocht. Auch wäscht man die Kinnladen mit einer Abkochung von Kamillen und Schafgarbenblättern mit Essig.

§. 34. Von der Behandlung der gefährlichsten Fleischwunden, der Saufchläge, ist schon beim Wildschwein gesprochen worden. Hier nur noch soviel: Ist bei solchen Schlägen kein edler innerer Theil und das Netz nicht verletzt, so wird der Hund, insofern die Wunde gehörig und mit Vorsicht erweitert und das bei Unterleibsschlägen oft heraustretende Geschreide ordentlich reponirt, auch das Heften [1]) gut verrichtet wurde, meist davon kommen.

1) Das Heften muß auch bei allen großen und tiefen Fleischwunden, deren Lippen sich ohne dieses nicht würden vereinigen können, stattfinden. Es geschieht, indem man mit einer gekrümmten Heftnadel, in deren langem Oehr ein seidener Faden, doppelt genommen, befindlich ist, die Haut der gegen einan-

Zeigt sich starke Geschwulst und Entzündung, so müssen kalte Ueberschläge von Essig und Wasser, worin viel Salz aufgelöst wird, oft gegeben werden. Die Diät darf nicht anders als mager sein.

Andere Fleischwunden an Körpertheilen, die der Hund belecken kann, bedürfen keiner fremden Hülfe. Wo aber die Zunge des Hundes nicht hinreichen kann, ist nur für Reinhalten und öfteres Waschen mit eiskaltem Flußwasser, höchstens mit blauem oder mit Goulard'schem Wasser zu sorgen.

§. 35. Ueber Beinbrüche, die ich nie behandelt habe, lasse ich Jester [1]) sprechen.

„Man suche zuvörderst die gebrochenen Knochen — und es kann dies nicht füglich eine Person allein verrichten — in ihre natürliche Lage zu bringen, welches dadurch bewirkt wird, daß man den Hund niederstreckt und das gebrochene Bein oben etwas über dem Bruch, eine zweite Person aber an dem andern Ende anfaßt und mit gleicher Kraft sanft ausdehnt, dann aber allmälig nachläßt, damit die gebrochenen Theile wieder auf einander kommen. Auf den Fall, daß lose, zum Theil abgebrochene Splitter hervorragen, muß die Wunde erweitert und der Splitter mit einem scharfen Messer abgelöst werden.

„Ist die Einrichtung geschehen, so wird, damit die gebrochenen Theile in der eingerichteten Lage bleiben, der Verband angelegt. Hierzu sind Schienen, Binden und Compressen nöthig, und diese müssen, noch ehe die Einrichtung geschieht, bereit gelegt werden. Die Schienen, welche von Pappendeckel verfertigt und nach der Größe des Bruchs abgepaßt werden müssen, werden zuerst auf folgende Weise angelegt:

„Man hält die Hand auf der eingerichteten Stelle, damit sie nicht aus der Lage kommt, dagegen der Andere alle ungleiche Stellen mit Compressen ausfüllt, und nun die Schiene so anlegt, daß die gebrochenen Theile nirgends ausweichen können, aber auch nicht zu sehr gedrückt werden. Hierauf werden die Binden, die gehörig lang und breit sein müssen, behutsam umgewickelt, wobei jedoch dafür gesorgt werden muß, daß sie weder zu fest noch zu locker angelegt werden. Ist etwa (und dies muß nicht übergangen werden) eine starke Geschwulst vorhanden, die die Einrichtung verhindert, so muß solche, ehe man etwas vornimmt, mit einem warmen Umschlage von Kamillen, Fliederblüten, Rosmarin und Thymian, die man im Wasser kocht [2]),

der überstehenden Wundlippen durchsticht, diese mit dem Faden zusammenzieht, selbigen mit einem doppelten Knoten fest zusammenschürzt, dann abschneidet und so in gleichen Abständen, vom höherstehenden Ende der Wunde anfangend bis gegen das untere, wo eine Oeffnung zum Abfluß des Eiters bleiben muß, fortfährt. — Wo Blutstillung nöthig und ohne Aderunterbindung möglich ist, dient dazu der sogenannte Bossist.

1) Ueber die kleine Jagd, IV, 169; I. 69, der dritten Auflage.

2) Ich glaube, Goulard'sches Wasser oder kaltes Brunnenwasser mit Essig und Salz oft übergeschlagen, wirkt besser. a. d. W.

zertheilt, und dann mit der Einrichtung und dem Verbande vorgegangen werden. Man muß dahin sehen, daß der Hund sich ruhig halte und nicht bewege, damit desto eher eine Schwiele sich ansetzen kann. Der erste Verband darf unter 48 Stunden nicht abgenommen werden, es sei denn, daß der Hund starke Schmerzen empfindet, welches ein Zeichen ist, daß der Verband zu fest angelegt ist; da man denn nachsehen und dem Uebel abhelfen, auch den Verband bei großen Schmerzen öfters von außen mit Essig und Branntwein" (besser kaltes Wasser und Essig) „anfeuchten muß. Mit dem zweiten Verbande geht man nach 48 Stunden vor, legt dann nach 24 Stunden den dritten an, und fährt damit bis zur Heilung fort, welche binnen vier Wochen durch Verknorpelung zwar erfolgt, jedoch das Anlegen eines neuen, dem vorigen ähnlichen Verbandes immer noch räthlich macht; bis nach weitern 14 Tagen der Knorpel hinlängliche Festigkeit erhalten hat, um dem Hunde jede freie Bewegung gestatten zu dürfen."

§. 36. Wird ein Hund von einem giftigen Thiere gestochen oder gebissen, so ist Scarificiren der Wunde, Auswaschen derselben mit Salzsäure, die mit Wasser verdünnt wird, Auflegen eines mit spanischem Fliegenpulver bestreuten Heftpflasters und Unterhaltung der Eiterung durch eben dieses Mittel nöthig.

Dabei gebe man dem Patienten nichts als saure dicke Milch in Menge zu fressen.

Unter neun Tagen lasse man die Wunde nicht zuheilen.

Zum Naschen geneigte, frei umhergehende Hunde verbrühen sich oft, indem sie auf den Küchenherd springen und Fleischtöpfe umreißen, um sich den Inhalt anzueignen; andere werden von dem Gesinde aus Unvorsichtigkeit verbrüht.

Rohlwes verordnet für diesen Fall, man solle gleich auf frischer That die verletzte Stelle mit frischem Kuhmist bestreichen, dieses Verfahren während der ersten Stunde und bis dahin, wo die Entzündung und mit ihr der Schmerz nachläßt, recht oft, späterhin aller zwei Stunden wiederholen, bis die Entzündung gänzlich unterdrückt ist.

Als ein noch wirksameres Mittel empfiehlt besagter Schriftsteller: Kalkwasser und Baumöl, von einem soviel als vom andern, in einem Glase so lange umzuschütteln, bis das Gemisch eine zähflüssige weiße Salbe gibt; damit die verletzte Stelle aller fünf Minuten frisch zu bestreichen, bis Entzündung und Schmerz vertilgt ist.

Nach Ammon leisten Ueberschläge von Weinessig, auch von frischen geriebenen Kartoffeln, wenn sie, bis die Entzündung gewichen ist, oft erneuert werden, bei Hunden wie bei Menschen gute Dienste.

Das schnellwirkendste, zuverlässigste Mittel gegen Verbrennen und Ver-

brühen ist, nach des Verfassers vielfältigen Erfahrungen, nicht nur für Hunde, sondern auch für Menschen, selbst bei höchst ernstlicher Beschädigung und wäre sie auch früher vernachlässigt, der heilende und resolvirende Liquor des F. W. Gautzsch zu Tharand. Man braucht damit nur alle Viertelstunden ein mal die verletzte Stelle ganz dünn zu bestreichen, und kann ganz sicher sein, daß nicht nur der Schmerz und die Entzündung sehr bald weicht, sondern auch jede Brandwunde in möglichst kurzer Zeit heilt. Ebenso treffliche Dienste leistet dieser Liquor bei frischen Fleischwunden. Er ist zu haben in der sonst Heinrich Gräff'schen Buchhandlung zu Leipzig und bei dem Verfertiger. Das Glas zu 1 Loth kostet 2 Gr. (9 Kr. rhein.).

Uebrigens geht bei diesem wie bei jedem andern gegen Brandschaden angerühmten Mittel das Haar auf den verletzten Stellen für immer verloren.

§. 37. Hier folgt die Anzeige verschiedener Brechmittel:

1. Nieswurzabkochung oder Absud. Die Bereitung derselben ist schon im Capitel vom Hasen, §. 20, gelehrt worden [1]).

   Soll dieselbe als Brechmittel wirken, so muß der Hund sich nach dem Waschen lecken; um dies zu bewirken, tauche man einen Schwamm in den lauwarmen Absud und drücke ihn, etwa 12 Zoll hoch über den Kopf des Hundes gehalten, aus, sodaß die Flüssigkeit auf den Scheitel tröpfelt, und so ziehe man mit der Hand von da an immer weiter nach hinten, bis über das Kreuz. Meistentheils fängt der Hund augenblicklich zu lecken an; dann kann man, wo es die Umstände verlangen, zum Einreiben der Flüssigkeit an den übrigen Körpertheilen fortschreiten.

   Sollte der Patient aber gar keine, oder nicht hinlängliche Lust zum Lecken bezeigen, so gibt man ihm 6—8 Gran pulverisirter Nieswurz, welche in drei gleich schwere Pillen getheilt werden und von halbe zu halbe Stunde eine davon eingesteckt wird, bis Erbrechen erfolgt. Zuweilen scheint während der Wirkung des Mittels der Hund völlig lenden- und kreuzlahm zu sein; das läßt aber bald nach, und seine Mehlsuppe wird ihm am Abend gewiß noch gut schmecken.

2. Acht Gran weißer Nieswurz und ebenso viel Ipecacuanhawurzel pulverisirt, unter einander gemengt und zu 5—6 Pillen geformt. Von halbe zu halbe Stunde gibt man eine, bis Wirkung erfolgt. Man kann aber auch jedes allein und zwar 8 Gran Nieswurz, oder 10—15 Gran Ipecacuanha reichen; doch auch nicht auf einmal.

---

1) a. a. O. ist weiße Nieswurz (weißer Germer, Veratrum album) dazu verordnet; die schwarze Nieswurz (schwarzer Germer, Veratrum niger) soll jedoch, besonders in den Fällen, wo auf die Haut gewirkt werden muß, noch bessere Dienste thun.

3. Drei bis vier Gran Brechweinstein in einer halben Tasse warmen Wassers aufgelöst und von halbe zu halbe Stunde zwei Theelöffel voll eingegossen, bis der Hund sich erbricht [1]).

Auch hier will ich noch einmal bemerken, daß, wenn ein Brechmittel allzu stark den Hund anzugreifen scheint, der Wirkung desselben durch Einschütten von einem bis zwei Eßlöffel voll frischen Leinöls Einhalt geschehen kann.

§. 38. Verschiedene Abführungsmittel (Laxanzen):

1. Ein behaarter, in kleine Stücken zerschnittener Hasenbalg, vorzüglich ein frischer, in einem Maß Milch zu Brei gekocht, und lauwarm dem Hunde zu fressen gegeben, wirkt, meiner Erfahrung zufolge, gelinde und sicher; doch versteht es sich, daß dies nur der Fall bei Hunden sein kann, die noch einige Freßlust bezeigen.

   Von gemeinen Jägern habe ich auch gesehen, daß sie im Nothfall Borsten von einer alten Schuhbürste mit sammt darin hängender Schmiere sehr klein schnitten und in Butter brateten. Der Hund leckte dies freilich nicht eben appetitliche Gericht gern auf, und das Mittel wirkte gut.
2. Gummi guttae 12 — 15 Gran, wirkt zuverlässig, aber sehr stark.
3. Jalappenwurzelpulver 20 — 30 Gran und Rhabarber 10 — 15 Gran, mit Butter zur Pille geformt und eingesteckt, thut immer gute Dienste.
4. Weinsteinsalz 1 Quentchen,
   Pulverisirte Aloë 2 Scrupel,
   — — Alantwurzel 3 Quentchen,
   Wachholderbrei oder Runkelrübensyrup so viel als erforderlich, um Pillen, die für Mittelhunde die Größe einer mittelmäßigen Haselnuß haben, für schwächere aber verhältnißmäßig kleiner sein müssen, daraus zu fertigen.

   Von diesen Pillen alle drei Stunden drei bis vier Stück zu geben, bis Lariren erfolgt [2]).

   (Wirkt sehr gut und greift doch nicht übermäßig an.)
5. Rhabarber 25 — 30 Gran und Glauber- oder Seidschützer Salz, 10 — 15 Gran, in gebackene Pflaumen oder Pflaumenmuß gewickelt, ist mit Nutzen bei Fällen zu geben, wo der Kranke Hitze hat.
6. Zerfallenes Glaubersalz 1 Loth,
   Rhabarber $^1/_2$ Quentchen,
   Sennesblätter 10 Gran,

1) Keine Arznei wirkt bei Hunden glücklicher und schneller als das Brechmittel; bei keiner muß man aber vorsichtiger mit der Gabe sein. Deshalb hier noch einmal die Bemerkung, daß die oben angezeigte Dosis auf einen mäßig starken Hühnerhund und auf andere Racen von gleicher Stärke berechnet ist. Dachshunde u. dergl. vertragen kaum die Hälfte.

2) Nach Donauer's Vorschrift in Laurop's Annalen, Bd. 4, Hft. 1, S. 73, Nr. 1.

Cremor tartari 10 Gran, gemiſcht und in Pillenform oder als Latwerge gegeben, bewirkt gelindes Laxiren und greift gar nicht an [1]).

§. 39. Vorſchriften für Klyſtiere:

1. Abgeklärte Hafergrütze oder lauwarme Milch, ſo viel als die Spritze faßt, wozu ein Eßlöffel voll Leinöl gerührt wird. Dies iſt das am wenigſten Reizende.
2. Sennesblätter 3 Quentchen,
   Kamillen und
   Eibiſchkraut, von jedem drei Hände voll,
   Aniſſamen (zerſtoßen) 1 Loth.
   Alles in einem Aufguß von einem Maß Kofent oder Bier gekocht, und wenn dieſes abgeſeihet worden, einen halben Eßlöffel voll Küchenſalz und 2 Loth Leinöl hinzugerührt.
3. Kamillenknospen eine Hand voll,
   Eibiſchwurzel und
   Fenchelſamen, von jedem 1 Loth, in einem Maß (2 Pfund) Waſſer gekocht, durchgeſeihet und 2 Unzen Leinöl, ingleichen, wenn es etwas reizen ſoll, einen halben Eßlöffel Salz hinzugefügt
   Nr. 2 und 3 thut in Koliken ſehr gute Dienſte, beſonders wenn ſtatt des Salzes in jedes Klyſtier 10—15 Tropfen von der Opiumtinctur gemiſcht werden.
4. Kümmelſamen und
   Polychreſtſalz, von jedem 2 Loth, in Waſſer gekocht, durchgeſeihet und 2 Loth Oleum chamom. coct. nebſt 2 Unzen Olivenöl hinzugethan.
5. Ein halbes Loth Seife und 1 Quentchen Aniſöl in Milch gekocht, und eine mäßige Quantität Syrup und Salz hinzugethan. (Iſt reizend.)
6. Kamillenblumen 2 Loth,
   Eibiſchwurzel und
   Fenchelſamen, von jedem $^1/_2$ Loth,
   Mohnköpfe (grün abgeſchnittene, getrocknete) 1 Loth, in 2 Pfund Waſſer gekocht, durchgeſeihet und zwei Eßlöffel Baumöl hinzugeſetzt.

Iſt, ohne zu reizen, erweichend, krampf- und ſchmerzſtillend, alſo bei Kolik und bei andern Entzündlichkeit anzeigenden Fällen vorzüglich zu wählen.

Alle obige Klyſtiere ſind lauwarm zu geben. Der Stempel darf dabei nicht in Einem fort, ſondern in kleinen Abſätzen in den Spritzencylinder hineingeſchoben werden.

1) Auch hier iſt die Gabe auf Hunde von mittlerer Stärke berechnet.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

R
S

YC43485 ~~YC 12181~~

701566

SK35

W5

V.1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY